



Ger. Lit.

Deutsche Rundschau

Herausgegeben von Bruno Hake

Band CLXVI

(Januar — Februar — März 1916)



Berlin

Verlag von Gebrüder Paetel
(Dr. Georg Paetel)

164402
29. 8. 1916

Amsterdam, A. Dupont. Meulenhoff & Co. — Athen, Eleftheroudakis & Barth. — Barcelona, Libreria nacional y extranjera. — Basel, Basler Buchhandlung Ad. Geering. Georg & Co. — Boston, Eastor & Co. — Budapest, Grill's Hofbuch. Friedr. Kilians Nachfolger. — Buenos-Aires, J. Deuser. van Woerden & Cla. — Buzarest, Socec & Co. — Chicago, A. Kroch & Co. — Dorpat, J. G. Krüger. — Genf, Georg & Co. — Johannesburg (Süd-Afrika), Herrmann Michaelis. — Kairo, F. Diemer Nachf. — Konstantinopel, Otto Keil. — Kopenhagen, A. F. Hoest & Sohn. Lehmann & Stage. C. A. Reibel. — Kristiania, Cammermeyers Boghandel. — Liverpool, Charles Scholl. — London, Dulau & Co. D. Nutt. Siegle & Co. Williams & Norgate. — Luzern, Prell & Co. — Lyon, S. Georg. — Madrid, Libreria nacional y extranjera. — Mailand, A. Hoepli. — Moskau, J. Deubner. Gesellschaft M. D. Wolff. Alexander Lang. Gutthoff'sche Buchh. — Neapel, Deffen & Kocholl. — New-York, The International News Company. G. E. Stechert & Co. E. Steiger & Co. B. Westermann & Co. — Odeffa, Emil Bernde's Buchh. — Paris, W. Fischbacher. Haar & Steinert. S. Le Soudier. — Petersburg, Gesellschaft M. D. Wolff. A. Zäler. R. L. Rider. — Philadelphia, Schaefer & Koradi. — Porto-Alegre, Krabe & Cla. — Reval, Kluge & Ströhm. Ferd. Waffermann. — Riga, C. Brubns. J. Deubner. Jond & Poliwsky. N. Kymmels Buchh. W. Meitn & Co. — Rom, Loescher & Co. Hofbuch. — Rotterdam, W. J. van Sengel. S. A. Kramers & Sohn. — Shanghai, Max Höppler & Co. — Stockholm, C. E. Frize'sche Hofbuch. — Valparaiso, C. F. Nemeyer. — Warschau, E. Wende & Co. — Wien, Bedt'sche Hofbuch. (A. Söldner). Wilh. Braumüller & Sohn. Wilh. Fried. Gerold & Comp. Manz'sche I. I. Hof- u. Univ.-Buchh. Moritz Perles. Zeitungsbureau S. Goldschmidt. — Yokohama, Geiser & Gilbert. Winkler & Co. — Zürich, Adolf Würdele. C. M. Ebel. Meier & Ehrat. Rascher & Cie. Schultzeß & Co. E. Speidel & Wurzel.

Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift unterfällt.
Übersetzungsrecht vorbehalten.

AT
30
D4
T 1166

Inhaltsverzeichnis

zum

Hundertsechszundsechzigsten Bande (Januar März 1916).

	Seite
Ernst Günther Herzog zu Schleswig-Holstein. Selbstverwaltung und Kriegswirtschaft	a
Franz Fromme. Zur englischen Entwicklung. Eine warnende Betrachtung germanischer Wege	1
Karl Loth. Fürst Karl Joseph von Liane. 1734—1814.) Der arbeiter elegantiarum des achtzehnten Jahrhunderts	17
August Strindberg. Der Friedlose. Trauerspiel in einem Akt	37
Hans von Müller. Drei Arbeiten Ernst Theodor Hoffmanns aus den ersten Regierungsjahren Friedrich Wilhelms III.	57
Hermann Freiherr von Egloffstein. Carl Veruchs Tagebuch vom Wiener Kongreß. IV (Schluß)	86
H. Prehn-v. Dewitz. Juan Chi Kai	116
Graf Ilja Tolstoi. Meine Erinnerungen. (Fortsetzung) IV	126
A. von Janson. Das Volk in Waffen einst und jetzt	140
Heinz Amelung. Scharnhorsts Briefe	152
Literarische Notizen	155
Literarische Neuigkeiten	159
Franz Fromme. Die Bedeutung einer plämischen Hochschule	161
Joachim Kühn. B. B. Eybraims Pariser Geheimsendung von 1790/91. Das Ende einer politischen Legende	171
Gottfried Fitzbogen. Klovskod der Patriot und Revolutionär	192
Carl Busse. Kruski. Eine Erzählung aus dem Kriege. I.	217
Wolfgang Stammeler. Aus Gellers Briefwechsel	237
Graf Vay von Vaya und zu Lustod. F. A. S. M. — A. P. Nordamerikas imperialistische Bestrebungen	250
Graf Ilja Tolstoi. Meine Erinnerungen. V (Schluß)	266
Gustav Ernest. Berliner Musikleben	292
Harry Mayne. Eine neue Biographie Gottfried Kellers	305
Literarische Notizen	307
Literarische Neuigkeiten	319

Fortsetzung umflehend

Inhaltsverzeichnis

	Seite
Alfredo Hartwig. Japan und Nordamerika	321
Ernst Müsebeck. C. M. Arndt in den politischen Strömungen nach den Freiheitskriegen	346
Carl Busse. Krupski. Eine Erzählung aus dem Kriege. II (Schluß) .	363
Mathieu Schwann. Wie die Franzosen sich zum Kriege stimmten	383
Josef Krauter. Die Politik Oesterreichs im griechischen Frei- heitskampfe 1822—1829. I.	400
Berthold Lizmann. Goethes „Euphrosyne“. Ein Erlebnis und seine Gestaltung	414
Hermann Freiherr von Egloffstein. Erinnerungen an den bul- garischen Hof	439
Gottfried Fittbogen. Vom Preußentum	466
Literarische Notizen	472
Literarische Neuigkeiten	479

Selbstverwaltung und Kriegswirtschaft.

Von

Ernst Günther Herzog Schleswig-Holstein.

Der Weltkrieg, welcher die Völker zu einer Anspannung aller ihrer Kräfte in einer Weise gezwungen hat, wie dies noch nie der Fall war, hat auch Forderungen an uns gestellt und Gesichtspunkte in den Vordergrund treten lassen, welche uns vordem minder wichtig schienen, auch bisher nicht der öffentlichen Behandlung unterlagen. Es wird ja wohl von keiner Seite bestritten, daß unsere wirtschaftliche Rüstung nicht annähernd der militärischen Vorbereitung und unserer Mobilisierung entsprochen hat. Ich will an dieser Stelle nicht näher darauf eingehen, worauf dieser Mangel zurückzuführen ist. Nach dem Kriege wird sich hierfür noch genügend Gelegenheit finden, sowohl im Wege der Erörterung in der Presse wie auch im Parlament. Nur auf das eine möchte ich hinweisen, wie besonders auffallend es ist, daß in unserem wohlgeordneten deutschen Reich, wo fast jeder Zweig unserer Volkswirtschaft eine besondere ressortmäßige Vertretung hat, und wo meist nicht nur eine Behörde, sondern vielfach eine ganze Reihe von Behörden sich mit derselben Angelegenheit zu befassen hat, für die eigentliche wirtschaftliche Vorbereitung zum Kriege die bestimmte verantwortliche Stelle nicht vorhanden war.

Unser wirtschaftliches und politisches Leben findet, außer in Parlament und Presse, in den staatlichen Organen, in der Provinzialverwaltung und ferner in der Selbstverwaltung der Städte und der Kreise seinen Ausdruck. Der Begriff der Selbstverwaltung ist uns in erster Linie von England übernommen. Der 13. Dezember 1872 bezeichnet dann die Geburt unserer jetzigen Preussischen Kreisordnung. Die Preussische Städteordnung geht auf den 19. November 1808 zurück; ferner fanden 1831, 1853 und 1867 Revisionen beziehungsweise Neuordnungen statt.

Wenn wir nun die Entwicklung unseres Wirtschaftslebens an Hand dieser Körperschaften betrachten, so ist die größte Umwälzung der früheren Verhältnisse wohl durch die Abwanderung der Bevölkerung vom flachen Lande und ein Zusammenströmen in die Städte hervorgebracht worden. Die Stein-Hardenbergsche Gesetzgebung und die weitere Entwicklung hatten ja natur-

gemäß hierzu geführt; Gemeinden, welche außerhalb ihrer nächsten Umgebung fast unbekannt waren, wuchsen in phantastischer Weise an. Sie erlangten den Charakter als Städte; kleine Landstädtchen entwickelten sich zu ungeahnter Größe, und die Stadtvertretungen selbst sahen sich Aufgaben gegenüber, deren Möglichkeit jeder vor kurzem noch bezweifelt hätte. Natürlich ward diese Entwicklung durch den industriellen Aufschwung begünstigt.

Wie verhielten sich nun Staat und Gemeinden gegenüber diesen Aufgaben? Auf dem Gebiet der Armenpflege, der Schulen, der Kanalisation, des Verkehrswesens usw. wurde gewiß viel geleistet; ein Gebiet, und eines der wichtigsten, blieb aber lange Zeit hindurch fast unbeachtet: es war dies die Verpflichtung der Kommunen zur Anlage von Kleinwohnungen, mit anderen Worten: die Unterbringung der zusammenströmenden Massen. Frankfurt a. M. unter seinem verdienstvollen Oberbürgermeister, späteren Minister von Miquel war eine der ersten Stadtvertretungen, die mit Energie an dieses Problem herantrat und dem Recht der Städte auf Nutzung der Kräfte dieses Zustroms und ihrer Fähigkeit als Steuerobjekt die Pflicht gegenüberstellte, für gesunde Wohnungen zu sorgen, welche auch zu einem erschwinglichen Preise den betreffenden Bewohnern Angemessenes bieten konnten.

Im Anfang hatte man dieses Gebiet ausschließlich dem Spekulantentum überlassen. Die Besitzer von Grundstücken errichteten auf denselben Mietskasernen, meist nur geleitet von dem Gesichtspunkt der möglichst hohen Bewertung und Ausnutzung ihrer Grundstücke. Der Grundstücksmarkt erzielte fabelhafte Gewinne; die nächste Umgebung dieser Städte warf den Besitzern oder Grundstücksspekulanten mühelos Millionen in den Schoß, und dabei spotteten die sanitären und sittlichen Verhältnisse vielfach jeder Beschreibung. Allmählich rafften sich Staat und Gemeinde zu gesetzlichen und Verwaltungsmaßregeln auf, indem ein gewisser Luftraum vorgeschrieben wurde im Verhältnis zur Bewohnerzahl, das Schlafstellenwesen beschränkt werden sollte und baupolizeiliche Vorschriften nach Möglichkeit zur Abhilfe herangezogen wurden. Doch auch jetzt noch bleibt auf diesem Gebiete sehr viel zu tun übrig. Vor dem Kriege, in der Zeit des industriellen Aufschwungs, wäre es vielleicht möglich gewesen, auf den industriellen Unternehmer einen Teil dieser Lasten abzuwälzen, indem staatlicherseits von demselben gefordert worden wäre, daß bei der Schaffung eines neuen industriellen Betriebes der Nachweis der genügenden Kleinwohnungen, welche auch den sanitären Anforderungen entsprächen, erbracht wird. Nach dem Kriege und nach Durchführung unserer sozialen Gesetzgebung wird eine derartige Anforderung sich kaum verwirklichen lassen. Denn es ist klar, daß neben den sonstigen Vorteilen diese Gesetzgebung jetzt schon für unsere Industrie den Konkurrenzkampf gegenüber anderen Ländern schwieriger gestaltet, wo die Produktionskosten, namentlich im Hinblick auf das Menschenmaterial, geringer sind als bei uns. Und es ist ein Trugschluß, wenn man annimmt, daß diese Belastung sich ohne

Selbstverwaltung und Kriegswirtschaft

weiteres hinaufschrauben läßt. Sie trifft in ihrer letzten Konsequenz den erwerbenden Arbeiter selbst. Sieht sich der industrielle Unternehmer Löhnen oder Produktionskosten gegenüber, welche ihm einen Gewinn nicht mehr als möglich erscheinen lassen, so wird er mehr und mehr den Versuch machen, die menschliche Kraft durch Maschinen zu ersetzen, um dadurch seinen Betrieb mit weniger Menschen fortzuführen; und so bleiben den Betrieben nur die Spezialisten der Arbeiter, die hoch verlohnt werden, und die billigere Arbeitskraft der ungelerten Arbeiter erhalten, während der mittlere Stamm des durchschnittlich gut bezahlten Arbeiters mehr und mehr verschwindet. Das führt in letzter Konsequenz zur Abwanderung dieses Arbeiterelements, das gerade für den Staat und die Gemeinde von allergrößter Wichtigkeit ist.

Werfen wir nun einen Blick auf die sonstige Entwicklung der Kommune in wirtschaftlicher Beziehung. Viele unserer Städte verfügen seit altersher über einen großen Grundbesitz. Derselbe ist aus den verschiedensten Ursachen entstanden. Bei einem großen Teil der östlichen Städte besteht derselbe in ausgedehnten Wäldern, bei anderen wiederum in landwirtschaftlich genutzten Flächen. Außerordentlich wenige dieser Städte betreiben die Landwirtschaft in eigener Regie. Nur die Hauptstadt Berlin und einige andere Großstädte machen hiervon eine Ausnahme, hauptsächlich geleitet durch die Notwendigkeit von Kanalisationsanlagen, Entwässerung oder der Abfuhr ihrer Fäkalien.

Das Kriegsjahr 1914/15 hat uns gezeigt, welche Schwierigkeiten sich der schnellen Zuführung der landwirtschaftlichen Produkte nach den Großstädten entgegengestellt haben. Welchen Verlauf hätte nun die Entwicklung genommen, wenn jene Städte ihren Besitz selbst bewirtschaftet hätten? Und wie wäre die Preisbildung beeinflusst worden, wenn nicht nur die Städte, sondern der größte Grundbesitzer, der Staat und das Kronfideikommiß, die in seiner Hand befindlichen Güter und Domänen selbst genutzt haben würden, anstatt dieselben durch die Bank zu verpachten? Die Möglichkeit war dann gegeben, daß sowohl der Staat, das Kronfideikommiß und die Städte in einer Zeit der allgemeinen Anspannung und Teuerung auf einen Teil ihrer Renten verzichteten, um der Bevölkerung billigere Nahrungsmittel zuzuführen und die Versorgung der großen Städte, namentlich der eigenen Stadt, schneller in die Wege zu leiten, als dies jetzt auf dem umständlichen Wege geschehen ist, den wir durch die Reichsgetreidegesellschaft und die sonstigen ad hoc geschaffenen Stellen beschreiten mußten.

In Friedenszeiten würde einem derartigen künstlichen Preisdruck gegenüber die Anschauung des unlauteren Wettbewerbs nicht auszuschließen sein, denn eine Reihe Existenzen könnten durch denselben vernichtet werden. Es ist aber die Frage wohl in bejahendem Sinne zu beantworten, ob während des Krieges, abgesehen von den sonstigen Vorteilen, das Nationalvermögen bei solcher Entwicklung nicht in höherem Maße erhalten geblieben wäre,

als dies jetzt in den beiden Kriegsjahren der Fall gewesen ist; denn erstens wurde, wie dies wohl allgemein zugestanden wird, die Ware auf dem Wege der Reichsgetreidegesellschaft naturgemäß bedeutend verteuert, und das Hin- und Herschieben derselben von Ost nach West und innerhalb der einzelnen Provinzen hätte nicht in dem Umfang zu erfolgen brauchen, wie dies jetzt geschehen ist. Es ist natürlich nur durch eine genaue statistische Berechnung festzustellen, ob ein Eingreifen der Reichsregierung trotzdem notwendig gewesen wäre, indem das Quantum der Ernten bestimmt würde, welches aus dem Domänen- und dem Kronfideikommißbesitz, sowie dem der Städte jährlich gewonnen wird. Diese Errechnung müßte erbracht werden aus den vorerwähnten Besitzungen Preußens und der Bundesstaaten; desgleichen müßte der Verbrauch der größeren Städte ermittelt werden. Es steht ferner zur Erwägung, ob hierdurch die Beschlagnahme und die Festsetzung der Höchstpreise hätte vermieden werden können.

Auf dem Gebiet der Regalien des Kohlenbergbaues wird angenommen, daß der Staat preisregulierend wirken soll, und beim Kalibergbau greift derselbe ebenso als größter Besitzer und Unternehmer in den Welthandel ein. Demgegenüber bleibt die Tatsache überraschend, daß auf dem wichtigsten Gebiet, der Versorgung des Volkes mit Lebensmitteln, eine Wirtschaftsrichtung verfolgt wird, welche den Staat jedes Einflusses sowohl auf diesen Handel wie auch auf die Ernährung des Volkes beraubt und seine Wirtschaftsart nur nach fiskalischen Gesichtspunkten leitet.

Es soll hier nicht etwa einer Vernichtung des außerordentlich tüchtigen Domänenpächtertums das Wort geredet werden, eines Standes, der wie jeder andere seine volle Berechtigung hat und der zweifellos besonders tüchtige deutsche Staatsbürger hervorbringt. Das Richtige liegt, wie so oft, wahrscheinlich in der Mitte, indem es wünschenswert erscheint, daß solche Domänen oder städtische Güter, welche den Großstädten am nächsten gelegen sind, vom Staat oder den Städten selbst verwaltet werden, während in den dünnbevölkerten Gegenden das Bedürfnis in dieser Beziehung geringer ist. Ich glaube aber, daß auch vom agrarischen Standpunkt aus in Friedenszeiten ein Preisdruck, welcher durch den Staat und die Kommunen in Zeiten der Teuerung ausgeübt werden sollte, kaum unter dem Gesichtspunkt des unlauteren Wettbewerbs betrachtet würde. Denn der Landwirtschaft liegt meist nichts oder verhältnismäßig wenig an hohen Preisen, die Landwirtschaft wünscht in erster Linie konstante Preise; und ebenso würden Staat und Kommune schon in Zeiten eines rapiden Fallens auf eine Stabilisierung dieser Preise einwirken können.

Die industriellen Betriebe werden nach den Erfahrungen dieses Krieges wahrscheinlich zu einer Art Juliussturm der Rohstoffe und der für den Kriegsfall notwendigen Produkte kommen, also voraussichtlich dahin, daß der Nachweis eines bestimmten Lagers von den Industriellen verlangt wird, vielleicht

Selbstverwaltung und Kriegswirtschaft

unter einer mäßigen Zinsgarantie des Staates. Würden nicht die städtischen und staatlichen Domänen sich in erster Linie dazu eignen, auch landwirtschaftlich größere Läger zu halten, die nur im Falle der Teuerung oder im Kriegsfall sich öffneten? Unsere Staatseisenbahnen verfahren ja auch dementsprechend mit ihren Kohlenreserven. Doch dies sind Zukunftsprobleme, und wir wollen uns jetzt in erster Linie mit den wirtschaftlichen Gesichtspunkten der Selbstverwaltung befassen.

Zweifellos ist es heutigen Tags auch für die Städte nicht immer leicht, das städtische Budget balancieren zu machen, und würde der Weg, der hier skizziert worden ist, gerade in Kriegszeiten zu einer erheblichen Belastung der Städte führen müssen. Aber auch die Wirtschaftspolitik, welche wir in den beiden letzten Kriegsjahren verfolgt haben, hat außerordentliche Anforderungen an die Städte gestellt. Ich erinnere nur an die zwangsweisen Kartoffelankäufe, sowie an die Schweinebeschaffung und -abschlachtung. Diese Maßregeln wirkten viel einschneidender, und ein viel größeres Quantum des Nationalwohlstandes ist hierdurch verdorben und verloren gegangen. Dies wäre nicht geschehen, wenn schon im Frieden erprobte Einrichtungen hätten als Grundlage für den Kriegsfall dienen können.

Eine Selbstbewirtschaftung wird in vielen Fällen für den Staat und für die Kommune teurer sein, als eine Verpachtung. Im Prinzip ist dies an sich nicht notwendig, doch de facto würde die Selbstbewirtschaftung die Kosten meist erhöhen, da die gegen den Besitzer gestellten Ansprüche gewöhnlich höher sind, als die, welche dem Pächter gegenüber geltend gemacht werden. Auf der anderen Seite aber wird bei einer Selbstbewirtschaftung oft der Grund und Boden zu einer größeren Blüte und intensiveren Ausnutzung gelangen, weil größere Investierungskapitalien zur Verfügung stehen und Anwendung finden.

Es ist so oft das Schlagwort des Latifundienbesitzes geprägt worden, welches bei uns eine ganz falsche Anwendung findet. Der Begriff der Latifundien ist dem früheren römischen Staat entnommen, wo sehr oft der einzelne Besitzer überhaupt nicht auf seinem Grund und Boden wohnte, denselben Generalpächtern überließ, welche diesen wiederum in Aflterpacht weitergaben und hierdurch der Erpressung Tür und Tor öffneten. Derartige Verhältnisse kommen ja zum Glück bei uns fast gar nicht vor. Aber im Vergleich zu dem Privatbesitzer, der doch meist einen Teil selbst bewirtschaftet oder seinen Besitz vielfach direkt in kleinen Parzellen vergibt, erscheint der Staat und die Stadt in höherem Maße als Latifundienbesitzer dem Privatmann gegenüber, denn Staat und Stadt verpachten fast immer, sie stehen also in einem viel geringeren Kontakt mit ihrer ländlichen Bevölkerung.

Die Kriegsjahre haben bei dem schönen, allgemeinen patriotischen Aufschwung des Volkes doch wiederum manche Begriffsverschiebung gezeitigt. Die Landwirtschaft hat es sich ohne weiteres als notwendige Maßregel ge-

fallen lassen, daß ihre Ernte und damit ihre so notwendigen Futtermittel beschlagnahmt werden zugunsten der Ernährung der städtischen Bevölkerung. Und der Städter hat im allgemeinen diese Maßregel als natürlich angesehen, weil er das Recht auf Ernährung vom Staate fordert, ein Recht, welches der städtischen Bevölkerung zweifellos zusteht. Nur fragt es sich, ob diese Pflicht nicht in erster Linie von der Kommune und vom Staat verlangt werden kann und nicht, wie dies geschehen ist, auf Kosten des ländlichen Privatbesitzes. Wie würde dem Städter das Verlangen erscheinen, wenn die ländliche Bevölkerung in Kriegzeiten das Unsinnen an die Städte stellte, daß die Herren Stadtverordneten, Staatsbeamten, Geheimräte usw. und diejenigen Beamten und Industriellen, welche vom Militärdienst als unabhkömmlich reklamiert sind und infolgedessen ihrer Heerespflicht nicht genügen können, einige Tage der Woche für die ländliche Bevölkerung den Acker bestellen müßten, um die notwendigen Feldfrüchte für die Ernährung herbeizuschaffen? Ein derartiges Petitum würde als Hirngespinnst einer kranken Phantasie angesehen werden. Und dennoch hätte diese Anforderung vielleicht mehr Berechtigung, — auf Grund dessen, daß durch unsere Entwicklung die ländlichen Elemente durch Jahrzehnte in die Städte geflossen sind, — als das Begehren, im Kriegsfall die ländlichen Produkte des Privatbesitzers ohne weiteres zugunsten der Kommune zu beschlagnahmen, ohne Rücksicht darauf, ob der Landwirt in Zukunft sein Vieh ernähren kann oder nicht.

Die anormalen Verhältnisse dieser Kriegsjahre haben ja auch derartige Zwangsmaßnahmen gerechtfertigt erscheinen lassen. Aber wir möchten für die Zukunft doch dem Recht der Bevölkerung auf eine billigere Ernährung die Verpflichtung des Staates und der Kommune entgegenstellen, für diese in erster Linie zu sorgen. Zweifellos ist es für die Stadtvertretungen nicht angenehm, wenn die Klage über hohe Fleisch- oder Brotpreise sich direkt gegen sie als Erzeuger richtet. Die Stadt ist aber in mancher Beziehung leichter befähigt, bei einer sparsameren Beaufsichtigung ihrer Abfälle große Schweinemästereien einzurichten, als dies dem Privatmann gelingen dürfte. Es ist ja sowohl in der Presse, wie auch innerhalb vieler wirtschaftlicher Verbände der Streit darüber entstanden, ob die Landwirtschaft trotz dieser Verhältnisse in den Kriegsjahren erhebliche Gewinne durch die Preissteigerungen der Lebensmittel erzielt hat. Und dieser Streit hat an manchen Stellen trotz des Burgfriedens wenig erfreuliche Formen angenommen. Die Steuerveranlagungen der nächsten Jahre werden hierüber Klarheit schaffen. Es ist ja möglich, daß gewisse Betriebe, welche vor allen Dingen auf den Einnahmen aus Getreide und Kartoffeln basieren, Vorteile erzielt haben, namentlich die sogenannten „viehlosen“ Wirtschaften. Aus meinen eigenen Besichtigungen kann ich konstatieren, daß diejenigen Wirtschaften, welche im wesentlichen auf Weidetrieb basieren und im Winter einen sehr großen Zuschuß an Kraftfutter beanspruchen, mit einer sehr bedeutenden Unterbilanz abgeschnitten haben, die

Selbstverwaltung und Kriegswirtschaft

gemischten Betriebe mit einem verhältnismäßig schwächeren Viehstand und der normalen Zahl von Acker und Wiese bezüglich der Rente das ähnliche Bild zeitigten, wie vor dem Kriege. Dabei ist natürlich die Entwertung nicht zum Ausdruck gekommen, welche durch den geringeren Düngungszustand und die Minderernährung des Viehstapels hervorgebracht wird. Diese läßt sich nur nach dem Kriege annähernd schätzen.

Unsere Bodenreformer sehen ja das Heil des Staates vielfach in erster Linie in einer Aufteilung des größeren ländlichen Privatbesitzes in Bauernland. Zweifellos bildet der Bauer das Rückgrat des Staates, und ein blühender Bauernstand muß nach wie vor eine der ersten Sorgen der Regierung und derjenigen sein, die am öffentlichen Leben mitarbeiten. Doch dürfte die ausschließliche Schaffung von Bauernland gleichfalls Nachteile zeitigen, und es gibt auch eine Rehrseite der Medaille. Es fehlt an Vorbildern für eine intensive Bodenbewirtschaftung durch Maschinen; das Genossenschaftswesen kann sich nicht in dem Maße entwickeln, und namentlich gelangt die Führerschaft meist in Hände, welche mit den ländlichen Verhältnissen in einem loseren Zusammenhang stehen; vielfach ersetzt der Advokat in der Stadt die politische Leitung, abgesehen von mancherlei anderen Nachteilen. So wäre es im Osten ein entschiedener Fehler, wenn der mittlere Grundbesitz vollständig verschwinden würde. Die östlichen Verhältnisse haben sich historisch ganz anders entwickelt, als es im Westen der Fall ist; und wenn auch in manchen Gegenden ein politischer Gegensatz zwischen bäuerlichen und Großgrundbesitzern besteht, so ist doch der wirtschaftliche Kontakt auf dem Lande meist ein viel innigerer, als dies nach außen hin erscheint. In den letzten Jahren sind verschiedentlich Domänen aufgeteilt und der Ansiedlung erschlossen worden. Es ist dies gewiß verdienstvoll und vorteilhaft, namentlich in solchen Gegenden, wo es gelingt, ein tüchtiges Ansiedlertum hervorzubringen und auf der Scholle mehr lebensfähige Existenzen zu schaffen, als dies vordem der Fall war. Trotzdem wäre es ein Fehler, in allen Fällen in dieser Richtung fortzuschreiten, schon aus den Gründen, die ich vorher ausgeführt habe, ferner mit Rücksicht auf die Ernährung der städtischen Bevölkerung.

Wie schon vorher erwähnt, besitzt der größte Teil der östlichen Städte ausgedehnte Kommunalwaldungen. Es dürfte sich entschieden empfehlen, daß manche dieser Städte sich eines Teiles dieser Waldungen entledigten und dafür landwirtschaftliche Güter erwürben. Die Ausdehnung der Waldungen übersteigt vielfach fünftausend Hektar; es gibt sogar kommunale Waldungen, welche zwanzig- und fünfundzwanzigtausend Hektar übersteigen. Wenn man die Waldung als Lunge der Stadt betrachtet, so ist dieselbe naturgemäß für die Stadt sehr vorteilhaft, und die Schönheit der Gegend muß gleichfalls in Betracht gezogen werden. Hierfür genügen aber Waldungen von zweitausend Hektar Größe schon vollauf; solche, die dieses Maß über-

steigen, werden vom allgemeinen Gesichtspunkte aus nicht als notwendig angesehen werden können.

Die städtischen Waldungen werden ja meist von den Städten selbst administriert, und die Einnahme aus denselben ist einigermaßen sicher, stellt aber keine außerordentlich hohe Verzinsung dar. Vom rein fiskalischen Standpunkt des städtischen Budgets könnten Landgüter gegebenenfalls eine höhere Verzinsung geben, als die Einnahmen aus den Wäldern gewähren. Ein besonderer Grund, warum die Städte sich nicht von einem Teil dieser Waldkomplexe trennen sollten, dürfte nicht vorliegen.

Wenn wir einen Blick werfen auf die Selbstverwaltung der Kreise und der ländlichen Gemeinden, so dürfte sich hierüber ja auch außerordentlich viel sagen lassen. Natürlich sind auch auf dem Lande die Verhältnisse vielfach nicht ideal, namentlich mit Bezug auf die sanitären Anforderungen wie Wasserentnahme, Wasserleitung und Abflüsse in die Wasserläufe; alle diese Dinge liegen oftmals sehr ungünstig. Der hohe Steuersatz bei vielen kleinen Gemeinden, welcher jetzt schon oft zweihundert Prozent beträgt, macht dieselben unfähig, Verbesserungen nach dieser Richtung vorzunehmen. Und nur mit Hilfe des Staates oder der Provinz kann eine Änderung erreicht werden; doch hierfür fehlen meist die öffentlichen Fonds. Trotz alledem ist die Fülle an frischer Luft und die verhältnismäßige Billigkeit des Grund und Bodens ein Heilmittel gegenüber den hier auftretenden Schäden im Gegensatz zu den überbevölkerten Arbeiterquartieren der großen Städte.

Mit größter Anerkennung muß man der Leistungen der Gemeindevorsteher gedenken. Es ist geradezu erstaunlich, welche Arbeit denselben zugemutet wird und was sich tatsächlich als Leistung ergibt. Denn ihre Bildung ist doch in den meisten Fällen die eines mittleren Volksschülers, und es werden Fragen an sie gestellt, welche das Hirn eines durch viele Examinationsstufen der hierarchischen Laufbahn gebildeten Beamten ausgeklügelt hat. Hiermit müssen sie sich abfinden. Der Schullehrer ist meist ihr einziger Berater, und trotzdem marschiert unsere Selbstverwaltung, und der gestrenge Landrat erhält ein Produkt zurück, mit dem er selbst die Regierung und die Herren Ministerialräte befriedigen kann. Das alles erscheint selbstverständlich, und daß der betreffende Gemeindevorsteher neben diesen schriftlichen Arbeiten, welche die Bildung eines Abiturienten mindestens voraussetzen, noch seine Wirtschaft besorgen muß und seinen Acker bestellen soll, darüber zerbrechen sich die Vorgesetzten am allerwenigsten die Köpfe. Es kommt daher ja auch außerordentlich oft vor, daß sich in einer Gemeinde keiner finden will, welcher die Bürde des Gemeindevorstehers auf sich nimmt. Doch schließlich wird es nach wie vor erreicht, und die materielle Belastung ist im Verhältnis zu der Leistung eine außerordentlich geringe.

Ich will mich hier über Amtsvorsteher, Kreistag und Kreisaußschuß nicht weiter auslassen. Auch hierüber ließe sich natürlich viel sagen. Wäre der

Selbstverwaltung und Kriegswirtschaft

Gutbesitzer im Osten nicht vorhanden, so würde es äußerst schwer sein, geeignete Persönlichkeiten in genügender Zahl zu finden, welche diesen Körperschaften in der bisherigen Weise angehörten oder vorständen.

Eine wichtige Aufgabe in der weiteren Entwicklung der Städte besteht in der richtigen Gewährung von Kartoffel- und Gemüseland an die minder bemittelte städtische Bevölkerung. Fast um alle unsere Großstädte dehnt sich ein Kreis von sogenannten Lauben aus. Dieselben folgen meist nicht einem lange vorher bezeichneten Plan, sondern Grundstücksbesitzer und Unternehmer suchen durch die Laube eine Verzinsung und Ausnutzung ihrer Bauterrains, die sich für die ländlichen Bearbeitungen im Großbetriebe nicht mehr eignen, oder weil sie wünschen, einen möglichst kurzfristigen Pachtvertrag abzuschließen. Doch gerade hierin liegt auf der anderen Seite eine große Gefahr. Es ist vielfach aufgeschütteter Boden, Land, welches sich ohne weiteres landwirtschaftlich gar nicht nutzen läßt, Terrains, denen erst eine Ackerkrume zugeführt werden muß, um von ihnen einen Ertrag wieder zu erlangen. Der kleine Mann rechnet sich nicht seine eigene Arbeit; er schleppt oft von weither Boden und Düngungsstoffe herbei, ebenso die Erfordernisse zur Errichtung einer Laube, einer Bewässerung und Sonstiges, welches ihm den Aufenthalt dort erträglich macht. Der Drang des Städters, doch ein Stückchen Boden zur Bearbeitung zu haben, zeitweise sich außerhalb der engen Straßen aufzuhalten, und vielleicht auch die Erinnerung an frühere Zeit, da er noch als Landarbeiter in innigerem Konnex mit der Scholle stand, lassen diese Laubekolonien in erster Linie entstehen. Denn der Preis, welchen der Betreffende für sein Laubengrundstück zahlt, steht oftmals in keinem Verhältnis zu dem Ertrag, welchen er aus demselben erzielt. Trotzdem kann es ja nur mit Freuden begrüßt werden, daß der Drang, ein solches Stück Land zu bearbeiten, noch bei den deutschen städtischen Arbeitern und Kleinbürgern vorhanden ist. Denn in gesundheitlicher Beziehung und aus ideellen Gründen ist eine derartige Abwechslung gegenüber dem täglichen Tagewerk natürlich vorteilhaft. Meist werden derartige Pachtungen, wie schon gesagt, außerordentlich kurzfristig abgeschlossen. Die Kündigung kann vielfach jederzeit Platz greifen, und die Räumung und der Abbruch des Laubengrundstücks muß dann meist möglichst schnell erfolgen. Das macht natürlich bei den davon Betroffenen oft sehr böses Blut. Abgesehen von dem wirklichen materiellen Verlust, welchen der kleine Mann hierdurch erleidet, ist der ideelle in seinen Augen oft noch ein viel größerer. Denn es ist seiner Hände Werk, welches im Umsehen zerstört wird; manche liebe Erinnerungen haben sich mit demselben verknüpft.

Wenige Maßregeln dürften soviel zu dem Umsichgreifen der Sozialdemokratie beitragen, als gerade die scheinbare Ungerechtigkeit, welche hiermit verknüpft ist. Warum erheben die Herren Sozialdemokraten, welche in manchen Stadtverwaltungen schon die Majorität erlangt haben, nicht hier-

gegen ihre Stimmen? Ist es darum, weil sie sich bewusst sind, daß gerade hierdurch so mancher in ihre Reihen geführt wird? Wenn sie es aber mit der Vertretung des kleinen Mannes ernst nehmen, so müßten sie doch die ersten sein, welche auf diese Schäden hinweisen! Gerade die Bauspekulation, welche mit eisernem Griff unsere Städte umgibt, zeitigt in erster Linie solche Verhältnisse, denn ihr ist natürlich daran gelegen, jederzeit ein Grundstück bebauungsfähig zu erhalten.

Auf dem Lande würde eine derartige Verpachtungsart sich von vornherein ausschließen. Es würden sich auch gar keine Reflektanten finden, abgesehen von der Ungerechtigkeit, welche von seiten des Vorpächters und des Pächters in einem solchen Abschluß gesehen würde. Und nur der Landhunger nach kleinen Stellen bei der minderbemittelten städtischen Bevölkerung macht derartige Zustände möglich.

Die Kriegsjahre 1914/15 haben ja auch auf diesem Gebiet eine bedeutende Erweiterung hervorgebracht. Fiskalische Gelände, welche für die Öffentlichkeit unberührt mit dem eisernen Wall der Unantastbarkeit durch viele Jahre gelegen haben, öffneten sich plötzlich der Allgemeinheit und wurden glücklicherweise vielfach der ärmeren Bevölkerung unentgeltlich zum Zweck des Kartoffelbaues überlassen. Auch selbst in den von uns eroberten polnischen Landesteilen ward von den Städten unter dem Druck der Verhältnisse oder aus eigenem Antrieb der Bevölkerung derartiges Terrain überlassen. Ja selbst Wälder sind niedergelegt worden, um den Eingeseffenen die Möglichkeit zu geben, den Anbau von Gemüse und Kartoffeln selbst zu betreiben. Es dürfte zweifelhaft sein, ob in allen Fällen ein Erfolg erzielt ist, denn der Boden, welcher durch Jahrzehnte, soweit es sich um Exerzierplätze handelte, festgetreten oder mit einer dicken Grasnarbe bedeckt war, läßt sich nur mit großer Anstrengung in kurzer Zeit urbar machen, und sind hierzu Quanten von Dünger notwendig, die vielfach nicht zu Gebote standen. Trotzdem wird es interessant sein, wie in der Zukunft mit diesem Lande verfahren wird; ob auch hier der kleine Mann gezwungen werden wird, das, was er an mühevoller Arbeit geleistet hat, in einigen Jahren wieder aufzugeben, ohne daß ihm eine Entschädigung für seine Arbeit zuteil wird. Der pekuniäre Gesichtspunkt kann ja natürlich nicht außer acht bleiben. Denn die Anforderungen, die an den Staat gestellt werden bei der Verzinsung unserer Kriegsanleihe und den sonstigen Notwendigkeiten nach dem Kriege, sind ja vorläufig noch nicht auszudenken. Trotz alledem erscheint es wohlthuender, wenn geleistete Arbeit ihre Entschädigung findet, als wenn unter dem Deckmantel der sozialen Fürsorge der arbeitscheue Drückeberger durch den Staat und die Allgemeinheit, also auf Kosten der anderen, unterhalten wird. Bei allen Vorzügen unserer sozialen Gesetzgebung kann diese Möglichkeit vielfach nicht ausgeschlossen werden, und das ist besonders bedauerlich. Denn ebenso hilfreich, wie vielfach gerade der kleine Mann der wirklichen Not gegenüber sich bewährt, ebenso

Selbstverwaltung und Kriegswirtschaft

scharf verurteilt er und erbittert ihn eine Prämierung der absichtlichen Faulheit eines anderen, der ihm auf der sozialen Leiter nahe steht.

In den modernen Massenquartieren sieht ja fast jede Familie der anderen in den Kochtopf. Die tausenderlei Kleinigkeiten des Lebens haben hier eine viel größere Bedeutung; sie unterliegen der allgemeinen Kritik und werden an den eigenen Verhältnissen gemessen. Daher auch die große Schwierigkeit der Fürsorge bei allgemeinen Kalamitäten. Jede Ungleichheit erregt den Zorn und Neid des anderen. Der Politiker ist so oft geneigt, große allgemeine Fragen als Motive von Volksbewegungen zu sehen; und es sind so oft die kleinen Misereen des Lebens, welche viel ausschlaggebender sind.

Die großen Gesichtspunkte werden oft von außen durch die Presse, durch die Agitatoren und Sonstiges erst hineingeworfen. Um so größer die Bedeutung der eigenen Scholle und des Einfamilienhauses. Ist eine Familie von der unmittelbaren Beobachtung des Nachbarn befreit, so wird die Reibungsfläche unwillkürlich verkleinert und die Anlässe zum Zwist und zur Unzufriedenheit vermindern sich.

Natürlich ist ein Ideal niemals zu erreichen. Alkohol, Tanzvergnügen und Sonstiges werden nach wie vor viele Existenzen ruinieren. Aber es ist selbstverständlich, daß das Bedürfnis nach Sauberkeit, nach Erhaltung der Gegenstände und des Besitzes größer ist beim dauernden Eigentum; Familien, welche vielleicht bei jedem Zinstermin umziehen, verlieren um so leichter das Interesse am eigenen Besitz, je schwerer es ist, denselben zu erhalten gegenüber den hieraus sich ergebenden Beschädigungen und der Unbequemlichkeit der Mitnahme.

Zur englischen Entwicklung.

Eine warnende Betrachtung germanischer Wege.

Von

Franz Fromme.

Wer in Deutschland zu Beginn des Krieges den Mut hatte, am Charakter des Engländers neben den dunklen Seiten auch die hellen zu erwähnen, dessen Absicht und Gesinnung konnte und mußte vom deutschen Volke mißverstanden werden; wer sich heute an eine ähnliche Darstellung wagt, kann die gefährliche Illusion wecken, an die Möglichkeit eines dauernden Friedens, einer wirklichen Versöhnung zwischen Briten und Deutschen zu glauben. Aber weit bedenklicher ist eine andere beliebt gewordene Selbsttäuschung: die Tüchtigkeit des Gegners zu leugnen und die Augen zu verschließen vor der harten Tatsache, daß die größte Gefahr uns gerade von einer verwandten Entwicklung droht. Diese klare Erkenntnis kann uns nur kommen bei einer ruhigen Betrachtung derjenigen Nation, die durch den Lauf der Dinge unser Feind geworden ist und wahrscheinlich auch bleiben wird. Und besonders bei der Frage gilt es länger zu verweilen, inwiefern die Engländer Germanen sind; nicht um verwandtschaftliche Sentimentalitäten zu wecken, auch nicht um die Blut des Verwandtenhasses zu schüren, sondern weil vor allem auf dieser Grundlage sich das Wesen ihres Staates erklärt und daraus einige Notwendigkeiten für unsere weitere Entwicklung gefolgert werden können.

In den beiden letzten Jahren vor dem Kriege tuschten emsige Pinsel und Federn jenes Bild von der englischen Nation nach, das unserem Volke seit Jahrzehnten vor Augen stand; diese Schilderer (voran unsere offiziöse Presse) ließen die Schattenseiten unberührt und malten die Lichtseiten dafür um so deutlicher und heller; solch ein Abbild der englischen Nation entsprach nicht ganz der Wirklichkeit, war aber anschaulich und sympathisch. Bald nach der englischen Kriegserklärung vermischten sich die Farben und Umrisse; die Haßgefänge, der augenblicklichen Volksstimmung angepaßt, ertönten, dazu die Schlagworte vom „cant“, vom „Krämergeist“ und vom „Mephistopheles Grey“; man erhob sogar Einwände gegen die Rassenverwandtschaft; aus dem Bilde der englischen Nation verschwand der Gegensatz von Hell und Dunkel, es verlor jede Tiefe, jede Greifbarkeit, und es ist heute nur noch ein undeutliches Zerrbild voll Haß und Überdruß.

Es mag uns ein wohlfeiler Trost sein, daß man jenseits des Kanals ein mindestens ebenso verzerrtes Bild von uns verbreitet und hegt. Wenn zwei Parteien darauf angewiesen sind, nebeneinander im selben Hause zu leben und ein wichtiges Streitobjekt zwischen einander haben, ist es gewiß töricht und unwürdig, wenn jede sich die Karikatur des Gegners an die eigenen vier Wände malt und sich so lange daran weidet, bis das Bild der Wirklichkeit aus Auge und Erinnerung geschwunden ist. Es wird vielmehr derjenige der Überlegene sein, der es verschmäht, sich Phantasien, trügerischen Vergleichen und Stimmungen hinzugeben, hingegen den Widerpart so im Auge behält, wie er wirklich beschaffen ist und ihn bei seinen Schwächen und bei seinen Tugenden zu packen versteht, so wie es die Fehde oder der Friede gebietet.

Neben den Narrenhänden, die mit billigen Zerrbildern die eigenen Wände bemalen und ihrem Volk damit schlechte Dienste erweisen — hüben wie drüben — sind andere, von unerschütterlichem Geist geleitete Hände fest geblieben und haben in dem bis zur Unkenntlichkeit entstellten Abbild der anderen Nation immer wieder einige der verwischten Linien nachgezogen: die Grundlinien der britischen Politik, wie sie seit Cromwell bestehen. Dank ihnen weiß das deutsche Volk heute, was britische Politik bedeutet.

Um so undeutlicher ist aber das Gesamtbild geworden, und völlig verwischt sind alle Linien und Farben, Lichter und Schatten der englischen Volksseele, verzerrt das Bild des englischen Individuums, unklar, ja, unkenntlich die Wechselwirkungen zwischen dem britischen Einzelmenschen und der britischen Staatspolitik.

Im Vordergrunde steht die Behauptung, die Engländer seien keine Germanen.

Der historische Beweis dafür ist ebenso unsicher wie seine Widerlegung: In welcher Anzahl sich Sachsen, Angeln, Friesen und Säten in Großbritannien niedergelassen, wie viele Dänen zur Zeit Knuts des Großen, vorher und nachher hinübergekommen, wie groß die Zahl der Normannen unter Wilhelm dem Eroberer war und wie viele Nordgermanen sich sonst, zum Beispiel an den schottischen Küsten, in Großbritannien angesiedelt — läßt sich nach den Überlieferungen ebensowenig feststellen, wie der Grad der Vermischung, die sie mit den keltischen Elementen etwa eingegangen sind, oder der Grad der Vernichtung, der die verschiedenen Völkerschaften unterlagen oder entgingen. Wieviel Unzumenschliches Erzählern und Weitererzählern widerfährt, wieviele Übertreibungen, Irrtümer und Mißverständnisse jeder mündlichen Überlieferung anhaften, wie Gerüchte entstehen, verbreitet und geglaubt werden — das alles haben wir in diesem Kriege so empfindlich am eigenen Leibe, mit eigenen Zungen und eigenen Ohren erfahren, daß wir gegen alles Überlieferte ein gründliches Mißtrauen hegen dürfen. Wann und wo auch immer die Leidenschaften des Kampfes wüthen — und haben sie nicht in dem mittelalterlichen Jahrtausend, in dem sich die englische Nation bildete, fast ununterbrochen geflammt oder doch geglüht? — da ist die menschliche Fähig-

Zur englischen Entwicklung

keit zu sachlichen Angaben (ohnein eine seltene Erscheinung!) bei allen Völkern auf ihr Minimum herabgemindert. Und nirgends leistet sich die menschliche Leidenschaft solche Verkennung, solche (bewusste oder unbewusste) Entstellung des Tatsächlichen, als bei Angaben von Zahlen. Und wie heute wohl keine Partei so töricht oder übermenschlich unparteiisch ist, die wahre Zahl ihrer Streitkräfte anzugeben, wie sich gerade in denjenigen Teilen des Weltkriegschauplatzes die unwahrsten Ziffern ergeben, wo sich die naivsten Völker messen, so wird uns schwerlich eine auch nur annähernd zutreffende Zahl überliefert sein, wo es sich um die Menge hinüberfahrender Schiffe, ausgerotteter Kelten oder angesiedelter Germanen handelt. Bald wird eine zu kleine Zahl überliefert sein (bei Angaben über die eigene Partei, um ihren Kampf desto heldenhafter erscheinen zu lassen), bald eine zu große (wo es sich mehr um die Schilderung friedlicher Blüte und um Schmeichelei gegenüber den Mächten handelt). Und wir haben keinen Grund, an die größere Wahrfahrigkeit oder gar die übermenschliche Objektivität früherer Erzähler zu glauben, wenn auch die Menschen damals offenere, unbefangene Augen hatten als unsere durch Bücher und Schulweisheit verbildeten, durch Zeitungen verheßten Zeitgenossen.

Denjenigen, die an der Hand irgendwelcher überlieferter Zahlen das Germanentum der Engländer anzweifeln, kann man daher das Germanentum der Engländer nur schlecht beweisen, wenn man ihnen Zahlen entgegenhält, die glaublicher klingen, aber sich ebenfalls nur von Mund zu Mund oder Buch zu Buch durch die Irrwege menschlicher Überlieferung zu uns hingeschleppt haben. Alle solche Wahrscheinlichkeits- und Unwahrscheinlichkeitsgründe aus der Vergangenheit sind ja bedeutungslos, verglichen mit dem Befunde, den uns heute noch unsere Sinnesorgane, Augen, Ohren und Geruchssinn, unmittelbar, ungefälscht durch irgendwelche Übermittlung liefern. Das Gefühl der Rassenverwandtschaft, das in einem Augenblick aus hundert, einzeln kaum aufzählbaren Wahrnehmungen aufsteigt, beweist mehr als noch so viele, noch so sorgfältig gesichtete Überlieferungen geschichtlicher Art. Und dies Gefühl bestand gerade zwischen den reinsten Germanen unter den Deutschen, den Anwohnern der Nordsee, und den Engländern am stärksten. Einige der Gemeinsamkeiten mag man aus dem gemeinsamen Klima, der gemeinsamen See herleiten. Allen Anwohnern nördlicher Meere eignet eine gewisse Schwerfälligkeit, und es fehlt ihnen die Fähigkeit, sich anzupassen, ebensosehr wie die Neigung, ihr Wesen offen an den Tag zu legen; sie sind schwerfällig, eigentölplich und verschlossen. Aber ganz gewiß hätten sich Menschen, die nicht rasseverwandt, nicht nahe verwandt wären, kaum zu so ähnlicher Wesenart entwickelt wie der Nordwestdeutsche und der Engländer, zu der gleichen Verschlossenheit und Schamhaftigkeit, zu der gleichen Abneigung gegen langatmige Höflichkeitsformeln und gegen tönende Phrasen, ja, gegen musikalische Äußerung überhaupt, und zu der gleichen Wohnregel: „My house is my

castle" — ganz zu schweigen von der vorhandenen körperlichen Ähnlichkeit. Ebenfowenig ist es nur der Einfluß von See und Luft oder gar nur eine Wirkung des Zufalls, daß in der englischen Volkssprache gerade die germanischen Bestandteile die häufigst gebrauchten sind und daß sie bei allen volkstümlichen Äußerungen des Gemüths und der Seele vorherrschen: Im englischen Vater-unser kommen insgesammt nur fünf Wörter vor, die nicht germanischer Herkunft sind; in Liedern und Gedichten überwiegt, nach Laut und Sinn, das germanische Element fast noch auffallender. Und gibt es kräftigere, raffigere Vertreter germanischen Geistes als Shakespeare und Byron, als Carlyle und Ruskin?

Diese Tatsachen germanischer Zugehörigkeit, die uns allmählich in Fleisch und Blut übergegangen ist, leugnen oder gar hinwegbeweisen zu wollen, wäre ein verkehrtes (und zudem wahrscheinlich vergebliches) Beginnen. Wohl ist die Erregung über das Unrecht, das uns in Wort und Tat von dorthin zugefügt wurde, begreiflich und berechtigt; gerade sie beweist ja eigentlich den Grad der Verwandtschaft; unter nicht verwandten Völkern würde sich die Entrüstung nicht so äußern. Soll sie uns aber den Blick trüben für die Wirklichkeit? Blindheit ist noch nie einem Volk von Nutzen gewesen. Es ist vielmehr unsere Pflicht, die Augen klar und offen zu halten, besonders auf diese Tatsache: Gerade diese germanische Beschaffenheit ist, neben der „splendid isolation“, ein Grundelement von Englands mächtigem Sein und Werden; und wenn man sie hinwegleugnet, verschließt man sich dem Verständnis des Britentums und damit der Möglichkeit, den Kampf dagegen erfolgreich kämpfen zu können.

Nur dann wird die bittere Auseinandersetzung der zwei führenden Nationen Europas ein klares Ergebnis bringen, wenn diese zwei Grundbestandteile der britischen Machtentfaltung erprobt und allgemein anerkannt sind: Aus der Inselnatur und Lage des Landes und aus seinen germanischen Einzelmenschen erwuchs dieser Staat, der seinen eigenen Angehörigen so unerhört viele Rechte gewährte und alles Außerenglische so unerhört oft außerhalb des Rechtes stellte.

Wir sind gewohnt, den Hang zum Besonderen, zum Individuellen als ein germanisches Erbe anzusehen, hingegen den Drang zum Allgemeinen, zum Generellen als ein Erbe römischen Geistes. In diesem Sinne stellen wir Shakespeare und Goethe, die bis zur Zersplitterung beim einzelnen und bei der Einzelheit verweilen, gegen Dante und Corneille, die das Persönliche dem allgemeinen Gesetz der Form unterordnen. In diesem Sinne halten wir das Deutsche Reich und den nordamerikanischen Staatenbund, ferner die Vielfältigkeit protestantischer Bekenntnisse und Sekten für den Ausdruck germanischen Geistes, dagegen die starke Konzentration Frankreichs und der katholischen Kirche für eine Bekundung des Römertums. Und wir bringen — vielleicht sehr subjektiv — auch die Verschiedenheit des Rechtes damit in Zusammenhang, indem wir im römischen eine Festlegung und Begrenzung nach Begriffen, im germanischen Recht ein stetes Weiterfließen und Sich-Ergänzen der Gewohn-

heiten und Bräuche sehen. Wir sind gewohnt, das ursprünglich Germanische im freiheitlichen Nebeneinanderwirken, das überlieferte Römische in der zwingend logischen Unterordnung und Einordnung zu erblicken.

Wenn es zutrifft, daß diese Gegensätze zum anerkannt Römischen wirklich germanische Eigentümlichkeiten sind (und nicht etwa Entwicklungszustände, die jede Rasse überwinden oder beibehalten kann), so muß zugegeben werden, daß in diesem Sinn der englische Einzelmensch innerhalb seines Staates ein germanischeres Dasein bewahrt hat. Wohl niemals hat ein Staat seinen Angehörigen solche Freiheiten verbrieft wie der britische. Welche Linie sich von der Magna charta libertatum zur Petition of Rights und zu den Habeas corpusakten durch die englischen Jahrhunderte zieht, welche Freiheit des Wettbewerbs dort bis zu diesem Kriege möglich war, bedarf hier keiner Erörterung. Es ist bekannt, daß dieser Staat dem einen die Freiheit gab, reich zu werden und üppig zu leben, und dem andern die Freiheit ließ, zu verhungern — jedem nach seiner Veranlagung, nach seiner ererbten Stellung oder Vermögenslage; dieser Staat griff nicht ein, um den zarteren oder schwächeren im Kampf ums Dasein zu unterstützen; es war sein Grundsatz, niemanden zu bevormunden, keinen zu versorgen; er überließ alles der privaten Initiative. Er behinderte nicht das freie Spiel der Kräfte, jedenfalls nicht unmittelbar; Hemmnisse oder Förderung bereiteten der einzelnen Persönlichkeit nur die sozialen, traditionellen und gesellschaftlichen Verhältnisse und Mißverhältnisse, die der Staat duldete.

In diesem System liegt etwas wie Glaube an die Vollkommenheit des menschlichen Einzelwesens, an die Unbeschränktheit des freien Willens, während im preußischen und neudeutschen an die Vollkommenheit des staatlichen Gesamtwesens geglaubt wird. Damit hängt zusammen, was vor dem Kriege oft zum Vergleiche des englischen und preußischen Systems gesagt wurde: In England würde jeder Einzelmensch von vornherein als tadellos und vollkommen angesehen und behandelt, bis etwa seine Unvollkommenheit, Minderwertigkeit und Strafbarkeit erwiesen sei; in Preußen hingegen würde der Mensch zunächst als unvollkommen und verdächtig betrachtet, bis er durch staatlichen Ausweis als tadellos legitimiert sei. Beide Methoden haben den unvermeidlichen Mangel, daß sie Menschliches, Allzumenschliches als vollkommen voraussetzen; aber beide sind doch an ihrem Plaze die gegebenen und besterproben. Der germanische Sondergeist, das Streben nach Absonderung und Zersplitterung, findet auf deutschem Boden so verhängnisvoll günstige Daseinsbedingungen, daß unsere Nation überhaupt nicht mehr bestünde, wenn die altgermanischen Freiheiten bei uns in Geltung wären wie in England. Mit der Trennung in zwei Konfessionsgruppen, mit dem Auseinanderstreben in Landschaften, Provinzen und Einzelstaaten hat uns unsere Vergangenheit so belastet, von stoßkräftigen und kriegerischen Nachbarn sind wir noch heute so ungeschützt umgeben, daß nur die straffste Organisation, nur

der festeste Glaube an die Vollkommenheit des Staates das Deutsche Reich zusammenhält und in stande ist, die Auffsaugung unseres Volkes durch fremde Nationalitäten zu verhindern. Die englische Nation ist von Geschichte und Geographie freundlicher bedacht. Als unsere Zerrißtheit am größten und es keiner Persönlichkeit möglich war, uns zu einigen; als alle Nachbarn in Nord und West unser Vaterland verheeren, entkräften und zerkleinern durften, erstand dem englischen Volke der Mann, der stark genug war, dort des religiösen Haders Herr zu werden, ja, infolge religiöser Wirrungen zu dieser Macht zu kommen und den Grund zum Bau des britischen Weltreiches zu legen — dabei begünstigt, vielleicht gar erst in stand gesetzt durch die Inselnatur und -lage Großbritanniens.

Seit Cromwell — oder doch bald nach ihm, nach der endgültigen Vertreibung der Stuarts, jedenfalls infolge seiner Wirksamkeit — scheint uns dies merkwürdige Staatsgebilde bis zum Weltkriege unserer Tage in seinen Grundzügen unverändert geblieben zu sein, an Masse ungeheuer wachsend, an Beschaffenheit hintanbleibend, innen vom Römertum gereinigt und doch mit seinem „Divide et impera“ nach außen hin das Römertum überbietend, innerlich von Rom befreit und doch für die übrige Welt ein neues Rom.

Seit Cromwell läßt sich dieser Widerspruch im englischen Staate besonders deutlich verfolgen: Es gibt kaum eine Politik, die unmenschlicher, unmoralischer und hassenswerter sein kann als das Verhalten Englands zu den übrigen Völkern, und doch gibt es kaum eine zweite Nation, deren Angehörige, als einzelne Charaktere genommen, menschlich so hoch stehen, so moralisch und vertrauenswürdig sind wie der einzelne Engländer.

In der That wird jeder, der viel mit Engländern verkehrt hat, sich der Erfahrung rühmen können, daß er es mit sittlich hochstehenden Menschen zu tun hatte, die ein festeres Rückgrat besaßen als etwa Franzosen und Italiener. Wer, von vertrauenswürdigen Personen eingeführt, den Engländer im eigenen Lande kennen lernte, wurde mit Vertrauen behandelt, konnte sicher gehen, auch sein Vertrauen nicht an Unwürdige zu vergeuden und erfuhr manchen Beweis von Beständigkeit, Zuverlässigkeit und von wahrhafter Ritterlichkeit. Auch vornehme Gesinnung und ungeheuchelte Herzlichkeit äußerte sich nicht nur in Worten, sondern auch in Thaten. Wenn dabei jeder Engländer gewisse Falten seines Wesens — man nenne es je nach den Umständen Schamhaftigkeit oder auch Prüderie — nicht jedem, vor allem nicht jedem Fremden öffnet, so steht er mit dieser Art Verschlossenheit nicht allein; den übrigen Germanen ist dies Extrem wesensverwandter als die schamlose Offenheit anderer uns ferner stehender Völker und Rassen. Die fortwährend das Wort „Heuchler“ im Munde führen, vergessen, daß viele Engländer dem Ideal edler Menschlichkeit nachgestrebt und ihr ganzes Leben dem hingegeben haben, und daß diese Menschen dort noch keineswegs ausgestorben sind.

Ehe man die Frage stellt, warum diese humanen Elemente allezeit so

Zur englischen Entwicklung

wenig Einfluß auf die äußere Politik ihres Landes hatten, tut man gut, eine sprachliche Betrachtung einzuschalten. Wie die englische Sprache im Schatz ihrer volkstümlichsten und tiefsten Wörter germanischen Geist offenbart, so zeigt ihre Schreibweise eine weitere germanische Eigenschaft, das zähe Festhalten am Überlieferten (wie anders die italienische Orthographie!), an der überkommenen Form — mag auch Klang und Inhalt sich längst im Lauf der Jahrhunderte geändert haben. Es entspricht das ganz der englischen Neigung, alte, längst veraltete Vorschriften nicht abzuschaffen, obwohl sie niemand mehr benutzt und befolgt. Bekannt ist das Beispiel des gesetzeskundigen Verurteilten, der noch im neunzehnten Jahrhundert unerwarteterweise die längst vergessene letzte Instanz, das — Gottesurteil, anrief und allen Ernstes die Gegenpartei vor Gericht zum Zweikampf forderte; bekannter noch, daß die Parlamentssitzen geheim sind (obwohl ihnen faktisch jeder Zuschauer beizuhören kann), und daß ein irischer Abgeordneter mit seinem „I see strangers“ sämtliche Zuschauer hinausbefördern konnte, einschließlic des nachmaligen Eduard des Siebenten, den der Abgeordnete zu seinem Mißfallen dort erblickt hatte. Der auffallendste englische Charakterzug aber, den die Sprache verrät, ist die geschlechtslose Sachlichkeit. Auch hier ist wieder der Gegensatz zu den Franzosen und Italienern der schärfste; diese Romanen erfassen alle Dinge nur mit dem parteiischen Instinkt des Geschlechtswesens; ihre Sprache kennt nur Maskulina und Feminina, ein drittes gibt es nicht; Neutra, sächliche Wörter fehlen diesen romanischen Sprachen ebenso, wie ihren Menschen die Fähigkeit zu sachlicher, geschlechtlich unparteiischer Betrachtung der Dinge. Auch der Deutsche befeelt viele Dinge mit dem Unterschiede des männlichen und weiblichen Geschlechts; der schützende Wald und der drohende Fels erscheinen ihm als Männer, die unbeschützte Wiese und die unbeständige See als weibliche Wesen; daneben aber hat er einen Reichtum an sächlichen neutralen Wörtern. Weiter nach Norden wird die Auffassung der Dinge bei den Germanen noch sächlicher und sachlicher; dem Deutschen ist der Krieg ein Mann, dem Schweden „kriget“ ein Ding, ein Ereignis. Keine Sprache aber scheidet die geschlechtslosen Dinge und die geschlechtlich bestimmten Personen so scharf wie das Englische; die Bezeichnungen für den Mann sind männlich, für das Weib weiblich, und alles übrige ist, mit wenigen Ausnahmen, sächlich; selbst die Tiere, deren Schicksal ihm doch keineswegs gleichgültig ist, rechnet er zu den Sachen. Auffallend und bezeichnend ist, was er von dieser Sachlichkeit ausnimmt: das Schiff und die See.

In dieser auffallenden Befehlung liegt die Grenze seiner Sachlichkeit angedeutet: wo Meer und Schifffahrt beginnen, hört sein sachliches, unparteiisches Denken auf. Es bildet die dunkle Rehrseite seiner glänzenden Inselentwicklung, daß der Engländer zu einer sachlichen Betrachtung der Dinge und Völker, die sich außerhalb seiner Insel befinden, unfähig ist. Darum blieb jene Form der Seeräuberei erlaubt, die er „Right of Capture“ nennt. Ohnehin so

konservativ, wie vielleicht nur germanische Anwohner der See sein können, hat er an dieser Gewohnheit festgehalten aus einem sichern Instinkt des Selbstschutzes und mit jenem Beharrungsvermögen, das auch manchen andern Stamm germanischer Rasse diesseits der Nordsee kennzeichnet.

Aber diese Beschränktheit allein, die den „foreigner“ außerhalb sachlicher Beurteilung stellt, erklärt jenen Widerspruch zwischen englischer Privatansständigkeit und britischer Eroberungspolitik nur zum Teil. Man ergänzt diese Erklärung um ein wesentliches, wenn man abwägt, wie sehr sich die Wechselwirkungen zwischen den englischen Einzelmenschen und ihrem Staate mit dem Gange der letzten Jahrzehnte entwickelt und vervielfältigt haben.

In jedem staatlichen Organismus wirkt, wie in jedem andern Lebewesen, der doppelte Trieb, sich zu erhalten und sich zu vermehren. Die angelsächsisch-normannischen Gemeinwesen haben unter ihrem Drang, sich auszudehnen und ihre Macht zu mehren, von jeher die übrigen Völker besonders leiden lassen. Wie konnten in neuerer Zeit die englischen Verantwortlichen diesen Trieb ihres Staates befriedigen, ohne dabei stets in Konflikt mit der christlichen Privatmoral ihrer Staatsbürger zu kommen?

In den ersten Zeiten der Kolonisation war es einfach. Sie geschah zum Teil unter der nahezu absolutistischen Herrschaft der Tudors und Stuarts und unter dem faktisch noch selbstherrlicheren Regiment Oliver Cromwells. Öffentliche Meinung oder Volksgewissen redete nicht darein. Dann erlaubte der Spielraum, den die englische Verfassung ihren Staatsangehörigen gewährt, Privatleuten ihre Eroberungszüge in fremder Herren Länder zur Gewinnung von Kolonien zu machen. Von Lord Clive, dem Beamten der East India Company, bis Dr. Jameson, dem Unternehmer der Chartered Company, ist es kein weiter Weg, wenn auch anderthalb Jahrhunderte dazwischen liegen. Übernahm später der Staat die Kolonie, so ermöglichte das parlamentarische System stets die Ausschaltung solcher verantwortlicher und unverantwortlicher Unternehmer, die das moralische Mißtrauen zu zahlreicher ehrenwerter Engländer und damit der öffentlichen Meinung erregt hatten. Es muß zur Ehre des englischen Einzelmenschen gesagt werden, daß fast bei jedem Unrecht, das Englands Politik andern Nationen antat, mutige Engländer aufstanden und dagegen Einspruch erhoben.

Widerhall und Wirkung rief freilich solcher Einspruch einzelner nur selten in der Masse der Nation hervor; sie lebte zu sehr auf ihr Inselreich beschränkt, zu selbstgenügsam ihrer Staatsbürgerschaft, zu verständnislos gegenüber jeder Sorte von „foreigners“. So konnte das System, durch das vormals Spanien und Holland zu Fall gebracht waren — rücksichtsloses „Seebeuterecht“ und kluge Aussspielung der Kontinentalmächte gegeneinander — auch den gefährlichen Nebenbuhler Frankreich erledigen und Rußland von den Weltverkehrsstraßen fernhalten, ja, nachdem einmal die Selbständigkeit der Vereinigten Staaten hatte anerkannt werden müssen, wurde auch diese

Zur englischen Entwicklung

nahe verwandte Macht von dem ehemaligen Mutterland mit der gleichen Strupellosigkeit ausgeplündert und ausgespielt, je nachdem die politische Konstellation das eine oder das andere im Interesse des englischen Imperiums erheischte.

So war England in den Besitz Kanadas, Indiens und Australiens gelangt, hatte sich nach seinen östlichen Kolonien eine Etappenstraße (Sierra Leone, Goldküste, Südafrika, Mauritius) gesichert und eine zweite (Gibraltar, Malta, Alden) zu bauen begonnen. Es hatte Irland erbarmungslos zertreten und angegliedert und hatte auf Erden nirgends einen Rivalen neben sich, nirgends einen Richter über sich zu fürchten.

Es schien, als ob die Vorsehung dies Land vor allen übrigen in der Welt auserkoren hatte; sie schenkte ihm zu den Vergünstigungen seiner Insellage noch die Schätze des Bodens. War es ein Zufall, daß hier, im Lande der Steinkohle, der praktische Sinn des Menschen die Dampfmaschine erfand? Lag die Gelegenheit zu einer solchen Erfindung so zwingend nahe, daß sie hier, nur hier oder zuerst hier, gemacht werden mußte? Es ist leicht und billig, heute rücksehend zu sagen: das war natürliche Entwicklung; diese Entdeckung mußte aus inneren Notwendigkeiten heraus dort gemacht und für Industrie und Verkehr in gleicher Weise ausgebaut werden, in Großbritannien; aus der Kargheit des Bodens, der vielfach, besonders im Norden, nur Schafzucht gestattet, folgte mittelbar die Wollerzeugung, und diese mußte sich mit Naturnotwendigkeit zur Textilindustrie entwickeln, weil die Kohle im Lande war; und wegen eben dieses Bodenschatzes mußte dies reißige Inselvolk, einmal an entscheidenden Stellen des Ozeans seßhaft geworden, die Dampfschiffahrt begründen und zur ersten, herrschenden Handelsnation der Welt werden.

Dies mächtige Wachstum, das Großbritannien während und seit der Zurückdrängung Frankreichs — trotz gelegentlicher Rückschläge — nach innen und außen erfahren hat, ist in der Tat so wunderbar, daß man es wohl verstehen kann, wie dies Volk, im dogmatischen Bibelglauben aufgewachsen und daran festhaltend, in den Schranken seiner glänzenden Inselstellung dazu kam, sich als ein von der Vorsehung auserwähltes Volk zu fühlen und zu gebärden, und selbstzufrieden von andern Völkern nichts wissen noch lernen konnte, sondern sich nur durch die empfindlichsten eigenen Erfahrungen — zum Beispiel den Freiheitskrieg der Vereinigten Staaten — belehren ließ.

Die Eroberungen draußen hätten die führenden Engländer nicht erzielt ohne Ausschaltung aller sittlichen Privatbedenken. Es lag nahe, daß sich derselbe strupellose Geist auch bei den technischen und finanziellen Eroberungen im Inlande betätigte. Während aber das Unrecht, das sie außerhalb Englands gegen Fremde begingen, zu richten keiner die Macht oder die Vorurteilslosigkeit besaß, fanden die Ungerechtigkeiten, die derselbe Staat im Inland an den Einheimischen zuließ, ihre mächtigen Richter. Da hatte England sein Gewissen, das sich regte: im freien Spiel seiner Kräfte waren

die ethischen Persönlichkeiten nicht die schwächsten. Das viktorianische Zeitalter war noch reich an echten Männern, die solche Macht des Geistes und Charakters besaßen, daß sie sogar die Politik beeinflussen konnten. Dickens, Carlyle, Ruskin, Wilberforce, Kingsley und auch Macaulay gehören zu ihnen. Wohl haben sie ungleich gewirkt und verschiedenen Erfolg gehabt, wohl haben gerade die besten unter ihnen schwer kämpfen müssen, ehe sie sich oder ihre Forderungen durchsetzten, wohl beseitigten Sir Robert Peels Reformen mehr die Veranlassungen der allgemeinen politischen Unzufriedenheit denn die Urgründe von Mißständen; aber es läßt sich doch nicht bestreiten, daß viele englische Männer aus tiefster Überzeugung das Elend der Armen, die Intoleranz gegen Andersgläubige, die Ungerechtigkeit von Privilegien und hundert andere Übelstände ehrlich bekämpft haben und daß Geist von ihrem Geiste auf ihre Zeitgenossen übergegangen ist.

War aber der Einfluß solcher Männer und solcher Bestrebungen stark genug, um den Geist des Staates und seiner Politik wirklich zu ändern?

Auf die Wandlungen des Wirtschaftslebens konnte das englische Staatswesen sich in kurzer Zeit einstellen. Übergang von Landwirtschaft zu Handel und Industrie, Aufhebung der Kornzölle, Freihandel, Manchesterium sind in ihrer Wechselwirkung leicht zu verstehen; ihre wichtigste politische Folge ist die, daß die eigentliche Aristokratie von kapitalistischer Plutokratie durchtränkt oder verdrängt wird. Die Geldbarone aus Industrie und Handel vertreten einen sehr zweifelhaften Fortschritt gegenüber dem Adel der Abstammung, der Tradition und der staatsmännischen Fähigkeit; zudem bedeuten sie für die Harmonie eines Volkes und für die Freiheit des Individuums die größere Gefahr. Dennoch haben in England unter ihrer Herrschaft die menschlichen Ideale jener edlen Männer — anfangs wenigstens — mehr Anhänger erworben als vorher; ja, der selbstverständlichen Rechte, die der Engländer nach seiner bisherigen Gewohnheit nur dem Engländer im engsten Sinne gönnte, begann man allgemach auch andere Sterbliche für würdig zu halten; die Forderung „Somerule für Irland“ setzte sich im Laufe der nächsten Jahrzehnte durch und wuchs im Unterhaus von einer anfänglichen Minderheit zu immer ansehnlicherer Mehrheit. Überdies brachte der ungeheuer zunehmende Weltverkehr den Engländer immer mehr und schließlich, nach 1900, auch immer näher mit andern Nationen in Berührung. Das veränderte zwar seine nationalen Vorurteile nur wenig, erzeugte aber eine Mannigfaltigkeit der persönlichen Anschauungen. Und diese Meinungsmannigfaltigkeit, die sich zunächst bei inneren Fragen einstellte, mußte der Staat berücksichtigen, weil er in seinem Beharrungsvermögen dem Grundsatz der persönlichen Freiheit treu blieb.

Wie sollte dieser Staat, der doch eigentlich nur das ungezwungene Nebeneinander freier Individuen sein will, solche auseinanderstrebenden Meinungen und Persönlichkeiten noch zu einheitlichem Wirken nach außen hin zusammenhalten? In der inneren Politik durfte der Staat die Moral

Zur englischen Entwicklung

und das Rechtlichkeitsgefühl der Bürger nicht außer acht lassen; in der äußeren, gegen die fremden Völker, mußte derselbe Staat, in seiner imperialistischen Beharrung, dieselben Grundsätze der Moral und Gerechtigkeit mißachten. Und doch entstand nie eine Krise aus diesem inneren Widerspruch; nie hat das Parlament einem englischen Staatslenker Schwierigkeiten bereitet, wenn er gegen ein kleines Volk Maßregeln ergriff, die dem Menschlichkeitsgefühl der ganzen Welt und auch zahlreicher Engländer spotteten.

Wenn man diesen Widerspruch damit restlos zu erklären glaubt, daß man die Engländer durchweg als Heuchler bezeichnet, so verkennt man die Tatsachen.

Wohl konnte der Staatslenker, der sich hier am Ruder halten wollte, nur ein Mann mit doppelter Moral oder einer mit weitem Gewissen oder einer mit den engen Vorurteilen altbritischen Inselhochmuts sein; wie war er sonst fähig, die entrechtende Eroberungspolitik mit dem Rechtsempfinden der inneren englischen Strömungen zu vereinen? Und je „demokratischer“ der Lauf der inneren Politik wurde, um so mehr erforderte die Staatslenkung derartige Charaktere: Opportunisten, die es mit ihren Worten möglichst allen recht zu machen wissen, wie Asquith; stolze Diplomaten wie Edward Grey, die in aller Unverbindlichkeit die Formen sicher beherrschen und sich im überlieferten Handwerk auskennen, außerhalb dieses engen Horizontes sich aber verrechnen und andere Völker unterschätzen, weil sie ihre Sprachen und ihr Wesen nicht verstehen; oder schlagfertige Schauspieler wie Winston Churchill, die wirksam und volkstümlich über alles reden und schreiben können.

Aber schon unter diesen kann man zum Beispiel dem Sir Edward Grey nicht gerade Heuchelei nachsagen; niemals hat er sich besonders deutschfreundlicher Gesinnung gerühmt; nie hat er sich derart geäußert, daß wir bei ihm „herzliche Intimität“ vermuten durften; aus allen seinen sorgfältig abgemogenen Erklärungen spricht eine stets große Vorsicht und Zurückhaltung, größer noch als bei andern Diplomaten. Jeder Deutsche hat Grund, diesen Gehilfen und Vollstrecker Eduards des Siebenten zu verdammen; aber nicht Heuchelei hat man ihm vorzuwerfen, sondern beleidigende Geringschätzung unserer Nation und verderbenbringende Unkenntnis dessen, was er durch seine Einkreisungsarbeit und Franzosenfreundlichkeit auf Europa herabbeschwor. Es ist höchst wahrscheinlich, daß er hoffte, mit der „deutschen Gefahr“ ohne Krieg fertig zu werden.

Und vollends dem Durchschnittsengländer liegt es nicht, in dieser Frage Komödie zu spielen. Er ist von seinem Rechte genau so überzeugt wie wir von unserem. Gerade jene Gentlemen, die man nicht in Anführungsstriche zu setzen braucht, die von Rechtlichkeit und Fairplay nicht nur redeten, sondern auch danach handelten, sind bei fast allen britischen Staatsaktionen, bei denen Macht vor Recht ging, felsenfest vom Rechte ihres Staates überzeugt gewesen; gerade diese haben nicht etwa zugegeben, daß Moral und Recht in der Politik etwas anderes sein müsse als im Privatleben;

noch weniger haben sie bewußt geheuchelt. Eben weil im englischen Volke noch ein starkes Rechtsgefühl lebt, haben ja die englischen Staatsmänner nötig, die Motive ihrer eigenen Eroberungspolitik zu verschleiern und den Blick ihrer Wähler und Volksvertreter abzulenken auf die Rechtsverstöße anderer Nationen, um mit dem Splitter in ihres Nächsten Auge die moralische Entrüstung des englischen Publikums rege und einmütig zu halten; nur so konnten sie seines Beifalls und seiner Stimmen sicher sein, ohne es mit dem Balken im eigenen Auge bekannt zu machen. Die meisten Briten dürften weniger heuchlerische Macher, als gutgläubige Opfer ihrer Staatspolitik sein.

Wem anders erlagen diese Enggläubigen als dem germanischen Vertrauen auf das Gemeinwesen, als dessen freie Angehörige sie sich stolz fühlten? Dies Gemeinwesen aber war nicht mehr ein Sammelpfad freier Kräfte, die Vertrauen verdienten; es war ein Weltreich geworden, in dem seit den Erfolgen des Manchesterturns nicht mehr der Freieste, Stärkste, Tüchtigste, sondern der Gelderwerbssfähigste den Kampf ums Dasein am siegreichsten bestand; derjenige, der am schnellsten und besten die Konjunkturen erkannte und sie am klügsten und gewissenlosesten auszunützen wußte. Und je größer das Weltreich wurde, je fester und einträglicher die moderne Technik die Verbindung mit so vielen Neuländern für das Mutterland machte, um so höher stieg die Macht dieser kapitalistischen Erwerbspolitik.

Hand in Hand damit ging die wachsende Zentralisation. Und unterm Zeichen dieser Zentralisation und der immer mehr zur Demokratie strebenden Verfassung erwuchs ein neuer kapitalistischer Erwerbszweig, der verderblichste von allen: die Allweltzeitung, die keine eigene Meinung ausdrückte, sondern sich allen aufzuschmeicheln und aufzudrängen suchte, um lediglich durch die Masse Geld zu verdienen — der einzige Zweck, neben dem alle andern versanken. Ein Menschenalter zuvor hatte noch die „Daily News“ entstehen können, unter Mitwirkung von Dickens, zum Dienste edler Menschlichkeit, zum Schutze der Armen, zur Aufdeckung und Linderung himmelschreiender Not; der „Manchester Guardian“ war vielleicht in weniger idealistischer Absicht gegründet, übertraf die „Daily News“ aber durch größere Sachlichkeit und freieren Blick; jetzt gegen Ende des neunzehnten Jahrhunderts zeitigte die Hochflut von Imperialismus und Zentralisation eine andere Presse. „Daily Mail“ und ihresgleichen verfochten Grundsätze darum, weil sie geeignet waren, die Verbreitung des Blattes und ihre Inserenten zu mehren; man pflegte sorgfältig alles, was der Eitelkeit möglichst vieler Leser schmeichelte; was eignete sich mehr dazu, als der überlieferte, allen teure Nationalstolz und die überlieferten, beliebten Vorurteile gegen „those continental people“! Anstatt die Millionen von Lesern zum Verständnis anderer Nationen zu führen, wie es das wahre Interesse Englands geboten hätte, hegte solch ein Tageblatt sie noch tiefer in die dumpfe Enge der „splendid isolation“ zurück. Und als der Reichtum dieser Zeitungsherren so gestiegen war, daß sie andere,

auch ausländische Blätter ankaufen und ihre Macht in ganz ungeahnter Fülle ausüben konnten, als Harmsworth gar Lord Northcliffe geworden war, wurde die Verhezung unwiderstehlich.

Nuch bei uns hat die Zentralisation ja ähnliche Früchte getragen. Aber diejenigen Berliner Zeitungen, die durch Nachgiebigkeit gegen die Instinkte der Menge ihr Geschäft machten, mußten einer ganz andern Richtung huldigen als ihre englischen Verwandten; war es beim Engländer die hochmütige Inselbeschränktheit, so war (und ist!) beim Deutschen das subalterne Zerfließen nach allen Seiten die gefährliche Nationalneigung, der solche Blätter in dienstfertigem Wettlauf mit ihrem Publikum entgegenkamen. Man hatte infolgedessen bei uns für das englische Verhalten seit der Einkreisung volles Verständnis, und gerade der deutsche Kaufmann war es, der seinen englischen Kollegen damals so rechtfertigte: Wir sind anpassungsfähiger als die Engländer, wir lernen leichter die fremden Sprachen, unsere Organisation ist besser; wir verdrängen ihn aus allen Absatzgebieten, aus Handel und Industrie; dürfen wir uns wundern, wenn der englische Geschäftsmann seinen Staat zum Kriege gegen den lästigen Konkurrenten drängt?

Wann hätte sich mit einem ähnlichen Verständnis der Engländer in unsere Lage versetzt? Norman Angell hatte im Februar 1913 immerhin den Mut, der „Daily Mail“ eine Erwägung „What the German said“ zu schicken: Der Deutsche, eingeengt zwischen dem ungeheuren jungen Feinde Rußland und dem unversöhnlichen Feinde Frankreich benötigt seine starke Rüstung aus Gründen der Selbsterhaltung, zur Verteidigung, nicht zu Eroberungen. Aber was vermochte solch eine einsame Stimme gegen das Geschrei von „German Invasion“ und „An Englishman's Home“, das dieselbe Zeitung fast tagtäglich pflegte unter fortwährenden Verdächtigungen und Entstellungen unseres Volksscharakters? Es haben sich ja bis tief in diesen Krieg hinein drüben immer wieder einige kühne Stimmen der Vernunft erhoben — im Gegensatz zu Frankreich — mit einer Hartnäckigkeit, die Achtung verdient; doch es sind nur immer dieselben Tropfen auf den gleich heißen Stein.

Aber es ist nicht allein die vertrauensvolle Hingabe an seine imperialistische Hauptstadtspresse und den Gang der öffentlichen Meinung, die den Engländer soweit gebracht hat; auch nach einer andern Richtung ist er ein Opfer seiner Enggläubigkeit geworden. Nur derjenige Fremde kann ja sein Vertrauen erringen, der gut eingeführt ist; und der Fremde, der durch einen tonangebenden „gentleman“, durch Eduard den Siebenten, schon vor seiner Thronbesteigung, beharrlich und mit kluger Berechnung eingeführt wurde, war der Franzose. Der überlegene Weltmann und Politiker wußte — wie wir es heute alle wissen, und wie es vielleicht sogar in Frankreich jetzt gewußt wird —, zu welchem Zweck er, schon als Thronfolger an gallischen Verbindungen reich, den alten Erzfeind des deutschen Konkurrenten taktvoll und unaufdringlich zu sich lud. Doch wenn auch in diesem Bunde der Engländer

der kühler berechnende war und das bessere Geschäft zu machen hoffte — nicht in jeder Beziehung war er der Überlegene. Es hat sich dadurch ein Strom schillernder französischer Kultur über England ergossen, und die Briten, besonders die große Masse der Halbgebildeten, sind diesem Einflusse fast ebenso wehrlos erlegen wie die Germanen des Festlandes. Französische Auffassung ist sacht in die Lebensführung des Engländers gesickert und in die Mode der Engländerin; und gerade während des letzten Jahrzehnts sind viele französische Wörter für alltägliche Beziehungen in die englische Umgangssprache eingedrungen. Wie überall ist hier das Französische der Träger, Verbreiter und Vertiefer des Deutschenhasses gewesen. Man hört manchmal äußern, daß ein besser organisiertes Schulwesen als das englische einen so verflachenden und verhehenden Einfluß hätte mildern können; vielleicht wäre ein solches im Gegenteil noch ein weiterer Gehilfe, ein systematischerer Verbreiter französischer Denkart geworden. So sehr beherrschten die Gemächte der imperialistischen „öffentlichen Meinung“ das „freie“ Spiel der Kräfte, daß keine Einrichtung, auf eine noch so werbende menschliche Idee gestellt, sich dagegen halten oder durchsetzen konnte.

Nach für diese Erscheinung, daß die alte und tiefe englische Kultur so leicht verflacht wurde und versandete, hat das Glück der englischen Weltpolitik den Boden vorbereitet. Die ungeheure, unaufhaltsame Ausdehnung des britischen Weltreiches, seiner Industrie und seines Handels hat nicht allein die Gefahren heraufbeschworen, die mit der großstädtischen Zentralisation zusammenhängen; sie hat nicht nur mittels dieser Zentralisation jene Art von Hauptstadtpresse ins Leben gerufen, den Nationalstolz überspannt, das Volk irreführt und die befruchtenden Unterschiede der Gaue und Grafschaften dem Erdboden gleichzumachen begonnen; auch unmittelbar hat sie der englischen Nation die besten Kräfte ausgesogen. Ungeheuer ist die Zahl derer, die in den letzten hundertfünfzig Jahren das britische Mutterland verlassen haben; unschätzbar waren und sind ja auch die Kräfte, die jedes der vielen Tochterlande für sich benötigte; es gab keine Handhabe für den Staat, diesen Kräfteverbrauch aufzuhalten; im Gegenteil, er war im eigenen Interesse gezwungen, viele seiner tüchtigsten Kräfte zur Verwaltung und Nutzbarmachung der Kolonien fortzuschicken; einen größeren Schwarm noch zog Abenteuerlust, Wanderdrang und Aussicht auf wirtschaftliche Verbesserung ins Neuland. Stellenweise war dies „freie“ Spiel der Kräfte gleichbedeutend mit dem Zwang der Latifundienpolitik, die ein Teil des Hochadels durchführte, indem er die Landbevölkerung austrieb, um große Jagdgebiete zu gewinnen. Selbst in den letzten Jahrzehnten hat sich der Abfluß wertvoller Kräfte fühlbar gemacht, den der Staat nicht hindern konnte.

Der Verlust wog der Zahl nach schwer, noch schwerer fast durch die Beschaffenheit des Verlorenen. Die Erschöpfung des Mutterlandes äußerte sich weniger in Erscheinungen, die sich unmittelbar wahrnehmen ließen. Der

schöpferische Geist der Nation war es, der am meisten litt. Was hatte dies Volk einst hervorgebracht an großen Werken der Wissenschaft und Literatur, an Erfindungen der Technik, bis in die zweite Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts! Noch die reiche Gestaltungskraft eines Dickens steht kaum hinter der Shakespeares zurück. Indessen in den letzten Jahrzehnten, und gar nach 1900, scheint die natürliche Schöpferkraft des englischen Geistes abzustarben. Der unparteiische Beobachter hat die Empfindung, als ob nur noch ein Rest von Gehirn da ist für Sport und für kaufmännisches Geschäft und für ein mattes Nachempfinden früherer Schöpfungen. Die Hauptwerke des letzten Jahrzehnts, in denen noch etwas wie frisches Leben grünt, zum Beispiel die phantastischen Erzählungen von Wells, muten einen an wie die „geilen Reiser“ am Stamm eines alten Baumes, dessen frisches Grün sonst nur noch in einigen Zweigen seiner ausgebreiteten Krone gedeiht; nur noch etwas vom verjüngten Saft der Tochterländer in das Stammgebiet zurückfließt, zum Beispiel in den indischen Erzählungen und südafrikanischen Gedichten von Kipling, quillt die schöpferische Kraft scheinbar ungeschwächt fort. Das ausgepreßte Irland, das zwei äzende Gestalter, Wilde und Shaw, hervorbrachte, scheint von dieser Kraft weniger eingebüßt zu haben als das siegreiche England, dessen Blut teils in die entlegensten Gefäße dieses Riesenkörpers, des Weltreiches, entströmt ist, teils sich in den Schlagadern am Herzen, um London, aufstaut. Brach aber und verödet liegt das Land, das vormals seine großen Besitzer zu Ruß und Frommen eines besseren Wildstandes entvölkert haben, und das nun Weltherrschaft und Großstädte völlig leer saugen, indem sie auch den letzten Bauern mit ihrem Handel, ihrer Industrie und ihrem ganzen Leben an sich locken.

Dies ist das Bild des englischen Staates, der sich am Weltkrieg beteiligt: Eine Menge scheinbar freier, rechtlich denkender Germanen von guter Rasse, von tüchtigen Eigenschaften des Körpers und des Charakters; in Unwissenheit herangewachsen durch den Stolz auf ihre insulare Sonderstellung, und in ihrer Unwissenheit befestigt von den imperialistischen Machern und Dienern der öffentlichen Meinung, irregeleitet durch Staatsmänner, die vor allem die Interessen der Industrie, des Handels und des Kapitalismus wahrten und meist durch das gepriesene „reinparlamentarische“ System ans Ruder gekommen sind; eine Nation, die sich der Weltpolitik hingegeben hat, ihre besten Kräfte auf den Imperialismus ablenkte und in seinem Dienst verausgabte, sich auf Handel und Industrie großstädtisch zentralisierte und darum eigentlich kein Vaterland, sondern nur ergiebige Gelderwerbsplätze besaß; ein Land, das verödet ist, kaum noch Bauern und daher nur ungleiches Menschenmaterial für den Krieg zu eigen hat und längst besiegt sein würde, wäre seine Bevölkerung nicht durch Sport gestählt und verstanden seine Diplomaten nicht, immer neue Fremdvölker zur Schlachtbank zu führen.

Aber dies ist nicht allein das Bild Englands. Es ist zugleich das un-

verschönte Bild des Ideals, dem unsere deutschen demokratischen Imperialisten zustrebten. Nur geringe Abweichungen sind da, meist Abweichungen zugunsten des englischen Imperiums, zum Beispiel das erprobte Gefüge des diplomatischen Dienstes, das unser junger Staat sich noch nicht geschaffen hat, das eine Demokratie aber noch viel weniger aus der Erde stampfen kann.

Als der Krieg ausbrach, befand sich ja das Deutsche Reich schon auf einer ähnlichen Bahn, wie sie das britische vollendet hat. Nur hatte sich seine Entwicklung vom Landwirtschaftsstaat zum Handel- und Industriestaat schneller und ungesunder vollzogen. Bei uns war es weniger die Lage, die uns zum Handel verhalf; von Natur liegt unsere Zukunft nicht auf dem Wasser, sondern auf dem Lande; die Enge unserer Grenzen, das Wachstum unserer Bevölkerung, der Zug der Zeit und vielleicht auch der — Fluch der fünf französischen Milliarden drängte uns zur Industrie und zum Handel, in die großen Städte und auf die See.

Schon für England war es eine Gefahr, solcher imperialistischen Entwicklung sich hinzugeben — um so mehr für uns. Ihm ist es ein Leichtes, wenigstens nach außen hin, seinen nationalen Bestand zu schützen bei seiner Infellege und der Unerbittlichkeit seiner Staatsmänner; wenn es die Wehrpflicht einführt — wohl nicht die allgemeine, aber eine beschränkte, abgestufte, individualisierte —, wird es nur angreifbar sein für Nationen, die sich durch Appelle an die Humanität nicht rühren lassen. Wir, durch natürliche Grenzen weniger geschützt, sind von mehr Feinden umringt: England wird uns befehlen, solange wir seine Kreise stören, und uns noch geraume Zeit wegen des Krieges hassen, den es mit uns begonnen hat (und nichtswürdig wären wir, wollten wir vergessen, was es uns angetan!); ewig wird Frankreich unser Feind sein; und ein gefährlicher Feind, denn seine schwindende Manneskraft wird wettgemacht durch seine unvergängliche Werbekraft; es wird nicht nur vlämische und elßässische Germanen auch weiterhin zu seiner Verjüngung heranlocken, es wird sogar seine farbigen Bundesgenossen zur Rassenauffrischung nicht verschmähen; am allergefährlichsten aber wird uns das jugendkräftige russische Volk sein. Ihrer aller werden wir uns künftig nur erwehren können, wenn unsere Volkskraft ungeschwächt bleibt, wenn sie nicht von jener imperialistischen Entwicklung bis aufs Mark ausgefogen wird, die sich im Anschwellen der Haupt- und Großstädte und im Geburtenrückgang äußert. Wir können Fürsorge tragen, wenn die Organisation, die sich vor allen andern als unsere Rettung erwiesen hat, zur rechten Zeit die rechten Männer an die rechten Stellen drängt und im Verein mit unsern Bundesgenossen neue Grundlagen für ein gesundes wirtschaftliches Gleichgewicht Mitteleuropas legt und dabei der Richtschnur folgt, daß die Rücksicht auf die Gesundheit unseres Volkes obenan stehen muß, turmhoch über den Rücksichten auf kapitalistische Unternehmungen.

Fürst Karl Joseph von Ligne (1734—1814).

Der arbiter elegantiarum des achtzehnten Jahrhunderts.

Von

Karl Loth.

Es ist etwas wie ein schmerzvoller Genuß, sich aus diesen von allen Muses und Grazien verlassenen Tagen in eine Epoche hineinzuleben, wo jenes leichtgeschürzte Völkchen unter den Besten wenigstens unumschränkt zu walten schien. Aus einer Zeit hinweg, die das rein Menschliche, zwischenvölkisches Leben und verstehende Gerechtigkeit so mit allen Wurzeln ausgerissen hat wie keine zuvor. Auch das achtzehnte Jahrhundert kennt einen Krieg, der den alten europäischen Boden mit Waffen pflügt und mit dem Blut der Besten düngt, auch damals schüttelt sich ein junges Volk unter dem Ansturm einer halben Welt. Aber Voltaire darf den großen Friedrich zum Kotillon von Roßbach beglückwünschen, und die geistigen Bande knüpfen sich fester denn zuvor. Wir haben zusehen müssen, wie Romain Rolland den lebenslang mühsam und kunstreich zum Deutschtum herübergespinnenen Faden mit grober Hand zerriß, wie Maurice Barrès in mystischen Tollhausphantasien sich mit dem Mädchen von Orléans zum Haß vermählte, wie Anatole France die Maske lächelnder Steppis von der häßlichen Faunfräse streifte, ja wie Bourget Goethe ins Gesicht spie. Daß der Spott Friedrichs von Preußen über die fleurs blanches der Pompadour, den Ehrennachtdienst der Kavaliere bei Elisabeth von Rußland, über den Zahnstocher des Fürsten Kaunitz und die viertausend Westen des Grafen Brühl den Siebenjährigen Krieg entfacht und siebenhunderttausend Streiter für die Ehre jener Damen und die Laune dieser Herren auf den Plan geführt hat, mögen Treppenwize der Weltgeschichte sein. Sie zeichnen darum nicht minder auch objektiv ihr Jahrhundert, und künftige Zeiten werden für unsere Tage, wo fetter Materialismus seine schmierigen Fäuste aus den Taschen gezogen hat, um den vermeintlich Schwächeren zu würgen, nicht einmal zu Treppenwizen den Mut aufbringen. Die auch ästhetische Größe dieser Kämpfe, freilich nur auf der einen Seite, daß, was man das Schillersche in diesem ungeheuren Ringen nennen könnte, bleibt eindrucksgewaltig bestehen; aber die aufgerissenen Tiefen klaffen auseinander und für immer scheint Zierlichkeit, Rittertum und Frauengunst, jenes

Gaufeln der Falter über den Abgründen, dahin. Damit auch das aristokratische Lebensideal der Chesterfield und Nivernais, der Lebensinhalt des Fürsten von Ligne.

Ein Voltigieren von Blume zu Blume, wie sein Leben sind auch die Schriften dieses merkwürdigen Mannes. Oder ein Lustgarten wie das englisch-französische Feenreich seines Schlosses Beloeil. Leicht hingeworfen, aus dem Augenblick geboren, scheinbar einförmig und nur dem Blick über das Ganze zu genießen ein großer Teil: der englische Park. Dazwischen kokett versteckt, dann in luxuriösen Sträußen und Beeten hervorquellend Girlanden des Wizes und der Laune: der französische Garten. Die Arbeit des Ordens und Aneinanderfügens aber muß der Leser leisten, denn wahllos und reich wie die Natur ist die Stoffmasse, die in den 34 Bänden seiner *Mélanges militaires, littéraires et sentimentaires*, Wien und Dresden 1795 ff. (Nachlaß, 6 Bände, 1817) lagert. Mancher Herausgeber hat das schon versucht. Mme. de Staël hat 1809 tantenmäßig zimperlich in Gedanken und Briefen des Fürsten gestöbert. Eine fünfbändige Auswahl von 1827 f., Paris, Dupont, bringt manches vom französischen Standpunkt und mit französischer Sorglosigkeit. Lescure in einem für die *société des bibliophiles* bestimmten Bändchen bietet nur die saftigsten Stücke für den Gaumen des Feinschmeckers, mit der eleganten Geste einer lebenswürdigen Einleitung dargereicht. Leben und Schriften des Mannes müßten eigentlich als ein Werk vorgestellt werden. Dennoch wiegt in den Lebensbetrachtungen das Anekdotische vor. Graf Lagarde in seinem Wiener Kongreß 1843 schreckt auch vor den intimsten Lächerlichkeiten eines Greises nicht zurück, der nicht alt werden will, die Landsleute des Fürsten, Baron Reiffenberg 1845 und Petermanns 1857, sind zu schwerfällig für den ätherisch leichten Stoff, Ste-Beuve begleitet die Teilausgabe von *Lignes Mémoires* durch die *Revue Nouvelle* (1846) mit recht farblosen Randglossen, Graf Thürheim gar setzt sich in dem einzigen deutschen Werk über den Gegenstand (1876) in die altmodische Positur des Kriegers und Aristokraten. Das Buch der Perey über die Massalska gibt häusliche Details weiblich gesehen, und Victor du Bled geht in seiner bekannten Weise auf die Materie ein, um seinen Geist glänzen zu lassen. Die Hauptsache ist also noch zu tun. Die Erinnerungen des Fürsten harren wohlverwahrt in Cottas Händen der Veröffentlichung, zu wohlverwahrt vielleicht, denn der in Aussicht genommene Herausgeber, Baron Blittersdorf, sieht durch maßlose Geldforderung des Besitzers seine Arbeit gefährdet; eine Ligne-Gesellschaft hat sich (wie mir Gugitz mitteilt) in Belgien gebildet. Zum hundertsten Todestag, 13. Dezember 1914, waren Festlichkeiten in Beloeil geplant und eine große, würdige Ausgabe des Wertvollen ist im Werden — all dem hat der Krieg ein vorläufiges Ende gesetzt.

Kein Ende aber der Anziehungskraft und dem Persönlichkeitszauber des Fürsten. An seiner Wiege schon haben alle Suldbinnen gestanden. Sproß

eines uralten, bei Ulth in Belgien reich begüterten Geschlechtes, von einem Liebreiz, dem sich die Zeitgenossen beugen, phantasiebegabt und bestrickend liebenswürdig, scheint der Knabe zu allem Höchsten bestimmt. Aber die Mutter, eine Prinzessin Salm, stirbt zu früh, und der Vater, der österreichische Marschall Klaudius Lamoral von Ligne, legt den rauhen Maßstab des Kriegsmannes an den frühreifen, lebenshungrigen Jüngling. Die Erziehung wird seigneurial-sorglos vernachlässigt, mit siebzehn Jahren tritt Prinz Karl Joseph als Fähnrich in das Regiment seines Vaters; Vorstellung am Wiener Hof, Lagerleben und Weibergeschichten jagen einander, bis die alte Hoheit grimmig Halt gebietet. Aber die erhoffte Panazee, die Vernunftheirat mit einer Prinzessin Liechtenstein 1755, wird nur „le meilleur des mariages dos à dos“. Und dabei lechzt der Prinz nach Liebe; bei der Geburt eines Sohnes Karl 1759 fließt ihm das Herzblut in die Feder, mit knabenhaftem Übermut wird er das Kind zur Feuertaufe im Siebenjährigen Krieg vor sich aufs Pferd nehmen, und der vorzeitige Soldatentod des jungen Mannes in den ersten Revolutionskämpfen schlägt dem Vater die tiefste, nie mehr heilende Herzenswunde. Seinem bei aller Flatterhaftigkeit musterhaften Familienleben hat der Fürst in Beloeil bei Brüssel nach dem Tode Klaudius Lamorals 1766 einen fürstlichen und koketten Rahmen geschaffen. Über die gediegene, ernste Pracht des Schlosses, der Jagdhäuser, Parke und Gärten seines Vaters breitet der Sohn den phantastischen Reichtum heiterster Kokotolaune. Gäste von nah und fern, der Graf von Artois, Prinz Heinrich von Preußen, Gustav der Dritte von Schweden, wollen das wirklich gewordene Märchen miterleben: Tafeleien, Jagden und Ritte in den mächtigen Forsten von Baudour, Segelfahrten auf dem Schloßteich drängen einander, versteckte Waldpfade locken zu ausgelassenen Nachtfesten im Holländerdorf, zu süßer Zwiesprach im Orangenhain und Rosengarten, zum Freibad hinter duftendem Jasminvorhang. All das vornehmlich, seit Prinz Karl die schöne, heißblütige Polin Helene Massalska 1779 nach Beloeil heimgeführt hat, die den Lebensdurst mit dem Schwiegervater, die ernste Kunstbegeisterung mit dem Gatten teilt, das Stumpfnäschen auch wohl manchmal in den Sekstaken der Schloßdruckerei steckt oder auf der Liebhaberbühne ein blaublütigstes Publikum zu diskrettem Beifall entzückt. Dann und wann scheint Beloeil gar zum Vorzimmer des Brüsseler österreichischen Hofes oder das Oeil-de-Bœuf von Versailles geworden zu sein, etwa wenn Fürst Ligne von einer seiner zahllosen Reisen nach Brüssel oder Paris zurück ist, die Polignac, die Coigny, die Vaudreuil mit sich führend, mit dem sonnigsten Lächeln seiner Königin Marie Antoinette im Herzen.

Zwei Religionen trägt dieses Kind seines gottlosen Jahrhunderts in der Brust: Die Religion der Schönheit und die Hingabe an Ruhm und Kriegerglanz. Der zehnjährige Knabe hat fliegenden Altems dem Kanonendonner von Fontenoy gelauscht, damals mag sich für ihn der Lebensberuf entschieden

haben. Halb Kind noch faßt er mit seiner Schrift „Aux commençants“ alle Begeisterung des geborenen Soldaten in die doppelte Forderung: „l'alliance de l'abnégation et d'une émulation glorieuse.“ Seine militärische Schriftstellerei füllt mehrere Bände der *Mélanges*, und ihr allein hat er ein Unrecht auf die Nachwelt zugestanden. Wir urteilen anders und bestätigen den Instinkt seines Jahrhunderts, das diesem leidenschaftlichen, aber phantastischen Kavalier nie eine führende Stellung im Krieg gegönnt hat. Denn bei aller ungestümen Tapferkeit, bei aller Einsicht in die tiefsten Probleme der Kriegskunst war diesem Weltkind das wildeste Schlachtgetümmel „un flux et reflux comme au parterre de l'Opéra“. Kein Wunder, daß 1759 Maria Theresias Wahl gerade auf den Obersten Karl Joseph von Ligne fiel, um die Runde vom Finkenfang bei Maxen an den Operettenhof der Pompadour zu tragen. Dieser erste Pariser Aufenthalt wie alle folgenden sind denn auch Siegeszüge für den Weltmann und glänzenden Offizier. Zwar vor dem Pariser Straßenschmutz hält er sich nach so viel andern empört die Nase zu, und nur der Seitenblick auf Venedig, dessen politische Freiheit sich darin erschöpft „de faire ses ordures sur le bel escalier de marbre du doge“ löst den Zorn zu befreiendem Lächeln. Aber der an Kriegsgreueln Ersättigte fürchtet „de ne pas avoir assez de plaisir avant de mourir“, und so stürzt er sich denn mit allen Sinnen in den Strom des Genusses. Nicht lange fesseln freilich kann ihn der Hof Ludwigs des Fünfzehnten, der ihn selbst durch alberne Fragen aus der Fassung bringt, der emphatischen Geschwägigkeit der Pompadour geht er mit Sarkasmus aus dem Wege, wie bei einem späteren Aufenthalt den Potiphargelüsten der ältlichen Damen Luxembourg und Mirepoix. Die berufene Unmut des französischen Menuetts erscheint ihm „une grâce stupide“, der französische Esprit eine Geisteskrankheit, weil aller Natürlichkeit bar. Welch lehtere Aufrichtigkeit ihm die blinde Gule Du Deffand nachmals mit Zinsen der Bosheit zurückgegeben hat, wenn sie ihn den Gilles, das ist Hanswurst des Salenhelden Boufflers nennt. Und der Renegat und neugebackene Baron Grimm möchte dem altadeligen Eindringling am liebsten die Thür der Pariser Gesellschaftszimmer vor der Nase zuschlagen. Welche Reckheit auch von dem Prinzen, an dem Präsidenten Hénault und an Marmontel nur die unersättliche Freßluft zu bestaunen, Duclos einen bissigen Pedanten zu nennen, Crébillon filz gar seine weiche Sofaecke im wollüstigsten Boudoir nicht zu meiden! Für ihn sind die Gäste der Du Deffand und Geoffrin die gehorsamen Diener dieser Damen, die Literaten, außer etwa Arnault und Boissenon, sind Rüpel, in edlem Savoir-vivre reicht ihm kein großer Herr an den Herzog von Nivernais heran. Von manchen dieser Dreitagsgrößen hat der Fürst glänzende Momentbilder aufgenommen, so zart und flüchtig, daß sie dem energischen Betrachter unter den Augen zerflattern; so schlagkräftig zugleich, daß sie neben den literarischen Porträts der Du Deffand, den Indiskretionen des verkannten Genies Senac de Meilhan und den Nadelmalereien Chamforts

und Rivarols mit Ehren bestehen. Den Modophilosophen der Zeit und ihren Noturiergellüsten steht Ligne mit der feinen Witterung des Edelmanns gegenüber, und allen Ernstes empfiehlt er, ein paar dieser Volksfreunde zu Baronen zu machen, um sie gründlich zu bekehren. Vor Voltaire allerdings und Rousseau hat auch dieser Spötter seine tiefe Reverenz gemacht. Den Alten von Ferney sucht er 1763 das erste Mal heim zu achttägigem Aufenthalte, dessen teils zwerchfellerschütternde Zwischenfälle eine seiner glänzendsten literarischen Eulenspiegelereien festlegt. Der Jubelgreis zeigt bereits alle Eigenheiten einer zimperlichen alten Jungfer, bekommt fast Vapeurs, wenn er zu entdecken glaubt, man habe eines seiner Werke nicht gelesen, muß sich trotz politischer Orakelrei von dem jungen Mann sagen lassen, die englische Verfassung danke ein gutes Teil ihrer Dauer der Insellage dieses Reiches, stößt die drallen Schweizer Mägde, die sommerlich-nymphenhaft in ein höchst angeregtes Gespräch hineinplätzen, wütend zur Tür hinaus: „Gorge par-ci, gorge par-là, allez au diable!“ und verschafft dem nächtlich spionierenden Besucher den Ohrenschmaus der von höchst irdischer Musik begleiteten Geburt einer sublimen Tragödie. Trotz all dieser Menschlichkeiten aber zollt Ligne der graziosen Leichtigkeit dieses Geistes, der alle Meister der Weltliteratur auf ihren eigensten Gebieten zu schlagen scheint, rückhaltlose Bewunderung. Völlig verleugnet aber hat der Fürst den grand seigneur im Verkehr mit Rousseau. Wie ein Dieb schleicht er sich namenlos und mit falscher Adresse in die Dachstube des verbissenen Menschenfeindes, geht dem widerhaarigen Poseur schlau um den Bart, und in einem berühmten Brief hat er ihm gar Beloeil zu freiestem Aufenthalte angeboten. Denn für ihn ist der Fall Rousseau wie für moderne Psychiater das Schicksal des dem Wahnsinn verbrüdereten Genies, und mit diesem Beispiel hat er in einem seiner glänzendsten Paradoxe unser Recht, andere durch Wohlthaten zu belästigen, in Frage gestellt.

Den Höhepunkt der gesellschaftlichen und menschlichen Erfolge des Fürsten bezeichnet sein Eintritt in den Kreis von Trianon 1776. Marie Antoinette kennt den glänzenden Cavalier vom Wiener Hofe her, wo selbst ihre strenge Mutter sich seiner entwaffnenden Lebenswürdigkeit nicht ganz hat entziehen können. Inmitten der Besenval, Vaudreuil und Adhémar, der Coigny und Ségur stellt sich de Ligne denn auch an den gebührenden Platz, die Damen dieses Liebeshofes, die leichtblütigen Gräfinnen Polignac, die ernste Lamballe sind mit ihrer Königin eins im Ruhme des unvergleichlichen Gesellschafters. Bei den koketten Märchenfesten in dem Tragantschlößchen Gabriels, den Schäferreigen durch Park und Hameau war der Fürst der Königin zur Seite, und jahrelang ist er Zeuge des kindlichen Frohsinns der unseligen Frau gewesen bei den nächtlichen Schwärmereien durch die verschwiegenen Laubgänge, den Elfentänzen auf Mondscheinwiesen, hinter denen die Verleumdung immer lauter herzischelte. Alle tyrannische Hoffsitte freilich hatte man da hinten im starren Versailles gelassen, auch den schwer-

fälligen König, den „gros serrurier“, für den der Fürst nur Achselzucken übrig hat. Zog es ihn aber nach einem Kreis, wo das geistreiche Wort völlig hüllenlos glänzen durfte, so schlüpfte der Schwerenöter hinter die Kulissen der Pariser Theater, guckte der schnippischen Mme. Favart in die schwarzen Augen, improvisierte zum hellen Ergözen der Zuschauer mit dem *diable au corps* Sophie Arnould ein Federballspiel des Wizes oder weckte am Arm der Dubarry das verwunschene Schlöschchen Luciennes und seinen Park zu kurzem Scheinleben auf. Dazwischen Reisen nach Brüssel, Reisen nach Wien, seit 1780 Reisen durch ganz Europa. Geldinteressen seiner Schwiegertochter Helene Massalka geben den Vorwand zu einer halbjährigen Fahrt an den Hof Katharinas der Zweiten. Ein eingeschobener Aufenthalt von zwei Wochen in Berlin bringt zwei der geistreichsten Männer ihrer Zeit einander nahe. Der Preußenkönig kennt den Fürsten schon von der Monarchenzusammenkunft in Mährisch-Neustadt her, wo der Schalk zum Ergözen der Herrscher seine Lebensweisheit in die spielerischen Sätze gefaßt hat: „Je voudrais être une jolie femme jusqu'à 30 ans, puis un général d'armée fort habile et fort heureux jusqu'à 60, enfin cardinal jusqu'à 80.“ Auf gleichen Ton sind die Unterhaltungen in Sanssouci gestimmt. Von militärischen Gegenständen springt das Gespräch auf alte und neue Gartenkunst über, ergeht sich einen Augenblick in geistreichem Unsinn, schweift zur Literatur ab, zu Kunst, Philosophie, Moral, um in Anekdoten und Bonmots auszuklingen. Dabei steht der Besucher unter dem Bann der großen, klaren Augen des Königs, seiner sanften, leisen Stimme und des leichten Flusses wohlhabgewogener Rede. Ganz anders, doch nicht minder eindrucksvoll ist der Zauber, den Catherine le Grand (wie er sie nennt) auf den leicht Entzündlichen ausübt. Lange Betätigung absoluten Willens hat bei ihr die einstige Schönheit durch Majestät ersetzt, die ihr trotz des kleinen Wuchses wohl ansteht, blendender Teint und schöne Büstenform locken den Blick des Kenners. Neben Maria Theresias edler Frauemwürde freilich verblaßt dieser Reiz des Augenblicks. Von tausend Aufmerksamkeiten überhäuft, fühlt sich der Gast an diesem entlegenen Hof so wohl, daß er den eigentlichen Gegenstand seiner Reise ganz vergißt. Nur nebenbei soll eine Zusammenkunft der Zarin mit Joseph dem Zweiten in der Krim besprochen worden sein, die denn auch sechs Jahre später in Cherson statthaben wird. Als „jockey diplomatique“ macht der Fürst die märchenhafte Dnjeprfahrt auf der kaiserlichen Galeere mit, vor deren Pracht die Phantasie einer Kleopatra verblaßt wäre. In Kanew gönnt die Zarin dem einstigen Liebling Poniatowski, König von Polen, ein letztes Stelldichein voll kalten Prunkes, einen Vorboten seines schon beschlossenen Sturzes. Am sagenhaften Felsstempel der Iphigenie setzt eine reizende Geste der Selbstherrscherin den Griechenfreund Ligne in den Besitz des Felsens mit angrenzendem Gelände, und tollkühn soll der also Begabte gestieft und gespornt in den Dnjepr gesprungen sein, um vor den Augen der Spenderin Hand an diesen „rocher

de Ligne“ zu legen. In Cherson endlich wird mit Joseph dem Zweiten der türkische Krieg beschlossen. Die Eröffnung der Kämpfe aber bringt dem Fürsten eine schwere Enttäuschung. In russischem Dienst muß er bei der berechneten Schwerfälligkeit Potemkins in Jassy liegen bleiben, wenig hilft ihm brennende Kampfeslust, die Bewunderung für alle passiven Tugenden des russischen Soldaten, und wären nicht die hübschen Bojarenfrauen der Moldau, breithüftig und mollig nach türkischem Ideal, in deren Gesellschaft der Schwärmer altgriechische Liebesterte mit despektierlichem Seitenblick auf westeuropäischen Gelehrtendümel enträtselt, der Ruhelose müßte verzweifeln. Glanzvolle Teilnahme an der Erstürmung von Belgrad unter Laudon 1789 trägt dem Ueberaschten ein kaltes Dankschreiben seines vergötterten Kaisers ein, der inzwischen den Neidern seines Günstlings ein Ohr geliehen und ihn für die Unruhen in Flandern mitverantwortlich gemacht hat. Der Fürst muß sich beeilen, den ungerechten Argwohn zu zerstreuen, denn wenige Monate darauf erliegt der unselige Monarch den Kriegsmühen und dem Lebenskel, und mit ihm gehen alle Hoffnungen Lignes zu Grabe. „Je suis mort avec Joseph II“, wird er Jahrzehnte später dem Grafen Lagarde gestehen.

„Une perpétuelle envie d'éternuer“ hat der scharfsichtige Weltmann dem Lord Malmesbury gegenüber einmal das Herrscherleben Josephs genannt, und damit umschreibt er unfreiwillig das eigene Schicksal. Wenigstens das äußerliche. Jetzt freilich kam die Lösung, aber zu tiefstem Leid. Mißtrauisch und mit wachsender Bitterkeit sieht Ligne den Revolutionssturm am Horizont heraufziehen, die Emigrantenvögel davor herbspülen, mit beißendem Hohn begleitet er die Gliederverrenkungen der französischen Nationalversammlung: „La Grèce avait des sages, mais ils n'étaient que sept; vous en avez douze cents à 18 francs par jour.“ In der unterschiedlosen Ansprache „Monsieur“ für Königssohn und Straßenkehrer sieht er das sicherste Zeichen nationalen Verfalles. Und mit dem souveränen Ekel des Edelmannes wendet er sich von den geschmacklosen Schlächtereien der Schreckensherrschaft ab: „On peut remettre le trône en France, mais le goût jamais.“ In den Revolutionskämpfen auch des Jahres 1792 kommt über ihn der einzige tiefe Schmerz seines Lebens, unter dessen Last der alternde Mann sich nie mehr zu voller Größe emporgerückt hat: sein Sohn Karl fällt als österreichischer Oberst beim Aufklärungskrieg gegen Dumouriez' Vortruppen in den Argonnen, und so grimmig ist das Leid, daß der Greis sich dareinhüllt wie in ein Leichentuch: „Il y a une manière terrible d'être supérieur aux événements. Cela s'achète par un grand malheur de sensibilité,“ schreibt er nach der Schlacht bei Semappes, die Belgien und damit fast sein ganzes Vermögen in Franzosenhand liefert.

Längst ist er innerlich vom Franzosentum abgerückt. Vor deutschem Tiefinn hat er immer den Hut gezogen, der deutschen Literatur sagt er ihre große Zukunft voraus, wie dem Drama der Franzosen und ihrer Schauspiel-

kunst den Verfall. Gegenüber der freien Natürlichkeit des deutschen Walzers, der wilden Pracht östlicher Tänze scheint ihm, es gebe nichts Alberneres als den französischen Reigen. „Bête comme un danseur“ wird ihm zum geflügeltesten Wort und selbst den künstlerischen Wert der Menuettposen für die Malerei zögert er nicht, zu bestreiten. In seinen Schriften steht eine lange Abhandlung darüber, daß die Revolution der französischen Sprache ihre europäische Geltung gekostet hat, ein pikantes Gegenstück zu den aufgeblasenen Phrasen Rivarols in Beantwortung einer Preisfrage der Berliner Akademie. Mit ingrimmigem Humor gar variiert der Fürst das berühmte Wort von Quélos: „Le Français est l'enfant de l'Europe“ zu dem vernichtenden Urteil: „Il n'y a que cette nation qui à la cruauté de l'enfance joint celle de tous les âges“; und: „S'ils ne sont plus chantants et dansants et galants, les Français deviendront des fous furieux.“ Aussprüche, denen manche Erscheinungen der Gegenwart posthume Bestätigung gebracht haben.

1794 ist der rastlose Wanderer zu relativer Ruhe nach Wien gekommen. Auf dem Leopoldsberg hat er sich ein phantastisch-heimeliges „refuge“ in dem alten Kloster voll schwerer historischer Erinnerungen eingerichtet, und mehrmals der Woche können die Wiener die Pendelbewegung der altmodischen Karosse mit den stadtbekanntem hageren Schimmeln vom Leopoldsberg zu den luftigen Kolonnaden der Kahlenbergvilla, von da im Trott zu dem engbrüstigen, rosenroten Haus auf der Mollerbastei und wieder zurück verfolgen. Sein Papageibauer hat er das Stadthäuschen manchmal launig genannt, mit wehmütigem Spott über die altjüngferliche Kofetterie des „Hôtel de Ligne“, das zwar in allen Stockwerken nur je ein Zimmer barg, gegen die Bastei aber respektbeisend zwei schwächliche Säulchen vorschob. Denn das ehemals fürstliche Vermögen ist durch schrankenlosen Lebensgenuß, Sorglosigkeit und Kriegsläufe völlig zerrüttet. Seinen Gästen, die sich täglich zu Dutzenden um diesen Repräsentanten einer verschwindenden Epoche drängen, oft von weit hergeickt, wie Mme. de Staël 1807, kann der Greis kaum mehr als den Ohrenschmaus seiner Unterhaltung bieten, die Bibliothek im Oberstock ist Empfangsraum und Standort des Feldbettes zugleich, und mehr als einmal haben selbst Souveräne auf Strohsesseln um das Bücher- und Schriftengewirre des Arbeitstisches herum Platz genommen. Der Aufzug des Mannes gar, der einst in Versailles und Trianon in Geschmacksdingen kein Urteil über dem feinen hatte zu dulden brauchen, sinkt zu immer betrüblicherer Vernachlässigung herab, und was die Damen sich von der Perücke des Alten ins Ohr geflüstert haben, wenn sie geblendet und ernüchtert zugleich nach einem Neugierbesuch im Hôtel de Ligne die steilen Stufen hinabtrippelten, gibt an grotesker Symbolik den letzten Schicksalen Casanovas in Dux kein Titelchen nach.

Den großen Zeitereignissen folgt der Fürst mit resignierter Trauer. Einmal scheint ihm die Hoffnung aufzublizen, als dürfte er endlich, endlich die jahrzehntelang aufgespeicherte Erfahrung des Kriegsmanns, Klugheit und

mannhaften Entschluß in Stalien an dem würdigsten Gegner erproben, Napoleon, dem er erst auf Elba mitführend den Namen Robinson Crusoe geben wird. Wieder ist es nichts damit, die Verleihung der Marschallwürde 1808 kommt um Jahrzehnte zu spät, und so verwühlt sich der Enttäuschte immer tiefer in seine Erinnerungen. Wien, das ihm allmählich ans Herz wächst, und dessen Schönheit er ein Preisgedicht gewidmet hat, verläßt er nur mehr, um in Tepliz bei seiner Tochter, Fürstin Clary, sich alter Familienbände zu entsinnen, gelegentlich in Karlsbad das eigene entschwindende Lebensideal an dem zeitlosen Goethes zu messen oder in Dug Arm in Arm mit dem wesensverwandten Casanova aus Bibliotheksstaub und Gegenwartsroheit in die sonnigsten Zeiten des Kokoko zu flüchten. Mit seinem Fragment sur Casanova hat er denn auch diesem Phänomen und seinem Jahrhundert ein kokettes Denkmal gesetzt.

Der Wiener Kongreß weckt den Achtzigjährigen zu einem letzten zerflatternden Scheinleben auf. Etwas wie einen Haushofmeister der herbeigeströmten „rois en vacances“ hat er sich selbst bezeichnet, dem Grafen Lagarde gegenüber spottet er, wie ihn einer dem andern als Merkwürdigkeit weiterreicht. Alle Festlichkeiten dieses wienerisch-leichtsinnigen Jahrmarkts hat er mit Rat und Wisz begleitet, und ganz Europa klatscht Beifall, wenn er zierlich mit Worten spielt: „Le tissu de la politique est tout brodé de fêtes,“ oder Talleyrand zur Weitergabe zuwirft: „Le congrès ne marche pas, il danse.“ Der Belästigung der allzuvielen, die ihn, „le dernier des chevaliers français“, begaffen wollen, weiß er sich mit jugendlicher Leichtfüßigkeit zu entziehen, um so energischer lebt er im Kreise selbstgewählter Vertrauter auf, wenn man dem geschwägigen Lagarde glauben darf. Der auch zeichnet eine Szene von erschütternder Eindruckskraft zwischen dem greisen Marschall und dem frühreifen Sohne Napoleons in Schönbrunn. Leibhaftig sehen wir da die schwerfällige, graue Karosse des Fürsten in den Schloßhof rumpeln, auf fliegt der Schlag mit der Devise des Hauses: „Quo res cumque cadunt, semper stat linea recta,“ dann steigt der Alte in steifer Würde die Freitreppe hinan, geräuschlos schlagen sich die Türen auseinander, tiefes Neigen der Dienerschaft durch die Zimmersflucht, und der Greis steht in einem mäßigen Raum, aus dessen einer Ecke das blasse Gesichtchen eines feingliedrigen Knaben vom Spiel mit tausend Zinnsoldaten auf und dem Ankömmling entgegen schaut. Freudiges Erkennen, schmeichelndes Anschmiegen des Kindes an den Greis, der plötzlich wie unter einer Eingebung ruft: „Allons, mon prince, à la manœuvre!“ Einen Augenblick stutzt der Kleine, dann stellt er sich leuchtenden Auges neben sein bewegliches Spielzeug, der Marschall mit gezogenem Degen tritt vor, Kommando folgt auf Kommando, auf der Stelle pünktlich ausgeführt, und so scheint sich das Zucken einer Wimper lang reife Vergangenheit und im Keim geknickte Zukunft zu einen zur Gruppe ergreifendster Symbolik. Die Szene mag erfunden sein, sie zeichnet darum nicht

minder das letzte Schicksal des Fürsten. Wie Casanova hat auch er nie an die Möglichkeit des Alterns für sich geglaubt: „Heureux celui qui par le prix qu'il met et par le goût qu'il prend aux plus petites choses, prolonge son enfance. Les jours les plus heureux sont ceux qui ont une grande matinée et une petite soirée.“ Gegen die Bevorzugung verdienstloser Jugend bäumt er sich auf, Erinnerungen sind ihm harte Mahner an glücklichere Tage, und selbst den tyrannischen Launen der Liebe glaubt er sich bis zuletzt gewachsen. Lagarde bringt den grotesken Auftritt mit dem hagern Alten, der in eisiger Winternacht gleich dem Geist von Hamlets Vater am Ränntnertor auf und ab schreitet, der schönen Griechin Panam gewärtig. Hier auch soll er sich den Keim zur Todeskrankheit geholt haben, gegen die er erstaunt und mit allen Kräften ankämpft. Wie fern lag ihm aber auch aller Gedanke an Tod!

Ci-gît le prince de Ligne,
Il est tout de son long couché.
Jadis il a beaucoup péché,
Mais ce n'était pas à la ligne —

hatte Marquis de Bonnay über sein Grab setzen wollen, und lachend pflegte der Fürst den Vers anzurufen als sichere Gewähr unbegrenzter Lebenskraft. Und wenn's schon ans Sterben ging, dann sollte es in Schönheit sein, wie das Ende jenes Petronius, dem an der Seite der Geliebten bei Zimbelklang und im Rausch volltönender Verse das Leben aus den Adern floß. Statt dessen umgaben schreckensbleiche Gesichter der Freunde, weinende Frauen und aller düstere Apparat der Kirche dieses letzte Lager. Wie Casanova ist dieser Schüler Voltaires vor der Versegelocke ins Knie gesunken.

Der Leichenzug des Marschalls am 15. Dezember 1814 war ein glänzendes Schaustück in diesem Gedränge rauschender Feste. Alles, was Namen hatte, folgte der Bahre in die Schottenkirche, reicher militärischer Prunk war aufgeboten, und selbst die Souveräne ließen sich's nicht nehmen, aus Fenstern und von Bastionen das Schauspiel zu genießen, wie man ein Jahrhundert zu Grabe trug. Ein paar Schritte unter seiner Rahlenbergvilla hat man ihn nach eigenem Wunsch zur Erde gebracht, ein schlichtes Denkmal bezeichnet die Stätte. Heute ist der lustige Bau des Schloßchens verschwunden, die prozige Masse des Rahlenberghotels ist in breiter Selbstgefälligkeit darüber gelagert, und es greift dem Besucher kalt ans Herz, wenn er vor dem einfachen Grabstein steht, darüber hochgewachsene Bäume sich wiegen, und vom nahen Gastbetrieb das Jauchzen der Kinder, lustige Wiener Weisen und das Stimmengewirr populierender Philister herübertönt. Ein Mekka für alle Schönheitsjucher hätte nach der Erwartung der Zeitgenossen diese Stätte werden sollen, und von allem Glanz eines reichen Lebens, aller Ruhmehoffnung, allem Planen von Volksbeglückung durch Schönheit kennen auch nur die Wiener — kaum ein Grab. —

Gleich mit dem Titel seiner gesammelten Schriften hat der Fürst sich so an eine besondere Stelle gerückt, daß er eine Erläuterung für nötig hält: „Je sais très bien qu'on pourra critiquer mon titre de *Mél. sentimentales* . . . Mais j'ai voulu exprimer sentiment de sensibilité et sentiment d'opinion. C'est un composé que j'ai fait et qu'on pourra me pardonner.“ Hat er hier souverän in den Geist der Sprache eingegriffen, so schüttelt er anderswo mit der Sorglosigkeit des grand seigneur jede Selbsttäuschung über den Wert der Schriftstellerei überhaupt und der moralisierenden im besondern von sich: „On dit que c'est pour s'occuper qu'on écrit; cela n'est pas vrai. On espère occuper après soi . . . On se fait des portraits charmants de ceux qui nous laissent leurs ouvrages.“ Labruyère, heißt es weiter, hat etwa fünfzig Typen gezeichnet, aber mit Bleistift und in Paris. Das ist eine armfelige Plussbeute. „On devrait défendre d'écrire morale, caractères, hommes, femmes, philosophie, législation à ceux qui n'ont pas beaucoup voyagé, et qui n'ont pas été dans les grandes aventures.“ Dann erst müßten die Moralisten uns mit Gemeinplätzen verschonen, ihre Schriften würden zu Stechbüchern werden, die man an beliebiger Stelle öffnen könnte, um nach ein paar Seiten Lektüre die gepresste Seele in heiterer Meditation sich auflösen zu lassen. Arme Teufel übrigens, diese Moralisten, der Hufschlag eines Esels kann sie fällen; es ist fast ergötlich zu sehen, wie hochnäsigt die Welt an ihnen vorüberstreift, und wären nicht die Frauen, die die zierlichen Duodezbandchen statt der Fächer kokett zu gebrauchen wissen, ein Predigen wär's in der Wüste. Es ist aber auch gar zu leicht, den Leuten in die Karten zu schauen: „Nous autres moralistes, nous ne valons pas mieux que ceux qui nous lisent. Nous sommes cette classe entre la nourrice et la bonne qu'on appelle garde d'enfants.“ Und Kinder lieben es, ihre Wärterin zu prügeln.

Nimmt man freilich eines der Duodezbandchen des Fürsten zur Hand, so wird man bald gewahr, daß der Autor mit dieser Selbstverspottung ein wenig für die Galerie gesprochen hat. Denn schon nach ein paar Seiten hält man halb geblendet von diesem Gedankenfeuerwerk inne, zugleich von widerstrebenden Gefühlen hin und her geworfen. Die paradoxen Einfälle drängen sich, überpurzeln sich fast in übermütigem Gewirre, ein ausgelassener Stil schießt seine Witzpfeile darein, Madame Grammaire steht grollend und schmolend beiseite. So keck und sorglos ist dieses Gedränge, daß Damen den Fürsten zu seinem Ergötzen mit den eigenen Gedanken früherer Werke haben schlagen können. Nur zuweilen bleibt der eilende Blick an Sätzen haften, die gleich edlem Geschmeide aus der schmeichelnden Hand eines Meisters hervorgegangen scheinen. Hier hat die Lebenskunst mit ruhigem Griff in die Wirrnis gelangt.

Mme. de Staël, deren Spürsinn für rein menschliche Züge manchmal überrascht, hat den Rat gegeben, beim „style parlé“ de Lignes sich das schöne, ausdrucksvolle Antlitz des Sprechers, seine unerschöpfliche Lebhaftigkeit vorzustellen, um diese Persönlichkeit auch in den Schriften voll zu genießen.

Der Vorschlag ist gut und geistreich für die Zeitgenossen. Wir armen Nachgeborenen können ihn nur so weit befolgen, als wir etwa einem Montaigne durch Rekonstruktion auch des Menschen in die Nähe zu kommen trachten. Und doch wird das der einzige auch für uns gangbare Weg bleiben, die literarischen sind alle Sackgassen. Man hat, nicht ohne einen Schein von Recht, dem Fürsten fein säuberlich sein Plätzchen anweisen wollen, mit Vauvenargues zur Linken, Duclos zur Rechten. Mit beiden teilt er denn auch trotz gelegentlicher Schwarzseherei den unverwüßlichen Optimismus; aber lebenslanges Verweilen auf den obersten Sprossen der sozialen Leiter läßt ihn ein freieres Gebiet überschauen als jene beiden, sein Stil bewegt sich von der dem Schmerz abgerungenen Männlichkeit Vauvenargues' hinweg über die feinzifelierte Gedankenarbeit von Duclos zum sorglosen Reichtum des grand seigneur, und er selbst hat in einem funkelnden Alperçu sich boshaft lächelnd beiseite postiert: „Si Labruyère avait bu, si Larochefoucauld avait chassé, si Chamfort avait voyagé, si Vauvenargues avait aimé, si Théophraste avait été à Paris, ils auraient bien mieux écrit encore.“ Du Bled hat recht: „Son genre est unique.“ Und wenn Duclos von sich sagen durfte: „Mon talent à moi, c'est l'esprit,“ so hätte der Fürst heiter variieren können: „Mon génie à moi, c'est la grâce.“

Was so vielen Ratschlägen Lignes zur Lebenshaltung ihren besonderen Wert verleiht, ist, daß, wie bei Casanova, wirksamste Lebenserfahrung dahintersteht. Wir dürfen ihm gleich vertrauensvoll lauschen wie dem Herzog von Rivernais, wenn dieser vor dem jungen Grafen Gisors den schweren Beruf des Hofmanns vorsichtig abwägend auseinanderlegt, oder Lord Chesterfield in den erfahrungsfatten Briefen an seinen Sohn. Über Lignes Leben könnte man die Worte setzen, die er gelegentlich als Motto zu seinen Schriften in Anspruch nimmt: „Calme avec soi-même, bien vivre et bien mourir.“ So wenig programmäßig auch das Sterben abgelaufen ist. Und Mme. de Staël scheut nicht die überschwenglichen Sätze: „Le prince de Ligne est un véritable phénomène, . . . On dirait que la civilisation s'est arrêtée en lui à ce point où les nations ne restent jamais . . . Peut-être est-il le seul étranger qui, dans le genre français, soit devenu modèle, au lieu d'être imitateur.“

Wie nun hofft dieser Hauptvertreter einer Höhenkultur kommende Geschlechter zu noch reinerem Lebensglück führen zu können?

Bei der körperlichen Erziehung des Kindes muß die Arbeit einsetzen: „Je ne crois pas aux précepteurs, ni aux collègues, ni aux couvents. Mais je crois aux nourrices et aux bonnes,“ mahnt der Schüler Rousseaus. Die Formung des Geistes soll mehr vom Gefühl her gefördert werden: „Pourquoi n'y a-t-il pas une école de bonheur, au lieu des écoles de latin et de droit: Qu'on y apprenne le régime de son âme.“ Aber beileibe keine Lehrbücher der Moral, so kräftig anderwärts der Wert guter Lektüre herausgestellt wird. Das Beispiel allein kann helfen, und wär's das böse, denn es

öffnet weit Augen und Herz für das, was uns frommt und schadet. Weg auch mit aller wohlmeinenden Täuschung von der Kindesseele! „Qu'est-ce que les principes d'éducation? On ne fait que tromper les enfants . . . On leur dit: fuyez le plaisir. Qu'on leur en donne plutôt, ils ne le désirent pas autant . . . Le père, le gouverneur ne disent jamais à un jeune homme: Vous serez amoureux. Le jeune homme de qui l'on a éloigné toute idée licencieuse, est enivré dès qu'il en trouve l'occasion.“ Nichts Neues unter der Sonne! Paulsen und seine Schule hätten dies Hauptprinzip vernünftiger Lebenshaltung drastischer als bei Rousseau im zwölften Bändchen dieser flüchtigen Damenlektüre finden können. Aber Ligne greift weiter und über sein Jahrhundert hinaus. Das Lebensglück darf nicht Privileg einer privilegierten Kaste bleiben. Daß die Dienerschaft in eigenen Schulen sorgfältig zu ihren Pflichten angeleitet wird, mag noch im Interesse des großen Herrn liegen. Aber hinaus auf die Dörfer soll der Volksbeglückter ziehen und mit dem Segen des Bauern trüge er das eigene Glück nach Haus. Hier spricht nicht mehr bloß der weitblickende Schloßherr und Gebieter über viertausend Seelen, es klingt da etwas von den jüngsten Bemühungen etwa des Dürerbundes an, der durch gesunde ländliche Freuden das Heimatgefühl stärken will.

Diesen und manchen ähnlichen Anregungen mag der Einfluß Rousseaus die letzte und tiefste Originalität benehmen. Dem grand seigneur aber war es vorbehalten, energisch den unersetzlichen Wert schöner äußerer Erscheinung für den einzelnen wie für die Völker ins Licht gerückt zu haben. Mit Petronius wesensverwandt hat er sich zeitlebens gefühlt, jenem Römer, der „inter paucos familiarum Neroni assumptus est, elegantiae arbiter, dum nihil amoenum et molle affluentia putat nisi quod ei ille approbavisset.“ Wie Petron will er unter sanfter Musik beim Schmeicheln schöner Verse in den Armen der Freunde hinüberträumen. Wie der Römer wird er beim Amt des arbiter von imponierendem Auftreten und peinlicher Sorgfalt der Kleidung unterstützt. Die Größe und Wucht seiner Gestalt wird durch mühelose Gewandtheit der Bewegungen gemildert, lange, wenig gepuderte Haare umrahmen ein raffiges Gesicht, beherrscht von mächtigen Augen, dem etwas zu großen Mund stehen alle Nuancen von der Güte bis zur Bosheit zu Gebote. All seinem Sehnen nach schöner Gestaltung des äußeren Lebens hat der Fürst in seinem belgischen Landstiz Ausdruck verliehen. „Belœil tout à la fois magnifique et champêtre,“ flötet der Abbé Delille in seinen „Jardins“, und Menschenhand und Natur haben denn auch hier eine selbst für jene Zeit seltene Einheit auf-erbaut. In dem glänzenden Rahmen aber lebt ohne Unterlaß das glänzendste Gesellschaftsbild, denn wie Casanova hat der Fürst lange den Reiz der Einsamkeit verschmäht, Leben muß um ihn tollern und wär's auch nur die Possierlichkeit der Tiere. Echtem Naturgefühl nähert er sich erst im bitteren Alleinsein auf dem Leopoldsberg, vom Brausen des Meeres möchte er sich da in der Phantasie zu einem majestätischen Werk begeistern lassen, der Kunst und dem

Genuß des Reisens hat er drei Gefänge voll altmodischer Liebenswürdigkeit gewidmet. Auch theoretisch läßt ihn das Problem des Geschmacks nicht los. Mit Diderotschem Sarkasmus weist er an Völkerbeispielen die Relativität aller Geschmacksanschauungen nach. Seine eigene Begriffsbestimmung ist unsicher und leisetreterisch: „Le goût est l'absence de tout ce qui est choquant dans tous les genres.“ Zur Festlegung dieses ungreifbarsten aller Geistestriebe wünscht der Sohn seines kosmopolitischen Jahrhunderts einen zwischen-völkischen Ateopag. Ein Austausch von Vertretern der verschiedenen Völker soll die nationalen Härten abschleifen, den Blick weiten und die Charaktere glätten. Freilich darf der Erfolg nicht törichte Nachahmung fremder Fehler sein. Und hier gießt der scharfe Beobachter die volle Schale seines Spottes über die Franzosen aus, „la seule nation mal habillée,“ wobei die deutsche Nachtreterei ihr wohlgemessen Teil abbekommt, zerpflückt unbarmherzig die ärmliche Grazie der Modefranzösin, der er ganz im Sinne jüngster Beobachtungen schon damals papageimäßige Wiederholung weniger Lebensbetätigungen vorwirft, und weist prophetischen Geistes auf die nordischen und orientalischen Völker hin, deren Farben und Formensinn unerschöpflich sei wie die Natur. Übersättigung an jahrzehntelang gewohnter Lebensart scheint den Fürsten hier über sein Jahrhundert hinausgewiesen, seine osteuropäische Odyssee ihm die Augen weit geöffnet zu haben. Wir hören da von Farbensymphonien, die die menschlichen Ansiedlungen mit der Landschaft aufführen sollen, vom Einfluß des Farbtons der Wohnung auf den Volkscharakter, vom schönen Gliederspiel zumal der Frauen in freier, natürlicher Gewandung. Ja, ästhetische Baupolizei und Schutz der Denkmäler wird hier mit vernehmlicher Stimme gepredigt, Hygiene des Städtebaus bis in alle Einzelheiten zergliedert. All das greift über die Modereaktion vom Ende des achtzehnten Jahrhunderts weit hinaus. Allermeist aber die Schonungslosigkeit, mit der französische Tafelgenüsse ihres Nimbus entkleidet werden. Jedes Raffinement sei verbannt, reichlich und gut aber müsse die Nahrung sein, denn mit der ganzen Nacktheit Diderotschen oder Feuerbachschen Materialismus wird der Einfluß des Essens auf die Geisteshaltung herausgestellt: „L'esprit, l'humeur, la santé, l'estomac, la digestion, l'influence du beau temps! Voilà une dépendance nécessaire, à laquelle je défie de rien comprendre.“

Vom Materiellen her also tritt dieser Realpolitiker des Geschmacks an das Problem des Lebensglückes heran. Auf die bange Frage aber: „Was ist Glück?“ schüttelt er lächelnd den Kopf: Ihr, die ihr fieberhaft nach dem Glücke sucht, prüft euch auf Herz und Nieren; wenn ihr je glücklich gewesen seid, so war's, weil eure Wünsche unerfüllt blieben. Vergebens auch fleht ihr ins Leere um die Gnade eines großen Glückes oder tiefen Schmerzes. Ein Auf- und Abtrippeln von kleinem Glück zu kleinem Mißgeschick ist der volle Inhalt des Lebens: „On n'a que des bonheurs d'enfants . . . Je ne connais pas de carrière plus heureuse que la mienne; mais de vrais bon-

heurs, je n'en ai jamais eu que 4 jours: Celui où j'ai mis la première fois mon uniforme; le soir de la première bataille où je me suis trouvé; le jour où l'on m'a dit pour la première fois qu'on m'aimait; et celui où je suis sorti après ma petite vérole.“ Bei aller Ironie liegt etwas vom milden Abendglanz Goethescher Weisheit über diesen Worten. Großer Schmerz ist Göttergeschenk und kann zum Stab werden, an dem man aufrechter noch durchs Leben schreitet; die Lücke des Objektes aber neckt und quält und bringt zu Falle. Dazu die Fühllosigkeit der Natur, die Bäume, Gräser und Muscheln mütterlicher bedacht hat als den Menschen, dessen Leib vom dreißigsten Jahr dahinsieht, und dessen Frohsinn wilden und finstern Leidenschaften weichen muß. Dreimal glücklich die Dummen, denn bei ihrer Grobsinnigkeit drückt sie die Last des Daseins kaum. Wär's da nicht klüger, sich am Morgen den Mut- und Kraftaufwand des Ankleidens zu sparen? Nichts da! Dieses ist die Panazee: „Étourderie jusqu'à 25 ans, légèreté jusqu'à 46, philosophie ensuite et vous vous tirerez d'affaire.“ Die wahre Philosophie aber, und hier schaut dem Freunde das Weltkind Casanova über die Schulter, die wahre Philosophie ist die Lust mit Pflichtgefühl verfest. Nur Fröhliches zu denken gilt's, singend muß man den Morgen einleiten, um etwas vom Vogelgezwitscher der Frühe durch den Tag mitzuführen, des Schlimmsten muß man mit den Candide und Scarmentado gewärtig sein, des erfülltesten Glückes mit den Leibniz, Shaftesbury, Volingbroke harren. Und dann: Man muß das leere Blatt des Tages mit sechs Glücksverheißungen beschreiben: „1. Puis-je faire plaisir à qn'aujourd'hui? 2. Comment pourrai-je m'amuser? 3. Qu'aurai-je à diner? 4. Pourrai-je voir un homme aimable ou intéressant? 5. Paraîtrai-je tel à M^{me} une telle qui me plaît beaucoup? 6. Avant de sortir, lirai-je ou écrirai-je quelque vérité neuve, piquante, utile ou agréable?“ Denn schwankendes Sichtreidenlassen ist die wahre Krankheit des Gemütes, und wer die Zeit totschlagen will, den schlägt sie langsam tot. Unerbittlicher als der Selbstmord der Nutzlosen, der wenigstens den Willen bekundet, mit einer Geste an das Schicksal von der Bühne zu treten.

Willst du dich aber dieses tätigen Lebens freuen, so jage die Leidenschaften aus deinem Herzen. Vom Faulen sollst du lernen, der nur geschäftig ist aus Liebhaberei. Das Glück der Namenlosigkeit mach dir zu eigen, entrinne aus dem Babel der Begierden in die Stille des Landes, auch von der Süßigkeit der Liebe darfst du nur den leisen Nachgeschmack mitführen. Weg vor allem mit der Torheit der Neidischen und Ehrgeizigen: „L'envie est la maladie honteuse de l'âme.“ Nur selten gestatte dir den prickelnden Genuß der médisance, wenn du im Freundeskreis deine Seele aufschließeß oder schöne Frauenaugen an deinen Lippen hängen. Den Ehrgeiz aber flieh als den Todfeind deiner Ruhe: „On se fait des devoirs, on se fait des chagrins; on se fait des affaires, on se fait des ennemis, on se fait des maux; on se fait des voyages, on se fait des amours, on se fait des mariages, on

se fait . . . que ne se fait-on pas?“ Bleib dessen eingedenk, daß der Ruhm ein Buhlnabe ist, daß Postkutscher und Perückenmacher ihn gründen und stürzen können und daß Geburts- und Geistesadel seiner entraten dürfen. Hast du den Ruhm aber am Weg gefunden wie eine Liebe des Augenblicks, dann kehre ihm entschlossen den Rücken, ehe er dir eine Frage zieht. Schweigende Pflichterfüllung in beschränktem Berufskreis, Wollust des Leidens für andere und bescheidenes Selbstgenügen können dich noch eher der Ruhe versichern. Zurückhaltung vor allem in Gesellschaft. Denn nichts vergift sich schwerer, als zur Rolle des Zuhörers gedemütigt worden zu sein. Und wer sich selber zuhört beim Reden, beim Drunken mit Bücherweisheit, der lauscht einem Toren. Glaub auch nicht, daß die Dummköpfe da sind, vor die Stirn gestoßen zu werden. Wärest du ein Ausbund von Geist, ehe du dich dessen versiehst, bist du in den Abgrund ihrer Dummheit hineingefallen, und der Sturz ist tief und schmerzlich. Von der großen Welt hege keine kindlichen Erwartungen. Bist du reich, so wirst du über Nacht Sklave all ihrer Launen; gehst du nach Seelenadel, so findest du drapierten Egoismus. Alle Eitelkeit aber wirst du von dir tun, wenn du im Geist Mann und Weib den Faltenwurf vom Leibe ziehst. Der Zyniker Voltaire hat recht: „Le lit découvre tous les secrets.“

Was also, staunt der Schüler ernüchtert, soll mir durch dieses Labyrinth der Nichtigkeiten als bejahendes Lebensziel voranleuchten? Die Lebenswürdigkeit, lautet die Antwort, die vom Herzen kommt. Nicht jene kalte Höflichkeit, die den Sklaven der Sitte zwingt, in Paris ein Glas Wasser an der Tür des Freundes zu trinken, in Wien, sich in Gala zu werfen, wenn man Tantchen zur Alder läßt, in Venedig, mit dem Taschentuch fein säuberlich der Geliebten die Schokolade aus den Mundwinkeln zu wischen, in Warschau, den Neuankömmling in die Wade zu kneifen . . . Nein, jene Lebenswürdigkeit, die zu meistern ein langes, reiches Leben zu kurz wird. Sie ist ein Kunstwert unablässiger, ernstester Arbeit an sich selbst, zugleich eine Gabe des Himmels. Wer sich scheut, mit sich selbst allein zu sein, wird sie nie erlangen; unerreichbar bleibt sie dem, der's nicht versteht, die Menschen mit Güte an ihrer Eitelkeit zu führen, wie dem, der nicht fühlt „que le plus grand art pour plaire est de n'en pas avoir“. Und wie zur Illustration seiner Geheimwissenschaft holt der Adept ein funkelndes Ding aus verborgenstem Schubfach hervor und läßt es liebevoll in der Sonne spielen, daß die tausend Facetten einen Lichtertanz in die geblendeten Augen gaukeln: „La vie du chevalier Macare“ (Μαζάρος selig). Vor allen Genüssen ist dieser Glückliche an der Tafel des Lebens geseßen, in das wilde Sauchzen des Krieges hat er nicht minder hingebungsvoll eingestimmt als er jetzt der Schäferschalmei auf seinem Landgut an der Rhone lauscht. Lesen und Schreiben hat er nie gelernt, das Leben ist zu kurz für zeittötende Pedanterei. Als Maltheserritter darf er nicht heiraten. Alles, was orientalische Phantasie an Üppigkeit je erträumt hat, vereinigt sich in seinem Schloß um ihn. Raum öffnet er des

Morgens die Augen, so trägt ihn sanfte Musik und Tanz reizender Kinder seines Dorfes aus der Selbstvergeffenheit in den hellen Tag. Er steht auf und erlezt sich einen Augenblick an der Unmut der jungen Bewegung inmitten schwellender Blütenpracht der Gartenparterre. Dann steigt er ins Rosenbad, um die Schlafesträgheit von den Gliedern zu reiben und langsam das Frühstück zu schlürfen. Folgt abermals eine Ruhe von zwei Stunden, dann ein Spaziergang durch das Gut mit liebhabermäßiger Freude an Natur und Menschenfleiß. Inzwischen hat sich eine kleine Gesellschaft im Speisesaal zusammengefunden, des Diners gewärtig. Um drei Uhr wird für jeden auf gesonderten Tischen aufgetragen. Schmeichelnde italienische Weisen begleiten den Gaumengenuß und führen in die traumhafte Siesta hinüber. Gegen Abend trägt eine Barke den Glücklichen mit seinem Sekretär auf dem Fluß nach einem entfernten Teil des Parks, wo in einem Tempel den Musen und Grazien geopfert wird. Voltaire, Montesquieu, Lafontaine kommen da zu Worte, Jean Jacques in seinen Herzensgeschichten und vornehmlich Montaigne mit dem befreienden Lachen der Unwissenheit. Um sieben Uhr ist Aufführung im Schloßtheater, dann Tanz der Liebespaare aus dem Dorfe. Wieder begleiten Instrumente das Abendessen und folgen dem Schloßherrn am Arm des anmutigsten Mädchens ins Schlafzimmer.

In diesem Traum eines liebenswürdigen Nichtstuers ist das Problem „Weib“ von seiner leichtesten Seite gefaßt, gleichsam aller Realität entkleidet. Aber nur dem traumhaften Wunsche nach. Denn vielgestaltig und betörend im Leben, mit magischer Kraft im Denken umstrickt ihn dieses bittersüße Rätsel, und zu seiner Entwirrung hat er alle Erfahrung des Weltmanns, allen funkelnden Geist des Moralisten aufgerufen. Dabei rückt er gleicherweise weit ab von der trockenen Bitterkeit Larochefoucaulds, von der Tyrannei ungestillter Sinne bei Rousseau, vom fatten Zynismus eines Chamfort. In vorsichtiger Abschätzung der Schwierigkeit, Feinsinn und Gerechtigkeitsgefühl steht er neben Senac de Meilhan und Ségur, im Enthusiasmus und der Amoralität des großen Herrn neben dem Künstler Casanova.

Wie seinem Jahrhundert sind auch ihm die Frauen das Alpha und Omega aller Dinge: „Les femmes font les mœurs, quand même elles les déferaient quelquefois. Les hommes qui s'éloignent de leur société, cessent d'être aimables, où ne peuvent plus le devenir.“ Wen die Frauen in weichen Händen geformt haben, dem fliegen die Herzen zu und dieses Gnadengeschenk ist auch mit dem Opfer des halben Lebens nicht zu teuer erkaufte. Und dann: Kein Schauspiel in dieser unendlich vielgestaltigen Welt wiederholt sich unerschöpflicher neu als das Spiel der Geschlechter: „Il y a quatre mille ans qu'on dit: Je vous aime; mais deux amants bien épris créent tous les jours du neuf, et il y a des expressions et des élans qui n'ont jamais existé.“ Aus Eitelkeitsstichel und Wollustverlangen setzt sich dem Kind seines Jahrhunderts, dem Schüler Buffons und Chamforts die Liebe zusammen;

dahinter aber verbirgt sich das tiefste Rätsel mit unzähligen Lösungen: „On nomme toujours l'amour, comme s'il n'y en avait qu'un; il y en a des centaines de milliards de milliards, car chacun a le sien.“ Und auch dem einzelnen kann sich das Ideal „Weib“ erst aus vielen Erfahrungen gestalten. Denn ohnmächtig vor der schweren Aufgabe, die jedem gestellt ist, bleibt sein Leben lang, wer nur einmal geliebt hat. Langsam und geduldig muß der Liebende das Mosaikbild seines Traumes zusammensetzen. Die erste Geliebte gibt ihre Seele her, die andere den Geist, von der dritten bleibt ihm die Treue im Herzen haften, die vierte leiht dem himmlischen Meisterstück den Strahlenkranz der Schönheit. So formt sich nach der Methode des Apelles jene Madonnengestalt der Unerreichbaren, die den Schwärmer in der dürren Wirklichkeit erlaben soll. Auch die Ehe könnte aus einer sinnlosen Quälerei zur Glücksbürgschaft werden, wenn Mann und Weib in freier Vereinigung das vom Schicksal Bestimmte suchen dürften. Denn die gütige Natur, freundliche Genien sind allenthalben am Werke, die zur gegenseitigen Ergänzung Erlesenen endlich doch einander zuzuführen. In einer furchtbar eindrucksvollen Szene aber hat dieser Prophet schönen Menschentums den Schleier von der nackten Häßlichkeit einer konventionellen Brautnacht gerissen, in einer andern geißelt er die modernmäßige Vernachlässigung der Kinder bis aufs Blut. Mit subtilster Seelenzergliederung geht er den Grenzen des Erlaubten, ja nur Erträglichen in einer Begriffscheidung von „débauche“ und „libertinage“ nach, nur sein Jahrhundert hat er nicht ganz verleugnen können, wenn er schließt: „La débauche est l'aristocratie du vice, et le libertinage en est la démocratie.“

Zur Liebe nun, die hier so mit festen Schranken der Dezenz umgürtet wird, sind alle Menschen geboren. Die Schönen wie die Häßlichen. Denn Liebe verschönt und erhebt über sich selbst. Im Zwiegespräch von Mann und Weib wachsen dem Geiste Flügel, das Auge sieht durch rosigen Schleier, der Fehler wird zur Tugend. Und stets ist der Mann im Nachteil. Ein Blick der Frau, der Tonfall ihrer Stimme, eine Bewegung verwirren den kältesten Beobachter; das Gefühl der Ohnmacht, eigene Mängel zu verhüllen, entwindet ihm die sicherste Waffe. Wehe ihm aber, wenn er die Quelle der Zärtlichkeit, die in ihm fließt, versanden läßt! Härte, Mißtrauen und Menschenhaß kriechen in sein Herz, „son âme devient un ossement.“ Ebenso fern freilich bleibe vom schönen Spiel die aufwühlende Leidenschaft. „L'homme aux passions se perce tous les jours le cœur à coups d'épingles, jusqu'à ce qu'il en entre une assez profondément pour expirer.“ Die liebenswürdige Schwäche des Weibes kommt ja dem Mann auf halbem Weg entgegen. Sagt eine Frau, sie langweile sich, so sprechen ihre Augen: „Personne n'est amoureux de moi.“ Manch eine scheint in Dornröschenschlaf der Sinne versenkt, ehe der Ritter kommt, der sie zu lebendigstem Leben wachküßt. Andere wieder hätten wir besessen, wäre der Tag nicht zu kurz geworden: „Sta soll! et elles seraient à vous.“ Hier nun holt der Schüler der Diderot

und Laços ein paar erprobte Mittelchen aus seinem Liebesdrogenkasten hervor: Da ist einmal die Musfi: „Le joli moyen pour attendre une inhumaine!“ Und mit schelmischem Augenaufschlag werden da eifersüchtige Gatten, sorgliche Mütter vor dem Tanz zu zweien, vierhändigem Klavizimbelspiel, Gesangduetten ihrer Schutzbefohlenen mit kunstfertigen Dritten gewarnt: „Les duos des cœurs sont souvent une suite des autres.“ Oder ein anderes Liebesparfüm: Sei nicht der Tor, deine Genusfähigkeit durch Tänzerinnenverhältnisse zu vergeuden. Die Frommen und Tugendhaften such dir aus für den Liebesdienst. Aber hüte dich, den tugendhaften Frauen von Tugend zu sprechen, du hättest alsobald verspielt. Denn Begierde, zu gefallen, ist der Lebensnerv der Frau, wie Galanterie der des Mannes. Und nur die Lumpe sind bescheiden und die Häßlichen. Und so ist's in der Ordnung. Denn die Blume duftet und lockt den Schmetterling, das Tier läßt Grazie und Gliederpracht vor dem Begehrten spielen, und dem jugendfrischen Weib, zu Lust und Augenweide geboren, sollt es verwehrt sein, sich auszuleben? Keine Sorge auch um seine Zartheit! Geh't's um Lieben und Geliebtsein, so ist das Weib zweimal so stark als der Mann. Dem schneidendsten Sturme trost es auf toller Schlittensfahrt, der Sonnenhize im französischen Garten, ja, könnte man die Frauen des Liebesgetändels und der Toilettenkünste in den Laufgräben versichern, sie zögen mit in den Krieg.

Ist nun eine echte Liebe im Werden, so gilt es, sie mit aller Sorgfalt zu umgeben wie ein zartes Pflänzchen, das zur Wunderblume erblühen soll. Langsamkeit des Wachstums ist Lebensbedingung, und untrügliche Zeichen begleiten es: „On a chaud, on a froid en même temps. On est du même sentiment . . . On approuve les mêmes choses, on a les mêmes goûts; on aime les mêmes gens. On aime les lieux où on a commencé à s'aimer, et tout cela sans qu'on s'en doute.“ Es drängt dich, dein Gefühl in Verse auszufließen, im Briefe möchtest du die leibliche Gegenwart der Geliebten bannen. Bist du unternehmend gewesen, so fällt die Reckheit ab von dir wie ein Kleid und du wirft zum Kinde, das genießt, weil es nicht wagt: „La délicatesse est comme une rose qu'on peut sentir, mais qu'il ne faut point toucher.“ Welche Wonneschauer beim ersten Geständnis der Frau, das doch nur die erste von den sieben Pforten der Erfüllung öffnet! Welches Staunen über die eigene Ruhelosigkeit, da du dich Herrn der Situation wähtest! „On n'est jamais plus amoureux que quand on ne croit pas l'être.“ Und dann geht's an ein Spüren in den verliebten Briefen nach dem einen Gefühl, das der geschärfte Blick hinter jedem tändelnden Wort, hinter der Hast der flüchtigen Sätze zu entdecken vermeint. Ein Ausbund aller Vollkommenheit ist dir das Weib deines Begehrens geworden: „Le petit doigt de celle pour qui on a une véritable passion, fait plus de plaisir que la personne entière de celle qu'on n'aime qu'à demi.“ Und im Traum der Nacht wirft du den Besiz der Ersehnten wütend dem Gatten oder Nebenbuhler streitig machen.

Ist aber die strahlende Erfüllung gekommen, dann, Glücklicher, bleib der drohenden Wahrheit eingedenk: „La solitude est la pierre de touche des amants.“ Hast du das Weib deiner Wünsche als Gattin heimgeführt, so umgib sie mit allem Zartsein des Liebhabers, laß die Nachtmütze im Schlafzimmer, wenn du sie des Morgens begrüßt, tu deine Launen ab, so oft du in ihr *Boudoir* trittst. Dann und wann sollst du dich von ihr entfernen, damit platte Gewohnheit das Allzumenschliche nicht doppelt öde mache. Besonders aber hüte dich vor der Eifersucht, sie macht dich lächerlich und leiht dem Genuß der Ehebrecher erst die Würze. Zugegeben, der Bruch einer Liebeshehe ist eine abscheuliche Untat. Aber sag: Wo sind die wahrhaft Liebenden? „Qu'est-ce qu'un amant? Je ne vois que des amoureux.“ Auch du, *Quenahmemensch*, wirst die bittere Wahrheit kosten: „Hélas! l'amour se soutient d'abord par l'aveuglement, et puis par la flatterie.“ Der Tag wird kommen, wo du neben der Geliebten in die Ferne träumen wirst, statt an ihren Augen zu trinken, wo du in die Gasse horchen wirst, ob nicht das Rollen eines Wagens die Ankunft eines erlösenden Besuches verspricht, wo du auf Toiletetischen oder in Sofaecken verzweifelt nach einem Buch suchst. Dann wirst du der Geliebten ins Gesicht schauen und wirst mit eins entdecken, daß diese Augenbrauen einen vulgären Zug haben, daß dieser Mund eigentlich zu groß ist für das Bild deiner Träume. Und du wirst seltsam höhnisch deinen schlechten Geschmack belächeln. Das arme Weib wird deine Pein fühlen, es hat sie schon gefühlt, ehe sie dir ins Bewußtsein stieg. Es wird lebenswürdiger werden, zu lebenswürdig, als daß du's ertragen könntest. Da gibt es denn nur einen Entschluß: Du nimmst ihre Hände in die deinen, und wie du ihr erstmals deine Leidenschaft gestanden hast, beichtest du ihr, daß du nicht mehr liebst. Und die Tränen, die sie weint, werden Tränen der Erlösung sein: „Jamais de perfidie! Qu'on exclue à jamais dans le charmant commerce de l'amour tout ce qui aurait le cachet du vice, de la séduction et de la trahison!“

Das etwa ist in rascher Überschau der Lebensinhalt wohl des vornehmsten Vertreters einer verschwundenen Kulturepoche ohne gleichen. Es ist so vielfach das Lebensideal des Aristokraten, ein Lebensideal für wenige, das Lebensideal der Millionäre. Aber manchmal, vor Bücherstaub und Alltagsgebränge flüchtig lang auch der stille Gelehrte die „*baigneuse*“ von Falconet von der Schreibtischecke an sich heran, folgt liebenden Auges, mit den Händen nachfühlend, der schlanken Grazie der Glieder und glaubt ein ganzes Zauberreich sorgloser Schönheit sich schattengleich aufbauen zu sehen. Nur einen Augenblick, dann ist die Vision zerflattert, er setzt das Marmorbild wieder an seinen Platz, und mit einem Seufzer des Bedauerns und der Befreiung zugleich kehrt er zur strengen Arbeit zurück.

Das ist das Gefühl, mit dem der Fürst von Ligne uns Gegenwartsmenschen entläßt.

Der Friedlose.

Trauerspiel in einem Akt¹⁾

von

August Strindberg †.

Personen: Thorfinn; Walgerd, sein Weib; Gunlöb, seine Tochter; Gunnar; Orm; Nebenpersonen.

Die Handlung spielt auf Island um 1100.

Schauplatz: Eine Hütte. Thür im Hintergrunde. Die Dachlücke sind mit hölzernen Läden verschlossen. Wandfeste Bänke mit dem Hochsitz auf der linken Seite. Die Pfosten des Hochsitzes sind mit Bildern von Odin und Tor geziert. Feuer im Herd mitten im Raum. In der Decke Rauchfang. Die Wandbalken mit Sag-Schwertern, Ärten und Schilden behängt. Am Hochsitz eine Harfe.

(Gunlöb steht an der offenen Dachlücke und blickt hinaus. Durch die Dachlücke sieht man das Meer, das vom Nordlicht beleuchtet wird. Walgerd sitzt am Herde und spinnt.)

Walgerd: Schließ die Dachlücke!

Gunlöb (schweigt).

Walgerd: Gunlöb!

Gunlöb: Du hast gesprochen, Mutter?

Walgerd: Was tust du?

Gunlöb: Ich sehe aufs Meer.

Walgerd: Wann wirst du vergessen lernen?

Gunlöb: Nimm mir alles — aber laß mir die Erinnerung!

Walgerd: Sieh vorwärts, sonst fällst du!

Gunlöb: Wer schilt den starken Wiking, daß er zurücksieht, wenn er seinen Strand verläßt!

Walgerd: Drei Winter hast du gehabt, um Abschied zu nehmen.

Gunlöb: Du hast recht — drei Winter — denn hier wird es nie Sommer.

Walgerd: Wenn das Treibeis schmilzt, wird es Frühling!

Gunlöb: Das Nordlicht schmilzt kein Eis!

Walgerd: Und deine Tränen auch nicht.

Gunlöb: Du hast mich nie weinen sehen.

Walgerd: Ich habe es gehört — und solange du weinst, bist du ein Kind.

¹⁾ Ein Jugendwerk des Dichters aus dem Jahre 1871; bisher in deutscher Sprache nicht erschienen; aus dem Schwedischen überetzt von Emil Schering.

Gunlöd: Ich bin kein Kind mehr.

Walgerd: Willst du Weib werden, so leide still.

Gunlöd: Ich will mir den Kummer aus dem Sinn schlagen, Mutter.

Walgerd: Nein, nein, verbirg ihn, er ist das Beste, was du hast. Das Korn darf nicht oben auf der Erde liegen, wenn es Ähre und Kern werden soll. Du hast einen tiefen Kummer: er wird großen Frieden und große Freude tragen.

Gunlöd (nach einer Pause): Ich werde vergessen —

Walgerd: Alles?

Gunlöd: Ich will's versuchen!

Walgerd: Willst du deines Vaters Härte vergessen?

Gunlöd: Die habe ich vergessen!

Walgerd: Willst du vergessen, daß es eine Zeit gab, als dein Elternhaus am Strande Schwedens stand — daß der Südwind im Eichwald seine Lieder sang, wenn das Eis aufbrach; daß die Fichte duftete und die Finken in der Linde zwitscherten und Kamillen dich auf der grünen Wiese in den Schlaf wiegten — willst du das vergessen, wenn du jetzt die Taucher auf den nackten Inseln klagst und die Schneestürme des Nordens um die verkrüppelten Zwergbirken heulen hörst?

Gunlöd: Ja!

Walgerd: Willst du vergessen, daß du einen Jugendfreund gehabt hast, von dem dein Vater dich fortriß, um dich vorm weißen Christ zu retten?

Gunlöd (mit Verzweiflung): Ja! Ja!

Walgerd: Jetzt weinst du!

Gunlöd (verwirrt): Es ging jemand im Gange — vielleicht ist Vater heimgekehrt!

Walgerd: Willst du jetzt täglich daran denken, ohne Tränen, daß wir im Land des Eises wohnen — aus Schweden geflüchtet und hier gehaßt von den Christen — obwohl wir nicht opfern — weil wir uns nicht taufen und nicht die Hand des Bischofs küssen wollen. Hast du mit einem von den Christen gesprochen, seit wir hierher gekommen sind?

Gunlöd (nach einer Pause): Nein! — Sag, Mutter, ist es wahr, daß Vater auf Island Jarl werden soll?

Walgerd: Laß dich das nicht kümmern, Kind!

Gunlöd: Ach! dann fürchte ich, wird er übel mit den Christen verfahren.

Walgerd: Fürchtest du?

Gunlöd: Es geht jemand draußen.

Walgerd (unruhig): Hast du den Drachen heute morgen im Fjord gesehen?

Gunlöd: O ja, das ist eine seltene Freude!

Walgerd: Trägt er Thorfinns Zeichen?

Gunlöd: Das konnte ich nicht erkennen!

Walgerd: Nimm dich in acht, Mädchen!

Der Friedlose

Gunlöd: Darf ich heute abend ausgehen?

Walgerd: Morgen — das weißt du.

Gunlöd: Mutter!

Walgerd (indem sie geht): Sieh nach dem Feuer!

Gunlöd (sieht der Mutter einen Augenblick nach; darauf holt sie vorsichtig ein Kreuz mit dem Jesusbild hervor, stellt es auf den Hochsitz und fällt auf die Knie): **Christ! Christ! verzeih mir die Lüge, die ich sagte!** (Springt auf, als sie die Bilder auf den Pfosten des Hochsitzes erblickt.) **Nein, ich kann nicht beten, wenn die garstigen Bilder mich ansehen.** (Sie sucht einen anderen Platz.) **Heiliger Sanct Nof und heilige . . . ach, daß ich mich nicht erinnere, wie der Bischof sie nannte! Gott! Gott! — Wirf mich nicht ins Fegfeuer dieser Sünde wegen. — Ich will das ganze, lange, schwere Gebet in der Mönchsprache beten — credo — credo — in patrem — ach, ich habe es ja auch vergessen — ich will fünf große Wachslichter für den Altar der Mutter Gottes stiften, wenn ich das nächste Mal in die Kapelle komme — credo in patrem omnipotentem.** (Küßt eifrig das Kreuz.)

(Gesang draußen, von Zitherspiel begleitet.)

Der Ritter nun pilgert ins Morgenland,
zu beten fürs Jungfräulein sein:
o Christ, ihre Seele nimm in die Hand
und führ sie zum Himmelreich ein.
Ich komme zurück, wenn die Fichte blüht.

Drei Sommer lang hat er dort zugebracht,
die Nachtigall singt, o, so hell!
Am Heiligen Grab hält er Tag wie Nacht
die Messe wohl in der Kapell'.

Ich komme zurück, wenn die Fichte blüht.

Doch knospen die Palmen am Jordanstrand,
dann steht er zu Gott betend laut:
o dürft er zurück in sein Heimatland,
daheim zu umarmen die Braut.

Ich komme zurück, wenn die Fichte blüht.

Gunlöd (die aufgesprungen ist, als das Lied begann, und in Verwirrung darauf gelauscht hat, geht, als es zu Ende ist, nach der Thür, um den Riegel vorzuschieben, tut dies aber so langsam, daß Gunnar eintreten kann.)

Gunnar (tritt ein, als Kreuzritter gekleidet, mit der Zither auf der Achsel): **Gunlöd!**
(Umarmung.)

Gunlöd (reißt sich los und geht nach der Thür).

Gunnar: Du hast Angst vor mir — was ist das, Gunlöd?

Gunlöd: So hast du mich früher nicht umarmt.

Gunnar: Wir waren damals Kinder!

Gunlöd: Du hast recht — wir waren damals Kinder. Was bedeutet der silberne Falke, den du im Schilde trägst? Ich sah ihn heute morgen auf deinem Drachenschiff.

Gunnar: Du sahst meinen Drachen — du erkantest mein Lied, und du wolltest doch die Thür vor mir schließen — wie soll ich dich verstehen, Gunlöd?

Gunlöd: Ach! Frage mich nicht — mir ist so seltsam zumut — aber setz dich und laß mich mit dir sprechen!

Gunnar *(setzt sich):* Du schweigst ja —

Gunlöd: Du sagst ja auch nichts.

Gunnar *(drückt sie in die Arme):* Gunlöd! Gunlöd! ist der Schnee so dicht gefallen, daß die Erinnerung erfroren ist — selbst der Feuerberg draußen kann ja Feuer weinen — und du bist kalt wie ein Schneewind — aber sprich — sprich! Warum bist du hier — was ist geschehen?

Gunlöd: Schweres ist geschehen, Schlimmeres kann geschehen, wenn du länger bleibst — *(springt auf)* geh, ehe Vater kommt.

Gunnar: Glaubst du, ich lasse dich jetzt — wo ich dich lange Jahre gesucht habe? Als ich dich in der Heimat nicht finden konnte, wollte ich dich im Kampf mit Sarazenen und Blaumännern jenseits des Grabes suchen — aber meine Zeit war noch nicht gekommen, und als es zum vierten Male Frühling wurde, hörte ich von Wäringmännern, daß du hier seist. Jetzt habe ich dich — und du willst, daß ich dich allein lasse in diesem heidnischen Dunkel.

Gunlöd: Ich bin nicht allein!

Gunnar: Dein Vater liebt dich nicht — deine Mutter versteht dich nicht, und beide sind Heiden.

Gunlöd: Ich habe christliche Freunde!

Gunnar: Du bist also Christin geworden, Gunlöd, die heilige Jungfrau hat mein Gebet erhört.

Gunlöd: Ja! Ja! O, laß mich das Kreuz küssen, das du auf deiner Achsel trägst — das hast du doch beim heiligen Grabe bekommen?

Gunnar: Und jetzt gebe ich dir den christlichen Bruderkuß, den ersten, Gunlöd, den du von mir bekommst.

Gunlöd: Du darfst mich nie mehr küssen!

Gunnar: Aber sag mir, wie wurdest du Christin?

Gunlöd: Zuerst glaubte ich an meinen Vater — er war so stark — dann glaubte ich an meine Mutter — sie war so gut — zuletzt glaubte ich an dich — du warst so stark und so gut und — so schön; und als du forstuhrest — stand ich so einsam da — an mich selbst habe ich nie glauben können — ich war so schwach. Da erinnerte ich mich deines Gottes — du hattest mich so oft gebeten, ihn zu lieben — und ich betete zu ihm.

Gunnar: Und die alten Götter —

Gunlöd: An die habe ich nie glauben können, obwohl Vater es mir befahl — die sind so böshaft.

Gunnar: Und wer lehrte dich das Bekenntnis und gab dir das Kreuz mit dem Christusbilde?

Gunlöd: Der Bischof.

Gunnar: Und das weiß niemand?

Der Friedlose

Gunlöd: Nein, niemand — denn ich habe meine Mutter belügen müssen, und das beunruhigt mich oft.

Gunnar: Und dein Vater hat dich hier verborgen, auf daß die Christen dich nicht sehen sollten?

Gunlöd: Ja — und jetzt kommt er von Norwegen zurück, wo er Leute geworben hat — denn er will Jarl auf der Insel werden.

Gunnar: Das verhüte Gott!

Gunlöd: Ja — ja — aber du darfst nicht weilen; man erwartet ihn heute abend.

Gunnar: Nun denn — dort hinter der Hjörlefsnase liegt mein Drache — Aufs Meer hinaus! Es weht Landwind, und vorm ersten Hahenschrei sind wir außer Sehweite.

Gunlöd: Ach ja!

Gunnar: Bald sind wir in Schweden — wo der Sommer noch grünt — dort sollst du auf meiner Burg wohnen, die ich gebaut habe, wo deines Vaters Hof lag!

Gunlöd: Steht er nicht mehr?

Gunnar: Nein — er wurde verbrannt.

Gunlöd: Von den Christen?

Gunnar: Du bist so eifrig, Gunlöd!

Gunlöd: Dann möchte ich lieber Heidin sein!

Gunnar: Was sagst du, Mädchen?

Gunlöd: Verzeih mir! Verzeih mir! Ich bin so wild — und wenn ich sehe, wie die frommen Christen vorgehen, so —

Gunnar: Töte deinen Gedanken, Gunlöd — er ist gottlos. Siehst du diesen Kranz?

Gunlöd: Wo hast du ihn her?

Gunnar: Du kennst diese Blumen, Gunlöd?

Gunlöd: Sie sind im Garten meines Vaters gewachsen — bekomme ich sie?

Gunnar: Gern — aber was brauchst du sie, wenn wir reisen?

Gunlöd: Ich werde sie ansehen, wenn der lange Winter kommt — die Fichte wird mich an das Grün des Waldes erinnern und die Anemonen an den blauen Himmel.

Gunnar: Und wenn sie verwelkt sind — —

Gunlöd: Daran dachte ich nicht!

Gunnar: Darum folge mir aus diesem furchtbaren Lande dahin, wo wir unsere Kindheit verlebten! Dort bist du so frei wie der Vogel unter Blumen und Sonnenlicht und Wärme — dort brauchst du dich nicht zum Tempel des Herrn zu schleichen, wenn die Glocke zum Sabbath ruft. O! Du wirst die neue Kirche mit der gewölbten Decke und die hohen Pfeilergänge sehen; du wirst den Gesang der Knaben hören, wenn der Bischof

Weihrauch am Hochaltar anzündet; dort wirst du deinen Gottesdienst mit den Christen feiern, und du wirst sehen, daß dein Herz von der Sünde gereinigt wird.

Gunlöd: Soll ich von meiner Mutter fliehen?

Gunnar: Das wird sie dir einst verzeihen.

Gunlöd: Aber mein Vater wird mich feige nennen, und das darf er nicht.

Gunnar: Das mußt du deines Glaubens wegen leiden.

Gunlöd: Thorsfinns Tochter war niemals feige.

Gunnar: Dein Vater liebt dich nicht und wird dich hassen, wenn er von deiner Bekehrung erfährt.

Gunlöd: Das mag er tun — aber er soll mich nicht verachten.

Gunnar: Jetzt bist du feige, Gunlöd!

Gunlöd: Nein! Ist es nicht größer, seinen Haß zu ertragen, als seine Verachtung zu fliehen?

Gunnar: Du handelst mit deiner Liebe, Gunlöd.

Gunlöd: Liebe?! — Ich erinnere mich — es war eine Jungfrau — sie hatte einen Freund, der fuhr fort — seitdem war sie nie mehr froh — sie saß nur da und nähte Seide und Gold — was sie nähte, bekam niemand zu sehen, und wenn man sie fragte, so weinte sie — und wenn man fragte, warum sie weine, antwortete sie nicht, sondern weinte nur — dann wurde sie blaß um die Wange, und ihre Mutter bereitete das Bett. —

Da kam eine alte Frau daher, und die sagte, daß sei Liebe, Gunnar — ich habe nicht geweint, als du fortfuhrst, denn Vater sagt, weinen sei eine Schande; ich habe nicht Seide und Gold genäht, denn das hat Mutter mich nicht gelehrt — hatte ich denn nicht die Liebe?

Gunnar: Du hast oft an mich gedacht während dieser langen Jahre?

Gunlöd: Ich habe so oft von dir geträumt, und als ich heute morgen an der Dachlücke stand, wo ich so gern weile, und außs Meer hinausblickte und deinen Drachen im Osten auftauchen sah, wurde ich so unruhig; aber ich wußte ja nicht, daß es dein Drache war —

Gunnar: Warum siehst du so gern außs Meer hinaus?

Gunlöd: Du fragst so viel!

Gunnar: Warum wolltest du die Thür vor mir schließen?

Gunlöd *(schweigt)*.

Gunnar: Warum schweigest du?

Gunlöd *(bricht in heftiges Weinen aus)*.

Gunnar: Du weinst, Gunlöd, und du weißt nicht warum? Ich weiß es — du hast die Liebe! *(Nimmt sie in die Arme und küßt sie.)*

Gunlöd *(reißt sich los)*: Du darfst mich nicht küssen, geh!

Gunnar: Ja — und du wirst mir folgen.

Gunlöd: Ich nehme kein Gebot von dir an. Ich will dir nicht gehorchen.

Gunnar: Der Berg wirft Feuer — darum erlischt er.

Der Friedlose

Gunlöd: Du hast meinen Frieden gestört — für immer — geh und laß mich dich vergessen.

Gunnar: Willst du wissen, was der silberne Falke mit dem Bande bedeutet? Das ist das wilde Mädchen, das ich zähmen will.

Gunlöd: Du! — Geh, ehe ich dich hasse! Mich hat noch niemand gebeugt.

Gunnar: Wildes Blut, noch siedet es vom Wifingerfeuer, aber es wird erlöschen. Gunlöd, einen Tag warte ich auf dich, und du wirst kommen, mild wie die Taube, wenn sie Schutz sucht, obgleich du jetzt dem Falken gleich über die Wolken fliegen willst. — Ich halte das Band fest — das ist deine Liebe — und das kannst du nicht zerreißen. Wenn der nächste Abend dämmt, kommst du. Bis dahin lebe wohl! (Geht nach der Thür, wo er stehenbleibt.)

Gunlöd (schweigt).

Gunnar (indem er geht): Lebe wohl!

Gunlöd: Werden sehen, du stolzer Ritter, wer zuerst kommt. — Wenn dieser Kranz wieder grünt, komme ich. (Wirft den Kranz aufs Feuer. Während er brennt, bleibt sie gedankenvoll stehen; als er verbrannt ist, bricht sie in ungestümes Weinen aus und fällt auf die Knie.) Gott! Gott! Beuge meinen harten Sinn — ach, daß er gehen mußte! (Eilt zur Thür, indem kommt Walgerd herein und geht an Gunlöd vorbei zum Feuer.)

Walgerd: Warum hast du nicht das Feuer besorgt?

Gunlöd (schweigt).

Walgerd (legt Gunlöd ihre Hand aufs Herz): Du hast ein Geheimniß.

Gunlöd: Ja, Mutter, ja!

Walgerd: Verbirg es wohl.

Gunlöd: Nein, ich muß sprechen — ich kann nicht länger.

Walgerd: Hast du eine Mutter gesehen, die nicht das Geheimniß ihrer Tochter wußte?

Gunlöd: Wer hat dir meines gesagt?

Walgerd (rauh): Trockne deine Tränen!

(Pause.)

Gunlöd: O, laß mich hinausgehen — auf den Berg — an den Strand — hier ist's so schwül!

Walgerd: Geh auf den Boden, dort bist du allein.

Ein Leibeigener (kommt).

Walgerd: Was willst du?

Der Leibeigene: Die Hörner des Karls sind vor den Schären zu hören, und der Sturm ist gewachsen.

Walgerd: Ist die Dunkelheit gekommen!

Der Leibeigene: Ja, und eine schreckliche Dunkelheit.

(Pause.)

Gunlöd: Schicke eine Schnigge hinaus — zwei — so viele wie da sind!

Der Leibeigene: Alle Schniggen sind auf der Jagd!

Gunlöd: Zünde Feuerzeichen an!

Der Leibeigene: Das Holz ist so feucht, daß wir nicht so viel wie einen Span den ganzen langen Abend auf dem Herde gehabt haben.

Walgerd: Geh!

Der Leibeigene: Was soll aus dem Jarl werden?

Walgerd: Kümmerst dich das?

Der Leibeigene *(geht)*.

Gunlöd: Du hast deine Beschimpfung nicht vergessen.

Walgerd: Und nicht meine Rache — man legt nicht Hand an eine Jarlstochter!

Gunlöd: Wohlan! Jetzt ist der Augenblick gekommen — nimm deine Rache — hier . . . ich will sie dich lehren! *(Nimmt eine Felsfackel.)* Steck diese Fackel in die rechte Dachlücke, so verleitest du — Steckst du sie in die linke, so geleitest du . . .

Walgerd: Gib mir den Rien, und geh deiner Wege!

Gunlöd: Du hast ein Opfer, das deine Götter besänftigen kann — opfere deine Rache. *(Geht.)*

Walgerd *(nimmt die Fackel und geht schnell an die linke Dachlücke, die sie öffnet. Von draußen sind Hörner zu hören.)* Du schlugst mich, Thorfinn — ich schwur, mich zu rächen — ich will dich wenigstens durch eine Wohlthat demütigen.

Gunlöd *(die, ohne daß Walgerd es gemerkt, wiedergekommen ist, fällt ihr um den Hals):* Danke, Mutter!

Walgerd *(verlegen):* Bist du nicht gegangen . . .

Gunlöd: Jetzt kann ich gehen. *(Geht.)*

Walgerd *(allein bei der Lute):* Du ruffst um Hilfe, du starker Mann, der immer sich selber half . . . *(Sörnerstöße.)* Wo ist nun deine Kraft — wo ist dein Königreich geblieben — *(Ein Windstoß packt die Lute und löscht die Fackel. — Walgerd fährt erschrocken auf und zündet die Fackel von neuem an.)* O! Er kommt um, was soll ich tun! Beten? Zu wem? Odin? Njord? Ögir? Ich habe sie viermal zehn Jahre angerufen, aber nie haben sie geantwortet! Ich habe geopfert, aber nie haben sie geholfen. — Du, Gott — wie du auch heißen magst — du Mächtiger, der du die Sonne auf- und niedergehen lässest, du Gewaltiger, der über Land und Wasser herrscht, zu dir will ich beten — dir will ich meine Rache opfern, wenn du ihn rettest!

Orm *(kommt unbemerkt):* Guten Abend, Frau Walgerd! Nehmt euern Mantel um, die Luft ist scharf!

Walgerd *(verlegen, schließt die Lute und nimmt die Fackel fort):* Willkommen, Orm!

Orm: Danke, Frau.

Walgerd: Wie geht es dir, Orm?

Orm: Erträglich, da man ans Feuer kommt!

Walgerd *(ungeduldig):* Wie war die Fahrt, meine ich.

Orm: Das ist eine lange Geschichte!

Walgerd: Mach sie kurz!

Der Friedlose

Orm: Ja, wie Ihr wißt, wollten wir nach Norwegen fahren, um Leute und Bauholz zu holen.

Walgerd: Orm!

Orm: Frau Walgerd!

Walgerd: Du hast nicht ein Wort vom Jarl gesagt.

Orm: Habt Ihr mit einem Worte nach Euerem Gatten gefragt?

Walgerd: Wo ist er? Lebt er?

Orm: Ich weiß nicht.

Walgerd: Du weißt nicht? Du, sein Pflegebruder? Wo hast du dich von ihm getrennt?

Orm: O, weit draußen auf dem Fjord. Da war es lustig, das könnt Ihr mir glauben. — Ihr hättet ihn sehen sollen, wie er schwamm mit meiner Harfe in der Hand. — Auf die wollte er achten; der Meertang hatte sich in Haar und Bart gewunden, so daß man glauben konnte, es wäre der Neck selbst. — Da kam eine Woge — groß wie ein Haus — —

Walgerd: Und dann?

Orm: Dann — sah ich meine Harfe nicht mehr!

Walgerd: Orm! Du treibst Scherz, während dein Herr und Bruder vielleicht draußen umkommt. Ich befehle dir: geh sofort und suche ihn! Hörst du!

Orm: Was sicht Euch an? Sonst fragtet Ihr nie viel nach Euerem Gatten? — Jetzt könnt Ihr Euch die Zeit nehmen, mir einen Trunk Bier zu geben, ehe ich gehe!

Walgerd: Wärme deine Knie am Herde, ich werde gehen — ich will Woge und Sturm trohen.

Orm (faßt ihre Hände): Weib! Weib! — Ihr seid also doch Weib!

Walgerd (zornig): Laß meine Hand!

Orm: Jetzt ist der Jarl gerettet!

Walgerd: Gerettet?

Orm: Ja, er hat Euch wiedergefunden — und das gerade ist jetzt sein Wunsch. (Geht.)

(Thorfinns und Orms Stimmen sind von draußen zu hören, Thorfinn lacht laut.)

Walgerd: Der Jarl kommt — er lacht — das habe ich noch nie gehört. — O, hier ist etwas Furchtbareß im Gange! (Sie ringt ihre Hände.)

(Thorfinn und Orm treten ein.)

Thorfinn: Das war ein prächtiger Anblick —

Orm: Ja, das will ich meinen!

Walgerd: Willkommen zu Hause, Gatte!

Thorfinn: Danke, Frau! Bist du draußen im Regen gewesen — deine Augen sind feucht!

Walgerd: Du bist so lustig.

Thorfinn: Lustig — ja! ja!

August Strindberg

Walgerd: Was wurde aus deinen Drachen?

Thorfinn: Die sind gesunken bis auf einen.

Walgerd (zu Thorfinn): Und du kannst noch fröhlich sein?

Thorfinn: Es wächst viel Bauholz in Norwegen!

Orm: Jetzt wäre es vielleicht an der Zeit, etwas zu sich zu nehmen!

Thorfinn: Du sprichst wohl! Hole Bier, Frau, wir wollen munter sein.

(Walgerd geht hinaus.)

Orm: Und dann danken wir den Göttern, daß sie uns gerettet haben.

Thorfinn: Wann wirst du diesen Märchen entwachsen sein, Orm?

Orm: Warum willst du Frau und Tochter zwingen, an sie zu glauben?

Thorfinn: Weiber müssen Götter haben.

Orm: Wer hat dir denn draußen geholfen?

Thorfinn: Das habe ich selbst getan!

Orm: Und doch hast du zu Tor geschrien, als die große Woge dich verschlang!

Thorfinn: Das lügst du!

Orm: Orm lügt nie!

Thorfinn: Orm ist Dichter.

Orm: Thorfinn hat wohl zu viel Meerwasser geschluckt, als er um Hilfe schrie, da er ein so salziges Mundwerk hat!

Thorfinn: Halt deine Zunge im Zaum, Orm!

Walgerd (kommt mit Hörnern): Hier, Pflegebrüder! Ich trinke auf eure Einigkeit und auf besseres Glück zum nächsten Seezuge!

Thorfinn: Ich verbiete dir, mehr davon zu sprechen!

(Sie trinken.)

Thorfinn (seht plötzlich das Horn vom Munde und fragt): Wo ist das Kind?

Walgerd (unruhig): Sie ist auf dem Boden!

Thorfinn: Ruf sie her!

Walgerd: Sie ist nicht wohl!

Thorfinn (blickt Walgerd scharf an): Sie soll kommen!

Walgerd: Das willst du nicht!

Thorfinn: Hast du mein Wort gehört?

Walgerd: Das ist nicht dein letztes!

Thorfinn: Der Mann hat nur eins, aber das Weib muß immer das letzte haben!

Walgerd (weid): Du verhöhnt mich.

Thorfinn: Du bist zornig, glaube ich.

Walgerd: Du lachst so viel heute abend! (Weht.)

Thorfinn: Orm, ich habe einen Gedanken!

Orm: Ist er groß — so verbirg ihn. — Es ist jetzt eine schlimme Zeit für große Gedanken!

Thorfinn: Hast du meine Frau angesehen?

Der Friedlose

Orm: Ich sehe nie die Frauen anderer Männer an.

Thorfinn: Wie freundlich und mild sie war.

Orm: Sie fand, daß es schade um dich ist!

Thorfinn: Schade um mich?

Orm: Ja — denn der Kummer, der lacht, ist ein Todeskummer, dachte sie.

Thorfinn: Ein Weib kann nicht denken.

Orm: Nein — nicht mit dem Kopfe, aber mit dem Herzen — darum hat sie einen kleinen Kopf, aber eine größere Brust als wir!

Thorfinn: Böse Ahnungen quälen mich!

Orm: Armer Thorfinn.

Thorfinn: Mein Kind! . . . Orm! wenn sie kommt, wirfst du ihr gebieten, aus dem Horn auf Odin zu trinken.

Orm: Der Fuchs wittert gegen den Wind — ich verstehe.

Thorfinn: Sei bereit, sie kommen.

Orm: Sei nicht hart gegen das Kind, Thorfinn! Dann hast du's mit mir zu tun!

(Walgerd und Gunlöd kommen; die letzte scheint schlafrunken zu sein.)

Gunlöd: Willkommen, Vater!

Thorfinn: Ist das wahr?

Gunlöd *(schweigt).*

Thorfinn: Du bist krank, nicht wahr?

Gunlöd: Ich bin nicht recht wohl!

Thorfinn: Ich fürchte es.

Orm: Gunlöd — jetzt mußt du ein geweihtes Horn auf Odin leeren, der deinen Vater aus Seenot gerettet hat. *(Nimmt das Horn, führt es über das Feuer und reicht es Gunlöd. Alle leeren ihre Hörner, nur Gunlöd nicht.)*

Thorfinn *(bebend):* Trinke, Gunlöd!

Gunlöd *(wirft das Horn auf den Boden, geht vor und legt ihren Kopf auf Thorfinns Knie):* Höre mich, Vater — ich bin Christin — mach mit mir, was du willst — meine Seele kannst du doch nicht verderben — Gott und alle Heiligen werden sie schützen!

Thorfinn *(außer sich vor Schmerz und Zorn, steht auf, schiebt Gunlöd fort und will sprechen; die Worte lassen ihn im Stich; er setzt sich still auf die Bank nieder).*

Orm *(geht zu den Frauen und spricht leise zu ihnen).*

(Die Frauen gehen nach der Tür, als Gunlöd zurücksteht und sich vor Thorfinn stellt.)

Gunlöd: Nein! ich gehe nicht, ich muß sprechen, damit du nicht, mein Vater, mit einer Lüge ins Grab gehst — denn dein ganzes Leben ist eine Lüge gewesen! Ich will die kindliche Ehrfurcht opfern — die Liebe habe ich nie empfunden — und dir zeigen, welche unerhörte Schuld du auf dein Haupt geladen hast — wisse! Du hast mich hassen gelehrt — denn wann gabst du mir Liebe — du lehrtest mich den großen Jarl Thorfinn fürchten, und es ist dir gelungen, denn ich beuge vor deiner Härte, und ich hege Ehrfurcht vor deinen vielen Wunden und deinen großen Taten; aber du lehrtest mich niemals

August Strindberg

meinen Vater lieben — du stießest mich jedes Mal fort, wenn ich zu dir kommen wollte — du hast meine Seele vergiftet — jetzt aber siehst du Gottes Strafe — du hast mich zu einer Verbrecherin gemacht, denn das bin ich in diesem Augenblick, aber ich kann nicht anders — Warum haßest du meinen Glauben? — Ja, er ist die Liebe, und deiner ist der Haß! O Vater! Vater! ich möchte die Wolke von deiner Stirn küssen, ich möchte deine weißen Locken liebkoosen, um dich die Sorgen vergessen lassen, die sie gebleicht haben — ich will dich stützen, wenn deine Schritte einst zu straucheln anfangen — o, vergiß, was ich gesagt habe — öffne deine Arme (stret nieder) und heb mich auf. Sieh mich mild an — ein einziges Mal — ehe es zu spät wird — Sag ein Wort — — — (springt auf). O! ich friere tot vor deinen Blicken! Du willst nicht! Ich werde um Kraft bitten, damit ich dich lieben kann! (Bricht in Tränen aus und geht; Walgerd folgt ihr.)

(Dem tritt an Thorfinn heran.)

Thorfinn: Sing, Orm!

Orm: Orm singt nur Lügen!

Thorfinn: Dann lüg!

Orm: War die Wahrheit so bitter?

Thorfinn: Was sagst du?

Orm: O ja, du sollst mehr von mir hören — später —

Thorfinn: Orm, du bist mein Freund!

Orm: Ihm — muß es wohl!

Thorfinn: Ich verlange nach Ruhe.

Orm: Es gibt zwei Arten, Ruhe zu finden: entweder nie tun, was man bereut — oder nie bereuen, was man tut!

Thorfinn: Und wenn man schon getan hat, was man bereut?

Orm: Thorfinn! Du bereuust also deine Härte gegen das Kind?

Thorfinn (bestigt): Ich bereue nie etwas — und was das Kind angeht — so halte deinen Mund!

Orm: Höre, Thorfinn — hast du nie an dein zurückgelegtes Leben gedacht?

Thorfinn: Denken magst du tun, handeln war mein Leben!

Orm: Was gedenkst du jetzt zu tun?

Thorfinn: Was ich jetzt zu tun gedenke?

Orm: Ja!

Thorfinn (erschüttert, schweigt).

Orm: Siehst du, wie der kleine Gedanke dich traf — bedenke, wenn ein großer Gedanke an dich herantritt. — Warum wagst du nicht zurückzublicken? Ja, du hast Angst, ein schreckliches Gesicht zu sehen!

Thorfinn: Laß die Vergangenheit begraben sein!

Orm: Nein! ich will die Leichen aus ihren Hügelu reißeu, und sie sollen dich mit ihren leeren Augen anstarren, bis du vor Schauder und Angst zusammensällst — und dann wirst du sehen, daß du mit all deiner Kraft kein Mann warst!

Der Friedlose

Thorfinn: Was schwazest du, Wahnwitziger!

Orm: Schrei nur — du bist doch nur ein Junge! Ja, du, ich habe große, lange Kinder mit buschigem Bart und ergrautem Haar und frummen Rücken auch gesehen.

Thorfinn: Halt den Mund, Orm!

Orm: Schrei, daß die Hütte einstürzt — die Wahrheit kannst du doch nicht überstimmen.

Thorfinn: Schweig, oder ich schlage dich!

Orm: Schlag zu — schlag mich tot — reiß mir die Zunge aus dem Munde — die Wahrheit wird doch mit kupfernen Hörnern dir in die Ohren rufen: „Dein Leben war eine Lüge“!

Thorfinn (mit ersticktem Zorn und Schmerz): Orm, ich bitte dich — sprich nicht mehr.

Orm: Doch, Thorfinn, ich will sprechen! Fühlst du, wie der Boden unter dir wankt — das bedeutet Erdbeben! Die ganze Welt bebt in diesen Tagen, denn — sie will gebären — sie will gebären, unter furchtbaren Schmerzen, einen herrlichen Helden. Öffne deine Augen und sieh! Siehst du, wie die Völker des Ostens mit denen des Westens kämpfen? Das ist der erste Streit der Liebe, — der neue Gedanke zittert vor den Umarmungen des alten, er kämpft und leidet — aber bald wird er sich freuen — und Fackeln werden zu Tausenden angezündet werden, und die ganze Erde wird strahlen vor Friede und Freude, denn es soll geboren werden der junge, der starke, der schöne Herrscher, der über alle Völker herrschen wird — dessen Zepter Liebe heißt, und dessen Krone Licht heißt — und dessen Name die neue Zeit ist! — Thorfinn, erinnerst du dich an die Sage von Tor bei dem Riesen Loke? Die Raze hob er so hoch, daß der Riese erbleichte — das Horn trank er so tief aus, daß der Riese erbebt — als ihn aber das alte Weib auf die Knie warf — da lachte der Riese! Das war die Zeit, die ihn besiegte, und die Zeit ist es, gegen die du gekämpft hast, und die dich geschlagen hat — es ist der Herr der Zeit — Gott hat dich vernichtet!

Thorfinn: Ich habe nie einen anderen Gott gekannt als meine eigene Kraft, und an diesen Gott glaube ich!

Orm: Du kennst ihn nicht — du, der so lange mit ihm in Fehde lag. Er, er hat dich aus deinem Vaterlande vertrieben, und du glaubtest, ihm zu entfliehen — er, er hat deine Schiffe zerschlagen und dein Königreich ertränkt, und deine Macht war aus — er hat dir dein Kind entrißen, und du behauptest, du verlangest nach Ruhe — er —

Ein Bote (kommt): Bist du Jarl Thorfinn?

Thorfinn: Der bin ich.

Der Bote: Du bist im vorigen Frühjahr am Reyd-Fjord gelandet?

Thorfinn (unerwartetlich): Das habe ich getan!

Der Bote: Du hast Hallfreds Hof auf Thorvalla in Brand gesteckt?

August Strindberg

Thorfinn: Ja!

Der Bote: Dann bist du deines Weges gefahren.

Thorfinn *(schweigt)*

Der Bote: Jetzt hat das Allthing dich für friedlos erklärt und dir den Namen Frevler gegeben. Dein Hof soll niedergebrannt werden, und jeder kann dein Leben nehmen. — Die Feinde sind über dir — darum flieh, solange es Zeit ist — flieh in dieser Nacht! *(Gibt.)*

(Pause.)

Orm: Weißt du, wer das war?

Thorfinn: Danach magst du fragen!

Orm: Das war ein Bote von dem alten Weibe — der Zeit!

Thorfinn: Du sprichst wie ein Weib!

Orm: Die Zeit will nicht Gewalt! Du hast sie verletzt, und sie schlägt dich.

Thorfinn: Die Zeit hat keine Kraft — darum verehrt sie Schwäche.

Orm: Thorfinn! Als du zur Insel kamst, schwurst du Friede — du hast deinen Eid gebrochen, du hast deine Ehre verletzt — darum stirbst du als Frevler!

Thorfinn: Nennst du mich auch Frevler!

Orm: Ja!

Thorfinn: Wagst du es, einen Eid zu brechen — wagst du es, Frevler genannt zu werden!

Orm *(schweigt)*.

Thorfinn: Armer! Du, du fesselst mich, wo ich fliegen will — du windest dich wie eine Schlange um meine Beine — laß mich.

Orm: Ich habe Waffenbrüderschaft geschworen.

Thorfinn: Die breche ich.

Orm: Das kannst du nicht!

Thorfinn: Dann jage ich dich fort!

Orm: Es wird unser Tod!

Thorfinn: Bist du ein Mann, Orm?

Orm: Ich wurde nur Dichter!

Thorfinn: Darum bist du auch nichts geworden!

Orm: Ich wußte, was ich wollte, konnte aber nicht. Du konntest alles, aber du wußtest nicht, was du wolltest!

Thorfinn: Lebe wohl!

Orm: Wer wird dein Todeslied singen?

Thorfinn: Die Krähen wahrscheinlich!

Orm: Wagst du zu sterben, Thorfinn?

Thorfinn: Ich wage mehr als zu sterben — ich wage vergessen zu werden!

Orm: Du warst immer stärker als ich! Lebe wohl! Wir sehen uns wieder! *(Gibt.)*

Thorfinn: Allein! Allein! Allein! *(Pause.)* Ich erinnere mich, es war eines Herbst, der Sturm der Tagundnachtgleiche fuhr gewaltig über

Der Friedlose

Englands Meer. Mein Drache ward zerschmettert, und ich wurde auf eine Schäre geworfen, allein! Dann wurde es still. — O! welch langer Tag! Nur wolkenfreier Himmel über mir und endloses, tiefblaues Meer um mich! Kein Laut eines lebenden Wesens! Keine Möwe weckte mich mit ihrem Schreien! Nicht einmal ein Windstoß ließ die leichte Welle gegen einen Stein schlagen. Es kam mir vor, als wäre ich tot; ich sprach laut, schrie, aber die Stimme erschreckte mich, und der Durst band meine Zunge. Nur der gleichmäßige Schlag des Herzens erinnerte mich daran, daß ich lebte! Als ich aber eine Weile auf seinen Laut gelauscht hatte, hörte ich ihn nicht mehr. Da fuhr ich auf und erbebte; und das wiederholte sich, bis ich in Ohnmacht fiel. Als ich schließlich wieder erwachte — hörte ich neben mir Schläge wie von einem Herzen, hörte das Schnaufen eines Mundes, der nicht mein war, und der Mut wuchs wieder in meiner Seele. Ich sah mich um, es war ein Seehund, der sich ausruhte, er sah mich an mit Augen, die so feucht waren, als habe Mitleid mit mir sie gefüllt. Jetzt war ich nicht mehr allein. Ich streckte meine Hand aus, um seinen rauhen Körper zu streicheln; da floh er, und ich war doppelt einsam. Nun stehe ich wieder auf der Schäre — Was fürchte ich? Die Einsamkeit! Was ist denn die Einsamkeit? Das bin ich selbst! Wer bin ich denn, daß ich mich fürchte? Bin ich nicht Jarl Thorfinn der Starke, der tausend Willen unter seinen beugte? Der niemals Freundschaft oder Liebe suchte, sondern selbst seine Sorgen trug! Nein! Nein! ich bin ein anderer! Und darum fürchtet Thorfinn der Starke Thorfinn den Schwachen! — Wer stahl mir die Kraft? Wer schlug mich? Vielleicht war es das Meer? Schlug ich nicht das Meer auf dreimal zehn Reisen, und es schlug mich nur einmal — dann aber bis zum Tode. Es war also stärker. Es ist ein Gott. Aber wer schlug das Meer, daß es still dalag, während es eben noch rasete? Wer? Wer? Wer? Das war der Stärkste! Wer bist du denn, der Stärkste? O, antworte, daß ich dir glauben kann! — — — Er antwortet nicht! — Alles ist so still! — Jetzt höre ich wieder den Schlag des Herzens! O Hilfe! Hilfe! Ich bin so kalt, ich friere — (Geht zur Thür und ruft) Walgerd!

Der Leibeigene (kommt). Ihr habt gerufen, Jarl!

Thorfinn (beruhigt sich). Du hast dich verhört!

Der Leibeigene: Darf ich denn gehen, Herr?

Thorfinn (legt ihm die Hand auf die Achsel): Nein; du sollst einen Augenblick hier bei mir bleiben. Zünde Fackeln an — viele Fackeln; hier ist es so dunkel — und leg Holz auf den Herd; mich friert.

Der Leibeigene (nachdem er Holz auf's Feuer gelegt und Fackeln an den Wänden angezündet hat): Wollt Ihr weiter nichts?

Thorfinn: Du sollst noch einige Befehle ausrichten.

Der Leibeigene: Ja, Herr!

Thorfinn: Wie stark sind wir?

Der Leibeigene: Oh — drittehalb Stiege — glaube ich!

Thorfinn: Hast du Angst vorm Sterben, Knecht?

Der Leibeigene: Wie sollte ich das, ich glaube ja, selig zu werden.

(Schlägt das Kreuz.)

Thorfinn: Was bedeutet das?

Der Leibeigene: Das hat der Bischof uns gelehrt!

Thorfinn: Ich vergaß, daß du Christ bist!

Der Leibeigene: Aber wollt Ihr als Heide mich im Dienst behalten?

Thorfinn: Ich will zeigen, wie wenig ich darauf gebe, was man glaubt. —

Wir müssen doppelte Riegel vors nördliche Thor legen!

Der Leibeigene: Ja, Herr, aber der Glaube ist stärker als hundert Riegel.

Thorfinn: Habe ich dich gefragt! (Pause.) Wie ist es zugegangen, daß ihr hier auf der Insel Christen geworden seid?

Der Leibeigene: Oh — es war viel leichter, als man denkt. Sie gossen nur Wasser auf uns, während der Bischof aus einem großen Buche vorlas — und dann bekam jeder ein weißes Hemd!

Thorfinn: Du sagst den zwölf Stärksten, daß sie ihre neuen Äyten nehmen — hörst du?

Der Leibeigene (will gehen): Ja, Herr!

Thorfinn: Du darfst noch nicht gehen! (Pause.) Erinnerst du dich, was in jenem großen Buche stand?

Der Leibeigene: Sehr viel habe ich nicht behalten; aber ich entsinne mich, es war die Rede von zwei Missetätern, die zusammen mit Gottes Sohn ans Kreuz geschlagen wurden — aber der eine kam in den Himmel.

Thorfinn: Wurde er auch mit Wasser begossen?

Der Leibeigene: Nein, das sagte der Bischof nicht!

Thorfinn: Weißt du, ob wir Pferde im Stall haben?

Der Leibeigene: Sie sind sicher draußen auf der Weide, ich werde nachsehen.

Thorfinn: Du darfst nicht von mir gehen — bleib! (Pause.) Kannst du heute nacht ruhig sterben?

Der Leibeigene: Ja, wenn ich nur erst ein Gebet sprechen kann.

Thorfinn: Findet man dann Ruhe?

Der Leibeigene: Ach ja, Herr!

Thorfinn (steht auf und nimmt einen Becher): Du sollst diesen Becher haben, wenn du für mich betest.

Der Leibeigene: Das ist zu wenig!

Thorfinn: Du sollst zehn haben — wenn du aber ein Wort davon erwähnst — nehme ich dein Leben!

Der Leibeigene: Es hilft nicht, auch wenn Ihr mir hundert gebt. Ihr müßt selber beten!

Thorfinn: Ich kann nicht! Aber ich befehle es dir!

Der Friedlose

Der Leibeigene: Ich werde gehorchen — aber Ihr werdet sehen, daß es nicht hilft. *(Betet.)* Jesus Christus, erbarme dich über diesen armen Sünder, der um Gnade bettelt!

Thorfinn: Das ist Lüge — ich bettle nie um etwas!

Der Leibeigene: Seht Ihr, es hilft nicht!

Thorfinn: Nimm mir die Brünne ab und hilf mir.

Der Leibeigene *(stift ihm):* Ihr steht ja nicht still — ich kann die Schnallen nicht aufknöpfen!

Thorfinn: Du bist ein Tropf!

Der Leibeigene: Aber Ihr zittert am ganzen Körper.

Thorfinn: Das lügst du!

(Walgerd und Gunlöd kommen.)

Der Leibeigene: Darf ich jetzt gehen?

Thorfinn: Geh!

(Der Leibeigene geht.)

Walgerd *(tritt vor):* Du hast mich gerufen!

Thorfinn: Das ist nicht wahr!

Walgerd: Deine Feinde sind über dir!

Thorfinn: Was geht dich's an?

Walgerd: Rüste dich — ich habe gehört, was geschehen ist!

Thorfinn: Dann ist es am besten, daß ihr euch auf dem Gange verbergt.

Ein neuer Bote *(tritt ein):* Thorfinn Jarl — wir sind hier! Willst du dich der Übermacht ergeben?

Thorfinn *(schweigt).*

Der Bote: Du antwortest nicht! Dann laß deine Frauen gehen — denn das Haus werden wir in Brand stecken!

Thorfinn *(schweigt).*

Der Bote: Deine Antwort!

Gunlöd *(die an der Tür gestanden hat, tritt vor und nimmt eine Art von der Wand):* Ich werde dir die Antwort geben! Schlecht müßte Jarl Thorfinn seine Tochter erzogen haben, und wenig müßte seine Frau ihn lieben, wenn sie ihn jetzt im Stich ließen. Da hast du die Antwort! *(Wirft ihm die Art vor die Füße.)*

Der Bote: Du bist stärker, als ich glaube, Thorfinn. Deiner Tochter wegen darfst du als Held und nicht als Frevler fallen! Mach dich bereit zu offenem Kampf — draußen auf freiem Felde. *(Geht.)*

Thorfinn *(zu Walgerd):* Schäme dich, feiges, treuloses Weib! Schlecht hast du meinen Schatz gehütet. Du hast mein Kind zu meiner Feindin gemacht!

Gunlöd: O Vater! Bin ich deine Feindin?

Thorfinn: Du bist Christin! Doch es ist noch nicht zu spät! Willst du den weißen Christ verleugnen?

Gunlöd: Niemals — aber ich will dir in den Tod folgen!

Walgerd: Thorfinn! Du nennst mich feige! Das muß ich leiden — aber treulos — damit tußt du mir unrecht! Wenn ich dich nicht so warm

August Strindberg

geliebt habe, wie die Frauen des Südens lieben sollen — so bin ich dir doch ein ganzes Leben hindurch treu gewesen, und ich habe geschworen, dir in den Tod zu folgen — das ist ja alte Sitte — sieh, hier habe ich mir das Grab bereitet (öffnet eine Lücke im Boden) — hier will ich sterben — unter diesen beruhten Balken, welche die Zeugen meines Kummeres gewesen sind — zusammen mit diesen Hochstülpfosten, die uns den Weg hierher gezeigt haben — will ich in Flammen aufgehen, und mit dem Rauch soll mein Geist gen Himmel steigen und zu Klarheit und Frieden kommen!

Gunlöd: Soll ich denn allein bleiben! O, laß mich euch folgen!

Walgerd: Nein, Kind — du bist jung — du kannst noch umgepflanzt werden unter einer milderen Sonne — aber die alte Föhre stirbt auf ihrer Wurzel!

Gunlöd: Vater! Vater! du darfst nicht sterben! Ich werde dich retten!

Thorfinn: Du?

Gunlöd: Dein Vetter Gunnar liegt hinter Hjärleifsnäs mit seinen Leuten; sende einen Leibeigenen auf Umwegen hinaus, und er kommt!

Thorfinn: Aus der Quelle schöpfst du deinen Mut. Behalte deine Hilfe und geh, wenn du willst!

Gunlöd: Du darfst mich nicht feige nennen — ich folge dir, Mutter, du kannst mich nicht hindern!

Thorfinn (geht nach der Thür, um seine Bewegung zu verbergen).

Walgerd: Nein, bleibe, Thorfinn, und öffne ein einziges Mal deine große Seele, damit ich deine dunkeln Runen lesen kann!

Thorfinn: Glaubst du, ich stehe da und deute dir meine Runen. Willst du sie nicht deuten lernen, so mögen sie erlöschen, wenn der Stein verwittert!

Walgerd: Du bist nicht der harte Stein, der du scheinst — du hast Gefühle — zeige sie — laß sie ausströmen — das wird dir Friede schenken!

Thorfinn: Meine Gefühle sind mein Herzblut — willst du es sehen?

(Man hört, wie draussen gekämpft wird. Wie Thorfinn das hört, will er gehen.)

(Das Kämpfen ist zu hören, bis Thorfinn zurückkehrt.)

Walgerd: O, bleib und sag ein Wort zum Abschied!

Thorfinn: Weib, du reißeest mit deinen Gefühlen meine Kraft nieder. Laß mich gehen! Das Spiel hat begonnen!

Walgerd: Sag ein Lebewohl wenigstens!

Thorfinn (mit Anstrengung seine Bewegung verbergend): Lebe wohl, Kind! (Geht.)

Walgerd: Diesen Mann beugt niemand.

Gunlöd: Gott tut es!

Walgerd: Seine Härte ist groß.

Gunlöd: Gottes Gnade ist größer!

Walgerd: Leb wohl, mein Kind!

Gunlöd: Wagst du es, mich allein zurückzulassen?

Walgerd (umarmt sie): Bist du bereit?

Der Friedlose

Gunlöd: Die heilige Jungfrau bittet für mich!

Walgerd: Ich hoffe auf den Gott, der die Liebe ist.

Gunlöd: Und auf Gottes Mutter.

Walgerd: Die kenne ich nicht.

Gunlöd: Du mußt an sie glauben!

Walgerd: Dein Glaube ist nicht meiner!

Gunlöd: Verzeih mir!

(Umarmung.)

Walgerd: Auf deinen Platz jetzt!

Gunlöd (öffnet die Dachlute und schaut hinaus).

Walgerd (stellt sich mit einer Fackel an die Lute im Boden).

Gunlöd: Der Kampf ist scharf, Mutter!

Walgerd: Siehst du den Jarl?

Gunlöd: Er steht mitten im Torweg.

Walgerd: Wie sieht er aus?

Gunlöd: Alles weicht vor ihm.

Walgerd: Ist er müde?

Gunlöd: Noch hält er sich gerade. — — Sieh, was für ein furchtbares Nordlicht!

Walgerd: Sind viele gefallen?

Gunlöd: Ich kann es nicht unterscheiden — sie ziehen aus dem Hof hinaus. — O, der Himmel ist rot wie Blut!

(Pause.)

Walgerd: Sprich — was siehst du?

Gunlöd (mit lebhafter Freude): Der silberne Falke!

Walgerd: Was siehst du?

Gunlöd: Ich sehe einen Falken!

Walgerd: Das bedeutet etwas Schlimmes!

Gunlöd: Vater kommt!

Walgerd: Ist er verwundet?

Gunlöd: O, jetzt fällt er!

Walgerd: Schließ die Tür — und dann in Gottes Namen!

Gunlöd: Nein, noch nicht — einen Augenblick noch!

Walgerd: Bist du feige?

Gunlöd: Nein! Nein! (Geht zur Tür.)

(Der Kampfeslärm nimmt allmählich ab.)

Thorfinn (kommt, bleich und verwundet): Wartet!

Walgerd (geht ihm entgegen).

(Pause.)

Thorfinn (setzt sich auf den Hochst): Kommt her!

(Walgerd und Gunlöd gehen zu ihm; Thorfinn streichelt Gunlöds Locken, küßt ihre Stirn, darauf faßt er Walgerds Hand.)

Thorfinn: Jetzt siehst du mein Herzblut! (Küßt seine Frau.)

August Strindberg

Walgerd (steht auf, um die Fackel zu holen): Jetzt haben wir Abschied genommen!

Thorfinn: Bleib mit deinem Kinde leben!

Walgerd: Mein Eid!

Thorfinn: Mein ganzes Leben war ein gebrochener Eid — und ich hoffe dennoch — — — Es ist größer zu leben — — —

Orm (kommt, verwundet, bleibt in der Tür stehen): Darf ich kommen?

Thorfinn: Komm!

Orm: Hast du jetzt Ruhe?

Thorfinn: Bald! Bald! (Liebtost die Frauen.)

Orm: Dann sind wir bereit für die Fahrt?

Thorfinn (sieht Walgerd und Gunnar an): Noch nicht!

Orm (setzt sich auf eine Bank): Beeile dich, wenn du Gesellschaft haben willst!

Thorfinn: Orm, bist du Christ?

Orm: Danach magst du fragen!

Thorfinn: Was bist du denn — — — Rätsel?

Orm: Ich war alles — ich war nichts — ich war Dichter.

Thorfinn: Glaubst du etwas?

Orm: Ich bekam einen Glauben!

Thorfinn: Wer gab ihn dir?

Orm: Zweifel — Unglück — Kummer.

Thorfinn (zu Walgerd): Walgerd, gib mir deine Hand! So, halt fest — kräftiger, du darfst nicht eher loslassen — als bis es zu Ende ist!

(Gunnar kommt, bleibt in der Tür stehen.)

Thorfinn: Wer ist das?

Gunnar: Du kennst mich!

Thorfinn: Ich kenne deine Stimme, aber meine Augen sehen dich nicht!

Gunnar: Ich bin dein Vetter — Gunnar!

(Pause.)

Thorfinn: Tritt näher!

Gunnar (bleibt stehen und sieht Gunnar forschend an).

Thorfinn: Ist er hier?

Gunnar (steht auf; geht mit langsamen Schritten und gesenktem Kopfe auf Gunnar zu, nimmt seine Hand und führt ihn zu Thorfinn, wo sie auf die Knie fallen).

Thorfinn (legt seine Hände auf ihre Köpfe): Ewiger — schaffender — Gott . . .
(Stirbt.)

E n d e.

Drei Arbeiten Ernst Theodor Hoffmanns aus den ersten Regierungsjahren Friedrich Wilhelms III.

Mit einem Anhang über Hoffmanns Beziehungen zu
August Wilhelm Iffland und Johann Samuel Hampe.

Von

Hans von Müller.

Die zahlreichen Versuche Ernst Theodor Hoffmanns¹⁾ auf dem Gebiete der bildenden Kunst, der Musik und der Dichtung, die bis zum Frühjahr 1796 in Königsberg entstanden, sind mehr oder weniger bekannt aus den 21 (meistens langen) Briefen aus dieser Zeit, die Hippel auszugsweise mitgeteilt hat²⁾. In den folgenden sechs Jahren, die Hoffmann vor der definitiven Anstellung im Justizdienst (und vor der Gründung eines eigenen Hausstandes) in Glogau, Berlin und Posen verlebte, werden seine brieflichen Mitteilungen an Hippel immer spärlicher an Zahl und immer zurückhaltender im Inhalt. Erst Anfang 1803 setzt wieder eine regere Korrespondenz mit dem Freunde ein, die alsbald durch anderweitige Briefe und durch Tagebuchaufzeichnungen ergänzt wird; und 1804 lernt Hitzig Hoffmann kennen, um ihn hinfort — im Gegensatz zu Hippel — nie mehr ganz aus den Augen zu verlieren. Bei diesem Stande der Überlieferung gewinnen auch minder wichtige Leistungen Hoffmanns aus jener dunklen Zwischenzeit von 1796 bis 1802, von denen wir durch vereinzelte Zeugnisse Kunde erhalten, an Interesse für die Freunde des merkwürdigen Mannes. In diesem Sinne berichten wir im folgenden über je eine Arbeit Hoffmanns aus den genannten drei Stationen seines Junggesellentums und hoffen damit den Lesern der Deutschen Rundschau ein nicht unwillkommenes Seitenstück zu bieten zu den Mitteilungen aus Hoffmanns Herzensleben während derselben Jahre 1796—1802, die im November 1908 hier erschienen sind. Übrigens hat, wie man sehen wird,

¹⁾ So nennt er sich noch 1808 in Berlin (auf dem gestochenen Titel der 'Trois canzonettes' und dem von Schreiberhand auf den 'Trank der Unsterblichkeit' gesetzten); „E. T. H.“ erscheint zuerst 1809 (auf dem handschriftlichen Titel des Miserere). Vgl. 'Die Musik', Jahrg. I (1902), S. 1659 (sub 2) und S. 1665 (sub I 5 und II 5; die dort zu II 1 und 4 zitierten Titel sind nachträglich von fremder Hand auf die Partituren gesetzt). Hoffmann hat sich also erst in Bamberg Mozarts Vornamen angeeignet. Von seinem dritten Taufnamen („Wilhelm“) hat er unseres Wissens nur in einer Urkunde Gebrauch gemacht, deren Gültigkeit davon abhängt, nämlich in seinem Testament.

²⁾ Siehe 'Hoffmann und Hippel. Das Denkmal einer Freundschaft' (Berlin, Gebrüder Paetel, 1912; künftig hier zitiert „Hippel“) S. 41—113 und (Registe r) S. 332—336.

jede der drei Arbeiten den jungen Hoffmann in eine — wenn auch recht lose — Beziehung zum preussischen Königshause gebracht, dessen Festtage seine letzten Bühnenwerke verherrlicht haben¹⁾.

I. Der Tempel des Askulap.

Dekoration für eine Kantaten-Aufführung.
(Glogau 1798.)

Im Juni 1796 siedelte der elternlos gewordene Hoffmann bekanntlich aus dem Hause seines Onkels Otto Wilhelm Doerffer in Königsberg in das seines Onkels Johann Ludwig Doerffer in Groß-Glogau über. Wie er am 18. Juli Hippeln berichtet, verweilte er in Marienwerder zwei Stunden; „in Posen“, fährt er fort, „musste ich mich der Post, nicht meiner Müdigkeit wegen von Sonnabend früh bis Montag spät um 6 Uhr“ — vom 11. bis zum 13. Juni — „aufhalten. Da lebte ich in einem vortreflichen Hotel [am 'Ringe'], bey Madam Speichert, recht lustig. Mittwoch d. 15. Junius früh 6 Uhr stand ich Stirn gegen Stirn mit meinem Onkel“. In einer Nachschrift vom 20. Juli heißt es: „Eben lehre ich aus der JesuitenKirche zurück — sie wird neu gemahlt, und ich habe den exzentrischen Einfall zu helfen — das wird mir wahrscheinlich juristisch²⁾ übel genommen werden!“

Es ist bekannt, daß Hoffmann diese Theilnahme am Ausmalen der Kirche zwanzig Jahre später dargestellt hat in dem „Nachstück“ 'Die Jesuitenkirche in G.'. Hier bestreicht ein ehemaliger Landschafts- und Historienmaler die Kalkwände der Kirche so, daß sie wie gelber Marmor erscheinen, und bekommt es fertig, in eine „halbrunde Blende“, also eine halbkreisförmige Vertiefung, einen scheinbar hervorspringenden Altar zu malen. Der Erzähler leistet ihm bei diesem Kunststück Handlangerdienste, aber verschweigt ihm

¹⁾ Bekanntlich erschien der 'Tassilo' im Opernhause zum vierten Zentenarium des Hohenzollernhauses (am 22. October 1815), die 'Ardine' im Schauspielhause am sechsundvierzigsten Geburtstage des Königs (dem 3. August 1816). Als erster hat der Freiherr Carl von Ledebur 1861 in dem ausgezeichneten Hoffmann-Artikel seines 'Tonkünstler-Lexicons Berlins' diese beiden Daten mitgeteilt; zwei Jahre darauf bestätigte sie Dingelstedt aus Seichmanns Literarischem Nachlaß und 1886 dann abermals die Jahrbuchstatistik der 'Königlichen Theater in Berlin' von C. Schäffer und C. Hartmann. Nur vorübergehend sind sie dann wieder in Vergessenheit geraten (Grisebach z. B. gab 1899 für beide Aufführungen falsche Monate an).

²⁾ Solange Hoffmann überhaupt im preussischen Staatsdienst war, also von 1795 bis 1806 und von 1814 bis 1822, war er ausnahmslos an Obergerichten tätig, niemals an Untergerichten oder in der allgemeinen Verwaltung. Die preussischen Obergerichte führten bis 1808 noch ihre alten Namen von der Zeit her, in der sie auch mit Verwaltungsgeschäften befaßt waren; in den meisten Provinzen hießen sie Regierungen, in Schlesien Oberamtsregierungen, in der Kurmark Kammergericht. Infolgedessen führte Hoffmann hintereinander die Titel Regierungs-Auskultator, Oberamtsregierungs-Auskultator beziehungsweise (dritthalb Monate lang) Referendar, Kammergerichtsreferendar, Regierungsassessor, Regierungsrat (21. Februar 1802 bis 30. April 1816) und Kammergerichtsrat. Die Verwaltungsbehörden hießen dagegen von 1723 bis 1808 Kriegs- und Domainen-Kammern.

Drei Arbeiten Ernst Theodor Hoffmanns

nicht, „daß Ihr zu etwas besserem taugt, als Kirchenwände mit Marmorsäulen zu bemalen: Architektur-Malerei bleibt doch immer etwas untergeordnetes“.

Im November und Dezember 1796 vervollkommnete Hoffmann sich dann im Umgange mit dem Miniaturmaler Molinari, der sich drei Monate lang in Glogau aufhielt, im Porträtieren; er gefiel sich in dem Gedanken, sich künftig ganz der Malerei zu ergeben. Im April 1797 bittet er Hippel im Falle einer kleinen Erbschaft um ein Plätzchen für ihn und seinen Tisch: „ich widmete mich allenfalls der Malerey, die ich vielleicht durch die Uebung eines Jahrs zu einiger Vollkommenheit bringen könnte, und flöge zuweilen aus mit diesem Talent in die Welt und kehrte dann wieder zurück in das Asyl Deiner Freundschaft!“ Im August schreibt er: „Noch giebt es Stunden, die ich in glücklicher Vergessenheit meiner widrigen Verhältnisse der Kunst widme, und hier werde ich volle Befriedigung erwarten können, wenn sich meine Werke selbst belohnen und ich im Gefühl eines Grades der Vollkommenheit sie werde achten können. Der Musik werde ich entsagen müssen... Morgen wird mein Clavier fortgeschafft“. Im selben Briefe wünscht er sich aus der vom Geheimrat von Hippel dem Neffen hinterlassenen Gemäldegalerie „die ‚Andacht‘ von der Theerbusch zum kopiren“. Als man dann im Februar 1798 in Glogau einen Maler für eine ganz ähnliche Aufgabe brauchte, wie sie bei Hoffmanns Ankunft in der Jesuitenkirche vorgelegen hatte, griff er gern zu¹⁾, um so lieber, als er hier Hand in Hand mit einem Freunde arbeiten konnte.

Im selben Jahre wie Hoffmann war nämlich der Musiker Johann Samuel Hampe nach Glogau versetzt worden²⁾.

Hampe war am 11. November 1770 in dem Kirchdorfe Luzine (nordwestlich von Ols und nordöstlich von Breslau) geboren; die musikalische Begabung hatte er von seinem Vater geerbt, der Organist und Lehrer war und den Sohn mit solchem Erfolge unterrichtete, daß derselbe schon als Knabe interimistisch die vakant gewordene Organistenstelle in einem Nachbardorfe versehen konnte. Dann wurde er zur weiteren Ausbildung nach Breslau geschickt; er ging dort mit tüchtigen Musikern um und ist offenbar auch später gern besuchtsweise dahin zurückgekehrt. Die zehn Jahre von 1786 bis 1796

¹⁾ Es ist bekannt, daß Hoffmann auch im Frühjahr 1806 in Warschau seinen Mann stellte, als es galt, den durch Feuer beschädigten ehemals Ruizetischen Palast als Heim der Musikalischen Gesellschaft auszugestalten, und daß er 1811 und 1812 in Bamberg für seinen Gönner Marcus, für das Kasino und für das Theater in gleicher Richtung tätig war. Bei der Erschließung von Hoffmanns künstlerischem Nachlaß, die über kurz oder lang erfolgen wird, wird davon im Zusammenhange zu reden sein.

²⁾ Wir benutzen im folgenden für Hampes Leben, soweit nicht andere Vorlagen angegeben werden, den anonymen Artikel in Schillings 'Universal-Lexicon der Tonkunst' (Bd. 3 [1836], S. 433–435), der besonders für Hampes Jugend und seine Piegner Zeit auf gute Quellen, vielleicht auf persönlichen Verkehr, zurückzugehen scheint. Minder zuverlässig ist die Glogauer, recht kurz die Oppelner Periode dargestellt. Ein älterer biographischer Artikel über Hampe ist mir nicht bekannt (insbesondere enthält Schmidts Nekrolog für 1823 nichts, ebensowenig die Schlesienschen Provinzialblätter dieses Jahres); die späteren Musikerlexika schreiben lediglich Schilling aus.

verbrachte er jedoch in Oberschlesien, unweit der polnischen Grenze: zunächst sechs Jahre als Hauslehrer bei einem Kammerherrn v. Zimiecki in der Nähe von Tarnowitz, die übrige Zeit in dieser Stadt selbst, als Kanzleibeamter bei der Steuerbehörde. 1796 wurde er als Registrator an die Akzise- und Zolldirektion in Glogau versetzt. Er errichtete dort ein Singinstitut und leitete es mehrere Jahre lang „mit vielem Eifer, großer Aufopferung und gründlicher Kenntniß der Sache“.

Wald hatten der sechszwanzigjährige Musiker und der einundzwanzigjährige angehende Maler sich gefunden; Hoffmann schloß sich um so enger dem neuen Freunde an, als Hippel seit seiner Verlobung am 5. April 1797 kaum mehr dazu kam, an Hoffmann zu schreiben. Etwa um diese Zeit, im Frühjahr 1797, verabredeten die Glogauer Freunde eine Fußwanderung nach Hampes geliebtem Breslau, das Hoffmann noch nicht kannte; wie Hoffmann jedoch am 23. April klagt, wurde nichts daraus: anscheinend hatte der Onkel ihm die Reise nicht bewilligt¹⁾. Im Sommer war Hampe abermals in Breslau; Hoffmann, der vor dem Bruche mit der Satt stand, hatte niemanden, dem er sich anvertrauen konnte: „Um 7 Uhr“, schreibt er am 29. August abends um zehn an Hippel, „ließ ich heute im schönsten HerbstAbende herum und suchte Erholung — Ein unaussprechliches Gefühl der Leere treibt mich umher, und in jedem fallenden Blatte sah ich meine gestorbenen Freuden — Hampe²⁾, der einzige der hier es der Mühe werth findet sich mir anzuschmiegen, ist in Breslau — ich bin also jetzt ganz allein — was ist man elend ohne ein theilnehmendes Herz“.

Anfang 1798 — kurz nach dem (am 16. November 1797 erfolgten) Regierungsantritt des jungen Königs — ergab sich nun für beide Freunde eine Gelegenheit, ihre Kunst zu zeigen. Karl Friedrich Klöden berichtet in seiner ‘Lebens- und Regierungsgeschichte Friedrich Wilhelms III.’ (Berlin, Plahn, 1840) S. 69: „Gegen Ende des Januar bekam der König die Masern und brachte die vier letzten Nächte des Monats sehr unruhig zu. Die Masern traten indessen gut heraus, und er litt nur bedeutend an den Augen, welche verdunkelt und geschwächt waren. Gegen Ende des Februars war die Krankheit aber beseitigt, und an mehreren Orten wurden Feste zur Feier seiner Wiedergenesung veranstaltet.“ Zu diesen Orten gehörte auch Glogau. Die von Streit und Zimmermann in Breslau redigierten ‘Schlesischen Provinzialblätter’ brachten bereits in ihrem Heft vom März 1798 einen authentischen

¹⁾ „Ich glaube Dir geschrieben zu haben, daß ich mit einem guten Freunde auf 8 Tage eine Fußreise nach Breslau machen wollte — diese Reise ist jetzt der Gegenstand der bittersten Kränkung . . .“ Das folgende hat Hippel gestrichen, und Hitzig hat dann die ganze Stelle (wie auch alle Tagebuchstellen über Hampe — denn um diesen handelt es sich jedenfalls) fortgelassen.

²⁾ Hippel bringt wie bei fast allen Namen nur den Anfangsbuchstaben; Hitzig (I 198) ergänzt das stillschweigend in Holbein! Ob dieser überhaupt zusammen mit Hoffmann in Glogau gewesen ist, ist ungewiß (er selbst berichtet jedenfalls kein Wort darüber); sein einziger dortiger Freund ist er sicherlich nie gewesen.

Bericht über die „Feyer der Wiedergenesung Friedrich Wilhelm des Dritten zu Gros Glogau“; wir können es uns nicht versagen, ihn in seinem wesentlichen Teile herzusetzen und insbesondere den relativ kurzen Text des aufgeführten Festspiels wiederzugeben, da die beredteste Beschreibung nicht imstande wäre, die ganze rührende Weltfremdheit des vorjenaischen Deutschen und die ganze Künstlichkeit der ihm aufgepfropften Bildung so zur Anschauung zu bringen wie dies bescheidene Dokument. Ohne die leiseste Ahnung von den Erfordernissen der inneren oder gar der äußeren Politik verlangte der Bürger von seinem Monarchen schlechterdings nichts, als daß er menschenfreundlich und tugendhaft sei; an dem Vorgänger hatte man nichts vermißt als eben die Tugenden des Familienvaters. Ebenso charakteristisch wie diese Tendenz ist aber die Einkleidung des Festspiels. Der „Dichter“ der Kantate ist zwar von Berufs wegen Feldprediger, in seinen Mußestunden bewährt er sich aber als treuer Schüler des „klassischen“ Berliner Meisters der Kantate, des Professors und Akademiemitgliedes Karl Wilhelm Ramler (der übrigens erst sieben Wochen nach dem Glogauer Fest gestorben ist): wo er als Dichter redet, da ist er nicht wie im Dienst ein Preuße — denn was hätte Horaz sich bei diesem barbarischen Namen denken können? —, sondern ein Brennusohn oder kurzweg ein Brenne; und als Dichter dankt er für die Genesung seines Königs nicht der christlichen Gottheit, mit der er amtlich zu tun hat, sondern dem zuständigen klassischen Gott, also Askulap. Mithin hatte unser Freund, dem die Sorge für die Dekoration zufiel, nicht eine Kapelle zu malen, sondern das Innere eines Askulaptempels. Doch hören wir nun den Bericht aus der genannten Monatschrift (Bd. 27, S. 260—266)¹⁾:

Die Nachricht von der Genesung Sr. Majestät des Königs Friedrich Wilhelm III. verbreitete in Gros Glogau allgemeine Freude, und kaum hatte eine Gesellschaft im Gefühl derselben beschlossen, öffentlich ein Fest der Genesung des allgemein geliebten Königs zu feyern, als der Plan dazu von dem Herrn Hauptmann Nothardt vom hochlöblichen von Grävenitzischen Regiment entworfen und von ihm in kurzer Zeit mit eben so vielem Eifer als edelm Geschmack ausgeführt ward.

Dieses geschah am 20. Febr. d. J. auf dem Redoutensaale.

Im Hintergrunde desselben war eine Decoration angebracht, die das Innere eines dem Askulap geweihten jonischen Tempels vorstellte. In der Mitte der halbrunden Wand desselben stand die Bildsäule dieses Gottes mit seinen gewöhnlichen Kennzeichen, dem Stabe, dem Hahne und der Schlange. Außer den Wandpfeilern, die das Gesimse trugen, war der Tempel mit Basreliefs, die zwischen den Pfeilern theils antike Opfer, theils die Apotheose des Askulaps vorstellten, und mit bronzirten Figuren über den beyden Seitenthüren decorirt²⁾. An den Platfond des Saals schloß sich eine rothe Drapperie,

¹⁾ Interpunktion und Absatzbildung, gesperrte und fette Schrift sowie die Einteilung in vier Nummern sind von uns eingeführt beziehungsweise modifiziert; Wiederholungen von Versen haben wir nur angedeutet.

²⁾ Ähnlich faßte Hoffmann 1806 in Warschau das Bibliothekszimmer mit [gemalten!] „Sautreliefs in Bronze“ ein: Sitzig I 297 Mitte.

die erst das ganze verdeckt zu haben und jetzt hinaufgezogen zu seyn schien. Vor der Bildsäule des Aesculaps stand ein einfacher Marmoraltar, mit einem Feston von dem diesem Gotte heiligen Lorbeerlaube geziert¹⁾.

In dem ganzen Redoutensaal, so zahlreich und gedrängt auch diesen Abend die Versammlung war, herrschte die feyerlichste Stille, als gegen 7 Uhr eine Menge griechischer Priester und Priesterinnen, von einem Herold (welcher der Kriegs- und Dom[ainen]Rath Hr. Graf v. Sandreczky war) geführt, in den Saal paarweise zog, das hinter der Decoration befindliche Orchester das erste [i. den ersten] Chor der Opfergesänge als **March** spielte und damit so lange fortfuhr, bis sämtliche Priester und Priesterinnen sich vor dem Altare in einen Halbkreis gestellt hatten, worauf denn die **Chöre** in die Melodie einstimmten:

(1)

Chor der Priester: Hinauf zum heiligen Altare!
 Zum Lebensschöpfer Aesculap
 Hinauf, Borussia! — Die Jahre
 Der Erde schützt sein Götterstab.

Chor der Priesterinnen: Hinauf zu Phoëbus großem Sohne
 Begleit' uns, frohes Vaterland!
 Um deine Stirn des Lorbeers Krone,
 Den frommen Weihrauch in der Hand.

Beide Chöre [wiederholen die erste Strophe].

(2)

Der OberPriester (Hr. v. Bisthum auf Ziefern) hielt dann mit [dem] Ausdruck wahrer Freude das **Dankgebet**:

Hör' auf deinem Sternenthron, höre,
 Menschenretter Aesculap!
 Freudetrunken preisen unsre Chöre
 Dich, der Ihm Genesung gab.
 Friedrich, den wir mit Entzücken nennen
 Schon als Jüngling starker Mann,
 Wollte Atropos den Faden trennen,
 Den die Schwester köstlich spann.
 Schnell verhüllten hochgetürmte Wetter
 Unsers Sonnenstrahl dem Blick,
 Und wir bangten — sahen ohne Retter
 Traurig in die Nacht zurück.
 Aesculap! da ward von deinem Stabe
 Unsers Fürsten Haupt berührt:
 Er genas! — Heil Dir! Du hast dem Grabe
 Seine schönste Beut' entführt.

Er trat nun näher zum Altare und opferte:
 Dir sey diese Schaale hingegossen,

Die OberPriesterin (die regierende Fürstin von Carolath):
 Dir der Weihrauch aufgestreut!

¹⁾ Dieser Altar war — im Gegensatz zu der dahinter befindlichen „Bildsäule“ — nicht gemalt, sondern dreidimensional vorhanden, wenn auch der „Marmor“ jedenfalls durch Hoffmanns Pinsel hergestellt war.

Drei Arbeiten Ernst Theodor Hoffmanns

Beide, sich zu den Priestern und Priesterinnen wendend:

Opfert eure Herzen ihm, Genossen,
Der die Herzen euch erfreut.

Sämliche Priester und Priesterinnen gingen unter einem hierzu gesetzten **Marsch**, im Gesicht die Freude, in der Ordnung um den Altar und gossen ihre Opferschaalen aus.

(3)

Nach Beendigung des Opfers traten zwei Priester und zwei Priesterinnen vor den Aesculap und sangen, vom Orchester unterstützt, das **Arioso**:

Hör' auf Deinem Sternenthronen, höre,
Fürstenretter Aesculap!
Jauchzend, jauchzend preisen unsre Chöre
Dich, der ihm Genesung gab.

Beide Chöre stimmten dann in die letzten Zeilen des Textes
Jauchzend, jauchzend zc.

ein.

(4)

Nun wendeten sich beyde Priester und [beyde] Priesterinnen zu den übrigen mit dem **Wechselgefange**:

Zubel! steigt über unsre Sphäre!
Tönet hell von Pol zu Pol!
Daß der Sonne lauschend Ohr euch höre
Laut verkünden Friedrichs Wohl!

Alle [wiederholen das letzte Distichon].

OberPriester: Brennussöhne, kennet keine Grenze [!]
Eurer Freude! — Er genas!

OberPriesterin: Preußentöchter! eilet! windet Kränze!
Feyert Reigen! — Er genas!

Alle [wiederholen die vier Zeilen].

Einer: Wer sagt euch von tausend jungen Fürsten
Einen, der Ihm gleich regiert?
Nationen, die nach Freyheit dürsten,
Neiden uns von Ihm geführt.

Alle [wiederholen das letzte Distichon].

Einer: Auf der Zeiten ungestümen Meere
Steuert Er voll Kraft dahin;
Nicht der Lüfte, nicht der Schmeichler Heere
Beugen Seinen hohen Sinn.

Alle [wiederholen das letzte Distichon].

Einer: Ernste Wahrheit, unbescholtne Milde
Leiten ihn den hehren Pfad,
Zeigen in des großen Enkels Bilde,
Was Sein großer Ahne that.

Alle [wie oben].

Hans von Müller

Einer: Welchen König, Mitwelt! kannst du nennen,
Der sich selbst Gesetze schrieb?
Der, wie Friedrich seinen treuen Brennen,
Muster jedem Bürger blieb?

Alle [wie oben].

Einer: Wer erwog auf seinem goldnen Throne
Auch des Bettlers Gut und Blut?
Friedrich! Friedrich! Deine Herrscherkrone
Ist der Freyheit ächter Hut.

Alle [wie oben].

Einer: Lebe, lebe deutscher Nestor! freue
Dich der Herzen Eigenthum!
Und Louisens, Deiner Einen Treue
Lächle Dir Elysium!

Alle [wie oben].

*

Der Eindruck einer so feyerlichen, mit aller dem edlen Zwecke angemessenen Würde so glücklich und geschmackvoll ausgeführten Handlung läßt sich nicht beschreiben. Alle Anwesende waren von Freude äußerst gerührt und beseelt und überließen sich dem beglückenden Gefühl, Preußen zu seyn.

Die Opfergesänge sind von dem Hrn. Feldprediger Rentsch [des] v. Grävenitzschen Regiments,
die Musik dazu ist von dem Accise- und Zolldirections-Registrator Hrn. Hampe;

der Oberamtsregierungs-Referendarius¹⁾ Hr. Hoffmann ist der Verfertiger der Decoration...

*

[Es folgt dann (S. 266 f.) der Text des Gedichtes aus der Feder eines Hrn. v. Fink, „welches bey diesem Feste ausgegeben wurde“ und, zum Schluß, alphabetische Listen der 29 Herren und der 20 Damen, die aufgetreten waren. Die Darsteller des Herolds, des Oberpriesters und der Oberprieesterin sind schon genannt. Als Priester traten ferner auf der Fürst von Carolath, der Graf von Nayhauf, siebzehn Officiere des Regiments v. Grävenitz (Hauptmann v. Capeller und sechzehn Lieutenants), sechs weitere Beamte der Kriegs- und Domainen-Kammer (drei Räte, ein Referendar, zwei Sekretäre), der Stadt-director Holke und Hampe. Die Beamten der Oberamtsregierung, also auch Hoffmann, wirkten dagegen nicht mit im Chor, ebenso wenig der Vater der ganzen Idee, der Hauptmann Nothardt, und der Dichter des Textes. Unter den aufgetretenen Damen wird dagegen „Mamsell Pörfer“ genannt, die Tochter des Oberamtsregierungsrats Doerffer, Hoffmanns Cousine und Braut.]

Fünf Tage nach der Aufführung, am 25. Februar 1798, schrieb Hoffmann an Hippel, der ihm nach überlangem Stillschweigen ein Billet geschickt hatte. Es ist ein Zeichen auffallender Reife des Zweiundzwanzigjährigen,

¹⁾ „Verfrüht“: Hoffmann schreibt am 30. Juni 1798 an Hippel, er sei „erst vor 3 Wochen“ [also um den 10. Juni] „mündlich examinirt und“ sei „daher erst jetzt ins Referendariat eingeschritten“.

daß er in diesem Briefe mit keinem Worte der Gelegenheitsarbeit gedenkt¹⁾, auf die wir nur deshalb eingegangen sind, da sie immerhin eine der ersten öffentlichen Betätigungen eines von Hoffmann noch oft genutzten Talentes war.

II. Die Maske.

Singspiel in drei Aufzügen.

(Berlin 1799.)

Kurz bevor Hoffmann (am 26. August 1798) mit der Familie seines Onkels Glogau endgültig verließ, um nach Berlin überzusiedeln, machte er eine Reise nach Dresden und sah mit Schauern der Andacht die italienischen Gemälde in der dortigen Galerie. „Es ist sehr zu bedauern,“ schreibt Hitzig, „daß die von Dresden aus an eine seiner Cousinen geschriebenen Briefe, die zu seinen interessantesten Jugenderzeugnissen gehört haben sollen, nicht erhalten worden sind“²⁾. Die Briefe an Hippel aus dem August und Oktober bezeugen immerhin lebhaft den Eindruck, den die Meister der Renaissance auf den emsigen Dilettanten machten; in einem Atem mit ihnen nennt er freilich auch den modernen Battoni. „Bey alle dem“, fährt er resigniert fort, „sah ich denn nun freylich bald, daß ich gar nichts kann — Ich habe die Farben weggeworfen und zeichne Studien wie ein Anfänger, das ist mein Entschluß.“

In der Tat scheint Hoffmann in der nächsten Zeit die Palette beiseite gelegt zu haben; es geschieht wohl aus Rücksicht auf Hippel, der sich für Malerei, aber nicht für Musik interessierte, wenn er in den Briefen an diesen auch weiterhin mehr von bildender Kunst als von Musik spricht: hätten wir seine Jugendbriefe an Hampe, so würden wir sicherlich ein ganz anderes Bild seiner Interessen und seiner Bemühungen erhalten. Jetzt ersehen wir nur aus zufällig erhaltenen Geschäftsbriefen, daß Hoffmann im März 1799 ein Singspiel in drei Akten, 'Die Maske', beendet hat, dessen Text und Musik von ihm herrühren, und daß er dann sechs Lieder für Klavier und Gitarre komponiert hat. Während er über die Verwertung des Singspiels noch im ungewissen war, bot er die Lieder im September Breitkopf & Härtel an³⁾. Seiner jugendlichen Unerfahrenheit muß man es zugute halten, wenn er dem Briefe nur eine, noch dazu „zur Ersparung des Portos eng abgeschriebene“ Arie beilegte, und zwar eine der kürzesten von den sechs: wenn die Verleger sich daraufhin zum Ver-

¹⁾ Die Kriegs- und Domänenkammer zu Glogau wird nicht veräußert haben, in ihrem monatlichen Bericht an den König die Feier zu schildern; leider sind — nach freundlicher Mitteilung des zweiten Direktors der Staatsarchive Herrn Geheimen Archivrats Dr. Bailleu — die Glogauer Berichte dieses Jahres verloren gegangen.

²⁾ Die Vernichtung dieser Briefe haben wir in dem eingangs zitierten Aufsätze vom November 1908 zu erklären versucht.

³⁾ Der Brief ist veröffentlicht in den Süddeutschen Monatsheften vom Januar 1908 (Jahrg. 5, Bd. 1, S. 30 f) und danach in meinem Privatdruck 'Hoffmann und Härtel' (S. 17 f).

lage verpflichteten, so erbierte er sich, ihnen binnen 8 Tagen nach erhaltener Nachricht das korrekt und sauber abgeschriebene Manuskript zuzusenden“, und er „glaube gewiß billig zu sein“, wenn er „dafür nur ein Honorar von 10 Stück vollwichtige (!) Fridr: d'or [= 168,30 Mark] und nach geschehenem Druck 30 Exemplare verlange“. Natürlich sandte Härtel die Probearie postwendend zurück.

Nun versuchte unser Komponist, mit dem Singspiel in die Öffentlichkeit zu kommen. Er wußte es durchzusehen, daß die Partitur im Dezember der Königin Luise vorgelegt wurde; er erhielt sie um die Jahreswende aus dem Kabinett zurück, und in dem Begleitschreiben ist ihm offenbar bedeutet worden, er habe sich wegen einer Aufführung (nicht an Ihre Majestät privatim, sondern) an die dafür zuständige Behörde, nämlich die Direktion des Nationaltheaters zu wenden. Hoffmann war Optimist genug, in diesem Abwinken ein Kompliment und eine ausdrückliche Aufforderung zu sehen, und tat, wie ihm seiner Ansicht nach geheißsen war. Aber auch jetzt erspart er sich, nicht belehrt durch den Mißerfolg in Leipzig, die Arbeit einer Abschrift von Text und Partitur; er sendet Iffland unbegreiflicherweise nur den Text, und zwar das alte Manuskript aus dem März, das nicht wenig Streichungen und Zusätze aufwies und überdies schon mehrfach nach auswärts verschickt war — zuerst gewiß nach Glogau an Freund Hampe. Immerhin hat er aus der Erfahrung mit Härtel so viel gelernt, daß er diesmal auf ein Honorar verzichtet.

Wie mich seinerzeit Herr Dr. Volkmann in Leipzig als Härtels Erbe und Nachfolger mit dem Jugendbrief an Breitkopf & Härtel überraschte, so ist mir der Begleitbrief an Iffland, der uns die erste und bis jetzt auch einzige Kunde von Hoffmanns erster Oper gibt und dessen Existenz ich so wenig vermutete wie irgendein anderer, durch die Güte des Herrn General-Intendanten der Königlichen Schauspiele Grafen von Hülsen-Haeseler aus dem Archive der Königlichen Schauspiele zugänglich gemacht worden. Er lautet folgendermaßen:

WohlGebohrner Herr!

Insonders hoch zu Ehrender Herr Direktor!

Ew WohlGeböhren erhalten in der Anlage den Text eines Singspiels, welches ich schon im März v. J. vollendet hatte. Meine Freunde urtheilten damals ziemlich günstig von dem Werke und meinten, daß es der öffentlichen Vorstellung wohl werth wäre, allein von mancher Bedenklichkeit zurückgeschreckt wage ich deshalb keinen Versuch. Vor kurzer Zeit erhielten Ihre Majestät die regierende Königin die vollständige Partitur, und vor wenig Tagen hatten sie die Gnade mich ausdrücklich auffordern zu lassen Ew WohlGeböhren die Vorstellung des Singspiels vorzuschlagen. Fern von jedem Eigendünkel, fern von jeder Vorliebe für mein Werk wage ich daher Ew WohlGeböhren vor der Hand bloß zu bitten, den Text durchzusehen und mir dann zu sagen, ob, wenn er mit einer guten Musik vereinigt wäre, das Singspiel einer Vorstellung

Drei Arbeiten Ernst Theodor Hoffmanns

auf dem hiesigen Theater werth seyn würde. Sollte dies der Fall seyn, so bin ich, da ich das Gewicht meiner Obskürität in der musikalischen Welt nur zu sehr fühle, bereit, meine Partitur einer gewissenhaften Beurtheilung zu unterwerfen, und erwarte deshalb nur Ew WohlGehohren Befehle. Sind dann künftig Ew WohlGehohren zur Annahme des Werks geneigt, so übergebe ich in[nerhalb] einer von Ew WohlGehohren zu bestimmenden Zeit dem Theater eine korrekte saubere Abschrift des Textes und der Partitur, wobey es sich von selbst versteht, daß ich dafür nicht auf den kleinsten Vortheil rechne.

Ich spreche zu Ew WohlGehohren als zu einem Manne, der schon so oft die innigsten Gefühle des Wohlwollens [!] in mir erregte, der mit ächtem wahren Sinn für die Kunst nicht allein den Namen, welchen ein oft zufälliger Ruf zu gangbarer Münze prägt, achtet, sondern auch dem, der das Wagestück des ersten Debuts, ohne welches noch kein Künstler für die Welt gehohren [!] wurde, beginnen will, freundlich die Hand bietet¹⁾, und darum bitte ich Ew WohlGehohren mit dem unbegrenzten Zutrauen, welches mich alle Umwege verachten ließ, mich nicht in die erbärmliche Klasse Kunst pfuschender Dilettanten zu setzen, welche man, ohne sich auf den Werth oder Unwerth ihrer Produkte einzulassen, unbedingt abweist, und meinem Werke — mir selbst einige Aufmerksamkeit zu schenken. Ew WohlGehohren hoffe ich dann noch zu überzeugen, daß unerachtet aller Aufforderung nur eine gewissenhafte kritische Vergleichung meiner Composition mit den Werken großer Meister mich bestimmen konnte, einen Versuch, mich als Componist bekannt zu machen, zu wagen. Überhäufte DienstGeschäfte verhinderten mich mein Manuscript noch einmahl abzuschreiben, Ew WohlGehohren erhalten es daher vor der Hand meistentheils [!] mit den sichtbaren Spuren der Feile und der Reisen, die es zu auswärtigen kritischen Freunden machte, welches ich gütigst zu verzeihen bitte. Von Ew WohlGehohren hängt es nun allein ab, mir schriftlich zu antworten oder zu bestimmen, wenn²⁾ ich so glücklich seyn kan die Bekantschaft eines Mannes zu machen³⁾, den ich schon längst innig verehere. Inständigst bitte ich übrigens Ew WohlGehohren, meinen Namen vor der Hand ganz zu verschweigen, und habe die Ehre mit der ausgezeichnetsten Hochachtung zu seyn

Ew WohlGehohren

Berlin

ganz gehorsamster Diener

Den 4 Januar 1800

Der KammerGerichtsReferendarius Hoffmann
wohnhast in der Leipziger Straße in No 66
bey dem Geh: OberTribunalsRath Doerffer.

¹⁾ Genau die gleiche zwecklose captatio benevolentiae wendet Hoffmann 1803 im ersten Brief an Nägeli und 1807 im ersten Brief an Kühnel an: s. Hoffmanns Briefwechsel (Berlin, Gebrüder Paetel, 1912; künftig hier zitiert „Briefwechsel“), S. 6 oben und S. 42 gegen Ende.

²⁾ So bei Hoffmann fast immer statt wann.

³⁾ Diese Briefstelle widerlegt endgültig die von mir schon 1907 stark angezweifelte Behauptung Holbeins (Deutsches Bühnenwesen [Wien, Gerold, 1853], S. 26 oben), er

Vier Wochen später meldete Hoffmann sich zur mündlichen Staatsprüfung, und Ende März wurde er als Assessor an die Regierung in Posen versetzt. Als Iffland, minder pünktlich denn Härtel, sich dazu entschloß, das Manuskript zurückzusenden, war Hoffmann nicht mehr in Berlin zu finden: „Die Maske, Oper in 3 A.," wurde einstweilen „ad acta gelegt, da der Verfasser nicht mehr in loco ist", wie es in einer Notiz auf Hoffmanns Brief heißt.

III. Die Kantate zur Feier des neuen Jahrhunderts (Posen 1800)

und die Folgen ihrer Aufführung¹⁾.

Hoffmann zog in Posen bekanntlich in das schöne Haus, das der Berliner Hofbuchdrucker Georg Jakob Decker vor kurzem erbaut hatte und in dem er unter anderem die Südpreußische Zeitung herstellen ließ; es lag an den unlängst vor dem Breslauer Tore nach dem Muster der Berliner „Linden" angelegten Wilhelmsstraße, einer acht Ruten breiten Allee, in deren Mitte sich eine mit Bäumen eingefasste Promenade befand, während an jeder Seite Fahrweg und Fußweg liefen.

Unser Freund wohnte dort zusammen mit dem Kriegs- und Domänenrat Nischenborn, dem er anscheinend nicht nähergetreten ist, und dem Regierungsrat Schwarz, der 1797 verschiedene lokale Mißstände sehr witzig persifliert hatte in seinem 'System einer unverünftigen Policy' ²⁾. Schwarz hat den jüngeren Kollegen zweifellos sofort eingeführt in die 'Ressource', einen Klub, den die Honoratioren der Stadt und mehrere Mitglieder des landfässigen Adels schon im Jahre der Okkupation Posens, 1793, gegründet hatten und dem alle Offiziere und Staatsbeamten des Ortes angehörten. Die Mitglieder und ihre Damen speisten jeden Donnerstag und Sonntag gemeinsam zu Abend; ferner konnte man täglich von 3 Uhr ab sich in den Klubräumen zu Konversation, Billard- und sonstigem Spiel einfinden. Jeden Winter wurden

habe [1798] durch den Referendar Hoffmann Iffland, Fleck und Bernhard Anselm Weber kennengelernt und sei dann durch diese für die Berliner Bühne gewonnen worden. Daß er dieser jedoch „fast anderthalb Jahre" unter dem Namen Fontano angehört hat (S. 26 Mitte bis S. 28 oben), wird bestätigt durch Schäfers und Hartmanns Statistil S. 211; danach ist ein Schauspieler Fontano von 1798 bis 1799 „mindestens ein Jahr engagirt gewesen". An seiner Freundschaft mit dem Referendar Hoffmann ist also auch nicht zu zweifeln.

¹⁾ In den Belegen für diesen III. Abschnitt und für den Anhang zitiere ich die 'Denkwürdigkeiten' von J. L. Schwarz (Leipzig, Röllmann, 1828) mit „Schwarz"; der Aufsatz über Hoffmanns Aufenthalt in Posen und Ploet, der hier im Dezember 1913 und Januar 1914 erschienen ist (Band 157, S. 418–445, und Band 158, S. 92–117), wird nach der Sonderausgabe zitiert, die in übersichtlicherer Sahanordnung mit Bild- und Faksimile-Beigaben als Erstes Stück von 'Fragmenten einer Biographie C. C. N. Hoffmanns' (Berlin, Gebrüder Paetel, 1914) erschienen ist, und zwar als „Fragm. I".

²⁾ Die Beziehungen dieser Satire auf Posen sind 1895 von Adolf Warschauer und 1908 von Rodgero Prümers dargelegt: 'Zeitschrift der Historischen Gesellschaft für die Provinz Posen' (Posen, bei Solowicz in Kommission, 1886 ff.) 10, 380/82 resp. 23, 120/22.

zwölf Bälle veranstaltet, Konzerte und andere Vergnügungen wechselten damit ab¹⁾. Für die Sommermonate war der Klugsche Garten gemietet²⁾.

Im Oktober beabsichtigten Schwarz und Hoffmann, gemeinsam „eine sehr witzige Operette“ zu verfassen³⁾; statt dessen verfertigten sie im November eine ernsthafte Kantate zur Begrüßung des neuen Jahrhunderts⁴⁾. Der Text ist offenbar für die Mitglieder der Ressource und sonstige Freunde des Dichters bei dessen Hauswirt Decker gedruckt worden, und der Satz ist dann gleich benutzt für den Abdruck in der Südpreußischen Zeitung: so erklärt es sich, daß die Dichtung hier, ganz abstechend vom sonstigen Text, in großer Antiqua (auch in altertümlicherer Schreibung⁵⁾) erscheint. Da sie August Sauer bei seiner Sammlung der 'deutschen Säkulardichtungen an der Wende des 18./19. Jahrhunderts' entgangen ist, so glauben wir sie hersetzen zu dürfen, zumal nicht nur der Originaldruck des Textes, sondern auch die 'Südpreußische Zeitung' schwerlich den Weg in eine öffentliche Bibliothek gefunden hat. Der häufige Wechsel der Strophen in Stimmung, Metrum und Reimbindung läßt erkennen, daß Hoffmann vor einer erheblich schwierigeren Aufgabe stand, als sie drei Jahre vorher sein Freund Hampe zu bewältigen hatte. Hatte es sich für diesen um eine im wesentlichen einheitliche lyrische Vorlage gehandelt, so weist Schwarzens Kantate, so dilettantisch sie auch im ganzen und im einzelnen ist, doch Ansätze zum Dramatischen auf, die der Komponist herauszuarbeiten hatte⁶⁾.

Cantate

zur Feier des neuen Jahrhunderts
in der Ressource zu Posen aufgeführt
am Abend des 31. Decembers 1800.

1. Chor.

Singet Chronos jüngstem Sohne,
Der in seiner Strahlen-Krone
Bald ein neues Reich beginnt!

Festlich muß das Jahr vollenden
Und der letzte Tag sich enden,
Dessen letzte Stunde rinnt.

¹⁾ Siehe das Statut der Ressource vom 1. Oktober 1793, 1908 von Prümers mitgeteilt a. a. O. 23, 124/27.

²⁾ Schwarz 297 unten und 299 Mitte.

³⁾ Brief an Hippel vom 6. Oktober: Hippel 180.

⁴⁾ Man begann damals mit 1 zu zählen und mit 100 das Hundert zu schließen. Diese Anschauung hat sich in der katholischen Kirche noch erhalten, während die Reichs- und Staatsbehörden bekanntlich neuerdings das jeweilige Jahr Nr. 99 als das letzte vom Hundert betrachten.

⁵⁾ bey und Seegen (im Zeitungstext dagegen: bei und Segen). Schwarz war gleich alt mit Schiller, und der Sezer seiner Kantate hatte offenbar seine Schreibung respektiert, was Zeitungsetzer nicht zu tun pflegen.

⁶⁾ Die Interpunktion behandeln wir frei, in der Schreibung folgen wir aber dem Druck. (k und y sind hier, ebenso wie im Fraktursatz des eigentlichen Zeitungstextes, verbannt und vor Vokalen durch ff und zz, vor Konsonanten durch f und z ersetzt. 'Hó:' wird wie in Vossens Odyssee-Übersetzung von 1781 durch Neos wiedergegeben; der Genetiv wird hier, bei Brennus und bei Chronos nicht bezeichnet.) Die Anfänge der Zeilen mit gleichen Reimen haben wir untereinander gesetzt.

2. Chor.

Willkommen!) dem Kreise,
 Der dankbar und weise
 Des Lebens genießt!
 Dir rauschen die Saiten,
 Dir rollen die Töne,
 Die jauchzend begleiten
 Das Lied der Kamöne.
 O sey uns gegrüßt!

Recitativ.

Bald schwebt er her, der holde Genius
 Des jungen Säkulum's; und wir
 Empfangen jubelnd ihn, als wärs gewiß,
 Daß er, des Glückes Füllhorn in der Hand,
 Mit Seegen und Genuß uns überströmt.
 O traut ihm nicht! Er ist ja Chronos Sohn,
 Und seiner ältern Brüder Tücken sind
 Uns aus der grauen Vorzeit Kunde längst
 Und leider aus Erfahrung auch bekannt.

Arie.

Ach, aus Chronos Urne rinnen
 Beyde, Schmerz und Seeligkeit!
 Diese schmeichelt wohl den Sinnen,
 Doch sie wechselt mit dem Leid.
 Nichts zu fürchten, nichts erwarten,
 Lehret uns des Weisen Lied;
 Darum pflückt im Lebens-Garten
 Jedes Blümchen, wo es blüht.

Choralmäßig.

So wechselte von Anbeginn
 Die Freude mit der Trauer;
 So wechseln Licht und Finsterniß;
 Und nur das eine bleibt gewiß:
 Es ist hier nichts von Dauer.

Quett.

A. Bald ist auf saaten-reichen Fluren
 Des Seegens Füllhorn ausgeleert.
 B. Bald sind vertilgt des Seegens Spuren,
 Die Schnitter weggeschleucht vom
 Schwert.

A. Der Genius der Zeit zersthöhret
 Verjährtter Vorurtheile Macht.

B. Er löscht die Fackel aus — es lehret
 Zurück des Aberglaubens Nacht.

A. [und] B. O seelig, wem im Rosenglanze,
 Selbst bey der Horen Wechsel-
 tanze
 Die Zukunft froh entgegen lacht.

Recitativ.

Das ist das Werk der holden Zauberin,
 Der Hoffnung, die des Lebens süßes Bild
 Uns schmeichelnd nur mit hellen Tinten mahlt,
 Wenn gleich im grauen Hintergrunde schon,
 Schwarz wie die Nacht, ein Ungewitter droht.

Arie.

Weh! Ich sehe Schwerdter blinken
 Und die Erde warmes Blut
 Der erwürgten Bürger trinken.
 Schlösser und Palläste sinken
 Vor des Volkes toller Wuth.
 Wehe! Pest und Stürme wüthen
 Ueber das verheerte Land.
 Im Gemach des Sybariten
 Seh' ich Molch und Anke brüten,
 Und die Saaten frißt der Brand.

Chor.

Horch! Das war des Neides Stimme,
 Der mit innerlichem Grimme[!]
 In die frohe Zukunft sieht,
 Die uns schon entgegen blüht.

Solo.

Nein, auf Warthas reichen Fluren
 Sproßt kein eitler Lorbeer mehr,
 Und Vellonas rauhe Spuren
 Decken Salme, seegens-schwer.
 Frohsinn lächelt aus den Hütten,
 Aus Pallästen strahlt das Glük;
 Nur um lange Dauer bitten
 Die Bewohner das Geschik.

1) D. h. Du, der Genius des neunzehnten Jahrhunderts, bist willkommen.

Drei Arbeiten Ernst Theodor Hoffmanns

Chor.

Zweifelt nicht! auf Brennus Throne
Sitzt ein König, werth der Krone
So wie Preußens Huldgöttin,
Die geliebte Königin!

Solo.

Seines Thrones Säulen stehen
Nun ein volles Säkulum
Fest gegründet auf Tropfäen,
Stürzt kein Feindes-Heer sie um.
Fester noch in sich gegründet
Durch des Volkes Herzlichkeit,
Die gleich Epheu sie umwüthet,
Trotzen sie dem Strom¹⁾ der Zeit²⁾.

Solo.

Ihr verehrten Veteranen,
Sieger einst bei Fehrbellin,
Enkel seegen die Bemühten.
Steigt herauf, ihr theuren Manen!
Sehet um vermorschte Fahnen
Eures Nachruhms Kränze blühen!

Chor.

Friedrich Wilhelm auf dem Throne:
Welche Hofnung, heer und licht!
Singt nun Chronos jüngstem Sohne
Mit der frohesten Zuversicht!

Recitativ.

Er kommt, er kommt! in Osten röthet schon
Der Himmel sich zum schönsten unsrer Tage,
Und heller wird der Hofnung schöner Strahl,
Daß nun mit ihm die goldne Zeit beginnt.

Arie.

Sey begrüßt! auf Aeos Schwingen
Goldgelockter Sohn der Zeit!
Frieden — Frieden wird er bringen,
Enden aller Völker Streit.
Freundlich wie die Morgenröthe
Lächelt uns sein Angesicht;
Lieblich wie der Ton der Flöthe
Klingt die Rede, wenn er spricht.
Sehet! Preußens Genius
Ist mit ihm im schönsten Bunde,
Denn mit seinem holden Munde
Reicht er ihm den Friedens-Ruß.

Der eigentlichen Kantate folgte ein 'Schlußgesang' nach John Bulls Melodie „God save the king“, eine Abwandlung des vor sieben Jahren auf Friedrich Wilhelm den Zweiten gedichteten 'Berliner Volksliedes' „Heil Dir im Siegerkranz“ (der bekanntlich seinerseits wieder die Abwandlung eines 'Liedes für den dänischen Unterthan' war, das 1790 ein Flensburger Kandidat der Theologie verfaßt hatte). Wir dürfen hier diesen international-nationalen Anmerkung um so eher übergehen, als der Komponist der Kantate nichts damit zu tun hatte.

Die Aufführung fand in demselben Gasthose am Ringe statt, den Hoffmann schon vor vierthhalb Jahren gelobt hatte³⁾. Die erste Nummer der Südpreußischen Zeitung, die im neuen Jahrhundert (am 3. Januar) erschien, brachte außer dem Text der Kantate folgenden Bericht über das Fest:

Von der großen Ressourcen-Gesellschaft, die seit ihrer Existenz ihre reine Vaterlandsliebe schon öfter bewies, wurde der Wechsel des Jahrhunderts nicht weniger feierlich begangen. Die meisten Glieder dieser Gesellschaft hatten sich am Abend des 31sten Dezembers mit ihren Frauen und Kindern in dem

¹⁾ Wohl Druckfehler für Sturm: Schwarz schreibt zerflöhren, ströhmen, hätte also Strohm geschrieben.

²⁾ Danach ist vielleicht eine Antwort des Chores ausgefallen.

³⁾ S. v. S. 58 Abf. 1.

Speichertschen Hause versammelt und wohnten der Aufführung der weiter unten folgenden, von dem Regierungsrath Schwarz gedichteten, von dem Regierungs-Meßner Hoffmann aber in wunderschöne Musik gesetzten Kantate, von bloßen Musikliebhabern gegeben, bei. Wer fühlte sich in dieser Stunde unzufrieden, unglücklich? Wer nahm nicht den herzlichsten Antheil an diesem Feste? Es wurde mit einem Ball und einem freundschaftlichen Abendbrode geschlossen. Der Uebergang ins neue Säkulum nach Mitternacht mußte unter freien Menschen nicht kalt gefeiert werden; auch geschah es nicht, selbst bei dem Bewußtseyn, daß Niemand aus der Gesellschaft noch so eine Nacht erleben würde. Der Ball dauerte bis gegen 3 Uhr Morgens.

Unter der Begleitung zweier Mitglieder der Gesellschaft sammelte Frau Justizkommissarius Fräulein und Frau Kammersekretair Bergmann bei Auftheilung der schönen Strophe aus Vossens Liedern¹⁾:

Mit herzlichem Erbarmen
Reicht Eure Hand den Armen,
Wes Volks und Glaubens sie auch seyn;
Wir sind nicht mehr, nicht minder,
Sind alle Gottes Kinder
Und sollen uns wie Brüder fremd,

eine Kollekte für die Armen, die 62 Rthlr. 16 gr. betrug und die ihrer Bestimmung zufolge verwendet werden soll.

Bei dieser löblichen Sammlung ist es leider nicht so idyllisch zugegangen, wie man nach dem Bericht der Zeitung annehmen möchte. Daß eine der dort genannten beiden Mitglieder der Ressourcen-Gesellschaft, die die einsammelnden Damen begleiteten, war der Justizkommissar (= Rechtsanwalt) und Notar Kühze, der unter Friedrich dem Großen dem Kammergericht angehört und sich damals in der unseligen Angelegenheit des Müllers Arnold als aufrechter Mann bewährt hatte²⁾: er glaubte, jetzt auch in einer außergerichtlichen Angelegenheit mit seinem Urtheile nicht zurückhalten zu sollen und beschwor durch eine überflüssige Aeußerung großes Unheil auf sich und indirekt auch auf andere herab.

Schwarz schildert 1828 den Verlauf des Abends folgendermaßen³⁾:

Der Vorabend des neuen Jahrhunderts wurde in der zahlreichen Ressourcen-Gesellschaft durch ein glänzendes Fest gefeiert. Nach Aufführung der von mir gedichteten und von Hoffmann in Musik gesetzten Kantate fand eine Abendtafel statt, welche die geschmackvollste und am schönsten decorirte war, der ich jemals beigewohnt habe. Die Aufsätze waren zwei der Natur mit höchster Treue nachgebildete Berge, wovon der eine Feuer, der andere Wasser spie. Kurz nach aufgehobener Tafel nahm der Kammergerichtsrath Kühze die schönste Frau der Gesellschaft am Arm, legte selbst vier Friedrichsd'or (= 67,52 Mark) auf einen Teller und machte damit einen Umgang, um für die Armen zu sammeln.

¹⁾ Auch dieser im Saal verteilte Zettel war bei Decker gedruckt, und Decker hat dann den Satz in den des Artikels eingeschoben, so daß auch diese sechs Zeilen dort in Antiqua erscheinen!

²⁾ Näheres über ihn Fragm. I, 15, Note 2.

³⁾ E. 308 09.

Drei Arbeiten Ernst Theodor Hoffmanns

Als er an den Major von Schmidseck kam, einen reichen aber geizigen Mann, der bekanntlich auf Pfänder lieb, suchte dieser aus allen Nähten drei Böhm (Silbergroschen) zusammen, die er auflegte. Kühze bat Namens der Armen um eine Zulage, und da der Major versicherte, daß er nicht mehr bei sich habe, bot er demselben seinen Beutel an, um nach Belieben daraus zu nehmen. Der Major erwiderte verdrießlich, daß er ihm nichts zu befehlen habe; worauf Kühze beim Weggehn ziemlich laut sagte: „Drei Böhm — das ist ja hundsvödtisch für einen Königlich Preussischen Major!“

Nach Tische [?] setzte der Major Kühzen darüber zur Rede, und dieser mochte in der Hitze des Gesprächs seinen Gegner mit seinem dicken Bauche etwas unsanft berühren.

Hieraus wurde eine Realinjurie gebildet . . .

Einstweilen wurde der Druck der Kantate fleißig verteilt. Die Kriegs- und Domänenkammer sandte einen Abzug an den König zusammen mit ihrem Monatsbericht¹⁾; diesem war folgende Notiz eingefügt:

Eine Gesellschaft, die aus den Officieren des Regiments v. Zastrow, einigen südpreuß. Edelleuten und den Officanten Ew. Königliche[n] Majestät hiesigen Collegien besteht und sich lange durch reinen Patriotismus ausgezeichnet hat, feierte gestern den Wechsel des Jahrhunderts durch die beiliegende Cantate. Wir nehmen uns die Erlaubniß, solche Ew. Königliche[n] Majestät als einen Beweiß der aufrichtigsten Anhänglichkeit an Allerhöchstdieselben unterthänigst zu überreichen.

Der Dichter selbst sandte den Text — ja, wenn ihn 1828 seine Erinnerung nicht getäuscht hat, sogar die Partitur der Hoffmannschen Musik — der darin als „Preußens Huldgöttin“ gefeierten Königin Luise²⁾ und erhielt ein Dankschreiben dafür³⁾.

Dann nahm in Posen das Verhängnis seinen Lauf. Wie Schwarz weiter berichtet⁴⁾, wurde

der gute Kühze denunciirt, daß er einer hohen Militärperson an einem öffentlichen Orte eine Realinjurie zugefügt habe. Nach geschlossener Untersuchung wurde der Regierung zu Posen die Abfassung des Erkenntnisses aufgetragen, und das Kollegium konnte nicht gelinder als dreimonatliche Festungsstrafe erkennen, ungeachtet es als Augenzeuge den Hergang der Sache wohl zu würdigen wußte. Das Erkenntniß wurde vom Justiz-Minister [v. Goldbeck] bestätigt und publicirt. Kühze aber [war] darüber so erbittert, daß (ungeachtet alle seine Freunde sich erboten, ihm wechselseitig auf der Festung Gesellschaft zu leisten, und ihn dadurch zu beruhigen suchten) er sich in der Warta erkäufte, nachdem er zuvor an den Justiz-Minister einen Brief voll der bittersten Vorwürfe und Injurien abgesandt hatte. Alle Mitglieder der drei Kollegien und sämtliche

¹⁾ Vgl. oben S. 65, Note 1. Dieser Bericht liegt im Königl. Geheimen Staatsarchiv unter den Actis des Kabinetts König Friedrich Wilhelms III., und zwar in der Mappe „Zeitungsberichte der Kriegs- und Domänen-Kammer zu Posen 1800—1805“ auf Rep. 89 unter Nr. 149 B.

²⁾ Leider ist, nach freundlicher Mitteilung der Herren Dr. Schuster und Dr. Krieger, Schwarzens Sendung weder im Hausarchiv noch in der Hausbibliothek zu finden.

³⁾ Er benutzte dieses später zur Legitimation auf einer Fußreise, um Einblick in die Festungsanlagen von Silberberg zu erhalten: Schwarz S. 306/07.

⁴⁾ S. 309 10.

Honoratioren der Stadt folgten bei der Beerdigung seiner Leiche, und der Major von [Schmidseck] gerieth darüber in ein solches Verhältniß, daß er seinen Abschied nehmen und Posen verlassen mußte.

In der That steht in der Rangliste für 1803 auf Seite 58: „Major] v. Schmidseck erhielt 1802 den nach[gesuchten] Abschied.“ Die lebendigen Schilderungen des fast siebenjährigen Schwarz werden mithin in allen überhaupt nachprüfbar en Einzelheiten durch die zeitgenössische Literatur bestätigt, was man nicht von vielen derer sagen kann, die über Hoffmann aus eigener Wahrnehmung berichtet haben.

Darauf wurde bekanntlich das vakant gewordene Posener Regiment dem bisherigen Obersten und nunmehrigen Generalmajor v. Zastrow verliehen, und dieser brachte die durch den Fall Rühze bereits verbitterten Anwälte und jüngeren Beamten vollends in Harnisch, so daß auf der großen Fastnachtssredoute vom 28. Februar bis zum 2. März der lange vorbereitete Racheakt gegen Militär und Adel ausgeführt wurde.

Neuerdings ist einem beschränkten Kreise der Bericht vorgelegt, den die 'Südpreußischen Unterhaltungen' vom 29. Mai 1802 über den Posener Carneval dieses Jahres gebracht haben; wir behalten uns vor, später in einer etwaigen Gesamtdarstellung von Hoffmanns Leben in Posen ausführlicher darauf zurückzukommen. Es werden dort mehrere Masken aufgeführt, die damals aufgetreten waren; nachdem zwei durchreisende italienische Virtuosen und ein reisender Arzt beschrieben sind, heißt es weiter:

Noch ein ander Paar erschien in den letzten Carnevalstagen als reisende Bilderhändler oder Mahler — diese hatten eine Sammlung Bilder aus der scandaleusen Chronik der Posenschen Inwohner verfertigt und theilten in Carikatur-Gemälden jedem, dens betraf, seinen eigenen Lebenswandel in dem wohlgetroffenen Gemälde mit. Viele wollten dies sehr höniisch finden, und manche schwuren, an dem Verfertiger dieser sonst wohlgerathenen und gewiß mit vieler Mühe verfertigten Gemälde Rache zu nehmen, da er nicht unentdeckt geblieben war.

In Wirklichkeit waren, wie wir aus Schwarzens Bericht¹⁾ wissen, die „Bilderhändler“ klug genug, darauf zu achten, „daß keiner seine eigene Karrikatur erhielt“. — Schwarz, der sich offenbar eine größere Anzahl von den Blättern aufgehoben hatte, beschreibt 1828 ihrer elf. Uns interessiert hier nur das sechste²⁾ davon, da es auf die unselige Nacht zwischen den Jahrhunderten zurückweist, die dieses Unheil geboren hatte:

Der Major von [Schmidseck], dem man den Tod des beliebten Rühze] zurechnete, war als Jude mit einem Bart, in der Uniform des Regiments und mit einem Sporn am linken Stiefel gezeichnet. Vor ihm stand der dicke R[sühze], ihn mit seinem Bauche berührend, und sagte: „Place à un honnet homme!“

— Bekanntlich erhielt Hoffmann darauf im April 1802 statt der ihm (nicht nur zugedachten, sondern auch bereits zugeschriebenen) Ratsstelle in Posen eine in Plock.

¹⁾ S. 314 Mitte.

²⁾ S. 313 oben.

Anhang.

Hoffmanns spätere Beziehungen zu Iffland und zu Hampe.

Schwarz, der als Verfasser des 'Systems einer unvernünftigen Policy' und als naher Bekannter Hoffmanns der Mitschuld dringend verdächtig war, wurde um den 1. Oktober nach Hildesheim, bald darauf nach Paderborn versetzt; Hoffmann scheint ihn dann aus den Augen verloren zu haben. Dagegen sind seine Gedanken noch oft zu dem Glogauer Freunde Hampe und zu dem Berliner Bühnenbeherrscher Iffland zurückgekehrt, und wir möchten hier noch kurz sein späteres Verhältnis zu beiden darlegen.

1. Korrespondenz mit Hampe bis 1804.

Vermutlich hat Hoffmann bis 1809 dauernd mit Hampe korrespondiert; leider ist von diesen Briefen bisher keiner zum Vorschein gekommen, wie überhaupt der Verbleib von Hampes Nachlaß noch nicht ermittelt ist¹⁾.

1801 hat Hampe sicherlich berichtet über die von ihm in Glogau veranstaltete Aufführung von Mozarts Requiem, während Hoffmann dem Freunde mitteilen konnte, daß seine eigene Komposition von Goethes 'Echerz, List und Rache' wiederholt von Carl Döbbelins Truppe im Geißlerischen Garten zu Posen aufgeführt sei.

1803 seufzt Hoffmann in Plock am 3. Oktober in dem vor zwei Tagen begonnenen Tagebuch: „Ein erbärmlicher Tag in jeder Hinsicht — Vor und Nachmittag bis zehn Uhr gearbeitet wie ein Pferd — gewählt in staubigten Akten. . . . Nachmittags war ich eine Stunde bey Reichenberg, zog ihm Saiten außs Klavier und spielte ihm die neue Messe vor — es will ihm nicht zu Leibe, doch that er entzückt als ich ihm das Benedictus spielte — Wann werde ich Dich wiedersehen mit Deinem blassen Gesichte — mit Deinem innigen Gefühl Dich wieder spielen hören, Guter H[ampe]! —“

Ende Dezember sendet er Hampen seine Neujahrswünsche und legt eine neu geschaffene Sonate in Abschrift bei²⁾. Kurz vorher war ihm unter der Hand eine Ratsstelle in Warschau angeboten, die er angenommen hatte; und der Tod der unverheirateten Tante Sophie Doerffer in Königsberg hatte ihm Aussicht auf eine Erbschaft gemacht, von der er vor Antritt der neuen Stelle eine große Reise zu machen gedachte. Er träumte davon, an den Rhein zu fahren und dann das geliebte Dresden zum dritten Male auf-

¹⁾ Die beiden bekanntesten lebenden Gelehrten des Namens, der Kunst- und Literaturhistoriker Theodor H. in Nürnberg und der Historiker Karl H. in Heidelberg, sind Enkel des Arztes Friedrich Ludwig Hampe in Bremen und nicht mit unserem Schlesier verwandt.

²⁾ Tagebuch vom 1. Januar 1804: Hoffmanns Tagebücher (Berlin, Gebrüder Paetel, 1915; künftig hier zitiert „Tagebücher“) S. 19 = Fragm. I, 51.

zufuchen¹⁾; von da sollte es über Glogau nach Warschau gehn. Schon am 9. Januar bemühte er sich um eine Wohnung in Warschau; in der schlaflosen Nacht vom 10. zum 11. „beschäftigte ich mich mit lauter Gedanken an die Reise — schlummerte ich ein, so träumte ich von Dampfen — Wär ich nur erst aus dem verdantten Loch!“

Aber erst zwei Monate später, am 10. März, traf das Restrikt ein; die Hoffnung auf die Erbschaft war inzwischen zu Wasser geworden²⁾, und Hoffmann hat sicherlich die Fahrt nach Warschau auf dem direkten Wege an der Weichsel entlang gemacht.

2. Bemühungen bei Iffland 1804—1807.

In Warschau traf Hoffmann — die Welt ist klein — Zacharias Werner wieder, seinen Königsberger Hausgenossen und Sohn seines Vaters.

Der zweite Teil von Werners erstem Drama, den 'Söhnen des Thals', war im Druck. Sobald Werner den Titelbogen erhalten hatte, sandte er am 4. August ein Exemplar des Ganzen an Iffland; im Begleitbrief³⁾ kündigte er ein zweites Trauerspiel an, das die Eroberung und Christianisierung Preußens behandeln sollte: zwei von den geplanten fünf Akten seien fertig. — Etwa gleichzeitig muß auch Hoffmann an Iffland geschrieben haben, um sich nach seinem Singspiel von 1799 zu erkundigen.

Am 25. September antwortete Iffland ermutigend an Werner⁴⁾, während er am 27. seinen Sekretär Pauly anwies, Hoffmanns Singspiel „aufzusuchen und höflich zu remittiren“.

Hoffmann komponierte nunmehr im Dezember Brentanos 'Lustige Musikanten'. Nachdem er damit fertig, versprach er Wernern auf dessen Wunsch, Ouverture, Zwischenaktsmusik und Chöre für dessen Preußendrama zu komponieren. Werner meldete Iffland am 10. März 1805, das 'Kreuz an der Ostsee', wie er das Trauerspiel benannt hatte, sei inzwischen in zwei Teile zerlegt; der erste sei im Konzept fertig und werde bis zum 1. Mai in Ifflands Händen sein. Die Musik dazu liefere „etwas später“ ein Jugendfreund Werners, der „sich in Berlin und Dresden [!] für die Kunst ausgebildet und . . . sich bereits im Opern- und Kirchen-Style sehr glücklich versucht“ habe, den er aber durchaus nicht nennen dürfe⁵⁾.

¹⁾ Tagebuch vom 3. und 5. Januar: Tagebücher S. 20 f = Fragm I, 52 mit Note 1!

²⁾ Tagebuch vom 18. Januar: „Das Testament ist gekommen: Nichts, gar nichts! Alle Pläne gescheitert!“

³⁾ Siehe 'Briefwechsel klassischer Dichter und Schriftsteller mit der königlichen Hoftheaterverwaltung in Berlin' (112 Nummern) = Zweites Buch (S. 195—346) von Johann Valentin Reichmanns literarischem Nachlaß, herausgegeben von Franz Dingelstedt (Stuttgart, Cotta, 1863). Dieser Brief S. 291 94.

⁴⁾ Siehe Werners Brief vom 9. Oktober am Anfang: Reichmann 294 unten.

⁵⁾ Reichmann 302 03. Die Stelle wird in den Nachträgen zu Hoffmanns Briefwechsel vollständig wiedergegeben, wie bereits im ersten Heft des Briefwechsels S. XXIII unten angekündigt ist.

Drei Arbeiten Ernst Theodor Hoffmanns

Obgleich im April die Aufführung der 'Luftigen Musikanten' im Warschauer deutschen Theater stattfand, beeilte sich Hoffmann, die Arbeit für Werner zu erledigen, damit sie möglichst bald nach dem Text in Berlin eingereicht werden könne. „Werner“, schreibt er fünf Monate später an Hippel¹⁾, „ist unerträglich ängstlich, lag mir immer auf dem Halse und quälte mich, daß ich Tag und Nacht arbeiten mußte um zu einem bestimmten Termin fertig zu werden. Als die Partitur denn nun zum Absenden fertig lag, schrieb Iffland einen langen langen Brief an W[erner], dessen kurzer Inhalt war, daß Stück sey für jede Aufführung zu Kolossal. (W[erner] hatte nehmlich schon früher den ersten Theil . . . auf Andringen Ifflands, der die Zeit nicht erwarten konnte, nach B[erlin] zur Aufführung geschickt.)“

Hoffmann hat Anfang 1821 im vierten Teile der 'Serapions-Brüder' mit ingrimmigem Humor (und in einer Ciceros würdigen Periode) Ifflands Verlegenheit bei Kenntnißnahme des Manuskripts ausgemalt²⁾:

er hatte Vertrauen gefaßt, und nun denke man ihn sich mit dem erhaltenen Manuskript des 'Kreuzes an der Ostsee' in der Hand! — Iffland, dem die Trauerspiele Schillers (die sich damals trotz alles Widerstrebens hauptsächlich durch den großen Fleck Bahn gebrochen hatten) eigentlich in tiefster Seele ein Grauel waren, Iffland, der (durste er es auch nicht wagen, mit seiner innersten Meinung offen hervorzutreten, ohne befürchten zu müssen, von jener scharfen Geißel, die er schon gefühlt, noch härter getroffen zu werden, doch) irgendwo drucker ließ, Trauerspiele mit großen geschichtlichen Akten und einer großen Personenzahl wären das Verderbniß der Theater (— des zu bedeutenden, schwer zu erschwingenden Kostenaufwandes wegen, setzte er zwar hinzu, aber er dachte doch: „dixi et salvavi“ —) Iffland, der gar zu gern seinen Geheimenrätthen, seinen Sekretarien usw. den nach seiner Art zugeschnittenen tragischen Rothurn angezogen hätte — Iffland lieft das 'Kreuz an der Ostsee' in dem Sinn, daß es ein für die Berliner Bühne ausdrücklich geschriebenes Trauerspiel sey, daß er in Szenen [sic] setze, und in dem er selbst nichts weniger spielen soll, als den Geist des von den heidnischen Preußen erschlagenen Bischoffs Adalbert (der als Zitterspielmann sehr häufig über die Bühne zieht, mit vielen, zum Theil erbaulichen, zum Theil mystischen Reden gar nicht karg ist, und über dessen Haupt, so oft der Name Christus ausgesprochen wird, eine helle Flamme auslodert und wieder verschwindet) — das 'Kreuz an der Ostsee', ein Stück, dessen Romantik sich nur zu oft ins Abenteuerliche, in geschmacklose Bizarrerie verirrt, dessen szenische Einrichtung wirklich (wie es bei den gigantischen Schöpfungen Shakespears oft nur den Schein hat) allen unbefiegbaren Bedingnissen der Bühnendarstellungen spottet!

Geradezu verwerfen, unartig absprechen, alles für tolles verwirrtes Zeug erklären, wie man es sonst wohl den diis minorum gentium geboten, das durste man nicht. — Ehren — loben — ja, bis an den Himmel erheben und dann mit tiefster Betrübniß erklären, daß die schwachen Theaterbretter den Riesenbau

¹⁾ Hippel 212 unten.

²⁾ S. 243 Mitte bis 245 unten. Wir haben uns gestattet, durch Anwendung von Parenthesen und Sperrungen den in seiner Art glänzenden Satz übersichtlicher zu machen.

nicht zu tragen vermöchten, darauf kam es an. — Der Brief, den Iffland dem Dichter schrieb und dessen Struktur nach jener bekannten Widerspruchs-Form der Italiener: „ben parlato, ma“ eingerichtet, soll ein classisches Meisterwerk der Theater-Diplomatik gewesen sein. Nicht aus dem Inneren des Stücks heraus hatte der Direktor die Unmöglichkeit der Bühnen-Darstellung demonstriert, sondern höflicher Weise nur den Maschinisten angeklagt, dessen Sauberei solch enge Schranken gesetzt wären, daß er nicht einmal Christus-Flämmchen in der Luft aufleuchten lassen könne u. s. w.

Nachdem auch diese Hoffnung gescheitert, begann Hoffmann einen komischen Einakter 'Die ungebetenen Gäste oder Der Canonicus von Mailand' (nach Alexandre Duval von Rohrmann) zu komponieren, in der ausgesprochenen Absicht, ihn „auf das Berliner Theater zu bringen“¹⁾. Am 26. Juni des folgenden Jahres sandte er die Partitur an den Berliner Schauspieler Bethmann und bat diesen und Werner (der inzwischen Warschau verlassen hatte), das Stück Ifflanden zu empfehlen²⁾. — Nachdem die Franzosen im Dezember 1806 die preussischen Behörden in Warschau aufgelöst hatten, folgte Hoffmanns und Werners Freund Eduard Izig diesem im März 1807 nach Berlin. Er mußte schon im nächsten Monat, am 17. April, Hoffmann mitteilen, daß der 'Canonicus' abgelehnt sei³⁾.

Am 18. Juni traf auch Hoffmann in Berlin ein und erfuhr hier am 21. Juli von Julius von Voß die Gründe von Ifflands Ablehnung, die theils im Sujet des Textes, theils in einer zufälligen Konkurrenz mit dem beliebten Komponisten Georg Abraham Schneider lagen⁴⁾.

Hoffmann tröstete sich damals mit einer freilich schwachen Aussicht: der Kapellmeister Bernhard Anselm Weber schien ihm günstig gesinnt zu sein, und er hoffte durch dessen Vermittlung eine im Frühjahr in Warschau begonnene, aber offenbar noch nicht fertige Oper auf die Berliner Bühne zu bringen. Es handelte sich um eine Bearbeitung von Calderóns 'Schärpe und Blume' nach Schlegels Übersetzung.

Inzwischen war Hoffmann durch Izigs kluge Tante Sara Levy und durch dessen Freund Uhden dringend geraten worden, sich an Iffland direkt zu wenden. Hoffmann berichtet das Izig und fügt hinzu⁵⁾: „Uhden ist nun wohl freylich der Mann, der viel bey Iffland] für mich thun könnte, indessen habe ich leider nichts verräthig, und ich möchte fast, daß mir Iffland] selbst aus dem reichen Vorrath etwas von kleinem Umfange (1 Akt) vorschläge um den Debut zu machen.“ Ähnlich heißt es ein andermal⁶⁾: „möglich ist es, daß ich etwas fürs hiesige Theater komponire, wiewohl unwahrscheinlich“.

¹⁾ Sippel S. 210.

²⁾ Briefwechsel S. 16–19.

³⁾ Briefwechsel S. 25 oben.

⁴⁾ Briefwechsel S. 36 f. Es handelt sich um den Vater des späteren bekannten Schauspielers und Hofbeamten Louis Schneider.

⁵⁾ Briefwechsel S. 33 unten.

⁶⁾ Briefwechsel S. 35, 3. 16–18.

Drei Arbeiten Ernst Theodor Hoffmanns

In der Tat ist nichts daraus geworden, und auch 'Scharpe und Blume' kam nicht zur Aufführung. Hitzig faßt 1823¹⁾ diese Bemühungen zusammen mit den Worten:

man gab sich Mühe, eine Verbindung mit Iffland herbeizuführen, und Hoffmann erklärte sich bereit, sich von diesen Aufgaben stellen zu lassen, um seine Anlagen zur dramatisch-musikalischen Composition zu prüfen; es war nichts zu erreichen, obgleich Iffland's beste Freunde sich in der Sache thätig zeigten . . .

Wenn Hoffmann später, im Mai 1808, zwei mündliche Äußerungen Ifflands an Hippel weitergibt²⁾, so ist anzunehmen, daß er sie nur vom Hörensagen kannte. Er hat wohl Iffland überhaupt nicht kennen gelernt; auch zu Bernhard Anselm Weber ist er 1807/08 in kein näheres Verhältnis gekommen³⁾.

3. Verkehr mit Hampe 1808/09.

Anfang Mai war Hoffmann als Musikdirektor ans Bamberger Theater engagiert; er sollte die Stellung am 1. September antreten. Aber schon unterm 9. Juni verzeichnet er⁴⁾ „Zubereitungen zur Reise“: er hatte beschlossen, die noch übrige freie Zeit bis Ende August in Glogau bei Freund Hampe zu verbringen, und seine Frau sollte gleichfalls von Posen aus dahin kommen. Da jedoch Mutter und Schwestern sie „förmlich zurückhielten“, mußte er schon vorher Glogau verlassen, um sie persönlich in Posen „los zu machen“ und noch rechtzeitig in Bamberg einzutreffen⁵⁾. Immerhin hat er etwa zehn Wochen in Glogau verlebt.

Hampe hatte sich inzwischen zum Mittelpunkt des dortigen Musiklebens gemacht. Schilling berichtet: „1807 errichtete er . . . ungeachtet aller Hindernisse, die ihm der damalige Kriegszustand in den Weg legte, ein stehendes Concert, in dem er öfters als fertiger und seelenvoller Clavierspieler glänzte⁶⁾ und für das er selbst mehrere Instrumental- und Vocal-Werke setzte.“ 1808 brachte er, wie wir aus anderer Quelle erfahren⁷⁾, Haydns Schöpfung zur Aufführung.

Hoffmanns zweiter Aufenthalt in Glogau, der gerade in die Mitte seiner von 1794—1822 reichenden Produktionszeit fällt, gehört zu den glücklichsten Epochen seines Lebens und auch zu den produktivsten — wenn man kleine Meisterwerke ebensoviel gelten läßt wie große Arbeiten.

Die erste Oper in drei Akten hatte Hoffmann, wie wir gesehen haben, 1799 geschaffen, die letzte komponierte er 1813/14; in Glogau kam er

¹⁾ Band 2, S. 12.

²⁾ Hippel S. 231.

³⁾ Hippel S. 226.

⁴⁾ Tagebücher S. 33.

⁵⁾ Hippel S. 235.

⁶⁾ Wir erinnern an Hoffmanns sehnächtigen Ausruf vom 3. Oktober 1803.

⁷⁾ Wie oben das Jahr der Requiem-Aufführung aus Julius Blaschkes Geschichte der Stadt Glogau und des Glogauer Landes (Glogau, Sellmann, 1913), S. 426. Ich verdanke diesem Werke auch den Hinweis auf die Schlesischen Provinzial-Blätter.

1808 zu so umfangreichen Schöpfungen nicht, aber hier wurden in den zehn Tagen vom 27. Juni bis zum 6. Juli fünf — schon in Berlin geplante¹⁾ — vierstimmige Hymnen vollendet, darunter als erster der Chor „Ave maris stella“, als letztes das kleine Stück „O sanctissima“²⁾. Hoffmann erwähnt beide Arbeiten noch 1819 im ersten Teil der Biographie Kreislers³⁾, und die zuletzt genannte hat der beste Kenner von Hoffmanns Musik wiederholt auf das höchste gepriesen⁴⁾.

Und was die Kunst der Erzählung betrifft, so hatte Hoffmann den ersten Roman in drei Bänden 1795 geschrieben, den letzten begann er 1819. In Glogau betätigte er sich 1808 auch in dieser Richtung mehr intensiv als extensiv (um die von ihm in den 'Briefen aus den Bergen' angewendete Antithese zu wiederholen): hier dürfte im Juli und August der 'Ritter Gluck' niedergeschrieben sein, den Grisebach mit Recht „als eins der Meisterwerke der Weltliteratur“ erklärt, eine Arbeit, die Hoffmann „kaum jemals übertroffen“ habe⁵⁾. In diesen mit höchster Sorgfalt aufgebauten⁶⁾ und im einzelnen mit unerhörter Anschaulichkeit vorgeführten Dialogen mit einem älteren Berliner Musiker geht Hoffmann, wie man sich erinnert, scharf ins Gericht mit dem Berliner Opernbetrieb, für den freilich Weber mehr verantwortlich war als Jffland. —

In Bamberg wurde Hoffmann bekanntlich in seinen Erwartungen auf das schwerste enttäuscht. Er wird Hampe auf dem laufenden erhalten haben; einem Briefe — vielleicht zu Neujahr — hatte er die Ouvertüre seiner 'Luftigen Musikanten' beigelegt.

Am 14. März kam die Antwort: Hampe rühmte „ganz ungemein“ die

1) Hippel S. 230. Den dort erwähnten Hymnus Salve Regina hat Hoffmann in der Reinschrift hinter die fünf in Glogau entstandenen gestellt.

2) Beide sind zum ersten und letzten Male gedruckt in der Musikbeilage zum Kreislerbuch (Leipzig, Insel-Verlag, 1903).

3) Ebenda, S. 124 und 296.

4) Ellinger schreibt 1894 in seiner Biographie Hoffmanns S. 66/67: „Die Komposition des Textes „O sanctissima“ greift uns in diesem Chor trotz ihrer Kürze — sie umfaßt nur zweiundzwanzig Takte — noch heute durch das ruhige Dahingleiten der schlichten, aber sehr zarten Melodie unmittelbar ans Herz; und wenn in den letzten Takt die Flügel mit den Worten „Ora pro nobis“ die Molltonart berühren, während die Oberstimmen wieder in die Durtonart zurückleiten, so ist es uns, als ob der tiefe Seufzer eines geängstigten und gepreßten Herzens sich in die kindliche Zuversicht eines gläubigen Gemütes auflöste.“ 1912 spricht Ellinger in der biographischen Einleitung seiner Hoffmann-Ausgabe auf S. XXXVI von diesen Hymnen Hoffmanns, „von denen der kleine Chor „O sanctissima“ wohl überhaupt das Eindrucksvollste ist, was er auf musikalischem Gebiete geschaffen hat.“

5) 1899 in der Einleitung zu seiner Hoffmann-Ausgabe S. XXXVIII f.

6) Der erste Teil spielt Ende Oktober 1807 im Tiergarten, der zweite Mitte Februar 1808 in der Stadt: jeder von beiden auf drei verschiedenen Schauplätzen. Die erste, zweite und sechste Szene des Ganzen zerfallen wieder in je drei Abschnitte. Wir verweisen auf den Abdruck in unserer 1914 zusammengestellten Gesamtausgabe von Hoffmanns Berlinischen Geschichten, die hoffentlich 1916 in drei Bänden, bei Georg Müller in München) erscheint und den 'Ritter Gluck' an vierter Stelle bringt.

Drei Arbeiten Ernst Theodor Hoffmanns

erhaltene Komposition¹⁾ und teilte mit, daß er selbst mit der gesamten Kriegs- und Domänenkammer von Glogau nach Liegnitz versetzt worden sei²⁾).

Hoffmanns Zukunft war damals bei der verzweifeltsten Lage des Bamberger Theaters völlig ungewiß. Er verhandelte, wie die Tagebücher zeigen, vom 21. März bis zum 5. April abwechselnd mit den Theatern in Breslau und Würzburg und, wegen der Bamberger Stelle, mit dem Grafen Soden und dem Direktor Cuno. Am 5. April engagierte dieser ihn neu als Regisseur der Oper; und am folgenden Tage berichtete er Hampen über diese Nöte nach Liegnitz³⁾.

Dann scheint die Korrespondenz eingeschlafen zu sein, wie es der mit Hippel bereits geschehen war und der mit Sigig im folgenden Monat passierte. Viel Unangenehmes hatte Hoffmann in der Tat zunächst nicht zu berichten, denn Cuno kündigte ihm am 17. April die Regie schon wieder auf. Und seine Mitarbeit an der Allgemeinen Musikalischen Zeitung, die jetzt lebhaft einsetzte und die uns ex post wichtiger erscheint als seine praktischen Musikarbeiten, sah er noch lange Zeit als Nebenbeschäftigung an, die er am liebsten gar nicht erwählte. —

4. Literarischer Kampf gegen Jffland seit 1813.

Erst die Besprechung, die Hoffmann am Abend des 15. Februar 1813 mit dem angehenden Verlagsbuchhändler Carl Friedrich Kunz hatte, entschied über die Produktion seiner letzten neun Lebensjahre. Hatte in den mittleren neun Jahren seiner Schaffenszeit (nämlich seit dem Eintreffen in Warschau) die praktische und theoretische Beschäftigung mit der Musik unbestritten dominiert, so legte Hoffmann jetzt die Oper 'Undine', deren Komposition er nach langem Zaudern endlich hatte anfangen wollen, wieder beiseite und begann statt dessen die 'Nachricht von den neuesten Schicksalen des Hundes Berganza' — tatsächlich seine erste nichtmusikalische Schrift seit dem Weggange aus Plock. Es ist eine Kampfschrift, an deren leidenschaftlichen Angriffen sachliche und persönliche Gegnerschaft in gleicher Weise und ununterscheidbar beteiligt ist; aller Groll entläßt sich hier, der sich seit Jahren in Hoffmanns Seele angehäuft hatte.

Unter den Angegriffenen befindet sich auch Jffland. Gegen Schluß des Gesprächs⁴⁾ (das am 29. März anscheinend fertig zu Kunz gebracht und auf dessen Wunsch dann in der ersten Hälfte des April gemildert worden ist) entwickelt Berganza die Forderungen, die an einen Dramatiker, speziell an einen Lustspieldichter zu stellen seien: er solle Typen auf die Bühne stellen,

¹⁾ Tagebücher S. 50.

²⁾ Schilling a. a. O.

³⁾ Tagebücher S. 53.

⁴⁾ Fantasiestücke II (1814), S. 193 oben bis S. 200 oben, besonders S. 195—198.

nicht die Porträts wirklicher Personen oder gar „aus einzelnen Zügen mehrerer Portraits zusammengepinselfte Personagen . . . Kurz, der Schauspieldichter muß nicht sowohl die Menschen als den Menschen kennen“. Verganza's Zuhörer erkennt hierin den Grund, „warum die Schau- und Lustspiele eines gewissen Dichters, der zugleich praktischer Schauspieler ist, momentan so hoch geachtet und so bald vergessen wurden; das gänzliche Vorübergehen seiner Periode hat seine Fittige dermaßen gelähmt, daß er sie nicht mehr zum neuen Fluge zu schwingen vermag“. Verganza bestätigt das: „Er war [!] einer der Coryphäen jener langweiligen weinerlichen moralisirenden Sekte, die mit ihrem Thränenwasser jeden emporblitzenden Funken der wahren Poesie auszulöschen strebten“. Der Zuhörer will ihm „eine gewisse lebensvolle Darstellung nicht absprechen“ — „die aber mehrentheils in dem geschraubten Dialog sich selbst wieder vernichtet“, fügt Verganza eilig hinzu. —

Am 22. September 1814 starb Iffland, am 25. fand die Beerdigung statt. Einen Tag darauf kam Hoffmann — als hätte er nur darauf gewartet — nach Berlin zurück¹⁾, um es nun nie mehr dauernd zu verlassen. Am 28.²⁾ schreibt er dem Verleger der Fantasiestücke³⁾ nicht ohne Erleichterung: „Daß Iffland todt und begraben ist, wissen Sie längst; der Graf Brühl, ein herrlicher, wahrhaft nach unserer Weise gesinnter Mann, wird Intendant des Theaters, und diesem steht eine große Revolution bevor, an der ich Theil nehme, wenigstens mittelbar.“ In der That brach nun, wie Brühls Vertrauter Reichmann schreiben konnte⁴⁾, „eine Zeit an, die sich den gefeierten Bühnenleitungen jener Tage bald an die Seite stellen durfte. Calderons Werke 'Der standhafte Prinz', 'Das Leben ein Traum', 'Der Arzt seiner Ehre', Moretos 'Donna Diana' wurden zuerst gegeben. . . . Der Kreis der Shakespeare'schen Dramen wird durch 'Heinrich IV.' (1. u. 2. Theil), 'König Johann', 'Richard', 'Was ihr wollt', 'List und Liebe', 'Weiber von Windsor' u. s. w. erweitert. Arbeiten unserer besten Dichter, als Goethe, Z. Werner, H. v. Kleist . . . wurden auf das Freudigste begrüßt. Den Reigen der musikalischen Feste eröffnete Mozarts 'Zauberflöte', Glucks 'Alceste', 'Armida' und 'Iphigenia', Beethovens 'Fidelio', Hoffmanns 'Undine' . . . Mit einem Wort: kein dramatisches Produkt von entschiedenem Werthe, insofern es nur irgend darstellbar war, blieb dem

¹⁾ Tagebücher S. 265.

²⁾ Siehe unsere Einleitung zum siebenten Stück der Berlinischen Geschichten.

³⁾ Briefwechsel S. 221. Der interessante Brief, der erste, den Hoffmann nach seiner „Heimkehr“ nach Berlin geschrieben, ist 1913 von Friedrich Holze im 'Berliner Kalender' auf 1914 vortrefflich erläutert und 1915 von Eberhard Meyer im fünfzigsten Heft der 'Schriften des Vereins für die Geschichte Berlins' (S. 449 f.) in Faksimile mitgeteilt.

⁴⁾ In seinen 'Hundert Jahren aus der Geschichte des königlichen Theaters in Berlin, 1740—1840'; in Dingelstedts bereits zitiertem Druck von Reichmanns Nachlaß auf S. 109.

Publikum fremd". Brühl konnte, concedendis concessis, das ausführen, was Holbein und Hoffmann in Bamberg versucht hatten. —

Nach Ifflands Tode hat Hoffmann sich noch öfters öffentlich über ihn ausgesprochen. Wie er ihn 1821 als Theaterleiter bewertete, haben wir bereits gesehen. Einige Achtung zollt er ihm, wie billig, als Schauspieler; aber auch hier geht es nie ohne Einschränkung ab. Im Frühjahr 1817 spricht er in den 'Kunstverwandten', seinem vierten großen Dialog (nach dem 'Gluck', dem 'Berganza', 'Dichter und Componist') als „Der Braune“ von den Mäzchen, durch die gewisse Schauspieler sich einen momentanen Beifall zu verschaffen wissen¹⁾: „Ach! erlag doch ein jüngst verstorbener Schauspieler, den die Welt, wenigstens in mancher Hinsicht, als wahrhaft großen Künstler anerkennen mußte, so oft jener Thorheit. Des augenblicklichen Beifalls, ja des lärmenden Klatschens halber opferte er ja oftmals Wahrheit und Haltung.“ Bei der vermehrten Buchausgabe des Gesprächs (unter dem Titel 'Seltsame Leiden eines Theater-Direktors') im Herbst 1818 ließ Hoffmann diese Stelle im wesentlichen stehen und nannte in der Fortsetzung — abermals als „Der Braune“ — die (niedrig-komische) Art, wie Molières Geiziger „von einem nicht längst verstorbenen großen Schauspieler dargestellt wurde, eine der seltsamsten Verirrungen, die es wohl geben mag“. Gern stellt er Iffland den Fleck gegenüber, den „ewig unvergesslichen Heros unserer Bühne“ (wie er ihn im Sommer 1820 im dritten Bande der 'Serapions-Brüder' nennt).

Ohne jeden Vorbehalt aber verdammt Hoffmann Ifflands Dramen. Die oben zitierte 'Berganza'-Stelle wurde bei der Überarbeitung der 'Fantasiestücke' im Sommer 1818 lediglich ins Praeteritum übersetzt (soweit nämlich das Präsens überhaupt angewandt war in diesem höhnischen Bericht über eine bei Lebzeiten verfallene Größe). Kurz darauf nennt Hoffmann in den schon zitierten 'Leiden eines Theater-Direktors' Ifflands 'Herbsttag' neben Rosebues 'Menschenhaß und Reue' als Prototyp eines leeren Publikumstückes. Im Sommer 1820 verhöhnt er — in dem gleichfalls schon zitierten dritten Bande der 'Serapions-Brüder' — Ifflands 'Jäger'²⁾: er habe das Stück in einer Bearbeitung als Erzählung gelesen, und dabei sei ihm erst „die wahrhafte poetische Schwärmerei, das tief gefühlte und großartig rührende“ des Werkes aufgegangen. Im Juni 1821 endlich läßt er dem Helden der 'Geheimnisse' den freundschaftlichen Rat erteilen³⁾, zur Beruhigung seiner Nerven von Kräutersuppe, gekochtem Rindfleisch und sauren Gurken zu leben und Lafontainische Romane, Ifflandsche Komödien und Verse von Damen zu lesen.

5. Letzte Beziehungen zu Hampe.

Blieb sich Hoffmann also treu im Haß gegen Iffland, so blieb er sich auch treu in der Zuneigung für Hampe.

Dieser versah in Liegnitz neben den Funktionen seines Finanzamtes die eines Musiklehrers an der Ritterakademie; „der Segen“, heißt es, „den er durch gründlichen und leicht faßlichen, angenehmen und alle Zweige der Tonkunst umfassenden Unterricht als solcher stiftete, wird noch jetzt von

¹⁾ im 'Dramaturgischen Wochenblatt' vom 3. Mai.

²⁾ S. 485.

³⁾ Berlinischer Taschen-Kalender auf das Gemein-Jahr 1822, S. 65.

vielen seiner ehemaligen Zöglinge, die er empfänglich zu machen wußte für alles wahrhaft Schöne und Gute in der Kunst, dankbar empfunden und anerkannt. Für ihn hatte diese Förderung noch den wesentlichen Vortheil, daß er dadurch auch eine äußere Anregung erhielt, die Werke eines Sulzer, Vogler, Albrechtsberger u. A. sorgfältig zu studiren, die in seinem mündlichen Vortrage dann noch manche schätzenswerthe Zusätze und Verbesserungen erhielten“. In dieser Zeit schrieb er wohl auch sein musikpädagogisches Hauptwerk, die 'Beiträge zu einer Methodologie für den Musik-Unterricht, insbesondere zur Erlernung des Clavierspiels', die leider ebensowenig gedruckt sind wie seine sonstigen Aufsätze und Kompositionen.

Als im Jahre 1816 eine besondere Verwaltungsbehörde für Oberschlesien mit dem Sitze in Oppeln errichtet wurde, kamen unter anderen Hampe und der bisherige Bürgermeister von Landeshut in Schlesien, der Erzähler und Shakespeare-Übersetzer S. W. Otto Vanda, als Räte an die neue Regierung. In Oppeln komponierte Hampe noch im selben Jahre eine Oper 'Die Rückkehr' (Text von Dönch) und einen 'Festgesang', der bei der Durchreise des Kronprinzen aufgeführt wurde.

Anfang Juli 1819 sandte er Hoffmann einen Gruß nach Berlin.

Hoffmann, der kurz vor dem Antritt der einzigen größeren Ferienreise stand, die er sich als Kammergerichtsrat gestattet hat, schickte sogleich, am 5 Juli, „mit der reitenden Post“ folgende Antwort¹⁾:

Sie mögen sich wohl vorstellen, mein geliebtester Freund, welche innige Freude es mir machte, nach Jahre langem Schweigen endlich einmal wieder etwas von Ihnen zu hören! — Wie vieles habe ich Ihnen zu sagen von meinem wirren Leben in den Jahren bis 1813, das sich endlich in ein ruhiges und ich kann wohl sagen zufriedenes aufgelöst hat! — Wie gern möcht' ich Ihnen praktisch zeigen, wie ich in der Kunst stehe! — Doch wie weitläufig und mager ist das Schreiben, viel besser wir sehen und sprechen uns Aug' zu Auge von Mund zu Mund und da will ich Ihnen nur gleich lieber 40 Meilen entgegenkommen, als hier mich abquälen mit verblaßten Bildern, wie ich sie Ihnen doch nur mit einem schnöden Gänsekiel aufstellen könnte! —

Ich treffe zwischen dem 15 u 20 Julius bestimmt in Warmbrunn ein, und nichts in der Welt darf Sie abhalten wenigstens auf einige Tage hinzu-

¹⁾ Der Brief befand sich 1906 im Besitze des Herrn Karl Friedrich (damals Buchhalter an der Regierungshauptkasse zu Posen) und wurde mir am 13. Oktober jenes Jahres von dem (inzwischen in Bamberg als Geheimer Sanitätsrat verstorbenen) Dr. med. Karl Schönke gütigst in Abschrift mitgeteilt — leider einige Monate zu spät für die Aufnahme in 'Hoffmanns Briefwechsel'. Bis dahin war mir Hampes Name nur in den beiden Tagebuchstellen vom 1. und 10. Januar 1904 vorgekommen, und ich hatte (Briefwechsel S. 10) den Mann für einen Musikverleger gehalten wie Schott, dem Hoffmann am 5 Januar seine Sonate schickt; Schönkes Mitteilung veranlaßte mich erst, mich aus der Musikliteratur über Hampe zu informieren. Um so mehr bedauere ich, dem liebenswürdigen Helfer diese Studie über Hoffmann und Hampe nicht mehr vorlegen zu können.

Drei Arbeiten Ernst Theodor Hoffmanns

kommen. In W[armbrunn] bleibe ich wohl bis zum 15^t August und gehe dann noch auf 4 Wochen nach Glinzberg und von da vielleicht nach Prag.

Nun Freund rütteln Sie Sich auf, eilen Sie den wiederzusehen, der Sie nie aus Sinn und Herz gelassen hat, der Ihnen ganz und gar treu geblieben ist mit voller Seele! Machen Sie meine Hoffnung nicht zu Schanden! Ihrthalben habe ich die Reise nach Schlesien der Reise nach dem Rhein vorgezogen.

Der

Berlin
D. 5 Julius 19

Ihrigste
Hoffmann

Ob aus dem von Hoffmann so ersehnten Wiedersehn in Warmbrunn etwas geworden ist, können wir leider noch nicht sagen. —

Hampe versuchte, „und zwar auf besonderes Verlangen des Königl. Ministeriums“, auch in Oppeln für die Tonkunst zu wirken, brachte aber nur einige „Gesellschaften zur Unterredung über musicalische Gegenstände“ und einige Konzerte zustande — Ergebnisse, die ihm selbst nicht genügten, „deren wohlthätiger Einfluß auf die dortige Musikultur indeß auch noch jetzt nicht verkannt werden kann“. Schillings Mitarbeiter, dem wir diese Ausgaben verdanken, vermeidet es diskret, die „mancherlei Gründe und Hindernisse“ näher zu bezeichnen, die Hampes Wirksamkeit in Oppeln entgegenstanden; er sagt nur: „Eins der mächtigsten unter diesen war seine eigene körperliche Kränklichkeit, die zuletzt in eine heftige Hals-Entzündung ausartete, an der er schon am 9. Juni 1823 starb.“ Im Juni des vorhergehenden Jahres war ihm Hoffmann vorangegangen.

Im folgenden Jahre, 1824, erhielt Sippel die Leitung der Regierung zu Oppeln. Beim Wegzuge aus Marienwerder fand er noch eine Anzahl Hoffmannscher Briefe, die er vorher Hitzig für dessen Biographie des Freundes nicht hatte mitteilen können, und noch vor Ablauf des Jahres sandte er aus Oppeln vierzehn davon in Abschrift an den Biographen; in dem Begleitbriefe klagt er: „Hier giebt es nur zwei geistreiche Menschen: Benda, den Übersetzer Shakespeares, und v. Heyden“ [den Dramatiker und Novellisten Friedrich August v. S. a. d. S. Nerfken]. Unsere Kenntnis von Hoffmanns Leben und Arbeiten in den Jahren 1796 bis 1809 würde in einer gar nicht zu ermessenden Weise vertieft und erweitert sein, wenn der neue Präsident den Regierungsrat Hampe noch in Oppeln vorgefunden hätte; denn sicherlich hätte er ihn veranlaßt, seinerseits Erinnerungen an den gemeinsamen Jugendfreund aufzuzeichnen oder doch wenigstens dessen Briefe mitzuteilen. So aber müssen wir mit der Möglichkeit rechnen, daß bis auf den kurzen Brief von 1819 alles vernichtet ist, was uns von der Freundschaft der beiden Männer unmittelbar hätte Kunde geben können.

Carl Bertuchs Tagebuch vom Wiener Kongreß.

Mitgeteilt
von

Hermann Freiherrn von Egloffstein.

(Schluß.)

Donnerstag 16. Febr.

Castlereagh gestern weg. Die Angelegenheit wegen Preußen und Sachsen ist nun definitiv entschieden. Nun wird es an die deutschen Angelegenheiten kommen . . . Mittags zur Dillon. Der Großfürstin Geburtstag, die aber Niemanden annahm. Wir essen bey der Miß. Die Großfürstin großes Hofdiner . . . Den Abend Leopoldstädter Theater. — Werthers Leiden, eine locale Posse . . . Nachher soupirt in der Burg. Der Kaiser Alexander, Palatinus, Kaiserin, Catharina, Herzogin (!)¹⁾ bei der Maria gespeiset.

Freitag 17. Febr.

Des Morgens zur Großfürstin, wo aber Rasumowßky ist . . .

Um 11 Uhr zum Kronprinzen von Baiern²⁾, der mich recht artig empfängt. Spreche mit ihm über deutsche Kunst . . . Sein Außeres unfreundlich, wozu die schwere Sprache, so wie die Harthörigkeit, eine Vernachlässigung des Anzugs und der Haltung kömmt. Sein Streben für deutsche Kunst sehr löblich. — Bleibe eine halbe Stunde bey ihm. — Er will mir eine Empfehlung nach München mitgeben. —

Von da zu Lamberg, der, weil es trüb ist, mir heute seine Gemälde nicht zeigt. Wir sprechen über die hiesigen Kunstsammlungen, wo er eine Charakteristik von Esterhazy und Liechtenstein giebt. Von da zu Stegmann, wo ich die Grenztheilung von Sachsen erhalte und schnell copire. Abends 8 Uhr zum Staatsrath Ott . . . Munterer, angenehmer Zirkel.

Sonnabend 18. Febr.

Des Morgens zum Herzog, um die Charte zu zeigen von Sachsen. Er hat noch keine Grenzbestimmungen erhalten, deswegen ihm die meinige noch neu. — Diese Abtheilung ist nun als endlich und bestimmt anzusehen. In Hinsicht des Flächen Inhalts hat Preußen die größere Hälfte, in Hinsicht der Population die geringere. Diese größere Population ist kein Glück für Sachsen, da sie von den Fabrikstädten herrührt, die bey beschränktem Absatz leiden müssen. In Hinsicht der Revenuen ist es wie $\frac{2}{5}$ (Preußen) zu $\frac{2}{5}$ (Überrest von Sachsen). — Ostfriesland erhält Hannover und tritt Lauenburg an Dänemark und dieses Schwedisch-Pommern an Preußen ab. —

¹⁾ Soll wohl Herzog (Carl August) heißen.

²⁾ Später König Ludwig I.

Erfurt mit seinem Weichbild wird Preussisch bleiben und wir andere Entschädigungen erhalten.

Nachmittag zu Staatsrath Hoffmann, der mir die Materialien zusagt. — Dann zu Stegmann. Abends zu Hause.

Sonntag 19. Febr.

11 Uhr zum Herzog, bringe ihm die eine Charte hin. Er geht morgen nach Ofen und Pesth mit dem Palatinus. — 12 Uhr zu Spohr in seinem Concert im kleinen Redouten Saal à 5 fl. Nicht sehr voll . . . Die Wanderung nach Hernalz . . . war am heutigen Tage sehr stark. Die Promenade gegen Abend auf dem Glacis herein ist ganz hübsch . . . Hübscher Blick auf Wien.

Montag 20. Febr.

. . . Der Herzog heute fort nach Ungarn mit dem Palatinus. . .

Dienstag 21. Febr.

Des Morgens 9 Uhr zur Großfürstin beschieden, da sie früher zum Geburtstag nicht annahm. Sehr huldvoll, sprach über neuere Zeit, daß man nur seiner inneren Stimme folgen müsse.

Congreß: Unsere Angelegenheiten noch weit nicht ausgeglichen, hängen von Oesterreich und Baiern ab. — Holland wird Königreich werden. Über die Abreise des Souverains und ihrer Minister ist noch gar nichts bestimmt.

Mittags bey Sauer, Wechsel Senfal und Freund der Kunst, Mitglied der Akademie der Künste.

Es sind 3 Classen hier:

Der hohe Adel hat wenig Sinn für deutsche Cultur, Wissenschaft und Kunst. Macht eine strenge Kaste, die sich zwischen Regent und Volk schiebt. Die Jugend nichts wie Pferde, Mädchen, Spiel, Roués flacher Art, halbe Centauren.

Die Classe der Staatsbeamten schließt eigentlich die Literatoren ein, allein

- a) Sie können nicht von Literatur allein leben und sich daher (nicht vom) Dienst trennen;
- b) Im Dienst dürfen sie nichts oder wenig Literarisches herausgeben, indem sonst gleich das Mißtrauen ihrer Vorgesetzten rege gemacht wird, daß sie ihren Dienst vernachlässigen. —
- c) Die Classe der Kaufleute haben keine eigentliche Cultur und schaffen sich nur Manches an, u. sammeln Menschen um sich herum, um damit zu prunken. — So wird durch falsche Ansichten die eigentlich gute und allgemeine Cultur gehemmt.

Wegen des jetzigen Courssteigens bis 330 gab er zwei Ursachen an

- a) Das Gerücht in Galizien, daß Pohlen in seiner alten Form als Königreich wieder hergestellt werden würde, weswegen alle Güterbesitzer ihre Papiere schnell suchen los zu werden und schnell so viel Papier aus Galizien nach Wien strömte.
- b) Das Mißtrauen gegen glücklichen Ausgang des Congresses.

Hermann Freiherr von Egloffstein

Abends 5 Uhr zu Sidney Smith im Gumbelhof. Bringen ihm das Journal de Francfort mit den Ansichten über Württemberg. — Wollte eben ausgehen. — In Chenille (grünlich) runden Hut, aufwärts streubiges Haar, sehr scharfe Physiognomie. — Wir sprachen über sein Project; er hofft, da man sich der schwarzen Sklaven angenommen, daß auch nun die Reihe an die Christen Sklaven kommen werde, da auch Consalvi gegen die Barbaren sprach. — Er giebt mir das Circular an die Consuls, schreibt mir ein Blatt in mein Stammbuch, giebt mir einen Abdruck seines merkwürdigen Wappens und zeigt das Ordenskreuz, welches Richard Löwenherz trug, und welches die Mönche an Sidney Smith zum Present machten. — Er hat ganz die Charakteristik eines braven Seemanns, emportirt, einseitig, aber immer von großen Ideen durchdrungen — inspirirt. Ein sehr offener loyaler Mann, den ich lieb gewinne.

Abends in die Academie um 6 Uhr . . . Fischer, Lampi¹⁾ da.

Raunitz, der in der Staatskanzlei als Staatskanzler von Oesterreich wohnte, war wahrer Freund und Protektor der Künstler, ließ Fischer und andere des Morgens beim Frühstück, den einzig ruhigen Stunden, kommen, um sich mit ihnen zu unterhalten. — So putzte Fischer auch seine alten Marmor Köpfe, die der Sohn für ein Pappenstyl weggab.

Anecdote. Der Haushofmeister fragte ihn, warum er den Schwäger Casanova immer so bei Tafel habe. — „Das versteht er nicht: ich muß immer viele Leute sehen und würde von ihnen tot gefragt werden, um Staatsneuigkeit etc. Alle wollen etwas aus meinem Hause mit wegnehmen. Nun so liegt (!) ihnen Casanova was vor, und alle glauben, daß sie etwas wichtiges erhalten und im Kopf mit wegnehmen.“ Wie wahr diese ministerielle Taktik. —

Mittwoch 22. Febr.

Des Morgens zu Stall²⁾, sehe die Wagen und Schlitten an und notire mir das Nöthige³⁾. — Dann . . . in den großen Redoutensaal, wo alles zum Theater am heutigen Abend vorbereitet ist. In der Wien hat das befreite Jerusalem die Direction an 25000 fl. gekostet. — Abends im Leopoldstädter Theater, wo man den Leopoldstag gab, ein locales gutes Lustspiel, welches mit großer Wahrheit gespielt wird . . .

Donnerstag 23. Febr.

. . . Des Morgens 11 Uhr zu Streicher, Ungargasse . . . gefahren, der von 11 bis gegen 2 Uhr ein treffliches Concert nach Einladung durch Billets (ohne Entrée) giebt in einem schönen Saal, durch Büsten erlauchter Musikfreunde und großer Musiker geziert.

¹⁾ Joh. Ritter v. L., einer der berühmtesten Porträtmaler der Zeit.

²⁾ Joh. Bapt. Stall, Kanzleidirektor des k. k. Oberst-Stallmeisteramtes.

³⁾ Wohl für eine Beschreibung im Journal des Luxus und der Moden.

Carl Bertuchs Tagebuch vom Wiener Congreß

Zuerst ein Doppel Concert auf 2 Pianofortes von Streicher und dem Fräulein Hehn ausgeführt. Vom Prinz Louis¹⁾ von Preußen, voller Passion.

Gräfin Alpyony geb: Rogarella singt eine italienische Arie mit großem Geschmack und innigem Gefühl —

Ein junger Flötenspieler. — Fr. v. Mejean, geb: Baronin Spielmann, Variationen auf dem Flügel mit großer Virtuosität — Fräulein Gobeau etwas zitternd eine Arie zu reich verziert.

Die Gesellschaft ausgewählt. Großfürstin Maria, Graf Bückeberg, Lord Cathcart²⁾ und andere da. — . . .

Bei Geiger gegessen, von da zu Gersdorff, der allein ist. Gebe ihm Aufsatß über Sachsen.

Congreß: Der Oesterreichische Beobachter von heute und gestern hat die ersten Resultate des Congresses wegen Sachsen, so wie wegen der übrigen Preussischen Besitzungen gegeben. Die Arrangements wegen Oesterreich und Baiern scheinen dem Abschluß nahe, da sie Metternich, wie er geäußert, dieser Tage vor die große Conferenz bringen will. Alle Territorial Verhältnisse werden erst vor dem Europäischen Congreß ins Reine gebracht, dann geht es an die deutsche Constitution. Über jeden Deliberationspunct wird ein Conclusum gefaßt, das die respectiven Plenipotentiäre unterzeichnen . . .

Den Preussischen (Humboldtschen) Entwurf zu einer Verfassung Deutschlands hat Preußen vor 8 Tagen mit freundlicher Note zum Gutachten an Oesterreich mitgetheilt. In diesem Entwurf steht, „daß man festsetze, daß das Eigenthum überhaupt, und auch das literarische gegen Nachdruck geschützt werden solle.“ — Es solle darüber ein eigenes organisches Gesetz ausgearbeitet werden, bis dahin aber verordnet werden, daß jedes in einem Staat des Bundes mit Erlaubnis gedruckte Werk im ganzen Staatenbunde mit geschützt bleibe. — Da nun dieses, wie zu erwarten ist, von Oesterreich angenommen werden wird, so ist Oesterreich wenigstens für seine deutschen Staaten mit darinne begriffen, und die Patrons (d. h. die Nachdrucker) werden wenigstens aus Wien heraus maneuvirt . . .

Sonnabend 25. Febr.

Ich schreibe an Hardenberg Dank des (geographischen) Instituts und weitere Bitte um Grenzbestimmungen. Bitte um weiteren Schutz wegen des Nachdrucks . . . Spaziergang längs der Donau in der Leopoldstadt bis zur Franzensbrücke . . . Zu General Wolzogen, wo ich das neue Reich des Niederrheins mit Holland sehe — Mittags in der Burg bey Miß Dillon. —

Sonntag 26. Febr.

. . . Des Morgens 10 Uhr zu Bauer in das Liechtenstein Palais, Rossau, wo ich wegen der Fragen des Herzogs Erkundigungen einziehe, die mir

¹⁾ Prinz Louis Ferdinand v. Pr., gefallen im Gefecht bei Saalfeld am 10. Okt. 1806.

²⁾ Englischer Congreßbevollmächtigter.

Bauer¹⁾ auch giebt . . . Durch die Vorstadt weiter . . . zu Frau v. Pichler, der ich 20 fl. für ihr Manuscript brachte. Mit ihr über Werner gesprochen, der noch immer den Congressprediger macht, bey der Kaiserin und der Marie Luise seine Kunigunde²⁾ vorgelesen hat.

Herein auf die Vastei über das Glacis; auf der Vastei so voll, daß der Strom sich nur schrittweise bewegen konnte. Die Damen schwitzten unter der Last ihrer Pelze, viele in Shawls, weiße Atlashüte mit Blumen, und große Schleifen, die Köpfe von mittlerer Höhe, viele mit Federn, auch schwarz und gelbe Stroh Hüte an der Tagesordnung. — Die Englischen Damenmoden wollen durchaus nicht Platz greifen. — Die Zuschauer bildeten eine Art von Gasse. — Bey Geiger gezeihen mit Reichenbach, Conradi, Pinkert. Mit ihnen $\frac{1}{2}$ 3 Uhr durch die Alfervorstadt nach Herrnals gegangen, von der Herrnalser Linie nicht weit entfernt, eigentlich nur ein großes Dorf, welches aber seiner freundlichen eleganten Häuser (wegen) für ein Städtchen gelten könnte, von ohngefähr 150 Häusern, worunter mehrere Fabriken: Den Namen vom Alfer oder Alz-Bach, die den Ort durchfließt. Die Tempelherrn waren im Mittelalter Besitzer davon, sie hießen Herren an der Alz, woher . . . der Name Herrnals . . . Noch jetzt wallfahrtet das Wiener Volk in der Fasten dahin zum heiligen Grab und zum Calvarienberg, den im Jahr 1714 zwei Bürger von Wien mit einem Aufwand von 82000 Gulden haben errichten lassen . . . Zahllose Menschen bedeckten die Wege dahin, ein kleiner Markt war mit verbunden, wo man den Kindern Männerchen mit Schiebstecken kaufte. Das Volk ist numter und jubelt — und gackelt bis am Abend . . . Der Abend herrlich. Ich gieng in den Fidelio, und schlief zuletzt ermüdet von der warmen Frühlingsluft.

Montag 27. Febr.

Des Morgens zu General Grollman. Großer starker kräftiger Mann. Ist wie die Militärs nicht dafür, daß man den Niederrheinischen Provinzen eignen Namen gebe. Meint, daß manche Landstädte — Coblenz, Trier, Achen — vom schlechtesten Geiste beseelt wären. — Wegen Beamten auch schwierig die Besetzung, wegen der dortigen Verdorbenheit.

Heute reiste (Herzog) Albert nach Brünn, den König von Sachsen zu complimentiren, der heut oder morgen mit 70 Personen eintreffen soll . . . Heute Fouriere von Hof nach Presburg, um dort Aufenthalt für den König zu bereiten . . . Wegen Salzburg noch nichts entschieden, doch wahrscheinlich, daß man Baden zum Theil über den Rhein schiebt und so Baiern entschädigt. Die deutschen Angelegenheiten deswegen noch nicht en train. —

Mittags 12 Uhr zu Lamberg, der mir flüchtig seine Bilder zeigt . . . Heute und morgen wird die Trauerandacht für S. Maj. Kaiser Leopold II.

¹⁾ Direktor der Liechtenstein-Galerie.

²⁾ Vgl. Fournier, Geheimpolizei, S. 385.

Carl Vertuchs Tagebuch vom Wiener Kongreß

abgehalten. Die Höchsten Herrschaften erschienen dabei incognito, durchaus in Trauer. Die Hoffchauspielhäuser bleiben heute, wegen dieser Trauerandacht, verschlossen. —

Des Erzherzogs Palatinus Kaiserliche Hoheit waren am 21. d. M., sagt die heutige Hofzeitung, von Wien kommend, in Ofen eingetroffen. An demselben Tage kam der regierende Herzog von Sachsen-Weimar daselbst zum Besuche an. S. Kaiserl. Hoheit wollten mit Ihrem hohen Gaste nur einige Tage in Ofen verweilen, dann aber nach Wien zurückkehren¹⁾.

Der Herzog Albert gestern mit Adjutanten nach Brünn, heute Prinz Anton. Der König wird Donnerstag Morgen eintreffen, er wird mit 100 Kanonenschüssen und allen Königlichen Ehren empfangen. — Er geht nach Presburg . . .

Vom 28. Febr. bis Freitag den 3. März krank. Den 3. März geht Absceß auf, und ich befinde mich schnell besser. Versäume Mehreres.

Freitag 3. März.

Ich kann wieder ausgehen. Zum Herzog den ich nicht finde. Von da Antiken Cabinet, wo er ist, mit Steinbüchel. Gehen die verschiedenen geschnittenen Steine durch, die Pachelik auch in Abgüssen macht. — Mit dem Herzog und Edling auf die Terrasse über dem Augustinergang, wo der Kaiser seine Glashäuser hat, wo seine Plantes grasses blühen. Papageyen, rothe Rebhühner da. Der schöne panaschirte Kohl. — Alles trefflich erhalten. Um 1/2 2 Uhr Bastei. Mittag bey Dr. Bach mit Musenbecher gegessen²⁾.

Abends . . . Benefiz Vorstellung von Sartori à 7 fl. Das Haus der (guten) Laune von Bäuerle, ein gewöhnliches triviales Stück, wo jedoch Ignaz Schuster als Hausmeister Dasl (langsam) eine neue gute Rolle hatte . . . Nach dem Stück war ein Piquenil bey Sartori³⁾, wo ich neben Ignaz Schuster saß . . .

Sonnabend 4. März.

Heute Morgen um 9 Uhr kömt der König von Sachsen, der am Tabor umspannt, hier durch, über Rasumowsky-Brücke nach Presburg . . . Mittags bey Herzog Albert, Ihm gedankt für seine Abhandlung über die Kupferstecher. Ich sehe das herrliche Werk: Pinus von Lambert an. — Mittags bey der Dillon. — Um 3 Uhr geht die Pirutschade fort . . . Der Großherzog von Baden⁴⁾ nicht dabei. Man sagt, er sey krank geworden, da man ihn nöthigen wolle, wegen Ausgleichung von Baiern über den Rhein zu wandern.

¹⁾ Vgl. Carl August auf dem Wiener Kongreß, S. 77.

²⁾ Dem oldenburgischen Kongreßbevollmächtigten.

³⁾ Vertrauensmann des päpstlichen Nuntius Severoli.

⁴⁾ Carl Gr. v. B.

Hermann Freiherr von Egloffstein

Sonntag 5. März.

Die Witterung ganz vortrefflich. Ich fahre 7 Uhr mit Bach und Völkel nach Baden: in 2 $\frac{1}{2}$ Stunden mit Fiaker à 25 fl. . . . Wanderung nach dem Helenenthal . . . 7 Uhr hier.

Montag 6. März.

Zum Herzog citirt. Er geht Donnerstag nach Steyermark, kömmt aber hieher zurück. Die Angelegenheit Oesterreich u. Baiern noch nicht im Klaren, weswegen alles Ubrige nicht fortrückt. Gegen Stein waren gestern von neuem starke Ausfälle in der allgemeinen Zeitung. Sein allgemeiner Einfluß sinkt immer mehr, er hat nur eine kleine Partei für sich, schlägt sich wie ein Fechter à la muraille . . .

Dienstag 7. März.

. . . Um 2 Uhr zu Sidney Smith, der um diese Zeit aufsteht. Mit einem Mechaniker beschäftigt. — Sein Zug von Sicilien nach Gaeta 1806 und wo er die ganze Küste von Kanonen degarnirte. Die erste Nachricht von Bonapartes Entweichung hörte ich hier. Abends bey der Pichler die Details . . . Oesterreich läßt gleich mehr Truppen nach Italien marschiren. Die Nachricht macht große Sensation, heute bey den Abendshofvorstellungen. Wellington und Talleyrand ruhig. Der Curs steigt auf 280.

Mittwoch 8. März.

Abschied vom Herzog. Napoleons Entweichung ist ganz richtig, sie kann Folgen haben . . . Wahrscheinlich geht er zu Grunde. — Der König von Sachsen verweigert die Annahme des Stückes von Sachsen . . . 12 Uhr zu Rath Remy. Er ist Baudirector. Zeigt mir seinen im Jahr 1811 gefertigten Plan zur Verschönerung der Burg . . . nach der Bastei . . .

Donnerstag 9. März.

Der Herzog des Morgens 9 Uhr nach Steyermark . . . Ich zu Hammer . . . Zu Tisch (bei) Geiger. — Grimm da. Er hatte Sammlung spanischer Romanzen so eben herausgegeben.

Napoleons Entweichung ist das Tagesgespräch. Er setzt den ganzen Congress in Bewegung, drückt den Cours, läßt Truppen marschiren, veranlaßt Conferenzen etc.

Freitag 10. März.

Des Morgens 8 Uhr zu General Wollzogen, wo ich einige Details über die neuesten geograph. Eintheilungen erhalte. Die Territorial Verhältnisse zwischen Oesterreich und Baiern sind noch nicht im Reinen. Preußen wünscht von Hessen die Grafschaft Schaumburg. Das Herzogthum Luxemburg, obgleich dem Königreiche der Niederlande bleibend, soll zu Deutschland kommen. —

Wellington, Metternich und Talleyrand sind seit Mittwoch Abend in Preßburg und noch nicht zurück. — Der König von Sachsen soll sich fortdauernd weigern, den Überrest von Sachsen anzunehmen.

Des Morgens 10 Uhr mit Lamberg in das Belvedere gefahren, wo ich mit ihm die ganze Gemäldesammlung durchgehe . . . Abends kommen Couriere aus Mailand. (Details über Napoleons Entweichung.) Alle Kräfte sind in Bewegung, und alles gespannt.

Sonnabend 11. März.

Die Nachricht wegen Napoleon breitet sich gewaltig aus. — Um 12 Uhr zum Hofbaumeister Amann . . . Schauflegasse. Sehe sein Project zur Ausbaunng der Burg. Bei der Seite der Stadt hat er den alten Plan des Erwin von Steinbach (!)¹⁾ beibehalten . . . sehr durchdacht, grandios und eigenthümlich . . . (Sonstige Bauten von Fischer von Erlach.) Amann auch Erbauer des Theaters in Pesth.

Sonntag 12. März.

(Nachricht über Napoleon im heutigen „Beobachter“.) Die Vernünftigen hier sehen Napoleons Spiel als für verloren an. Wahrscheinlich ist er durch falsche Nachrichten oder durch seinen alten Dünkel betrogen worden. Talleyrand sagte ganz trocken:

Il faut le prendre.

Il faut le pendre.

Paris soll ganz ruhig sein, Murat sei auch gegen Napoleon, ebenso die 3 Monarchen mit allen Maßregeln gegen ihn einverstanden . . . Wellington, Metternich und Talleyrand kamen gestern von Preßburg zurück. Der König von Sachsen soll noch . . . die Annahme verweigern. — Zum Geh. Cabinetrath Martens, ihm sein Gutachten zurück (gegeben). In den deutschen Angelegenheiten noch nichts geschehen, also auch für uns nichts. Er findet auch württembergische Verordnung einseitig. — Zum Cammer Kupferstecher Fischer. Ihm meine Capelle gegeben²⁾. Fischer will nächstens den St. Stephan bearbeiten. Von Fischer zu Salieri in der Spiegelgasse. Freundlicher würdiger Greis. Dirigirt die Hof Capelle . . .

Um 11 Uhr mit Rengger zu Streicher . . . Das Concert sehr voll . . . Um 4 Uhr fort im Prater. Die Barutschfahrt wegen Kälte verschoben. Viele Gesellschaft da, die eben durch die Sägerzeile zurückkehrte.

Montag 13. März.

Des Mittags 2 Uhr mit Wohlfarth³⁾ nach Hernals, um das Landhaus des Grafen Palffy zusehen, welches Moreau decorirt hat. Recht geschmack-

¹⁾ Soll natürlich Fischer von Erlach heißen.

²⁾ Seinen Entwurf für „die Kapelle der Eintracht auf dem Schlachtfelde von Leipzig“. (Wien und Weimar 1814.)

³⁾ Konditor am Michaelerplatz.

Hermann Freiherr von Egloffstein

voll. Rechts ein großer heiterer Speise und Tanzsaal, Reihe von Zimmern, recherchirt decorirt. Auf der andern Seite ein artiges kleines Gewächshaus. Ehe man hineintritt, in dem Vorcabinet eine Venus von Marmor, von Pisani in Rom brav gearbeitet. Vor dem Hause ein freundlicher Vorplatz. Heute alles zu einem Diner vorbereitet, welches Palfy dem Kaiser von Rußland etc. 30 Personen zusammen gab (!) —

Wellington, Metternich und Talleyrand waren am Sonnabend von Presburg vom König von Sachsen . . . unverrichteter zurückgekommen. Der König hatte sie kalt empfangen und ihnen Vorwürfe über die Theilung von Sachsen gemacht. Durch schriftliche Note verlangte er, daß man einen Bevollmächtigten Minister hier annehmen solle, um die sächsische Angelegenheit von neuem zu beginnen. Dies wurde abgeschlagen. Mündlich erklärte der König hierauf den Ministern, daß er unter solchen Bedingungen es nicht annehmen könne, worauf sie abreisten. So ist es nun geblieben und der Congreß wird weiter darüber verfügen.

Dienstag 14. März.

Des Morgens zum Legationsrath Bougené wegen Badens Nachdruck, wo er die Landrechte vorschützte . . . Des Mittags 1 Uhr zum Concert von Fürstenau im kleinen Redouten Saale. Einer der vortrefflichsten Flötenspieler, die ich je gehört, nämlich der Sohn; Schönheit des Tons, Vortrag, Fertigkeit . . . Abends mit Böckel Burgtheater. Laurens Brauttanz. Der Anfang gut, Charakter gut gezeichnet, trefflich gespielt. — Im 4. Act wurde es so matt, daß das Publikum unruhig wurde und zu pochen anfing. Der König (!) fort. — Doch hielt es sich bis zum Ende, welches durch den Schluß seine matte Pointe erhielt . . .

Mittwoch 15. März.

Des Morgens erschien die . . . Proclamation, wodurch Napoleon hors de la loi erklärt wird . . . Jeder Ausdruck abgewogen. Die Engländer wollten mildern. (Von) Geng abgefaßt . . .

Nachmittag 2 Uhr kam der Preußische Feldjäger Wilhelmi von Goltz aus Paris¹⁾, den 7^e abgegangen, Abends 5 Uhr ein französischer Courier den 6^e abgegangen. Durch ihn kamen die neueren Nachrichten, daß Napoleon sich von Gap wieder zurück gezogen und verfolgt werde . . . Abends zu Jacquin, wo auch Labarpe und Rengger war. M^{lle} Mosel gesungen . . .

Eugen hält sich jetzt ganz zurückgezogen.

Donnerstag 16. März.

Im Beobachter treffliche Erklärung von Geng über Napoleon und die französischen Berichte. — Die Erklärung über die Eintracht der Monarchen gut. Um 11 Uhr Antiken Cabinet . . .

¹⁾ Dem dortigen preußischen Gesandten.

Freitag 17. März.

Abschentliches Regenwetter. Sehe bey Fries die neuerlich gefaßten modernen Steine an, welche sehr schöne Sachen enthalten.

Nachmittag hinaus zu Streicher in die Ungargasse. Sein Musiksaal ist mit . . . Büsten von bedeutenden Kunstliebhabern geziert, darunter Mozart, Hayde, Prinz Louis Ferdinand, (Erzherzog) Rudolf, Baronin Pereira, Mad. Streicher. — Der Fries musikalische Embleme. Die Zahl der gefertigten Instrumente ist über 1000. — . . . Des Abends 7 Uhr nach der Porzellanfabrik zu Joris . . .

Der junge Kronprinz¹⁾ (hatte) erst Steffaneo zum Gouverneur, der ihn ganz maschinenmäßig behandelte. Am 18. Geburtstag wurden alle Lehrer entlassen und er allein dem Herrn v. Erdberg übergeben, der ihn nicht minder verdirbt und selavisch erzieht. —

Sonnabend 18. März.

Des Morgens 11 Uhr mit Starke in Streichers Concert, welches ganz vortrefflich war. (Eingehende Schilderung.) Großfürstin Marie und viel beau monde da. Mit Starke zurück. Bei der Dillon gegessen. Nachmittag Kaiserl. Antiken Cabinet und das letzte Zimmer durchgegangen, wo kostbare Sachen sind. — Abends in die Burg, kleiner Redoutensaal, wo vor dem Hof die Liebhaber spielen. — Das Innere des Raumes mit weißer zeltartiger Drapperie bekleidet mit Kränzen, macht es sich gut.

Gegen 8 Uhr kommen erst die Höchsten Herrschaften . . . Man gab zuerst: Die alten Liebschaften²⁾. Graf Seczeny³⁾, Gräfin Julie Zichy, Gräfin Seczeny spielten recht artig. Nachher kleines Ballet: Der Olymp . . . Hochzeit der Psyche . . . Zwei Nymphen. Prinz Metternich⁴⁾ und Comtesse Schönborn tanzen Pas de deux mit Tambourins. Hierauf Tanz von Bacchanten und Jägerinnen . . . Wellington in rother Marchalls Uniform spricht mit Metternich.

Die gestern durch Couriere gekommenen Nachrichten lauten nicht gut. Von Marchand waren Truppen zu Bonaparte übergegangen, und er rückte gegen Lyon vor. — Die Ricochets wurden heute nicht gegeben, da die Perigord wegblieb. — Den kleinen König von Rom hat man herein in die Burg gebracht, weil man von Seiten der französischen Umgebung Entführung befürchtet. — Die Marie Luise hat in einem Brief ihr Schicksal in die Hände des Kaisers gelegt. Ihre Leute haben die grüne Livree mit blauen Krägen, Sie legt Parma und Piacenza in ihres Vaters Hände zur einstweiligen Administration. Alles in großer Spannung. Die russischen Truppen sollen auch vorrücken.

¹⁾ Ferdinand v. Osterreich.

²⁾ Lustspiel von Kozebue.

³⁾ Soll heißen: Szeczenyi.

⁴⁾ Viktor M., des Staatskanzlers ältester Sohn.

Sonntag 19. März.

... Wellington bekommt Nachmittag Nachricht (falsch), daß Gouvion St. Cyr den Bonaparte bey Bourgoin zurückgeschlagen. Man spricht davon, daß der Congreß auf den Fall des Ernstes nach Frankfurt verlegt werden sollte. —

Abends Aufführung der Jahreszeiten ¹⁾, die theilweise sehr brav war ... Ein Orchester von 200 Personen im Burgtheater ...

Der kleine Napoleon war in die Stadt genommen worden und logirt im schmalen Flügel der Burg in den Zimmern des Kronprinzen. Die Franzosen sind von Marie Luise weg, zurück nach Frankreich gesendet worden. Eine intendirte Entführung mag wohl da gewesen seyn. Man spricht von dem jungen Montesquiou. — Morgens 9 Uhr zum Herzog, der gestern von Graz zurückgekommen ist, den Mittag zu Arnsteins mit Eydom, Plessen etc. Steif und nicht gemüthlich da. Alles verstimmt über Napoleons Fortschritte. Den Abend 6 Uhr kömmt ein Englischer Courier vom 11^e aus Paris über Brüssel, der aber nichts neues von Bedeutung über Frankreich mitbringt. Bloß Nachricht vom Verlust der Engländer in Nordamerika. Daß man in 2 Tagen keinen neuen Courier erhalten, macht unangenehme Spannung. Heute erscheinen beide Proclamationen Napoleons im Oesterreichischen Beobachter, aber abgekürzt. — Am Abend im Burgtheater, wie gestern zum Besten des Wittwenfonds Musik, 200 Musiker. Die 7 Worte am Kreuz von Haydn, die Solostimmen von D^{ne} Klieber, Olivier, Weimmüller und Gottbank. Im Ganzen ganz gut gegeben. Darauf Variationen von Pechatschek auf der Violine ... Hierauf 4 patriotische Lieder auf Frieden, Glück, Ruhe, Fürst, Vaterland, die im gegenwärtigen Moment der Krise einen eignen Eindruck machen ... Das letzte Landsturmlied wird mit lebhaftem Enthusiasmus aufgenommen.

Dienstag 21. März.

... Ein französischer Offizier, Prince Rohan, vorige Nacht gekommen. Von Paris am 11^e weg, wo alles noch ruhig war ... Abends das treffliche Concert von Maysefer, Giuliani und Hummel ...

Mittwoch 22. März.

Des Morgens 9 kömmt ein französischer Courier, der den 14. März Paris verließ und über Luxemburg kam. In Paris war noch alles ruhig und der König gegenwärtig, auch die Stimmung der National Garde gut. Aber wird das die Bourbons allein schützen? Napoleon ist in Lyon eingerückt. Macdonald marschirte ihm entgegen, hat sich aber, da die gemeinen Soldaten nicht angriffen, zurückziehen müssen. Was ist da wegen Paris zu erwarten? Ein nachtheiliges Treffen vorher würde Napoleon ganz zurück-

¹⁾ Oratorium von Haydn.

werfen, sonst wächst der Strom wie eine Lawine. Die energischsten Maßregeln werden hier getroffen, alles marschirt. Die concentrirte russische Armee in Eilmärschen durch Böhmen nach Bamberg und Nürnberg. Die Kronprinzen von Baiern und Württemberg erhalten Commando. Wellington wird den rechten Flügel commandiren.

Wegen den Brüdern Napoleons sind strenge Maßregeln genommen. Man hält sie fest, wo sie sind . . . Joseph wird in der Schweiz aufgesucht. Eugen ist noch hier, artig behandelt, doch im Geheimen surveillirt. Alexander geht noch immer mit ihm. Die Oberhofmeisterin Montesquiou reiset heute oder morgen von Schönbrunn ab. Ihr Sohn, der vor einiger Zeit zu ihr kam, ist in Verdacht einer Entführung des kleinen Napoleon. Er hat unter Begleitung eines Polizey Beamten Wien verlassen . . .

Diese Woche sind wahre Stunden der Umdacht . . . Nachschr.: Die Montesquiou und ihr (!) Sohn hat man nicht abreisen lassen. Sie sitzen hier in einem Privat Hause.

Latour du Pin¹⁾ abgereist, Man giebt ihm Schuld, daß er auch Verräther sey.

Donnerstag 23. Maerz. Grüner Donnerstag.

Des Morgens fand die Fußwaschung bey Hofe statt. Ich mit Starke und Webel²⁾ zusammen, rechts, wo wir den Kaiser Franz vor uns haben, dessen ganzes Wesen sehr einnehmend war. Trautmansdorff als Ober Marschall mit Stab, Graf Wrba³⁾; die Kemerer bringen die Speisen. — Bis 12 Uhr.

Freitag 24. Maerz.

Passion Morgens 9 Uhr. Nachmittag Wanderung nach den hl. Gräbern . . . Abends 7 Uhr bey den Italienern am Minoritenplaz Stabat mater von Neukomm⁴⁾, eine neue treffliche Composition . . . Ernst und tüchtig . . .

Sonnabend 25. Maerz.

Nachmittag 4 Uhr die Auserstehung im St. Peter. (Vorher noch Wallfahrt durch alle Straßen.) . . . Von da in die Burg. 5 Uhr Prozeßion vom heil. Grab zur Augustiner Burg Capelle. Von der Kammer Kapelle gieng der Zug. Erst Trompeten und Pauken. Die Livreen, Pagen, Cammerherrn, die Erzherzöge, nebst dem Kronprinzen von Baiern, dann das Hochwürdigste, dahinter der Kaiser, die Kaiserin (zur Seite König von Baiern, in der Oesterreichischen Uniform), die Erzherzoginnen, Leibnoblegarde nebenher. —

¹⁾ Französischer Kongreßbevollmächtigter.

²⁾ Vielleicht Corbinian W., Füllamtsinspektor der k. k. Beleuchtungsanstalt.

³⁾ Graf W., k. k. Oberstkämmerer.

⁴⁾ Sigmund Ritter v. N., Komponist, Schüler Michael und Josef Haydn.

Hermann Freiherr von Egloffstein

Um 6 Uhr zu S. Stephan, wo aus dem vordern Haupt Eingang die Prozession ausgeht, um die Kirche herum, der Magistrat, der Erzbischof mit dem Hochwürdigsten, das Bürger Militair paradirt.

Die Dämmerung, der Jackelschein, der ehrwürdige alte Dom, das Läuten der Glocken, alles war sehr, sehr feierlich. —

Dort Hof, = hier kirchliche Volks-Ceremonie. Der ganze Hof da.

Abends war Declamation und Musik in der (!) Kärnthnerthor (!) Noch kein Theater. Die religiösen Ceremonien werden hier als Schauspiel genommen.

Am kaiserlichen Wagen Kutscher und Vorreiter ganz spanisch gekleidet. Dahinter die ersten Hofchargen zu Pferde. Trautmansdorffs Pferd mit Gold bedeckt. Minister reitend in Schuhen. Das Ganze feierlich und schön. Alexander sah es vom Balkon bey Wrede, wo auch Eugen und Dänemark waren . . . Die Nachricht von Neys Abfall . . . bestätigt sich. Es zeigt sich immermehr, daß sich die Nation für Bonaparte erklärt. — Mittag bey Bach. Mit ihm Nachmittag im Prater gefahren, der erste schöne Frühlingstag, wo der Prater eröffnet wird. Gegen 4 Uhr am vollsten in der großen Praterallee. Kaiser Franz fuhr seine Gemahlin selbst im Pirutsch. Die beiden Großfürstinnen mit Alexander rückwärts. Eugène mit französischer Livree. Wellington in einfachem blauen Frack ritt einen Schimmel, begleitet von Freemantle. — Er wurde hier allgemein geschätzt . . .

Von da Leopoldstädter Theater, wo Andromeda und Perseus, eine komische Pantomime, wo man das antike mit dem Harlekintheater verbindet . . . Nach dem Theater Sperl, wo nicht viel war . . .

Mittwoch 29. März.

Der Englische Feldmarschall und Botschafter am hiesigen Congresse, Herzog von Wellington, ist gestern Morgen von hier zur Armee in den Niederlanden abgereiset. —

Von Genf waren schon Nachrichten eingetroffen, daß Ney abgefallen und in Lyon sey. Edling fort.

Montag 27. März.

Des Morgens 9 Uhr zu Gersdorff, gebe ihm die Adresse an den Fürstenrath wegen Nachdruck. Des Morgens 11 Uhr feierliche Fahrt nach St. Stephan, wo ein Dankfest gehalten wird. Der Zug war pompos. Zuerst Trompeter, Einspanier, mit Stock und Galanteriedegen an der Seite. 80 Livree-Bediente zu Fuß, schwarz und gelb. 30 Edelknaben roth und gold. Zuerst Cuirassiere der Hofburgwache. Dann Remerer. Die kaiserlichen alten Staatswagen sehr vergoldet.

Um 10 Uhr zu Balsamacchio, allein zu Schreibers, da er nicht kömmt. Zu Kornhäusel (Architect) in das Liechtenstein-Palais, Herrngasse. — Sehr thätiger Mann, von eignen Ideen . . .

Carl Bertuchs Tagebuch vom Wiener Kongreß

Der Moniteur vom 21^{ten} war durch russische Gesandtschaft gekommen, wonach Louis XVIII. am Morgen abgereist und Abends Napoleon angekommen. Ludwig XVIII. nach Lille, die Sache der Bourbons verloren . . . Die Rüstungen . . . gehen stark vorwärts. 160 000 Russen marschiren von Breslau über Prag nach Bamberg. Am 9^{ten} April nach Prag Hauptquartier. — Von Pilat zu Danielewsky¹⁾. Wieder leere Versprechungen.

Donnerstag 30. Maerz.

Des Morgens 8 Uhr zum Leibmedicus Dr. Hofer beym Erzherzog Carl. Hofer ein lieber, vielfach gebildeter Mann . . . Um 10 Uhr mit Lefevre Wanderung des Geschmacks. Zuerst Wohnung Graf Appony, vor 10 Jahren eingerichtet, recht geschmackvoll. Speisesaal mit Relief auf die 4 Jahreszeiten. Visitenzimmer Chamois mit Lila. — Bronze-Arbeiten . . . Dannhauser, Fabrik von bronzirtem Holz oder Kittmasse. — Die Vergoldung schön, das Ganze mit Geschmack. Auch eine Menge kleiner Necessaires . . . Meuble Magazin im Burgerspital. Die Sopha ausgeschweift und mit Bogen von zweierley Zeuchen drappirt. Die Stühle Schaufelform. Viel schwarzes Ameublement. Uebergang von grauem Nankin mit Borden-Cattun in türkischen Mustern. — Von da mit zu Lefevre und sehe die chinesischen Bücher an. Nachmittags heraus zur Sammlung von Umbras . . . Dann in Don Juan II. Akt. Wieder gut gegeben, doch war Mad. Campi nicht so bei Stimme wie sonst. Madame Forti als Zerline vortrefflich . . .

Freitag 31. Maerz.

. . . Napoleons Fortschritte . . . Nirgendß ist Mutlosigkeit, sondern der feste Wille, ihn und die arroganten Franzosen samt ihrem System zu bekämpfen.

Der biedere Kaiser Franz hat dieser Tage mit der Marie Luise das jezige Verhältnis durchsprochen und ihr erklärt, daß er nie mit Napoleon unterhandeln, und sie nie mit ihm wieder vereint werden könne. Er bleibt seinem Character treu, treu seiner Liebe zur Marie Luise. Von Lyon hatte Napoleon dem Kaiser geschrieben, der Courier kam an, der Brief wurde vom Kaiser geöffnet, aber Marie Luise erhielt ihn nicht.

Die Erzherzoge erhalten alle Commandos bey der Armee. Der Kronprinz v. Oesterreich erklärte dem Kaiser seinem Vater mitgehen zu wollen, welches diesen überraschte und freuete.

Es gibt einen Kampf auf Leben und Tod gegen Napoleon und die Franzosen. Er versteckt seine heimtückischen Absicht hinter Volkrechte. —

¹⁾ Adjutant des russischen Generaladjutanten Fürsten Wolkonsky. Vielleicht bemühte sich B., durch ihn den Kaiser Alexander für das Anliegen der deutschen Buchhändler günstig zu stimmen.

Hermann Freiherr von Egloffstein

Heute giebt der Oesterr. Beobachter die Auszüge des Moniteur vom 21. März, Einzug Napoleons in Paris. Marie Luise ist noch in Schönbrunn, der Kleine hier.

Diesen Morgen wird an allen Straßenecken ausgeschrien: Das neuige Patent von unserm Kaiser — welches eine Anleihe von 50 Millionen enthält, mit hinlänglicher Sicherheit, und Interessen in Silbergeld, soll von Stadion herrühren, und man verspricht sich guten Erfolg davon auf den Cours, der über 400 war.

11 Uhr mit Starke, Böckel und Bach nach Schönbrunn. In Hizing abgestiegen. Zum Director Voos, den wir bey den Hyacinthen treffen im schönsten Flor. (Besichtigung). Voos sehr denkender trefflicher Garten Director. Sein Sohn ihm adjungirt. . .

Wir wandern nach der Gloriette. Sehr heiter und still, die Aussicht trefflich. Der Blick auf Wien hat was sehr heiteres. Die weißen breiten Gebäude, rothen Dächer, die Pyramide des Stephans, dunkel in die Luft hineinragend. Die heitere Kuppel der Carlskirche, links der Kranz von Gebirgen u. Leopoldsberg. Die Häuser Reihen bis Schönbrunn fortlaufend, auf der andern St. Weit gegen die Brühl. Nach Lachsenburg zu Ebene, im Hintergrund Gebürge von Ungarn.

Nach dem ersten Plan von Fischer sollte das Schloß auf die Anhöhe gebauet und Terrassen herunterwärts haben. — In Hizing gut geessen — Um 3 Uhr nach der Menagerie. . . Abschied von Voos.

Von da in den Flügel, wo Traiteur Zahn ist, zu Knapp, Blumenmaler, vortrefflich in Del und auf Papier, Auswahl der schönsten, seltensten Pflanzen, die in Schönbrunn blühten, für den Erzherzog Anton¹⁾. Gegen 200 Zeichnungen der Alpen Pflanzen Steyermarks, die er an Ort und Stelle für und mit dem Erzherzog Johann gezeichnet hat. Gegen 90 davon gestochen, in Aquatinta von ihm selbst. Sammlung von 16 Blatt, à 1 Ducaten, von Früchten aller Art, trefflich. Ein Blatt Pinus zu dem großen Werk von Bauer²⁾. — Abends 7 zurück, zu Pilate.

Moniteur vom 21. sagt, daß den 15. Mai solle die Krönung der Marie Luise seyn, wo die Franzosen zum Champ de Mars zusammenberufen werden. Sonnabend 1. April.

Congreß: Gestern war Versammlung der Fürsten, wobei Keller, Plessen, Minckwitz als Organe zu den größern Verhandlungen³⁾ gewählt wurden. Ich war deswegen bey Versdorff. Reipperg ging heute nach Italien zu Murat. —

¹⁾ Hoch- und Deutschmeister, Bruder des Kaisers Franz.

²⁾ Ferdinand Lucas B., Pflanzenmaler und Botaniker, Sohn des Directors der Liechtenstein-Galerie.

³⁾ Über die deutsche Frage. Die drei Gewählten waren die Bevollmächtigten von Kurhessen, Mecklenburg-Schwerin und Sachsen-Gotha-Altenburg.

Carl Bertuchs Tagebuch vom Wiener Kongreß

Um 10 Uhr in das Dianabad, wo die untern Bäder 1 fl. 24 kr., die obern 2 fl. kosten . . . Die Einrichtung gut. Man bekommt Badehemd und mehrere Servietten . . . Im Saal kann man frühstücken und essen.

Sonntag 2. April.

Des Morgens 8 Uhr zu Hammer. Von da zum Erzherzog Carl, der mich durch Hofer hatte einladen lassen. Zuerst zu Geh. Secretär Kleyle¹⁾, ein artiger, gebildeter Mann, dann herunter zum Erzherzog; im Vorzimmer mehrere, F. M. Lieutenants, Generale—Corriot etc., Wagner, Augustin. Einer nach dem andern hinein einzeln, dann kam die Reihe an mich. Er steht am Fenster in seiner Militair Uniform, kleiner, magerer Mann mit feiner, freundlicher Stimme. Ich gab ihm den Feldzug von 1813, sowie die Recensionen seiner Strategie²⁾ und den Prospectus der Supplemente. Er nahm es sehr gütig auf und sagte Mehreres Verbindliche über das Institut: die Supplemente waren ihm sehr lieb. Ich blieb gegen $\frac{1}{2}$ Stunde, wo er mich dann sehr gnädig entließ; vorher sprachen wir noch über sein Werk, wo er sagte, daß er mit der Campagne von 1799 zwar vorgerückt, aber noch nicht fertig sey³⁾.

Der Erzherzog Carl wird Gouverneur von Mainz während des jetzigen Krieges werden und bald abgehen. — Zum Herzog wo ich Jacquin, dann Pleffen treffe. —

Nachmittag zu Bach, mit ihm und Buschmann⁴⁾ im Prater. Seit 8 Tagen geht da das bunte Wohlleben an. Der Gang durch die Seiten Allee sehr lustig. Paperle, Wilder Mann, zum Toleranzer⁵⁾. In der Hauptallee die doppelten Wagenreihen der beau monde. Dieses dauert bis Mitte Mai, wo die Familien auf das Land ziehen. Die hohen Herrschaften in Kaleschen, Alexander mit Catharine, die Kaiserin⁶⁾ mit der Maria etc.

Montag 3. April.

Des Morgens kommt General Vincent⁷⁾, welcher nebst einigen andern Gesandten in Paris blieb und jetzt, wie die übrigen, von Bonaparte entlassen und zurückgesendet wurde. Übrigens nichts Neues, da die Abreise der Kaiser noch nicht bestimmt . . .

¹⁾ Joachim Franz Ritter v. R., genoß das besondere Vertrauen des Erzherzogs, der ihm später die Verwaltung seines ganzen Besitz- und Vermögensstandes übertrug. Seine Tochter war Lenas Freundin Sophie v. Löwenthal.

²⁾ d. h. des vom Erzherzoge verfaßten Werkes: „Grundsätze der Strategie, erläutert durch die Darstellung des Feldzuges von 1796 in Deutschland“ (3 Bde., Wien 1814).

³⁾ Das Werk erschien 1819 unter dem Titel: „Geschichte des Feldzuges von 1799 in Deutschland und der Schweiz“ (2 Bde., Wien).

⁴⁾ Franz Frhr. v. B., Regierungsfretetär.

⁵⁾ Namen von Gasthäusern.

⁶⁾ Maria Ludovica.

⁷⁾ Carl Frhr. v. B.

Hermann Freiherr von Egloffstein

Dienstag 4. April.

Des Morgens 9 Uhr nach dem Belvedere, wo ich die italienische Schule genau durchgehe . . . Lamberg, Fürst Reuß da. Die Lage des Belvedere ungemein reizend zu einem Kunsttempel. Der Blick auf die Stadt, Karlskirche, Stephan, dahinter Leopold u. Rahlenberg sehr mahlerisch . . . In den Vorstädten Wiens gewinnt alles ein kriegerisches Ansehen, täglich gehen Truppen durch und Fuhrwesen kreuzt sich

Nachmittag 3 Uhr zu Barth. Ich treffe ihn in seinem Gärtchen in grüner Laube im schwarzen Raftan eine Sulze essend. Mit schneidendem Spott erzählt er, wie er den Graf Rechberg abgetrumpft hat. Für den Ilioneus¹⁾ gab er 4 Dukaten, für die Abgüsse 5 Dukaten. Er taufte den Torso nach dem Ovid . . . Von da zu Streicher, wehle ein Pianoforte zu 65 Dukaten aus und handle es . . .

Mittwoch 5. Apr.

Des Morgens 9 Uhr zu Kösel. Mit ihm, Pinkert und Habermann gewandert. Währinger Linie hinaus gegen Siffring (Sievering) . . . Von da . . . nach dem Galizinberg . . . Aussicht nach Wien . . . Nach dem Rahlenberg. Unterhalb eine breitere Umzäunung. Ligne's Grab durch ein großes hölzernes Kreuz bezeichnet. Fräulein Traumwieser, ein liebliches Mädchen, ruht neben ihm.

Der Wind stürmte, die Wolken brachten Regen, durch mehrere leere Häuser dieser verlassenen Colonie irrten wir und kamen endlich bey dem Traiteur an, wo wir gut, aber theuer aßen.

Nachher nach dem Leopoldsberg, der düstere Himmel hob die weißen Gebäude mahlerisch hervor, die wie auf einer Erdzunge liegen. Vom Kloster Neuburg herunter durch das Rahlenberger Dorf. In Nußdorf angehalten. 7 Uhr hier . . .

Donnerstag 6. April.

Um 9 Uhr zum Herzog, der seit gestern öffentlich den Großherzog Titel angenommen hat. Gratulire ihm, wo er lächelnd erwidert: Nun das reelle wird schon nachkommen²⁾. Unsere territor. Verhältnisse noch nicht entschieden. Hardenberg will es noch einmal dem Könige vortragen.

Der König von Baiern geht morgen fort. Brede bleibt, solange Schwarzenberg bleibt. Auch der Kronprinz von Württemberg geht. — In der Mittagsstunde wird heute ein kleines Stück „Der Wahn“ gegeben von Müllner, welches als 29. Februar . . . großen Eindruck auf mich machte.

¹⁾ Berühmter Torso aus der rudolfinischen Sammlung in Prag, jetzt in der Münchener Glyptothek.

²⁾ Vgl. Egloffstein, Carl August auf dem Wiener Kongress, S. 88, und Geiger, Aus Alt-Weimar, S. 226.

Carl Bertuchs Tagebuch vom Wiener Congreß

Um das Gräßliche der Ehe zwischen Bruder und Schwester und den daraus folgenden Mord des Kindes zu mildern, hat man einen andern schwachen Schluß gemacht, nemlich das Kind bringt, als Horst mit dem Dolche stößt, ein Papier aus der Brust, worin Taufzeuge (!) enthalten, daß Horsts Frau nicht seine Schwester sey. — Die Udamberger, Heurteur und das Kind spielten sehr brav . . .

Zu Pilate. — Hosfer kommt zu mir und nimmt Abschied. Erzherzog Carl geht nächsten Sonntag als Gouverneur nach Mainz. — Alle Prinzen von Oesterreich gehen dieses mal mit. Radezky ist wieder Generalquartiermeister, Langenau Chef des Generalstabs geworden. — Auch der Kronprinz von Oesterreich geht mit.

Freitag 7. April.

Des Morgens zu Jacquin, um mit ihm die Specialfloren von Oesterreich aufzuzeichnen . . . Von da zum Großherzog, der vom Kaiser kam.

In Italien hat es schon Scharmüzel gegeben mit Murat. Die Oesterreichische Armee concentrirt sich hinter dem Po.

Die Witterung wunderschön. Alles ist aber leer auf der Bastei, weil es schon zu warm ist. Man geht jetzt lieber in den Prater nach Tisch und auf den Abend. — Die Stimmung ist hier sehr traurig über den Krieg. Der Cours hat sich auf 420 verschlechtert. Eugen¹⁾ geht nach heutiger Bestimmung nach Bayreuth, um da zu bleiben.

Die Monarchen noch fortdauernd da und denken nicht an Gehen. — Den Abend zum Gypsgießer Uckermann — dann im Figaro. — . . . Wird ganz gut gegeben . . .

Sonnabend 8. April.

Eugen ist mit dem König von Baiern abgereiset, auch die Prinzen fort. — Sehe die chinesischen Zeichnungen . . . bey Albert durch . . . Um 12 Uhr zum Grafen Appony²⁾, um mit ihm seine Gemehldr, die er in 4 Zimmern hat, anzusehen . . .

Sonntag 9. April.

Noch sieht man über Mehreres nicht hell. (Italienischer Feldzug). Napoleon brütet noch im Stillen auf Etwas. — Hier bereitet sich alles zur Abreise zur Armee, noch ist aber der Tag nicht bestimmt. Talleyrand noch als Minister Ludwigs 18 da. Allenthalben fester Wille, Napoleon zu bekämpfen. König von Sachsen noch nicht unterschrieben, deswegen starke Erhortorien vom Congreß an ihn . . .

¹⁾ de Beauharnais.

²⁾ Wohl Graf Anton A., der spätere langjährige k. k. Botschafter in Paris, einer der kunstfreundlichsten und gebildetsten unter den damaligen ungarischen Magnaten.

Hermann Freiherr von Egloffstein

Morgens zu Stöver¹⁾, Handschrift der Maria Theresia zu stechen. Zu den Gebrüdern Eder. Der 2^{te} guter Landschaftszeichner . . . Am 10 Uhr mit Rengger in das Weinhaus von der Währinger Linie, über Währing hinaus zu Van der Nüll. Sein treffliches Landhaus an 3 Jahr gebaut Colonnaden. Reihe von Zimmern nach dem Garten. Sehr heiter gemahlt mit Nignetten des Bartolozzi. Im Nebenzimmer 2 treffliche historische Gemälde der Angelika Kaufmann . . . Glashaus groß. In der Mitte Wintergarten, nebst 2 Seitenflügeln. Im Vorderhause die Winterwohnung, 4 bis 5 geschmackvoll eingerichtete Zimmer. Im andern die herrliche Mineral-Sammlung . . . Nach Mohs²⁾ geordnet . . . Handzeichnungen von den besten englischen (!) Künstlern, Bartolozzi³⁾, West⁴⁾, Cipriani⁵⁾ . . .

Die kleine Bibliothek enthält die schönsten Prachtausgaben, z. B. die große Ausgabe des Shakespeare, dessen Subscriber v. d. Nüll 22 Jahre lang war. Die Jahreszeiten von Thomson⁶⁾ mit 3fachen Kupfern von Bartolozzi, die Gemmen des Herzogs v. Marlborough avant la lettre etc. Alles herrlich gebunden.

Ferner . . . vollständige Sammlung aller Kupferstiche von Bartolozzi, mit dem v. der Nüll sehr liert war . . . Man schätzt den Wert dieser Sammlung 10000 Dukaten. Im Fronton des Mittelgebäudes in Stein nach Vignette von Bartolozzi aus Thomson, Der Schäfer, von einer ländlichen Familie und ländlichen Attributen umgeben, singt oder bläst das Lob des Segens der Jahreszeiten. — Beim Weinhaus sind gleich die berühmten Türkenschanzen, von wo aus trefflicher Blick nach Wien.

Montag 10. April.

Des Morgens zum Großherzog. Arrangement wegen Jacquin und van der Nüll . . . später im botanischen Garten. Jacquin Vater — würdiger Greis — und Sohn und Großherzog . . . da . . . In den Metternichschen und Schwarzenbergsgarten . . .

Mittwoch 12. April.

Des Morgens 9 Uhr mit Schreibers zu van der Nüll nach dem Weinhaus . . . Der Großherzog kommt mit Thomson⁷⁾ um 10 Uhr nach. Des Morgens ziehen die Regimenter Alexander und Hiller aus. An der Spitze die Monarchen. Kaiser Alexander begleitet sie bis auf den halben Weg nach

¹⁾ Maler und Kupferstecher.

²⁾ Friedrich M., der bahnbrechende Mineraloge, damals in Graz.

³⁾ Francesco B., berühmter Kupferstecher.

⁴⁾ Benjamin W., englischer Porträt- und Historienmaler.

⁵⁾ Giambattista C., Maler und Kupferstecher.

⁶⁾ James Th., berühmt durch sein Lehrgedicht „Seasons“ und durch das Nationallied „Rule Britannia“.

⁷⁾ Rittmeister v. Thompson, einer der Adjutanten Carl Augusts.

Schönbrunn, wo die Kaiserin und die Großfürstinnen sie vorbei defiliren laßen . . . Zum Großherzog. Er hat von der Akademie der Künste das Diplom als Ehrenmitglied erhalten.

. . . Die Kriegserklärung erschien heute gegen Neapel. Schon unter dem 20^t März gieng ein Handbillet des Kaisers Franz nach Mailand, wodurch er die lombardischen Provinzen, Venedig und Mailand, zum Königreich der Lombardei erhebt und einen Vicekönig bestimmt. Jetzt ist das unter dem 7^t ausgefertigte Patent erschienen, nebst einem zweiten, wodurch der Erzherzog Johann bestimmt ist, die Huldigung anzunehmen. — Von Italien ist ein Bericht eines glücklichen Gefechts erschienen, das Bianchi¹⁾ erfocht. Die Oesterreichische Armee concentrirt sich hinter dem Po.

Heute Abend von 8—10 Uhr war die erste deutsche Sitzung bey Metternich, der außer den 5 Deputirten Metternich und Wessenberg, Hardenberg und Humbold bewohnten. Es wurde bloß die Militairangelegenheit besprochen. Abends 6 Uhr in der Leopoldstadt. Die Puffsucht. Ein Local (Character) Gemälde Wiens . . . vortrefflich.

Donnerstag 13. Apr.

Mit Baiern ist abgeschlossen. Es soll noch 130/m Seelen Zuwachs erhalten, auch Hanau.

Bey Friedrich Schlegel, wo ich Sinclair treffe. Am 11 Uhr mit Kösel in die Burg Capelle. Todesstag der Maria Theresia²⁾, wozu treffliches Requiem von Eybler³⁾ gegeben wurde, wo Weinmüller, Capellknaben trefflich fangen. — . . .

Abends Kärnthner Thor Theater. Iphigenie in Tauris⁴⁾ von der Milder trefflich gegeben. Radiechi und Vogel (Pylades und Orest) schlecht. Die Ballets unbedeutend. Mit Rengger. Er geht bald fort.

Freitag 14. April.

Des Morgens 10 Uhr zu Fürst Brede, um von ihm Abschied zu nehmen. Er empfing mich sehr wehlwollend, versicherte von neuem der Sache der Litteratur seinen Schutz, und wies mich an Rechberg. Versprach auch Grenzen für das Institut, bestellte mich aber auf den Sonnabend wieder. — Schreibt mir ein interessantes Stammbuchsblatt. — Ich setze ein Schreiben an Metternich auf, nebst ostensiblen Brief an Pilate, da der Oesterreichische Entwurf jetzt auch erscheint.

Sonnabend 15. April.

Des Morgens übergebe ich Pilate das Schreiben an den Fürsten, der es noch heute vortragen will. Von da 9 Uhr in die Burg. Nachdem die

¹⁾ Friedr. Frhr. v. B., f. t. Heerführer in Italien.

²⁾ M. Th. von Neapel, zweite Gemahlin des Kaisers Franz, † 1807.

³⁾ Josef v. E., Hofcapellmeister.

⁴⁾ Die Oper von Gluck.

Sermann Freiherr von Egloffstein

Monarchen das Regiment (Hohenzollern) Constantin Cuirassiere im Prater gemustert, zogen die Krieger nach altem Vorrechte mit blasenden Trompetern durch die Burg, wo in der Mitte die Monarchen hielten. Alexander machte honneurs für seinen abwesenden Bruder; hierauf ritt der Major vor und hielt eine kleine Rede an die Soldaten, worinne er sie erinnert an die alte Treue und sie würden (sie) im jetzigen Kriege zu bewahren wissen. — Nachmittags 3 Uhr erhielt ich durch Pilate die Zusicherung von Metternich, daß unsere Sache in den Oesterreichischen Entwurf solle aufgenommen werden, auch daß der Fürst genehmige, daß ich das Gutachten in Leipzig laße. Dieses alles schreibe ich weitläufig an den Vater nach Leipzig.

Des Nachmittags zu Streicher, wo ich meinen Flügel fertig sehe, der vortrefflich ausgefallen ist . . .

Sonntag 16. April.

Seit einigen Tagen empfindlich kalt. Ich war diesen Morgen bey Wrede, der noch bis Mittwoch oder Donnerstag bleibt, wo alles wegen der Territorial Verhältnisse in Ordnung gebracht seyn soll. Er will noch einigen deutschen Sitzungen beivohnen. Sagt von einer neuen Declaration . . . welche morgen oder übermorgen erscheinen werde. —

Zum Großherzog. — Zu Wessenberg, den ich nicht treffe. Wende mich schriftlich an ihn wegen unseres Besuches. Des Mittags im Paperle mit Pinkert gegeben. Geh. Legationsrath Jordan. — Man merkt, daß man gegen die französische Nation doch schonend auftreten will, aber Bonaparte durchaus stürzen will und muß.

Dienstag 18. April.

Des Mittags 12 Uhr mit Steinbüchel zum Archimandrit der griechischen Kirche, Gazi aus Melios in Theffalien gebürtig. — Ein freundlicher artiger Mann von 60 Jahren mit langem Bart . . . Er gab mir den mit Capo d'Istria unternommenen Subscriptionsplan zur Ausbreitung wissenschaftlicher Kenntniße in Griechenland. — Nach Schönbrunn mit Stock.

Mittwoch 19. April.

. . . Zwischen Oesterreich und Baiern . . . Abschluß . . . Doch die Entschädigungen, die Baiern von Darmstadt und Baden verlangt, wofür diese aber über den Rhein sollen, finden große Discussionen, weßwegen auch Wrede noch nicht abgereiset ist.

Mit Wolzogen und Bach in das Antiken Cabinet. (Nähere Besichtigung.)

Des Abends bey Jacquin, wo ich Hauck¹⁾, Mosels, Füger und mehrere treffliche Köpfe (treffe). Jacquin Vater und Sohn gleich bieder und brav. Des Vaters Kopf noch ungemein geistreich, in seinem ganzen Wesen etwas Ruhiges und Festes.

¹⁾ Anton S., Blumenmaler in der Porzellanmanufaktur.

Donnerstag 20. April.

Kriegsgebete, Procession nach Mariahilf, . . . mehrere tausend Personen, das Dom Capitel, die Mönchsorden machten es bunt, sonst aber lumpig. Cours . . . steigt . . . wegen der Nachrichten, daß die (italienischen) Royalisten den kürzeren ziehen, wieder gegen 400. —

Des Mittags 12 Uhr wurde vom musikalischen Verein unter Mosels Direction der Messias¹⁾ gegeben. Soloparten zu schwach und matt, mächtig aber die Chöre, das Hallelujah hinreißend.

Nachmittag in die Umbrassche Sammlung, wo wir die kunstreichen Harnische, vorzüglich aber Benvenuto's Salzfaß beschauen . . . Abends in der Leopoldstadt Casperle, das wahre Bild der Praterwirtschaft im Kleinen.

Sonntag 23. April.

Des Morgens mehrere Congreß Visiten gemacht. Zu Plessen, dem Mecklenburgischen Minister. Darauf zu Staatsrath Rosenstiel . . . Er hat . . . die Farbenproben der kaiserlichen Porzellan Manufactur erhalten. Die Metallfarben . . . vortrefflich. Die Platina-Bronze etwas ganz neues — Silberglanz mit Goldschein . . . Ihre (der Fabrik) Pracht Arbeiten wegen der Vorzüge der Maler, Originale und Farben vortrefflich. Weniger das Ordinäre. Schlechter und theurer wie an andern Orten.

So auch die Structur der Öfen.

Um 12 Uhr in der Messias 2^{te} Vorstellung . . . Die Kaiserin und die Erzherzoginnen da. — Mosel dirigirt. Die Solostimmen Guini, Franz Fischer, Neukomm, Klüber, die Klieber die vorzüglichste. Gegen 600 Personen . . . Die einzelnen Arien nicht mehr für unsere Zeit. — Die Chöre vortrefflich . . . Im 2^{ten} Theile der vorzüglichste. Das Hallelujah groß und erhaben. Die Execution sehr brav.

Mittags im Prater gegessen, im Paperle. Die grünen Massen unvergleichlich schön mit den darunter gebaueten Hütten, Russischen Schaukeln, Caroussel. Stechvögel etc. mit lärmender Musik begleitet, betäuben das Ohr. — Ein Bänkelsänger mit Harfe und 2 Weiber auf Brettern sitzend singt patriotische Lieder und schimpft auf Bonaparte. So zieht sich das fort bis zur großen Praterallee, wo die elegante Welt sich auf und abbewegt. — Die Equipagen à l'anglaise, mit 4 Pferden. Der Kutscher sitzt mit Strümpfen und Bänderschuheln nachlässig von der Seite auf dem Boock, oder in leichtem Wiszky, 2 Grooms hinterdrein in Oberröcken mit farbigen Kragen und Aufschlägen und Borden (bunt) besetzt. Die Hüte mit Schnuren u. Schleife — Abends Casperle. Perseus und Andromeda, recht gute Travestie . . .

Heute erscheint der Moniteur vom 13^t mit dem Bericht der Minister über die Wiener Declaration. Schlaw und die Schwäche des Nichthaltens des Tractats von Fontainebleau benutzend. — Erregt Kopfhängen . . .

¹⁾ Von Händel.

Hermann Freiherr von Egloffstein

Montag 24. April.

Des Morgens zu Fürst Brede, der nach 11 Uhr abreiset. Er kann mir keine Grenzbestimmungen geben, da gestern wegen Nichteinwilligung von Baden und Hessen-Darmstadt die Abtretungen einstweilen suspendirt sind und jeder in Besitz bleibt. Deswegen erhalten wir auch Fulda noch nicht. — Um 12 Uhr mit Kösel zum Grafen Czernin Wallnerstraße. Vortreffliche (Gemälde)-Sammlung . . . Mittags bey Geiger. Mit Pinkert zur Schmal Fabrik des Herrn Bartoli . . . Josephstadt, am Ende der Kaiserstraße.

Heute der Bericht von Coulaincourt im Moniteur ebenso trügerisch.

Nachtrag zum Samstag. Zum Besten des Jfflanden in Berlin zu errichtenden Monumentes wurde heute Göthes Iphigenie auf Tauris vortrefflich gegeben. Die vereinten Bemühungen der Adamberger, von Heurteur, Korn, Koberwein schufen ein ruhmvolles Ganzes. Obgleich sich die Adamberger nicht zur hohen Würde von Dianens Priersterin erhob, so wahrte sie doch die Stelle nach ihren Kräften brav, gefühlvoll und tüchtig.

Vor allem glänzte Heurteur als Orest, der in vielen Scenen ordentlich antik dastand. Er ist ein bedeutender Künstler, der sich auch so im Wahn bewährte.

Das Publikum nahm die Vorstellung mit steigendem Enthusiasmus auf. Man gebe ihm mehreres so, an Dankbarkeit wird es nicht fehlen. Es muß erzogen werden¹⁾.

Mittwoch 26. April.

Buchhändler-Deputation. Ich erhielt heute nach 14maligem Senden die Antwort von Minister Wessenberg, welche doch die schriftliche Erklärung einer gesetzlichen Norm enthält. Noch ist der Oesterreichische Entwurf für den deutschen Bund nicht abgegeben. Man hat versprochen, nicht auseinanderzugehen, ohne die Grundlagen hier gelegt zu haben, wenn die Territorial-Anrangements gänzlich beendigt wären. Mit diesen sieht es aber noch windig aus. — Schon vorige Woche hatte ich nach Leipzig wegen des Gutachtens berichtet. — Heute wendete ich mich an Hardenberg mit Schreiben und Entwurf zur Autorisation. Bey Plessen alles eingeleitet.

Aus Italien nichts Neues von Bedeutung. Hier betrachtet man es mit Recht als guten Vorläufer der Rhein Campagne, daß Murat gedemüthigt wird.

Abends Merope von Gotter nach Voltaire. Die Madame Schröder²⁾ giebt die Rolle mit vollendeter Kunst, ihr Pathos wie ihre sanften Uebergänge trefflich, Mimit auch. Sie ähnelt der Duchesnois, weit mehr als Madame Wolf. Kornals Egsyth brav. Lange als Polyphant schlecht, wird aber rasend applaudirt.

¹⁾ Vgl. Egloffstein, Carl August auf dem Wiener Kongress, S. 26 27.

²⁾ Die große Tragödin Sophie Schröder.

Carl Bertuchs Tagebuch vom Wiener Kongreß

Donnerstag 27. April.

... Die Brüder Kapetanafi, Griechen, bei mir; seit 8 Jahren hier, um sich der Tyrannei der Türken zu entziehen, übersehten mein Bilderbuch¹⁾ und den 1^{ten} Coursus von Gesspari. Wegen der Fortsetzung sprachen sie mit mir. —

... Die Bundesstadt noch nicht erwählt. Die 3, Frankfurt, Erfurt und Nürnberg im Vorschlag. Die meisten Stimmen für erstere. Erzherzog Carl wird wohl General Gouvernement der dortigen Gegend erhalten. Schwarzenberg geht bald fort. Die Allianzen werden jetzt wegen der Truppen ausgefertigt...

Sonabend 29. April.

Buchhändler-Deputation. Fürst Hardenberg hatte gestern selbst mein Concept zum Gutachten an Metternich, der bey ihm gespeist hatte, gegeben. — Diesen Morgen 8 Uhr mit Pinkert, Deppe, Lange²⁾ nach dem Gießhaus, wo wir 16 Haubitzen und 4 Zwölfpfünder gießen sehen... Heute um Mitternacht zu der Auferstehung in die griechische Capelle... Ganz griechischer Ritus. Herrliche Kronleuchter. Sehr bunt und Vergoldung.

Sonntag 30. April.

Des Morgens 11 Uhr in die Staatskanzlei, wo ich endlich Wessenberg treffe und spreche. Er bejaht, daß das Schreiben sollte noch heute ausgefertigt werden und an Hardenberg kommen. — Dann zu Pilate. Nachmittag starkes Donnerwetter.

Montag 1. Mai.

Morgens zu Jordan. Schreiben von Metternich noch nicht da. Zu Pilate deswegen. — 9 Uhr mit Surlow und Pinkert in den Augarten gefahren. Eröffnung durch den Hoftraiteur Jahn... Unter den Ausmaßen (!) versammelte sich die schöne Welt. Bände rother Musikanten — Gruppen von Türken und Griechen, armenische Südinnen, sehr bunt. Concert... König von Dänemark da — Die äußere Promenade zwischen Augarten und Donauarm vortrefflich.

Fahrt durch den herrlichen Prater nach dem Lusthause, wo man den Blick über die Simmeringer Heide hat. — Mittags im Paperle...

Dienstag 2. Mai.

Der Morgen schön. In 2 Wagen (zu sechs)... nach Mödling... (Klause, Brühl, Minervatempel... neue Ruine... Ruine Mödling).

¹⁾ „Bilderbuch für Kinder“, dessen erster Band 1790 im Verlage von Fr. J. Bertuch erschienen war. Band VI—VIII hatte Carl Bertuch in den Jahren 1807—1813 herausgegeben.

²⁾ Vielleicht der Hoffchauspieler Josef L. vom Burgtheater.

Hermann Freiherr von Egloffstein

Die Vegetation schön, Trauben Hyacinthen auf allen Wegen. In 2 Stunden die ganze Tour gemacht. (Nachmittags Enzersdorf, Kalenderberg, Säulengang). Von da in das alte Schloß Lichtenstein, welches der Fürst v. Poniatowsky acquirirte. Mit Rücksicht der Alterthümlichkeit ist es ausgeschmückt worden . . . Reizender Blick in das Gebirge und in die Ebene. — Auf Kalkfelsen gebaut. Um 5 Uhr zurück.

Rehbock von Rosebue, equivokes Sittengemählde, mit Lebhaftigkeit gezeichnet, gut gespielt und gefällt allgemein.

Mittwoch 3. Mai.

Ich sollicitire des Morgens von neuem bey Weßenberg. Das Ausgefertigte liegt bey Metternich zur Unterschrift seit 6 Tagen . . .

Abends Vestalin¹⁾. Madame Seidler sehr brav. — Vereint Spiel und Gesang, die Musik doch herrlich. Ganz nach Glück gebildet, doch ohne jehavische Copie.

Donnerstag 4. Mai.

Tagespartie (in 2 Wagen zu 6) nach Greifenstein²⁾ . . .

Man überschaut die Donau, welche viele . . . Auen bildet. Rechts Ruine Kreuzenstein gegenüber Enzersdorf . . . Waldweg bis Hadersfelden, einem auf der Höhe liegenden Dörflein. Hier entfaltet sich die Kette vom Schneeberg bis zum Detscher. Auf dem Berg Rücken fort, nach einem kleinen Tempel, den Lichtenstein bauen ließ. Hier Blick nach Tulln . . . Waldweg bergab zurück. Ländlich gut gegessen. Um 3 Uhr im Nachen nach Klosterneuburg zurück . . . In der untern (Kloster)Kirche die Reliquie des Hollunderstockes . . .

Von dem Kloster in das Dilettanten(theater), wo die Gefangene von Rosebue mittelmäßig aufgeführt wurde. — Der Prälat Gandenz da. — Dann zurück.

Freitag 5. Mai.

. . . Zu Pilate. Da man den Entwurf bey Metternich nicht findet, noch einmal ausgearbeitet. Rumpf bey mir. Die Hanseatn auch in die Allianzen mit aufgenommen. Stellen 4500 Mann . . . Abends in das Kärnthnerthor Theater. Joconde von Fouard wird recht gut gegeben . . . Eine Oper die allenthalben gefallen muß.

Sonabend 6. Mai.

Wieder zu Pilate 8 Uhr und 2 Uhr. Die Ausfertigung liegt fertig zur Unterschrift bey Metternich. Weßenberg will durch den Staatskanzler schreiben lassen. Ich gebe die Hoffnung nicht auf es durchzusetzen . . . Die matte fran-

¹⁾ Oper von Spontini.

²⁾ Donauaufwärts von Wien, auf dem rechten Ufer, zwischen Klosterneuburg und Tulln gelegen.

Carl Bertuchs Tagebuch vom Wiener Kongreß

zöfische Constitution erscheint im Beobachter. Arglistig werden die Franzosen von neuem angeführt.

Sonntag 7. — Donnerstag 11. Mai.

Die Praterfahrten dauern fort, nur jetzt später, erst nach 5 Uhr. Die Allee prangt mit den schönsten Kastanienblüthen. Stewart im Curricule, der König von Preußen, Kaiser von Rußland mit Postzug und zwei Soken in Spencer von schwarzem Samt und schwarze Kappen. — Die Ungarn mit Husaren. Offene Landauer Pritschkaß . . . Der Augarten angenehm, aber still. Es wird da gespeist. — Die Gemälde des Kaisers Franz im Toisons-Ordenshabit.

1. Von Abel . . . vortrefflich für den Effect gearbeitet . . .
2. Von Petter, etwas matt . . .

Donnerstag.

Geymüller Park Anlagen in Pezzelsdorf (Pözleinsdorf) mit Kraft, Conradi und Pinkert besuchen . . . Treffliche Aussicht sowohl nach Wien, als gegenüber nach dem Leopolds- und Rahlenberg. Der König von Preußen da. — Um 8 Uhr zurück.

Sonnabend 13. Mai.

Negociere unverdroffen fort. Noch diesen Abend 10 Uhr bey Floret. Er kam vom Fürsten und hatte noch meine Depesche in der Hand; Nesselrodes Ankunft verhinderte. Es scheint, Metternich will ausweichen.

Sonntag 14. Mai.

Erster Pfingsttag. Die Witterung schön. Ich arbeite. Nachmittags 4 Uhr im Fiaker nach Dornbach, wo es köstlich war. Die Aussicht vom Tempel. —

Montag 15. Mai.

Ein Extrablatt über die Schlacht bei Macerata, wo Bianchi siegreich gefochten hatte. (Wichtig für die Folge der Campagne. Murat auf der Flucht nach Neapel.)

Stuvers Feuerwerk: „Der Tempel der Flora“ verunglückte heute wegen des Gewitters. Die Herrschaften speisten im Pratergarten.

Dienstag 16. Mai.

Die Vegetation jetzt herrlich. Täglich sind Gewitter.

Mittwoch 17. Mai.

Des Mittags zu Floret, von dem ich die tröstliche Nachricht bekomme, daß der Fürst Metternich mein Concept, was er längst gebilligt hatte, wieder lesen und überdenken wolle. Sonach geht meine Arbeit von vorn an — Intriguen dazwischen.

Hermann Freiherr von Egloffstein

Donnerstag 18.—Mittwoch 23. Mai.

Kleine Reise nach Ungarn.

Mittwoch 24. Mai.

... Ein zweites gestriges Extrablatt zeigt das gute Fortschreiten der Begebenheiten in Italien. — Die Monarchen reisen in der Nacht nach dem Frohnleichnam, den 25^t, von hier ab. Der Kaiser Alexander nach München, der König von Preußen durch Schlesien nach Berlin, von da zur Armee. Am 18^t war der . . . Vertrag zwischen dem König von Preußen und König von Sachsen abgeschlossen und ratificirt worden . . . In den deutschen Angelegenheiten gestern der Plan vorgelegt vereint von Oesterreich und Preußen, wonach 17 Stimmen, ohne 2 Kammern, wo die fürstlichen Häuser sehr zusammen gezogen werden. Es wird jetzt darüber discutirt und vor Abgang des Congreßes soll noch etwas darüber proponirt werden.

Zum Großherzog, der auch seine Entscheidung dieser Tage hofft. — Wolzogen krank . . . Mittag zu Jacquin im botanischen Universitätsgarten. Da gegessen — Parrot jun. Widmannstedten Füger da. Dr. Baumgarten, der die flora transsilvanica herausgiebt . . . Des Abends der Bergsturz von Goldau, von Weigl . . .

Donnerstag 26. Mai.

Das Frohnleichnamsfest gewährte heute eine große schöne Ceremonie (genauere Schilderung) . . . Die Kaiserin nicht dabei . . . Der König von Preußen auf dem Balcon bey Hardenberg. Gersdorff, Kraft, Haberle bey mir . . .

Mittags bey Bach. Nachmittag bey Frau v. Pichler. — Gebe ihr Stammbuchsblatt . . .

Im Liechtenstein-Garten . . . öffentliche Promenade . . . und artige englische Pflanzungen, auch etwas Wasser . . .

Das Thor der Grille hat die Aufschrift:

Der Kunst, den Künstlern Joh. Fürst v. Liechtenstein.

Serinwärts:

Der Natur und ihren Verehrern MDCCCXIV.

Die Pichler getroffen. Treffliche Frau. — Zurück nach der Burg. Alles gepackt. Kaiser Alexander sowie der König von Preußen gehen diese Nacht ab. Die Presente von Russischer Seite waren nicht zur Zufriedenheit ausgefallen . . . Die deutschen Sachen nähern sich ihrem Ende, die unsrigen (weimarischen) noch nicht, da der König auf dem Neustädter Kreis besteht, nebst Blankenhayn etc. Gersdorff tractirt noch ¹⁾.

¹⁾ Näheres hierüber bei Egloffstein, Carl August auf dem Wiener Congreß, S. 98 ff.

Sonnabend 28. Mai.

Des Abends 5 Uhr beurlaubt von der Großfürstin Maria, die morgen über Salzburg zurückgeht. — Die Großfürstin Catharina nach Ungarn. — Heute war Kaiser Franz, nebst der Kaiserin M. Luise abgereiset. — Ich traf die Marie Luise bey der Großfürstin, wohl und blühend. —

Mit diesen Worten bricht Carl Vertuchs Tagebuch ab. Wie er die letzte Zeit bis zu seiner Abreise von Wien verlebt hat, entzieht sich insolgedessen unserer Kenntnis. Ebenso wenig steht fest, an welchem Tag er die Heimfahrt angetreten hat. Daß er nicht allzu lange vor Ende Juni aufgebrochen ist, ergibt sich aus einem Brief an Goethe vom 7. Juli, der auch für weitere Kreise nicht ohne Interesse sein dürfte¹⁾.

„Euer Excellenz“, lautet er,

„Bringe ich vor aller erst meine innigsten Wünsche für das gute Gedeihen der angefangenen Badekur in Wiesbaden und entledige mich, da ich seit einigen Tagen endlich nach 9 monatlichen Aufenthalt von Wien zurückgekehrt bin, der vielfachen Empfehlungen vom Herrn von Humboldt, Grafen Fries, und andren würdigen Männern. Wie sehnlichst wünschen die Wiener Ew. Excellenz einmai in ihrer Mitte zu sehen, und Ihre Kunstschätze durch Sie gewißermaßen neu zu genießen. Von Neuem habe ich mich überzeugt, wie reich diese Kaiserstadt von Kunstsammlungen jeder Art ist; die Zeichnungsammlung des Herzogs Albert von Sachsen Teschen allein, wo unter andern das ganze Vermächtniß Albrecht Dürers an Kaiser Maximilian, zwei starke Portefeuilles mit den außerlesensten Handzeichnungen des alten Meisters, enthalten — die Lambergische Sammlung von 500 Etruscischen Vasen und Gefäßen — die Kaiserl. Sammlung der geschnittenen Steine, Medaillen &c. nicht zu gedenken, — wären im Stande, einen Kunstfreund Monate zu beschäftigen. — In der Sammlung von allerlei Seltenheiten, vormals im Schloße Imbras in Tyrol, jetzt in Belvedere zu Wien aufgestellt, fand ich auch das schöne goldne Salzfaß des Benvenuto Cellini, und habe solches auf das genaueste von zwei Seiten zeichnen lassen.

„Das Theater strebt in Wien rühmlich auch nach Vervollkommnung. (Ein²⁾ von Kurländer herrührender Bericht über eine gelungene Darstellung der Iphigenie lege ich hier bey.

„Zugleich füge ich den Brief des Cammerherrn von Preen in Rostock im Namen der Mecklenburgischen Stände über Blüchers Monument bey, worüber Herr Hofrath Meyer, Euer Excellenz bereits geschrieben hat. —

¹⁾ Original im Goethe- und Schillerarchiv zu Weimar, dessen Direktion die Güte hatte, mir die nachstehende Abschrift mitzuteilen.

²⁾ Nominativ! so in der Handschrift.

Hermann Freiherr von Egloffstein

Da die Original Entwürfe von Schadow und Weitsch (die Säule) schnell zurück mußten, und die Ideen auch aus Calquen leicht zu erkennen waren, so habe ich letztere fertigen lassen, füge sie bey, und sendete das Uebrige an v. Preen zurück, mit Bemerkung, daß ich seinen Brief nebst Durchzeichnungen nach Wiesbaden an Ew. Excellenz gesendet habe. Ob Ew. Excellenz direct oder durch mich antworten würden, könne [so!] ich v. P. nicht bestimmen.

In Wien hat die Deputation des Buchhandels doch bewirkt, daß unser Petition in die deutschen Bundesakte aufgenommen wurde, woran sonst Niemand gedacht hätte. Das Weitere und speciellere steht nun von den Resultaten des Bundestages in Frankfurt zu erwarten.

Für die Autographische Sammlung lege ich eine Handschrift des bekannten Laharpe, Erzieher Alexanders, bey.

Mein guter Vater, der in einigen Tagen nach Töpliz geht, empfiehlt sich auf das Hochachtungsvollste. — —

Mit den unwandelbaren Gefühlen hoher Verehrung verharre ich

Weimar
d. 7. July
1815.

Ew. Excellenz
unterthäniger
Carl Bertuch."

Von der Freude über die Wiedervereinigung mit den Seinen erwähnt der Brieffschreiber nichts. Wie groß sie gewesen sein wird, läßt sich denken. Freilich währte sie nur kurze Zeit. Schon in den beiden nächsten Monaten, die er zu Hause verlebte, soll sich Carl Bertuch unwohl gefühlt haben. Anscheinend um sich zu erholen, unternahm er am 6. September mit Jettchen, seiner Gattin, eine kleine Reise nach Ilmenau, die von schönem Herbstwetter begleitet war und, seinen knappen Aufzeichnungen nach zu urtheilen, ihn erfrischte. Wie wir ihnen entnehmen, rastete er auf dem Rückweg in dem ihm wohlbekannten Rudolstadt und verlebte den Abend des 17. September auf dem dortigen Schloß am Teetische seiner Gönnerin, der verwitweten Fürstin Caroline Luise, geborenen Landgräfin von Hessen-Homburg¹⁾, die ihn im Kreise ihrer Familie empfing und sich von ihm über Wien erzählen ließ.

Am 18. Abends war er wieder in Weimar²⁾. Bald darauf erkrankte er an einem Nervenieber, das ihn am 5. Oktober 1815 hinwegraffte.

Die Nachricht von Carl Bertuchs frühem Tode rief, wie die ihm gewidmeten Trauerkundgebungen beweisen, in weiten Kreisen schmerzlichen Widerhall hervor. „Seinen Verlust“, heißt es in einem bald darauf ge-

¹⁾ Der Titel eines fürstlich schwarzburgisch-rudolstädtschen Kammerrates, den B. besaß, darf wohl als ein Zeichen der Wertschätzung betrachtet werden, die er am dortigen Hofe genoß.

²⁾ Die Angaben über B.s Auszug beruhen auf den darüber gemachten kurzen Aufzeichnungen, die dem Tagebuche beiliegen.

Carl Bertuch's Tagebuch vom Wiener Kongreß

schriebenen Briefe, „bedauern alle Freunde der Kunst und Wissenschaft, ja es ist nicht zuviel gesagt, daß die durch seinen Tod entstehende Lücke jedem gebildeten Deutschen empfindlich seyn wird¹⁾.“

Es war Goethe, der des in der Blüte der Jahre dahingegangenen jüngeren Mitbürgers in so ehrenden Worten gedachte. Für die hohe Meinung, die der größte unter den Zeitgenossen von ihm hegte, spricht auch die sehr freundliche Antwort auf Carl Bertuch's Schreiben vom 7. Juli²⁾. So wie wir diesen aber, besonders auch aus seinem Tagebuche vom Wiener Kongreß, kennen gelernt haben, werden wir ermessen können, wie sehr gerade Goethe ihn vermißt haben wird.

Am meisten fehlte er natürlich dem greisen Vater. „Die Stütze meines Lebens ist gebrochen“, schrieb Friedrich Justin Bertuch an seinen Freund Voettiger in Dresden, „alle meine Freuden sind dahin und alle meine Hoffnungen und Pläne für die Zukunft, die Er erhalten und ausführen sollte, sind mit ihm zu Grabe getragen³⁾.“

Daß der Verstorbene trotz aller Anstrengungen den Zweck der Reise nach Wien nicht völlig hatte erreichen können, erschien im Hinblick auf sein unerwartetes Ende um so betrüblicher. Der Antrag zugunsten der deutschen Buchhändler, den Wilhelm von Humboldt im § 9 seines Verfassungsentwurfes gestellt hatte, war nicht angenommen worden; man beschränkte sich vielmehr — wie Carl Bertuch auch Goethe gegenüber andeutet — im § 18 der deutschen Bundesakte auf das Versprechen, „die Bundesversammlung werde sich bei ihrer ersten Zusammenkunft mit Abfassung gleichförmiger Verfügungen über die Preßfreiheit und die Sicherstellung der Rechte der Schriftsteller und Verleger gegen den Nachdruck beschäftigen⁴⁾.“

Daß diese Zusage nicht unerfüllt bleiben möchte, suchte der alte Bertuch in den nächsten Jahren mit allem Eifer durchzusetzen, aber vergeblich: erst 1832, ein Jahrzehnt nach seinem Tode, ist endlich ein Bundesgesetz gegen den Nachdruck zustandekommen⁵⁾.

¹⁾ IV., 26. Bd., Briefe, S. 114. An August Claus von Preen, 23. Okt. 1815.

²⁾ Ebenda, S. 37/38, 14. Juli 1815.

³⁾ Feldmann, Fr. J. Bertuch, S. 42. Vgl. über Carl B.'s Tod den von demselben verfaßten Artikel im Nachtrage der Allgem. D. Biogr., siehe ferner den Ausdruck des Bedauerns über das Schicksal des Vaters in dem Briefe R. L. v. Knebels an Charlotte v. Schiller vom 24. Okt. 1815 (Ch. v. Sch. und ihre Freunde III, 360, Stuttgart 1865), sowie in dem des Grafen J. E. v. Goetz an Großherzogin Luise vom 16. Okt. 1815 (Egloffstein, Carl August auf dem Wiener Kongreß, S. 186).

⁴⁾ Feldmann, ebenda, S. 40/41. Vgl. Klüber, Akten des Wiener Kongresses II, 613.

⁵⁾ Feldmann, S. 41.

(Ende.)

Yuan Schi Kai.

Von

H. Prehn - v. Dewitz.

China tritt in eine neue Epoche seiner Jahrtausende alten Geschichte. Die Urzeit, sagenhaft, gezeichnet durch die lebendigen Namen der großen Kaiser Yaou, Schun und Sü — das Altertum strahlend im Geiste eines Lao tsi, Kung fut tsi und Meng tsi — das Mittelalter, vom Untergang der Han-Kaiser bis zum Einzug der Mandschus in Peking — und dann die Neuzeit — die Tsin-Dynastie, gewaltig bis zu ihrem Ende, unter einem Kang-Hi, einem Kien Lung und schließlich dem alten Buddha, Chinas letzter Herrscherin, der Kaiserin Tzu-Hsi. Was dann folgt, möchten wir als die Neugeburt Chinas, die Neugeburt im Confuzianischen Geiste, geboren aus den Erfordernissen der Zeit und in inniger Berührung mit den Kulturen des Westens, ansprechen. Yuan, der Diktator, wird der Verkünder und Leiter dieser Renaissance, und wofür die Zeit eines Li Hung Chang den Boden gelockert und die ersten schwanken Wurzeln geschlagen hat, das wächst unter Yuan heran, bis es vielleicht in einem neuen Dezennium die knospende Blüte zur Frucht treibt. Der Mann, dessen Herrschergewalt, dessen Geisteskraft und Glück dem Vierhundertmillionenvolk groß genug erscheinen, um ihn mit dem Mandat des Himmels zu betrauen, und der Mann, den in einer der schwersten und von äußeren und inneren Zufällen gekennzeichneten Zeit, der Wille des Himmels zum Herrscher bestimmt, wahrlich der Mann muß auch für die westlichen Nationen und ihre Ideen eine Bedeutung gewinnen, die nicht durch oberflächliche Kenntniss seines Namens zu befriedigen ist.

* * *

Yuan Schi Kai wurde im Jahre 1859 im Kreise Siang-Tscheng in der Provinz Honan geboren. Sein Vater Yuan Gia San, Generalgouverneur von Yunnan, entstammte einer hochverdienten Beamtenfamilie, deren Treue zum Herrscherhause ein steinerner Ehrenbogen in Siang-Tscheng pries. Yuan, der Knabe, wurde in hergebrachter Weise wie die Söhne hoher Würdenträger erzogen und erhielt schon früh die Auszeichnung des Yin scheng¹⁾ — doch sagt man, daß sein Interesse in der Jugend mehr anderen Dingen, als dem ernstesten Bücherstudium zugewandt gewesen sei²⁾. Wie dem aber auch sei, jedenfalls suchten ihn seine Mutter und andere nahe Verwandte von der Beamtenlaufbahn, für die er nicht geeignet erschien, fernzuhalten. Aber sie

¹⁾ Ying scheng — Lizentiat der Akademie, ist ein Ehrentitel, der den Söhnen verdienter Väter verliehen zu werden pflegt.

²⁾ Ku Hung Ming nennt ihn in seinem Buche „Chinas Verteidigung gegen europäische Ideen“ (Zena 1911) einen „Taugenichts“. Dies ist entschieden übertrieben.

hatten die Rechnung ohne den Ehrgeiz Yuans gemacht. Überall fand der Jüngling, der klug und voller Energie war, Gönner, die eingedenk von Wohltaten, die ihnen einst sein Vater erwiesen hatte, bereit waren, das Sprungbrett zu bieten, um ihn den Weg ins öffentliche Leben zu führen. Als 1882 General Wu Tschang Ching von der chinesischen Regierung nach Korea gesandt wurde, bat ihn Yuan, an der Expedition teilnehmen zu dürfen. Und der General sagte zu. Dreiundzwanzigjährig erhielt der junge Mandarinensohn einen einflußreichen Posten im Gefolge des Generals Wu. Li Hung Chang, schon damals der allmächtige Vizekönig von Tschili, wurde bald auf den begabten und strebsamen Jüngling aufmerksam und brachte ihn in immer verantwortungsvollere Ämter. Zuletzt veranlaßte er seine Ernennung zum Generaldirektor des Handels und des diplomatischen Dienstes in Korea.

So stand denn Yuan bereits im frühen Mannesalter auf einem gefährlichen, sturmumtobten Posten. Auf Korea begegneten sich der japanische und chinesische Einfluß auf Schritt und Tritt, hier standen sich die Vertreter zweier raffeverwandter Mächte wie Kämpen gegenüber. Immer deutlicher ward es, daß Japan in kaum zu zügelnder Begehrlichkeit, die Hände nach der nahen, heißersehnten Beute ausstreckte. Der Krieg mit China war im Lande der aufgehenden Sonne lange beschloffen, ehe die erste halbwegs schickliche Gelegenheit ihn vom Thone brach. Reformatorische Geschichtsschreiber vom Geiste eines Sun Yi Sien (kantonesisch Sun Yat Sen) haben häufig versucht, die Veranlassung Li Hung Chang und seinen militärischen Vorkehrungen, oder Yuan Schi Kai in die Schuhe zu schieben. Beides erscheint grundfalsch. Der greise Li verwahrt sich in seinen Denkwürdigkeiten ausdrücklich dagegen — nicht zum Angriff, zur Verteidigung hat er Chinas Flotte und Armee neuorganisiert. Es hieße, die Größe dieses Staatsmannes vollends verkennen, wollte man annehmen, er hätte nicht einen genügend klaren Blick besessen, um Chinas militärische Schwächen in jeder Weise beurteilen zu können und den Kampf mit dem kriegsgeschulten Inselvolk zu vermeiden gesucht. Yuan, dem damaligen Residenten in Seoul, wirft namentlich Ku Hung Ming vor, daß seine Großtuerei den Waffengang mit Japan verschuldet habe — eine Behauptung, die völlig beweislos und unhaltbar bleibt. Nur eins steht fest, daß Yuan vor Ausbruch der Feindseligkeiten mehr oder weniger große Hilfsversprechungen von englischer Seite zugegangen sein müssen, die er dann unzweifelhaft als halbwegs, vielleicht sogar völlig bindende Zusage an Li Hung Chang weitergegeben hat. Man weiß ja heute, wie Albion mit seinen Versprechungen und Hilfsangeboten umspringt, und wird sich nicht wundern, wenn es auf Korea einen Präzedenzfall schuf. Der Verlauf des Krieges und sein verlustreicher Ausgang für China sind bekannt. England hatte plötzlich alles Interesse an der Not des Mittenreiches verloren, und die Torpedierung des unter englischer Flagge segelnden Kowshing rührte die Diplomaten an der Themse ebensowenig, wie das dringliche Hilfsgeuch Li Hung Changs. Die ganze Intervention Albions bestand schließlich darin, daß englische Matrosen

den kaiserlichen Residenten in Seoul, Yuan Schi Kai, beim Anrücken der Japaner unter sicherem Geleit nach Chemulpo führten.

Die drückenden Bedingungen des Friedens von Schimonoseki brachten den Sturz Li Hung Changs. Äußerlich zwar gedemütigt, aber innerlich ungebrochen, zog sich der „große alte Mann“ von seinen zahlreichen öffentlichen Ämtern auf einen ruhigeren Gouverneursposten zurück. In der ehrwürdigen Hauptstadt des Nordens aber ergriffen die Reformatoren das Staatsruder, und die Ideen eines Kang Ju Wei wurden zur herrschenden Doktrin. Yuan Schi Kai schloß sich der neuen Richtung an und erhielt durch Vermittlung eines alten väterlichen Freundes, des Admirals Chang Wen Ping, das Unterkommando einer neugebildeten Truppe unter dem Günstling der Kaiserin Jung Lu. Die Neuerungspläne Kangs und seiner Getreuen zogen ihn in seinen Bann und lockten ihn. Er erkannte das gebieterische „Muß“ vernünftiger Reformen auf allen Gebieten der öffentlichen und behördlichen Ordnung, wenn er auch den Plan ihrer übereilten Durchführung gleich seinem großen Zeitgenossen Li aus innerster Seele verurteilen mochte.

Über diese Reformen ist so viel und so mannigfach, meistens in glänzender Verkennung der Vorgänge geschrieben worden, daß es sich heute wohl verlohnt, noch einmal darauf zurückzukommen und Urteile zu festigen, die für die kommende Geschichte des Mittenreiches von großer Bedeutung sein können. Kang ist keineswegs der blindwütende Reformler, der China aus seiner jahrtausendalten geheiligten Lehre herausreißen und in ein neues System pressen will, das mit dem alten auch nicht einmal den Namen gemeinsam hat. So haben englische Historiographen ihn uns hinzustellen sich bemüht und haben ihre Nachbeter weit und breit gefunden. Kangs Schule ist vielmehr die Schule des gelehrten Neukonfuzianismus, die wohl das bestehende Regierungssystem verwarf, weil es unkonfuzianisch, im blinden Beobachten längst überlebter Formen bestand, während doch gerade der Konfuzianismus die Anpassung an Zeit und Umstände fordert; die aber auch die alten konfuzianischen Lehren der Lebensweisheit und Sittlichkeit ihrem ganzen Umfange nach erhalten wissen wollte. Nur die Instrumente der neuen Staatsseinrichtung sollen von den Westvölkern übernommen werden (sie sind zeitgemäß), aber der Geist, der uralte, soll erhalten bleiben. Werdet stark und klug im Geiste des Einers und denkt der Worte des Schu-king: „Die Schwachen sollen unterjocht, die Toren gestraft, den Zuchtlosen ihre Länder genommen, die hoffnungslos Verlorenen beseitigt werden.“ Soweit waren die Ideen Kangs durchaus berechtigt und fanden auch bei den hervorragendsten Vertretern der chinesischen Geistesaristokratie, nicht zuletzt bei dem Kaiser Kuang Hsi selbst freundliche Aufnahme; aber darüber hinaus, als der Reformator seine Gedanken in die Tat umzusetzen sich anschickte und das, was er mit seiner Denkkraft erfaßt, zu organisieren begann, wurde er zum spielenden, experimentierenden Dilettanten. Nun sollte alles überstürzt, wichtige Staatsfunktionen von heute auf morgen geändert werden. So bekam der Name „Reformen“ einen bösen Klang, und

weitschauende Männer, gleich einem Li und Yuan, versagten ihre Teilnahme einem Werke, das, kaum geboren, den Todeskeim der ersten Stunde in sich trug. Nur der Kaiser hielt zu Kang, vielleicht aus Opposition gegen den alten Buddha, vielleicht weil er selbst, in Staatsgeschäften ungeschult, im Enthusiasmus schon die Gewähr für das Gelingen des Planes erblickte.

In diese Zeit fällt der Staatsstreich Tzu Hsi, durch den sie wieder zur Herrschaft gelangte, und der reformfreundige Kaiser Kuang Hsi vom Throne gestoßen wurde. Juan Schi Kai sollte die Hauptrolle bei diesen bis heute noch nicht ganz aufgeklärten Vorgängen spielen. Kuang Hsi hatte nach den Plänen Kang Ju Weis ein Reformedikt nach dem anderen erlassen — Verordnungen, die das bestehende Regime in seinen Grundfesten erzittern machten und die bestehende Ordnung durch die Schnelle ihrer Umwandlung in ein Chaos zu verwandeln drohten. Nichts war natürlicher, als daß das gesamte Beamtentum, dem die Neuerungen die Existenzmöglichkeit mit einem Schlage unterbanden, sich widersetzte. Die alte Kaiserin Tzu Hsi hatte anfangs der allmählich fortschreitenden Reformbewegung nicht unsympathisch gegenübergestanden — als nun aber die Ereignisse sich überstürzten und alles bei ihr Schutz suchte vor der fast revolutionären Haß jener Umstürzler, da rückte sie entschieden von Kang und seinen Gefolgsleuten ab. Der Zwiespalt zwischen der alten und neuen Partei wurde immer größer, ein Zusammenprall schien unvermeidlich. In dieser kritischen Lage beschloßen die Reformer, mit einem Gewaltstreich die Oberhand zu bekommen. Tzu Hsi und ihr Getreuer Jung Lu glichen den wildumbrandeten Felsen, an denen die „Reaktion“ immer wieder Halt fand. Sie galt es zu beseitigen. Und als den Mann, der dieses Werk verrichten sollte, hatte man mit Vorbedacht einen ehrgeizigen gewählt — Juan Schi Kai. Dieser stand unterdessen an der Spitze der sogenannten neuen Armee in Tientsin, einer nach europäischem Muster vortrefflich gedrillten Truppe¹⁾, und war zugleich zum Generalgouverneur von Tschili ernannt worden.

Am 13. September 1888 machte der Kaiser seinen letzten verzweifeltsten Versuch bei Tzu Hsi, um sie für die Reformbewegung umzustimmen. Das vollständige Fehlschlagen der Audienz in Wan schou schon brachte den Stein ins Rollen — zwei Tage später berief Kuang Hsi Juan Schi Kai nach Peking. Er ernannte ihn zum „Reformator der Armee“ und gab ihm einen Posten, der ihn völlig unabhängig von Jung Lu und seinem Kommando machte. In den folgenden Tagen fanden weitere Audienzen statt. Was in diesen besprochen wurde, entzieht sich naturgemäß der Kenntnis der Öffentlichkeit. Viel Wahres und Falsches ist über die Abmachungen, die hier im geheimen getroffen sein sollen, später durch eine sensationslüsterne Presse in die Welt gesetzt worden. Nur eins steht fest, daß Juan dazu ausersehen war, einen entscheidenden Schlag gegen den alten Buddha zu führen. Dafür

¹⁾ Die „Neue Armee“ war eine etwa 7000 Mann zählende, von deutschen Instruktoren ausgebildete Kerntruppe des chinesischen Heeres.

sprechen vor allem ein Edikt¹⁾ der Kaiserin, in dem sie ausdrücklich Truppen der mandschurischen Garde zu ihrem Schutze nach Wan schou schan entbietet, sowie spätere Äußerungen der Reformatoren selbst. In chinesischen Literatenkreisen hielt sich später das Gerücht, der Kaiser habe Yuan mit der Hinrichtung Jung Lu beauftragt. Auch Bland und Backhouse verzeichnen diese als Tatsache, ohne Quellen zu nennen. Nach Franke²⁾ soll es Pierpont Morgan, der in dieser kritischen Zeit China bereiste, zuerst ausgesprochen haben. Jedenfalls ist die Möglichkeit, daß der Kaiser Yuan mit einer solchen Aufgabe betraut hat, nicht ohne weiteres von der Hand zu weisen. Über die Zustimmung Yuans zu diesen Plänen finden sich verschiedene Lesarten. Die einen sagen offen oder versteckt, Yuan habe dem Kaiser in allem Treue geschworen und sei dann zum Verräter geworden³⁾ —, die anderen, so namentlich Liang Ki Tschao, lassen in ihren Äußerungen erkennen, daß Yuan nur unwillig, wenn überhaupt auf die Pläne Kuang Hsiis eingegangen sei.

Am 20. September kehrte Yuan nach Tientsin zurück, wie es heißt auf Jung Lu Betreiben, der unruhig über seine Peking Mission die Rücksendung des „Gefährdeten“ aus politischen Gründen bei Tzu Hsi durchgesetzt hatte. Am Abend des 20. September trafen die beiden Männer in Jung Lu Yamen in Tientsin zusammen. Was hier vorgefallen, entzieht sich ebenso sehr wie die Vorgänge im Palast zu Peking der Außenwelt. Jedenfalls wird Yuan, der mit klugem Verstand die gefährvolle und unsichere Lage der kaiserlichen Partei erkannt haben mochte, Jung Lu in die Mächenschaften und Absichten Kuang Hsiis eingeweiht haben. Wieder spielt die Fama hinein und berichtet, daß Yuan und Jung Lu seit langem Blutsbrüder gewesen seien, und daß Yuan den Hinrichtungsbefehl aus der Tasche gezogen und ihn zum Zeichen seiner treuen Gesinnung Jung Lu eingehändigt habe⁴⁾. Am nächsten Tage war Jung Lu in Peking. Alle Regeln der Etikette durchbrechend, drang er in den Palast und enthüllte dem alten Buddha den ganzen Verschwörungsplan. Tzu Hsi berief sofort die ergebenen Mitglieder des Staatsrats, und noch am selben Tage erließ sie ein Edikt, das, „auf die inständigen Bitten des Kaisers hin,“ ihre neuerliche Hilfe bei der Regierung ankündigte. Dem unglücklichen Monarchen aber hatte sie um dieselbe Stunde von willfährigen Wachen und Eunuchen umzingeln und als Gefangenen auf die kleine Insel Sing tai bringen lassen. Dort im Palast der sogenannten Seenterrasse hat Kuang Hsi den Rest seiner Tage verbracht, abgesperrt von der Welt, umgeben von Spionen, gefesselt von einer ungeliebten, von Tzu Hsi ihm zur Wächterin gesetzten Frau — allein mit seinen Plänen und Ideen, die vielleicht so groß gedacht, doch ein so klägliches Ende nehmen mußten.

¹⁾ Edikt vom 22. September 1898.

²⁾ Bei Franke: „Ostasiatische Neubildungen“, S. 84.

³⁾ So namentlich Bland und Backhouse: „China under the empress dowager“.

⁴⁾ So schreiben Bland und Backhouse und ganz ähnlich Cordis: „Histoire des relations de la Chine avec les puissances occidentales“.

Yuan Schi Kai

Die Wende des Jahrhunderts sah den Ausbruch des Boxeraufstandes. Schon aus dem Jahre 1896 datieren die Vorwehen dieses gigantischen und fanatischen Volkskrieges. Bereits um diese Zeit hat Yuan die Bildung geheimer Gesellschaften in Yentschoufu und Tschoufu in der Provinz Schandung gemeldet¹⁾. Im Februar 1900 übernahm Yuan Schi Kai den Gouvernementsposten von Schandung. Die Dürre des vorhergehenden Jahres, die in den Norden Chinas viel Not und Anzufriedenheit getragen hatte, begünstigte den Ausbruch der fanatischen Bewegung. Yuan trat ihr von Anfang an mit äußerster Strenge entgegen und erreichte dadurch, daß die wilden Boxerscharen, die zuerst in dieser Provinz ihre Heimstatt gefunden hatten, nach und nach ganz aus Schandung verdrängt wurden. So blieb seine Provinz fast völlig von den Wirren verschont. Unterdessen wütete in Nordchina Mord und Brand. Baron von Ketteler wurde in Peking auf dem Wege nach dem Tsungli Namen meuchlings erschossen, die fremden Gesandtschaften waren zu belagerten Festungen geworden. Tzu Hsi selbst stellte sich auf die Seite der rohen Rebellen und versprach einen Preis für den Kopf eines jeden Fremden. Vergebens setzten Männer wie Li Hung Chang, Yuan Schi Kai, Sung Lu und der gewissenhafte Tschang Tsching ihre ganze Macht ein, um die Regentin vor dem Außersten zu bewahren. Ihnen blieb schließlich nichts anderes übrig, als zur Selbsthilfe zu schreiten und mit drakonischen Strafen die Ordnung in ihren Provinzen aufrecht zu erhalten. Namentlich Yuan hat in dieser Beziehung Außerordentliches geleistet. Rings um seine Provinz tobten die wilden Horden, und er wehrte mit schneidigem Schwert den Schakalen die Beute in seinen Landen. Gut und Blut ihrer Untertanen in Schandung haben die fremden Nationen diesem Manne und seiner eisernen Faust zu danken. Und wenn Kung Hung Ming ihn schilt und von dem edlen Wahnsinn der Boxerbewegung und Yuans Unfähigkeit, ihn zu begreifen, spricht, wenn er von seiner „chynischen Grausamkeit, mit der er die irregeleiteten Bauernjungen hinrichten ließ“, erzählt, so scheint das eher auf persönliche Behässigkeit dieses Literaten, denn auf ein vollständiges Verkennen der vernünftigen Reformbewegung, deren Anhänger Ku doch sein will, hinzudeuten²⁾. Der Boxeraufstand wurde von den Fremden blutig unterdrückt, der alte Buddha fand sein Heil in der Flucht und erlangte später nur mit knapper Not, und dank der Fürsprache des greisen Li, noch einmal den Sitz auf dem Drachenthron.

Am 7. November 1901 war Li Hung Chang gestorben. Der große alte Mann war hinübergegangen, doch nicht verwaist blieb das Reich. Er hinterließ einen Nachfolger, der in der Vollkraft seiner Jahre bereit war, in seine Fußtapfen zu treten, und dieser Mann war Yuan Schi Kai, sein einstiger Schützling. Tzu Hsi hatte ihn im November 1902 zum Generalgouverneur von Tschili ernannt. Überall begann jetzt die Lehre der Reformer in China mächtig zu sprossen und Blüten zu treiben. Der Ausgang des russisch-

¹⁾ Schüler: „Geschichte Chinas“.

²⁾ Ku Hung Ming: „Chinas Verteidigung gegen europäische Ideen“, S. 116 und 120.

japanischen Krieges, die Niederlage des tönernen Riesen, der erste Sieg einer asiatischen Macht über einen bisher für unbeflegbar gehaltenen übermächtigen westlichen Nachbarn, hatte auch in China das Nationalgefühl und das Vertrauen zu seinen Machtmitteln gewaltig gehoben. Tzu Hsi selbst verschloß sich dem Reformgeist nicht mehr, und überall wurde das Walten einer neuen Zeit sichtbar. Man erkannte endlich, daß die stufenweise Einführung der Neuerungen allein zum Ziele führen könnte, und handelte danach. Yuan schuf aus dem Grundstock seines kleinen Heeres allmählich eine wohldisziplinierte Armee, und bald waren es über 60 000 Mann, die seinem Befehle unterstanden. Während Tschang Tschu Sung, Yuans großer Amtsgenosse im Süden, mehr die mit westlichem Geiste verquickte Kultur Japans bevorzugte und die jungen Studenten seiner Provinz in die Lehrstühle des Reiches der aufgehenden Sonne schickte, weil er die dem Chinesen wesensverwandte Art der Lebensführung und Sprache des Japaners für ausschlaggebend und fördernd bei der Erlernung neuer Doktrinen hielt, wandte sich Yuan mehr und mehr der reinen Kultur westlicher Zivilisation zu. Ihm war es zu danken, daß die ersten chinesischen Studenten nach Deutschland kamen, und es blieb sehr zu bedauern, daß sie hier eine geraume Zeit lang nicht das richtige Verständnis und volle Anerkennung ihrer Mission fanden¹⁾. Hatte die Reformbewegung, von vernünftigen und einsichtsvollen Männern geleitet, im Grunde einen gesunden Charakter, so traten doch alsbald wieder Unterströmungen auf, die später sogar die Oberhand gewinnen sollten, und die die Revolution, die gewaltsame Umwälzung, auf ihr Banner schrieben. Leider ist selbst in deutschen Schriften Yuan Tschu Kai nicht selten mit den Leitern dieser Partei gleich gestellt worden. Das beruht auf einem vollständigen Verkennen der beiden grundverschiedenen Richtungen. Die Ko ming tang, das ist die Partei der Revolution, predigte den Kampf, den Kampf gegen die Fremdrassen, vor allen Dingen gegen die Mandchus — dann aber auch die gewaltsame Einführung der Republik. Ihr Führer war Sun Yi Sien, ein Umstürzler vom reinsten Wasser, der die Ideen der großen französischen Revolution in China heimisch zu machen trachtete. „Von Natur aus sind die Menschen gleichberechtigt“ (Dekret, Nanking, März 1912) und ähnliche Schlagworte aus der Zeit der Sansculottenherrschaft zeichneten seine Reden und seinen Geist. Ein unsteter, unruhiger Mensch, von seinem Onkel, einem alten Anhänger der Taipingrebelln, früh in revolutionäre Maximen eingeweiht, mochte er auf weiten Reisen die Ideen des Orients und Occidents mosaikartig in sich aufgenommen haben — war auch zum Christentum übergetreten und hatte im Jahre 1895 die erste, freilich mißglückte Erhebung in Kanton verursacht. Nach London entflohen, war er auf offener Straße von schlauen, bezopften Söhnen des himmlischen Reiches in einen Hinterhalt gelockt und festgenommen,

¹⁾ Der im vorigen Jahre in Berlin gegründete Deutsch-chinesische Freundschaftsbund wird hoffentlich viel zum Verständnis und zur richtigen Einschätzung des neuen Chinas beitragen.

Juan Schi Kai

aber später auf die Intervention der englischen Regierung hin wieder freigelassen worden. Jetzt war er wieder im Reiche der Mitte und stand an der Spitze einer Partei, deren Fahnen schon mehrmals blutigrot durch die Provinzen des Südens geflogen waren.

Am 3. November 1908 beging Tzu Hsi ihren dreiundsiebzigsten Geburtstag. Bald darauf begann sie zu kränkeln. Seltsamerweise siechte auch um dieselbe Zeit ihr Gefangener auf der Seenterrasse, der Kaiser Kuang Hsi, dahin. Ihr baldiges Ende ahnend, berief sie am 13. November den Staatsrat, um die Nachfolge für den schnell verfallenden Kaiser zu ordnen. Ihre Wahl war bereits getroffen. Pu-i, der Sohn des Prinzen Tschun und der Tochter ihres Günstlings Jung Lu, sollte dereinst den Drachenthron einnehmen. Zwar widersetzte sich Juan zu gunsten der älteren thronfolgeberechtigten Linie, und auch wohl, weil Prinz Tschun, der Bruder Kuang Hsis, sein natürlicher Widersacher sein mußte; aber diesmal blieb der alte Buddha bei seinem einmal gefaßten Plane.

Am 15. November starb Tzu Hsi, nur wenige Stunden nachdem Kuang Hsi den Drachenthron zur Fahrt ins Jenseits bestiegen hatte. Kuang Hsi selbst soll nach chinesischer Erzählung ein Testament hinterlassen haben, in dem er Juan Schi Kai für das Elend seiner letzten Jahre verantwortlich macht und befiehlt, daß „wenn die Zeit kommt, Juan Schi Kai ohne weiteres enthauptet werde“¹⁾. Prinz Tschun war nun Regent für den noch unmündigen Pu-i. Ihm lag es ob, das Testament seines unglücklichen Bruders auszuführen. Wie er dies tat, wurde deutlich, als er bereits am 2. Januar des folgenden Jahres Juan in Ungnade entließ. Juan zog sich, wie es schien, ohne Groll zurück, hatte er doch wohl eine schwerere Strafe erwarten müssen, und er durfte es nur seinem früheren langjährigen Zusammenarbeiten mit dem Prinzen Tschun danken, daß der Pflicht der Pietät auf diese Weise genügt wurde. In ganz China aber galt Juan von nun an für einen gefallenen Mann, und niemand hätte ihm vielleicht in der Stunde, als er äußerlich und innerlich gebrochen, die Reise nach Honan antrat, seine spätere glänzende Laufbahn vorherzusagen mögen. Am 9. Oktober brach in Hankou die von Sun und seinen Helfershelfern mit allen Mitteln vorbereitete und organisierte Revolution aus. Bald hallten die ganzen Südprominzen von dem Feldgeschrei der revolutionären Heere und Banden wider. Hoch die Han, nieder die Man²⁾, so tönte es bis an des Thrones Stufen. Die Regierung war ohnmächtig. Der einzige Mann, der helfen konnte, blieb Juan. Ein Edikt vom 14. Oktober ernannte ihn zum Generalgouverneur von Hupe und Sunan und zum Oberbefehlshaber der kaiserlichen Armee. Aber noch zögerte Juan. Schließlich erklärt er sich bereit, im Bedenken an die alte Kaiserin Tzu Hsi, der Aufforderung Folge leisten zu wollen. Mit seinem Kommen änderte

¹⁾ Auch bei Bland und Backhouse.

²⁾ Die Han sind die Nachkommen der unter der Han-Dynastie lebenden Chinesen, während mit Man die Mandschus gemeint sind.

sich wohl das Kriegsglück der Rebellen, — aus einer Anzahl eroberter Städte wurden sie schnell wieder vertrieben, aber der Thron war nicht mehr energisch genug. Wieder, wie schon einmal, überstürzten sich die Forderungen der Revolutionäre und Reformer, und wieder gab die Regierung übereilte Versprechungen. Dazu kam ein Sühnedikt des jungen Kaisers, in dem er sich in alter Weise als den Alleinschuldigen hinstellte. „Volk und Heer sind unschuldig.“ Auch dies paßte wohl kaum in die allgemeine Stimmung. Inzwischen veröffentlichte der Reichsausschuß die neue Verfassung, durch die dem Parlament nach englischem Vorbilde die eigentliche Regierung übertragen wurde. Wenige Tage später erwählte dieselbe Körperschaft Juan Schi Kai zum Premierminister. Am 16. November bildete Juan sein erstes Kabinett — die Ko ming tang mußte er wider seinen Geist und Willen als Regierungspartei anerkennen. Von dieser Stunde an hatte die Ts'in-Dynastie abgewirtschaftet. Auch Juan mochte dies ohne Zweifel einsehen, jedenfalls spricht sein späteres Verhalten sehr dafür. Obwohl die kaiserlichen Armeen mannigfache Erfolge über die Revolutionstruppen davontrugen, nutzte Juan doch seine Siege nicht so aus, wie er es vielleicht mit einer tatkräftigen Dynastie im Rücken, und von einem machtbewußten Herrscher gestützt, getan hätte.

Da dankte plötzlich und unerwartet der Prinzregent ab, und Lung Sü, die Witwe des verstorbenen Kaisers Kuang Hsi, übernahm die Regentschaft. Juan trat immer offener mit Friedensverhandlungen hervor und schloß am 2. Dezember seinen ersten Waffenstillstand mit Li Juan Hung, dem General der Rebellen in Wutschang. Was jetzt folgt, sind resultatlose Besprechungen zwischen den Revolutionären und Juan, die bald in Schanghai, bald in Nanking stattfanden. Juan schien hin und her zu pendeln — vielleicht auch überließ er es der Zeit, ein Gebilde zu formen, das sich im Augenblicke erst in undeutlichen, verschwommenen Formen zeigte.

Am 26. Dezember traf Sun Yi Sien, der in Amerika und England Geld für die revolutionäre Bewegung nicht ohne Erfolg gesammelt hatte, in Schanghai ein und wurde vier Tage später in Nanking zum provisorischen Präsidenten der Republik gewählt. Gleichzeitig wurde Nanking zum Hauptsitz der neuen republikanischen Regierung erklärt. Inzwischen verhandelte Juan in Peking mit der Kaiserin-Witwe und dem Prinzen. Lung Sü scheint sich zuerst gegen jeden Gedanken der Abdankung gestraubt zu haben. So entstand das Projekt, den Norden der Ts'in-Dynastie zu erhalten, während der Süden als unabhängige Republik neben dem Kaiserreich bestehen bleiben sollte. Doch dieser Plan, dessen Schwäche nur allzu deutlich zutage lag, wurde ebenso schnell verworfen, wie er aufgetaucht war. Wahrscheinlich ist ihm auch Juan auf das entschiedenste entgegen getreten. Jedenfalls lagen die Dinge für Juan eine Zeit lang so, daß man tatsächlich von ihm sagen konnte, er stehe zwischen zwei Parteien und gehöre doch jeder an. Die Republikaner deuteten sein Zögern, den Thron zur Abdankung zu zwingen, als Verrat an ihrer Sache, während die kaiserlichen Prinzen sein wenig machtvolles Vorgehen gegen die

Juan Schi Kai

Umstürzler als Verrat an der Dynastie ansprachen. Ein Attentat, das am 16. Januar gegen ihn unternommen wurde, zeigt am besten, welche Stimmung damals in der Hauptstadt des Nordens herrschte. Endlich mochte auch Juan einsehen, daß für die Dynastie keine andere Möglichkeit mehr bliebe, als abzudanken. Selbst die Kaiserin mußte erkennen, daß das Mandat des Himmels für ihr Geschlecht erledigt sei. Die Stimme des Volkes sprach zu laut¹⁾. Am 12. Februar entsagte sie mit ihrem ganzen Geschlechte dem Drachenthron. Die Revolutionäre hatten gesiegt. Nanking feierte Freudenfeste. Sun Yi Sien beglückwünschte Juan zu seinem Erfolge, teilte ihm aber gleichzeitig mit, daß die Republik seine Autorität, die ihm von den Mandtschu verliehen sei, nicht anerkennen könne. Wahrscheinlich fürchtete er eine sogenannte pa cheng-, d. h. Diktatur Juans im Auftrage des Kaisers, wie sie schon häufiger in unruhigen Zeiten in der chinesischen Geschichte vorgekommen ist²⁾. Juan muß aber doch wohl seine Bedenken zu zerstreuen gewußt haben, denn am 15. Februar erwählte ihn der republikanische Ausschuß zum provisorischen Präsidenten der Republik.

Noch einmal kam es zu revolutionären Antrieben, als Juans Leibtruppen am 12. Februar 1912 meuterten. In Peking, Mukden, Pautingfu, Tientsin, plünderte der Mob. Dem neuen Präsidenten gelang es jedoch, die Empörung mit starker Hand niederzuhalten und das Feuer, das lange noch unter der Asche glomm, mit kühnem Griff zu ersticken.

Am 10. Oktober 1913 wurde Juan Schi Kai endgültig zum Präsidenten der Republik China erwählt. Seitdem hat er das Regiment mit seltener Umsicht und Geschicklichkeit aufrecht erhalten — dem Lande sind Unruhen und Niederlagen erspart geblieben, seine Hand war glücklich. Kein Wunder, daß das Volk einem solchen Manne zujubelt und ihn nach uraltem Recht mit dem Mandat des Himmels betraut. Siebzehn Provinzen, so lesen wir heute, haben Juan zum Kaiser gewählt — die überwiegende Mehrzahl — wird er den Drachenthron besteigen? Ja, das hängt heute nicht mehr vom Volke des Mittenreiches ab, darüber entscheiden Chinas Bedränger, die lüsternd sein Land, in Knechtschaft geführt, aufteilen möchten.

¹⁾ And: t'ien sche tze wo ming sche, t'ien ting tze wo ming ting (Schu-king IV.). Der Himmel sieht wie mein Volk sieht, der Himmel hört wie mein Volk hört, „Des Volkes Wille ist Gottes Wille“.

²⁾ Kaiser Hsiang ließ zum Beispiel 630 nach Christi dem Fürsten Wön von Djin eine Urkunde ausstellen, in der es heißt: „In Ehrfurcht unterziehe Dich dem Befehl des Kaisers. Bediene Dich seiner, um das Reich nach den vier Richtungen zu beruhigen. Überwache und vertreibe die Feinde des Kaisers.“ Eine Abhandlung der Königlichen Akademie der Wissenschaften: Dr. Franz Ruhn, „Das Dschong Lun des Tsui Tschu“, kam deshalb zu dem Schlusse, Juan habe eine ähnliche Diktatur im Auftrage des letzten Mandtschu-Kaisers inne — ein Standpunkt, der heute wohl nicht mehr aufrecht zu halten ist.

Meine Erinnerungen.*)

Von

Graf Ilja Tolstoi¹⁾.

(Fortsetzung.)

13.

Fet. — Strachow. — Gay.

„Was ist das für ein Säbel?“ fragte der junge Gardeleutnant A. A. Fet Mitte der fünfziger Jahre beim Betreten des Turgenjew'schen Hauses in Petersburg den Diener. „Des Grafen Tolstoi; Se. Erlaucht schlafen in unserem Wohnzimmer. Iwan Sergejewitsch trinkt in seinem Zimmer Tee,“ erwiderte Sachar.

„Während der halben Stunde, die ich bei Turgenjew verbrachte,“ erzählt Fet in seinen Erinnerungen (Bd. I, S. 106), „sprachen wir halblaut aus Furcht, den schlafenden Grafen zu wecken.“

„Das geht die ganze Zeit so,“ meinte Turgenjew lächelnd. „Da ist er aus Sewastopol von seiner Batterie zurückgekehrt, ist bei mir abgestiegen und „lebt“ sich nun gehörig aus. Trinkgelage, Zigeuner und Kartenspiel die ganze Nacht. Dann schläft er bis zwei Uhr wie ein Toter. Hab mich bemüht, ihm zu steuern, aber jetzt laß ich ihn gewähren.“

Bei dieser Gelegenheit wurde ich dann mit Tolstoi bekannt, aber diese Bekanntschaft war eine ganz äußerliche, da ich damals noch nicht eine Zeile von ihm gelesen hatte und noch nichts von seiner schriftstellerischen Tätigkeit wußte, obwohl Turgenjew von seinen „Kindheitserzählungen“ sprach.“

Bald darauf traten der Vater und Fet sich ziemlich nahe, und es entspann sich zwischen ihnen eine langjährige, innige Freundschaft und ein Briefwechsel, der fast bis zu Fet's Tode dauerte.

Erst in den letzten Lebensjahren Fet's, als der Vater ganz in seinen neuen Ideen aufging, die Fet's Weltanschauung völlig fremd waren, kühlten sie in ihren Beziehungen ein wenig ab und sahen sich seltener.

Im Anfang ihrer Bekanntschaft aber liefen ihre Wege parallel, dicht nebeneinander.

Beide waren junge Offiziere und angehende Schriftsteller. Dann heirateten beide (Fet bedeutend früher als der Vater), und beide ließen sich auf dem Lande nieder.

*) S. „Deutsche Rundschau“ XLI, 1—3. Die Red.

1) Aus dem Russischen übersetzt von Adolf Heß.

Meine Erinnerungen

Fet wohnte auf seinem Gut Stepanowka, unweit Turgenjew's Spasskoj-Lutowinowo, und eine Zeitlang kamen mein Vater mit seinem ältesten Bruder Nikolai und Turgenjew zu ihm auf Besuch.

Bei Fet, in Stepanowka, fand das Zerwürfniß des Vaters mit Turgenjew statt.

Noch bevor die Eisenbahn gebaut war, als man noch mit Pferden fuhr, kehrte Fet auf seinem Wege nach Moskau stets in Jassnaja ein, und diese Reisen wurden traditionell.

Als später die Bahn gebaut und Papa verheiratet war, versäumte Fet auch niemals, in Jassnaja vorzusprechen, und wenn das doch einmal geschah, machte Vater ihm bittere Vorwürfe, und Fet entschuldigte sich.

In jener längst vergangenen Zeit, von der ich spreche, hatten der Vater und Fet gemeinsame literarische und wirtschaftliche Interessen.

Bemerkenswert sind einige Briefe des Vaters, die sich auf die sechziger Jahre beziehen.

1860 z. B. schreibt er eine ganze Kritik des soeben erschienenen Romans von Turgenjew „Am Vorabend“, mit der Nachschrift: „Was kostet das beste Instrument in der Pferdeheilkunde und ein Paar Lanzetten und Schröpfköpfe für Menschen?“ . . .

In einem anderen Brief: „Wenn Sie nach Orel kommen, kaufen Sie mir 20 Pud Stricke und Leinen . . .“ und unmittelbar daneben: „Du Zärtliche . . . ist reizend, wie überhaupt alles. Ich kenne nichts Schönes von Ihnen, alles ist entzückend.“ (Es handelt sich um Fets Gedicht „Die letzten Wolken ziehn vorüber“.)

Aber nicht nur gemeinsame Interessen hielten den Vater und Fet zusammen. Sie ‚dachten‘ nach einem Ausdruck des Vaters ‚mit demselben Herzensverstande‘.

„Aus verschiedenen unmerklichen Anzeichen ist mir klar geworden, wie tief Ihre Natur der meinigen verwandt ist,“ schreibt der Vater 1876 an Fet, und im selben Jahr, im Herbst, wiederholt er: „Wunderbar, wie nah verwandt unser Herz und unser Verstand sind.“

Der Vater behauptete von Fet, sein Hauptverdienst bestände darin, daß er selbständige, nirgends entlehnte Gedanken und Bilder hätte; er hielt Fet neben Tjuttschew für einen unserer besten Poeten. Oft, auch noch nach Fets Tode, fielen ihm seine Gedichte ein; dann wandte er sich an mich mit den Worten: „Ija, sag doch das Gedicht: ‚Ich dachte . . . weiß nicht, was es war‘ oder: ‚Setz schlafen alle draußen‘ . . . — du weißt es sicher —“ hörte dann mit Entzücken zu, sagte mir die schönsten Stellen vor, und bisweilen erschienen Tränen in seinen Augen.

Der Besuche Fets erinnere ich mich noch seit frühester Kindheit.

Er kam fast stets mit seiner Frau und blieb einige Tage bei uns.

Er hatte einen langen, schwarzen, grau werdenden Bart, deutlich

jüdischen Gesichtstypus und kleine Frauenhände mit ungewöhnlich langen, wohlgepflegten Nägeln.

Er sprach in tiefem Faß und hustete lange hintereinander in kleinen Absätzen. Dann ruhte er aus, sprach mit vorgeneigtem Kopf langgedehnt ein: „hm . . . hm—m—m!“, fuhr mit der Hand durch den Bart und sprach weiter.

Er konnte ungewöhnlich witzig sein und mit seinen Späßen das ganze Haus erheitern. Diese Späße waren deswegen gut, weil sie stets ganz unerwartet, sogar für ihn selbst unerwartet kamen.

Ich glaube, es passierte in seiner Gegenwart, daß unser Diener Jegor, als er eines Tages bei Tisch Speisen herumreichte, beim Hören eines Fettschen Witzes derartig an zu lachen fing, daß er das Gericht auf einen Nebentisch stellen und zum allgemeinen Ergötzen aus dem Saale laufen mußte.

Schwester Tanja verstand es übrigens ausgezeichnet, nachzumachen, wie Fet seine Verse deklamierte:

„Und dieses Bild, so ähnlich und unähnlich, hm . . . hm . . . Wo ist die Ähnlichkeit, wo ist sie nicht . . . hm . . . hm . . . hmmm!“ . . . —

In kindlichem Alter hat man ja für Poesie wenig Interesse. Die Verse schienen erfunden zu sein, um uns Kinder mit ihrem Auswendiglernen zu quälen.

Das Puschkinsche: „Zur Hütte liefen die Kinder“ und der „Engel“ von Vermontow waren mir, als ich sie auswendig lernte, so zuwider geworden, daß ich mich lange Zeit nicht mit Poesie abgab und alle Verse wie die Sünde haßte.

Kein Wunder, daß ich darum in meiner Kindheit Fet durchaus nicht liebte und annahm, er sei mit Papa nur deshalb befreundet, weil er so „komisch“ war.

Erst viel später verstand ich ihn und gewann ihn als Poeten so lieb, wie er es verdient.

Auch der Besuche N. N. Strachows erinnere ich mich noch.

Er war übermäßig still und bescheiden. Er erschien anfangs der siebziger Jahre in Jassnaja und kam seitdem fast jeden Sommer, bis zu seinem Tode.

Er hatte große, erstaunt geöffnete, graue Augen, einen langen, grau-melierten Bart; und wenn er sprach, lächelte er am Ende seiner Ausführungen immer verlegen.

Im Verkehr mit Papa nannte er diesen nicht Lwow Nikolajewitsch wie alle anderen, sondern Ljew, das e weich aussprechend.

Er wohnte stets unten in Pappas Arbeitszimmer und las oder schrieb den ganzen Tag, die selbstgefertigte dicke Papyros nicht aus dem Munde lassend.

Eine Stunde vor Tisch, wenn die „Walzen“ mit zwei Pferden an der Treppe vorfuhren und die ganze Gesellschaft sich zum Baden begab, kam Strachow im grauen weichen Hut, mit Handtuch und Stock in der Hand aus seinem Zimmer und fuhr mit uns.

Erwachsene wie Kinder, alle ohne Ausnahme liebten ihn, und ich kann mir nicht vorstellen, daß er jemandem unangenehm war.

Meine Erinnerungen

Er verstand ein komisches Gedicht „Die Blätter welken“ von Koźma Prutkow schön zu deklamieren, und oft baten und drängten wir Kinder ihn so lange, bis er lachend nachgab und uns das Gedicht von Anfang bis Ende hersagte. „Junker Schmidt, auf Ehrenwort, der Sommer kehrt zurück!“ rief er mit Nachdruck, lächelte unfehlbar beim letzten Wort und sagte: „ha — ha — ha!“

Ich hatte ihn besonders gern, weil er mir einen herrlichen Schmetterlingsatlas geschenkt und mir gezeigt hatte, wie man Schmetterlinge aufspannte und präparierte.

Strachow hat die ersten und besten kritischen Arbeiten über „Krieg und Frieden“ und „Anna Karenina“ verfaßt. Auch bei Herausgabe der „Fibel“ und des „Lesekreises“ half Strachow dem Vater.

Aus diesem Anlaß entstand zwischen ihm und meinem Vater ein Verkehr, der anfangs rein geschäftlich war, später aber philosophischen und freundschaftlichen Charakter annahm.

Während der Niederschrift der „Anna Karenina“ legte der Vater viel Wert auf Strachows Urteil und schätzte sein kritisches Feingefühl.

„Es genügt mir, daß Sie es so auffassen,“ schreibt der Vater ihm in einem Briefe 1872 (wahrscheinlich in bezug auf die Fibel).

Und 1876 schreibt er ihm über „Anna Karenina“:

„Sie fragen, ob Sie meinen Roman richtig verstehen, und was ich von Ihrem Urteil halte. Gewiß ist das der Fall. Gewiß bedeutet Ihre Auffassung für mich eine große Freude. Aber es sind nicht alle verpflichtet, meine Arbeit so aufzufassen, wie Sie.“

Aber nicht nur die kritische Tätigkeit Strachows brachte ihn mit Vater zusammen.

Papa hatte Kritiker überhaupt nicht gern und sagte, mit ihrer Tätigkeit befaßten sich nur Leute, die selbst nichts schaffen könnten. „Dumme sitzen über Kluge zu Gericht,“ sagte er von berufsmäßigen Kritikern.

An Strachow schätzte er vor allem den tiefen, scharfsinnigen Denker.

Ich weiß noch, wie außerordentlich genau und klar Strachow, selbst in der Unterhaltung, wissenschaftliche Fragen zu beantworten pflegte, die ihm der Vater vorlegte. (Strachow war von Haus aus Naturwissenschaftler.)

Es war wie der Unterricht eines vorzüglichen Lehrers.

„Wissen Sie, was mich an Ihnen am meisten überrascht hat?“ schreibt der Vater ihm einmal, „Ihr Gesichtsausdruck, als Sie eintraten, ohne zu wissen, daß ich im Zimmer war, durch die Balkontür eintraten. Dieser seltsame, konzentrierte, strenge Ausdruck! Er erklärte mir Ihr Wesen, natürlich mit Hilfe dessen, was Sie sagten und schrieben. Ich bin überzeugt, daß Sie zu einer philosophischen Tätigkeit berufen sind. . . Sie besitzen eine Eigenschaft, die ich noch bei keinem Russen getroffen, das ist bei aller Klarheit und Kürze der Deduktion Weichheit im Verein mit Kraft: Sie packen nicht mit den Zähnen, sondern mit weichen, starken Tagen.“

Graf Ilja Tolstoi

Strachow war wirklich ein Freund meines Vaters (wie dieser ihn selbst nannte) und ich gedenke seiner mit tiefer Verehrung und Liebe.

Zum Schluß komme ich auf den dem Vater geistig am nächsten stehenden Nikolai Nikolajewitsch Gay¹⁾.

„Großvater Gay“, wie wir ihn nannten, wurde 1882 mit Papa bekannt.

Er lebte damals auf seinem Gut im Gouvernement Tschernigow, las zufällig einen Artikel Vaters „Über die Volkszählung“, fand darin eine Lösung der Fragen, die ihn selbst damals quälten, und machte sich ohne viel Besinnen auf den Weg nach Moskau.

Ich entsinne mich noch seines ersten Erscheinens und erhielt gleich den Eindruck, daß er und mein Vater sich von den ersten Worten an verstanden und dieselbe Sprache redeten.

Ebenso wie Vater machte Gay damals eine schwere Seelenkrisis durch, ging beim Suchen der Wahrheit denselben Weg wie Vater und gelangte zum Studium und neuen Verständnis des Evangeliums.

„An der Person Christi“, schreibt meine Schwester Tanja in dem ihm gewidmeten Artikel „Freunde und Gäste Saffnaja Poljanas“²⁾, „hing er mit leidenschaftlicher, zärtlicher Liebe, wie an einem nahen bekannten Menschen.“ In heißem Wortgefecht zog Gay oft ein Evangelium, das er stets bei sich trug, aus der Tasche und las zu der Unterhaltung passende Stellen vor. „In diesem Buch ist alles, was der Mensch braucht,“ sagte er dabei.

Bei der Lektüre richtete er oft den Blick auf den Hörer und sprach, ohne ins Buch zu schauen. Sein Antlitz strahlte dabei von solch innerer Freude, daß man sah, wie teuer und vertraut ihm die gelesenen Worte waren.

Er kannte das Evangelium fast auswendig, empfand aber, nach seinen eigenen Worten, jedes Mal, wenn er es las, von neuem wahrhaften geistigen Genuß. Er sagte, im Evangelium sei ihm nicht nur alles verständlich, sondern bei der Lektüre wäre ihm, als läse er in seiner eigenen Seele und fühle sich imstande, näher und näher zu Gott zu gelangen und mit ihm eins zu werden.

Als Gay nach Moskau kam, bot er Vater an, Schwester Tanjas Bild zu malen.

„Um Ihnen das Gute zu vergelten, das Sie mir getan,“ sagte er. Papa bat ihn, lieber Mutter zu malen, und am nächsten Tage schon brachte Gay Farben und Leinwand und begann zu malen.

Ich weiß nicht, wie lange er malte; aber das Ende war, daß trotz all der tausend Bemerkungen, die mitfühlende Zuschauer bei seiner Arbeit nicht sparten und die Gay aufmerksam anhörte und vielleicht sogar berücksichtigte, ja vielleicht gerade wegen dieser Bemerkungen das Bild mißlang und Gay es selbst vernichtete.

¹⁾ Berühmter Maler religiöser Motive.

²⁾ Wjestnik Jewropyi, November 1904.

Meine Erinnerungen

Als fein empfindender Künstler wollte er sich nicht mit einer nur äußerlichen Ähnlichkeit begnügen, und da nach seinen Worten eine „Dame im Samtkleide mit vierzigtausend Rubel in der Tasche“ herausgekommen war, wurde er verstimmt und beschloß, alles noch einmal zu machen.

Erst mehrere Jahre später, als er meine Mutter näher kennen gelernt und lieb gewonnen hatte, malte er sie fast in Lebensgröße mit der zweijährigen Sascha auf dem Arm.

„Großvater“ kam in Moskau wie in Jassnaja oft bei uns zu Gast und war vom ersten Tage der Bekanntschaft an bei uns heimisch.

Als er in Moskau Vater im Arbeitszimmer malte, gewöhnte Papa sich so an seine Gegenwart, daß er ihn gar nicht mehr beachtete und arbeitete, als ob er nicht im Zimmer wäre.

Er hatte ein wunderbar liebes, intelligentes Gesicht. Die langen grauen, vom kahlen Schädel niederhängenden Locken und die offenen, verständigen Augen gaben ihm das alttestamentliche Aussehen eines Propheten.

Wenn er in der Unterhaltung Feuer fing — und das geschah stets, sobald das Gespräch die evangelische Lehre oder die Kunst betraf — machte er mit seinen brennenden Augen und energischen, weit ausholenden Bewegungen den Eindruck eines Propheten, und es ist sonderbar, daß ich sogar damals, im Alter von sechzehn bis siebzehn Jahren, als religiöse Fragen mich noch gar nicht interessierten, Großvaters „Predigten“ gern mit anhörte und mich nicht dadurch bedrückt fühlte. Das kam wahrscheinlich daher, daß eine so ungeheure Aufrichtigkeit und Liebe aus ihnen sprach.

Auf Vaters Einwirkung hin ging Gay wieder an seine künstlerische Arbeit, die er eine Zeitlang ganz aufgegeben hatte, und seine letzten Arbeiten „Christus vor Pilatus“, „Was ist Wahrheit?“, „Die Kreuzigung“ und andere erscheinen bereits als Frucht seiner neuen Auffassung und Erklärung evangelischer Sujets, die ihm zum Teil von Vater zugetragen waren.

Bevor Gay ein Bild begann, trug er es lange innerlich mit sich herum und teilte seine Gedanken darüber mündlich und schriftlich stets Vater mit, der tief im Innern mit ihm fühlte und von seiner feinen Auffassung und Meisterschaft aufrichtig entzückt war.

Gays Freundschaft war dem Vater teuer. Er war der erste, der seine Ansichten vollständig teilte und ihn unparteiisch liebte.

Als Wahrheitsucher und eifrige Diener der Wahrheit fanden sie gegenseitig aneinander Stütze und teilten sich ihre Erlebnisse mit. Wie Vater Gays künstlerische Arbeiten verfolgte, so ließ sich auch Gay nie ein Wort dessen entgehen, was der Vater geschrieben; er schrieb selbst seine Manuskripte ab und bat alle, ihm sämtliches Neue zuzusenden.

Beide hörten gleichzeitig auf zu rauchen und wurden Vegetarier.

Sie trafen auch darin zusammen, daß sie körperliche Arbeit liebten und für unbedingt notwendig hielten.

Graf Ilja Tolstoi

Wie sich eines Tages herausstellte, konnte Gay schön Ofen setzen und besorgte auf seinem Landgut diese Arbeit für die Hausangehörigen und Bauern.

Als Vater das hörte, bat er ihn, bei einer Witwe in Jassnaja, für die er selbst eine Lehmhütte gebaut, einen Ofen zu setzen.

„Großvater“ band eine Schürze um und ging an die Arbeit.

Er war Meister, Vater sein Handlanger.

Gay starb 1904. Als das Telegramm über seinen Tod in Jassnaja eintraf, waren meine Schwestern Tatjana und Mascha so bestürzt, daß sie sich nicht entschließen konnten, Vater die Nachricht mitzuteilen. Mama mußte die schwere Aufgabe übernehmen.

14.

Turgenjew.

Ich will nicht von den Unstimmigkeiten erzählen, die zwischen meinem Vater und Turgenjew herrschten und mit dem völligen Bruch 1861 endeten.

Die tatsächlichen Momente dieser Geschichte sind allgemein bekannt; es liegt kein Grund vor, sie zu wiederholen.

Nach allgemein verbreiteter Ansicht entstand der Streit zwischen den beiden damals angesehensten Schriftstellern auf Grund literarischer Eifersucht.

Gegen diese Auffassung muß ich Verwahrung einlegen, und bevor ich erzähle, wie Turgenjew nach Jassnaja kam, will ich, so gut ich kann, den wirklichen Grund der beständigen Uneinigkeit zwischen diesen beiden guten, sich herzlich liebenden Menschen angeben — einer Uneinigkeit, die bis zum Streit und sogar zu Forderungen führte.

Soviel ich weiß, hatte mein Vater in seinem ganzen Leben mit niemandem außer Turgenjew je einen heftigen Zusammenstoß. Und Turgenjew schreibt in einem Brief (1865) an meinen Vater: „... Sie sind der einzige Mensch, mit dem ich solche Mißverständnisse habe...“

Wenn der Vater von seinem Streit mit Turgenjew erzählte, maß er stets nur sich die Schuld bei. Turgenjew entschuldigte sich sofort nach dem Streite brieflich beim Vater und machte nie einen Versuch, sich zu rechtfertigen.

Warum bewegten sich nun aber nach Turgenjews Ausdruck „sein Gestirn und das des Vaters entschieden feindselig im Äther“?

Meine Schwester Tanja schreibt in ihrem Artikel „Turgenjew“ hierüber folgendes:

„... Von literarischer Eifersucht kann meiner Meinung nach nicht die Rede sein. Turgenjew gab vom ersten Auftreten meines Vaters in der Literatur an sein ungeheures Talent zu und dachte niemals daran, mit ihm um den Vorrang zu streiten. Seitdem er, schon im Jahre 1854, Kolbasin geschrieben: „Wenn nur Gott Tolstoi leben läßt, so wird er, davon bin ich überzeugt, uns alle noch in Erstaunen setzen“ — seit dieser Zeit verfolgte er

Meine Erinnerungen

unablässig die literarische Tätigkeit des Vaters und äußerte sich stets begeistert über sie.

„Wenn dieser Most ausgegoren ist“ — schreibt er 1856 an Drushinin — „gibt es ein Getränk für Götter“.

1857 an Polonški:

„Dieser Mensch kommt weit und hinterläßt tiefe Spuren . . .“

Dabei vertrugen diese beiden Freunde sich niemals.

Liest man Turgenjew's Briefe an den Vater, so sieht man, daß von Anfang ihrer Bekanntschaft an Meinungsverschiedenheiten zwischen ihnen herrschten, die sie stets auszugleichen oder zu vergessen suchten, die aber nach einiger Zeit, bisweilen in anderer Form, wieder auftauchten, so daß man sich abermals erklären und versöhnen mußte.

1856 schreibt Turgenjew an den Vater:

„Ihr Brief ist mir ziemlich spät zugegangen, lieber Leo Nikolajewitsch. Ich beginne damit, daß ich Ihnen für den Brief sehr dankbar bin. Ich werde nie aufhören, Sie zu lieben und Ihre Freundschaft zu schätzen, obwohl, wahrscheinlich durch meine Schuld, jeder von uns sich in Gegenwart des anderen noch lange recht unbehaglich fühlen wird . . . Woher diese Unbehaglichkeit rührt — das wissen Sie, glaube ich, selbst. Sie sind der einzige Mensch, mit dem mir jemals Mißverständnisse passiert sind.

Das rührt daher, daß ich mich Ihnen gegenüber nicht mit rein freundschaftlichen Beziehungen begnügen wollte. Ich wollte weiter, tiefer vordringen, tat das aber unvorsichtig, stieß an, beunruhigte Sie und gab meinen Versuch, als ich den Fehler bemerkte, allzu schnell vielleicht auf. Dadurch ist die Kluft zwischen uns entstanden.

Über diese Unbehaglichkeit ist rein physischer Art, weiter nichts, und wenn ich, bei einem Zusammentreffen mit Ihnen, wieder ‚das Fuder Heu für eine Pelzmütze ansehe‘ — so rührt das wahrhaftig nicht daher, daß ich ein schlechter Mensch bin. Ich versichere Sie, es gibt keine andere Erklärung dafür. Man kann höchstens noch hinzufügen, daß ich, weit älter als Sie, einen anderen Weg gegangen bin . . . Außer eigentlich literarischen Interessen haben wir — davon bin ich überzeugt — wenig Berührungspunkte. Ihr ganzes Leben strebt in die Zukunft, meines ruht auf der Vergangenheit. Ihnen folgen kann ich nicht. Sie mir ebenfalls nicht. Sie sind von mir zu weit entfernt und stehen zu fest auf eigenen Füßen, um jemandem nachzufolgen. Ich kann Ihnen die Versicherung geben, daß ich Sie niemals für böse gehalten, niemals literarischen Neid bei Ihnen vermutet habe. Ich habe (entschuldigen Sie den Ausdruck) bei Ihnen viel Sinnloses, aber nie etwas Schlechtes angenommen. Sie sind zu scharfsinnig, um nicht zu wissen, daß wenn jemand von uns beiden den anderen beneiden kann, sicher nicht Sie es sind . . .“ —

Im nächsten Jahr schreibt er dem Vater einen Brief, der, wie mir scheint, als Schlüssel zum Verständnis der Beziehungen der beiden dienen kann.

„Sie schreiben, Sie wären sehr zufrieden, daß sie auf meinen Rat nicht gehört und nicht nur Schriftsteller geworden seien. Ich will nicht streiten — vielleicht haben Sie recht; nur kann ich armer Sünder, wie sehr ich mir auch den Kopf zerbreche, nicht dahinter kommen, was Sie eigentlich sind, wenn nicht Schriftsteller? Offizier? Gutsbesitzer? Philosoph? Gründer einer neuen Religion? Beamter? Geschäftsmann? Bitte, erlösen Sie mich aus der schweren Lage und sagen Sie mir, welche von diesen Vermutungen richtig ist. Ich mache Scherz; tatsächlich möchte ich aber schrecklich gern, daß Sie endlich mit vollem Winde segeln. . .“

Mir scheint, daß Turgenjew, als Künstler, an meinem Vater nur sein ungeheures literarisches Talent sah und ihm nicht das Recht zugestand, noch etwas anderes zu sein als Künstler und Schriftsteller. Jede andere Tätigkeit des Vaters beleidigte Turgenjew gleichsam, und er war böse, daß Vater nicht auf seinen Rat hörte. Er war viel älter als Vater, hatte keine Angst, sein Talent geringer als Vaters einzuschätzen, und verlangte nur eins vom Vater: daß er all seine Kraft auf die künstlerische Tätigkeit verwandte. Vater aber will plötzlich von seiner Großmut und Bescheidenheit nichts wissen, hört nicht auf ihn, sondern geht den Weg, den sein Geschmack und seine Natur ihn weisen. Der Geschmack und Charakter Turgenjews aber waren denen meines Vaters ganz entgegengesetzt. In demselben Maße wie jeder Kampf den Vater begeisterte und ihm Kraft gab, war er Turgenjew nicht angemessen.

In völliger Übereinstimmung mit den Ansichten meiner Schwester will ich sie noch durch eine Bemerkung von Nik. Nik. Tolstoi ergänzen, der sagte: Turgenjew hätte sich nie mit dem Gedanken abfinden können, daß Leo wüchse und seiner Bevormundung entflohe.

Tatsächlich, als Turgenjew schon ein bekannter Schriftsteller war, wußte von Tolstoi noch niemand etwas; es wurde nur, wie Fet sagte, von seinen Erzählungen aus der „Kindheit“ gesprochen.

Ich kann mir vorstellen, mit welcher heimlichen Andacht der ganz junge, kaum beginnende Schriftsteller sich damals gegen Turgenjew verhalten mußte. Um so mehr, als Turgenjew ein naher Freund seines geliebten ältesten Bruders war.

Zur Bekräftigung dieser meiner Ansicht gebe ich ein Bruchstück aus dem Briefe W. Botkins, der Vaters und Turgenjews naher Freund war, an A. A. Fet wieder. Dieser Brief wurde unmittelbar nach ihrem Streit geschrieben:

„Ich denke, daß Tolstoi im Grunde genommen ein leidenschaftlich liebendes Herz besitzt und daß er Turgenjew mit aller Glut lieben wollte. Zum Unglück begegnet aber sein stürmisches Gefühl sanfter, gutmütiger Gleichgültigkeit. Damit konnte er sich niemals abfinden.“

Turgenjew selbst erzählte, daß in der ersten Zeit ihrer Bekanntschaft Vater ihm „wie ein verliebtes Frauenzimmer“ auf Schritt und Tritt gefolgt

Meine Erinnerungen

wäre, während er ihn, aus Furcht vor seiner oppositionellen Stimmung, eine Zeitlang gemieden hätte.

Ich trage Bedenken, es zu sagen, aber mir scheint, daß ebenso, wie Turgenjew sich nicht mit rein freundschaftlichen Beziehungen begnügen wollte, auch mein Vater sich allzu stürmisch gegen ihn verhielt und daß es daher kam, daß sie niemals zusammentreffen konnten, ohne sich zu zanken und zu streiten.

Vielleicht ärgerte Vater der etwas gönnerhafte Ton, den Turgenjew seit dem ersten Tage ihrer Bekanntschaft anschlug, während Turgenjew durch die „Absonderlichkeiten“ Vaters aufgebracht wurde, die ihn von seiner „Spezialität“, der Schriftstellerei, abhielten.

1870, noch vor dem Zerwürfniß, schreibt Turgenjew an Fet: „. . . Leo Tolstoi fährt mit seinen Sonderlichkeiten fort. Das ist ihm offenbar so in die Wiege gelegt. Wann wird er mit seinen Kapriolen aufhören und endlich auf den Füßen stehen?“

Ebenso verhielt sich Turgenjew zur „Beichte“ meines Vaters, die er nicht lange vor seinem Tode las. Nachdem er versprochen, sie zu lesen, sich „um ihr Verständnis zu bemühen“ und nicht „böse zu sein“, „begann er einen langen Brief als Antwort auf die ‚Beichte‘, schrieb ihn aber nicht zu Ende, um nicht in einen zankenden Ton zu verfallen . . .“

Im Brief an D. W. Grigorowitsch nannte er diese, seiner Meinung nach auf „verkehrten Voraussetzungen“ gegründete Arbeit eine „Verneinung jedes lebendigen Menschenlebens“ und „eine Art Nihilismus“.

Offenbar verstand Turgenjew auch damals nicht, wie stark Vater von seiner neuen Weltanschauung ergriffen war; Turgenjew war geneigt, auch diesen Ausbruch zu seinen beständigen Sonderlichkeiten und Kapriolen zu zählen, wozu er einst die pädagogische Tätigkeit, die Landwirtschaft, Herausgabe des Journals „Zassnaja Poljana“ und anderes gerechnet hatte. —

Turgenjew weilte, soviel ich mich erinnere, dreimal in Zassnaja. Zweimal im August und September 1878 und das dritte und letzte Mal Anfang Mai 1880.

Alle diese Besuche habe ich noch im Gedächtnis; allerdings ist es möglich, daß ich Kleinigkeiten durcheinander werfe.

Ich weiß noch, als wir Turgenjew erwarteten, war das ein großes Ereignis, und am meisten war Mama aufgeregt. Von ihr erfuhren wir, daß Papa mit Turgenjew Streit gehabt und ihn einst zum Duell gefordert hätte und daß er jetzt, durch Papa brieflich aufgefordert, käme, um mit ihm Frieden zu schließen.

Turgenjew saß die ganze Zeit bei Papa, der sich an diesen Tagen nicht einmal „beschäftigte“, und einmal, mitten am Tage, versammelte Mama uns alle zu ungewöhnlicher Stunde im Wohnzimmer, wo Turgenjew seine Erzählung „Der Hund“ vorlas.

Ich erinnere mich seiner hohen, mächtigen Gestalt, des seidenweichen,

Graf Ilja Tolstoi

graugelblichen Haares, des weichen, etwas watschelnden Ganges und der zarten, seinem majestätischen Äußeren gar nicht entsprechenden Stimme.

Er lachte überströmend, wie kindlich, und dann wurde seine Stimme noch zarter.

Abends, nach dem Essen, versammelten sich alle im Saal.

Damals waren in Jassnaja zum Besuch: Onkel Sergöi (Vaters Bruder), Fürst Uruffow (der Vizegouverneur von Tula), Onkel Sascha Bers mit seiner jungen Frau, einer hübschen grusinischen Ratti, und die ganze Familie Kusminski.

Tante Tanja wurde gebeten, zu singen.

Wir hörten mit klopfendem Herzen zu und warteten, was Turgenjew, der Kenner und Liebhaber des Gesanges, zu ihrer Leistung sagen würde.

Er lobte sie natürlich, anscheinend aufrichtig.

Nach dem Gesang wurde eine Quadrille getanzt.

Plötzlich stand Turgenjew, der beiseite saß und zusah, auf, nahm eine Dame am Arm, hatte die Finger hinter den Westenschlitz und tanzte nach allen Regeln der Kunst einen richtigen Pariser Cancan.

Alles lachte laut, und am meisten lachte er selbst.

Nach dem Tee begannen die „Großen“ eine Unterhaltung, und es entspann sich ein reges Wortgefecht unter ihnen. Der eifrigste Redner, der Turgenjew hart zusetzte, war Fürst Uruffow.

Im Vater hatte damals bereits die „geistige Geburt“ (so nannte er selbst diese Periode) begonnen, und Fürst Uruffow war einer seiner ersten Gesinnungsgenossen und Freunde.

Ich weiß nicht, was Fürst Uruffow, der Turgenjew gegenüber saß, mit weitausholenden Gesten gerade darlegte — jedenfalls geschah plötzlich etwas ganz Unerwartetes: der Stuhl rutschte unter Uruffow weg, und er saß plötzlich in genau derselben Haltung, mit ausgestrecktem Arm und drohend erhobenem Zeigefinger, auf dem Fußboden.

Ohne jede Verlegenheit setzte er seine Rede auf dem Fußboden lebhaft gestikulierend fort.

Turgenjew blickte von oben auf ihn herab und lachte unaufhaltsam.

„Er bringt mich um, il m'assomme, dieser Trubekoi,“ kreischte er lachend, den Namen des Fürsten verwechselnd.

Uruffow war ein wenig beleidigt, als er dann aber sah, wie auch die anderen lachten, erhob er sich und lachte selbst mit. —

In einem dieser Abende saßen alle im kleinen Wohnzimmer am runden Tisch. Es war herrliches Sommerwetter.

Irgend jemand (ich glaube Mama) schlug vor, jedes der Anwesenden sollte den glücklichsten Augenblick seines Lebens erzählen.

„Iwan Sergejewitsch, beginnen Sie,“ wandte Mama sich an Turgenjew.

„Die glücklichste Minute meines Lebens war die, als ich aus den Augen

Meine Erinnerungen

des geliebten Weibes zuerst erfuhr, daß sie mich liebt," sagte Turgenjew und versank in Nachdenken.

„Sergëi Nikolajewitsch, jetzt kommen Sie," wandte Tante Tanja sich an Onkel Sergëi.

„Ich sag es Ihnen ins Ohr," meinte Onkel Sergëi mit seinem klugen sarkastischen Lächeln. „Der glücklichste Augenblick meines Lebens . . .“

Weiter sprach er dicht an Tante Tanjas Ohr im Flüster-ton; was er sagte, konnte ich nicht hören.

Ich sah nur, wie Tante von ihm zurückwich und lachte:

„Ach, Sie bringen immer so etwas vor! Sind ein ganz unmöglicher Mensch!“

„Was hat er gesagt?" fragte Mama, die niemals Scherz verstand.

„Ich erzähle es dir nachher.“

Damit hatte das begonnene Spiel sein Ende erreicht.

Von Turgenjews zweitem Besuch erinnere ich mich der Schnepfenjagd.

Es war am 2. oder 3. Mai 1880. Unsere ganze Gesellschaft, Papa, Mama und wir Kinder, zogen an die Woronka.

Papa stellte Turgenjew an der besten Stelle auf und faßte selbst 150 Schritt von ihm am anderen Ende derselben Lichtung Posten.

Mama stand bei Turgenjew; wir Kinder zündeten in der Nähe ein Feuer an.

Papa schoß ein paarmal und erlegte zwei Schnepfen; Turgenjew aber hatte keinen „Anflug" und er beneidete Papa um sein Glück.

Endlich, als es schon dunkelte, flog eine Waldschnepfe auf ihn zu, und er erlegte sie.

„Getroffen?" rief Vater von seinem Platz herüber.

„Wie ein Stein fiel sie herunter; schicken Sie den Hund zum Apportieren," erwiderte Turgenjew.

Papa schickte uns mit dem Hunde. Turgenjew zeigte uns die Stelle, aber so viel wir auch suchten, und der Hund suchte — es war keine Schnepfe zu finden.

Schließlich kam Turgenjew. Es kam Papa. Keine Schnepfe.

„Vielleicht haben Sie sie angeschossen, so daß sie fortlaufen konnte?" meinte Papa verwundert; „ganz unmöglich, daß der Hund sie nicht finden sollte; der läßt keine Schnepfe aus.“

„Aber nein doch! Ich hab es deutlich gesehen. Ich sage Ihnen, sie klatzte wie ein Stein herunter; nicht verwundet, sondern mausetot. Ich kenne den Unterschied.“

„Warum findet dann der Hund sie nicht? Unmöglich; da ist etwas nicht in Ordnung.“

„Das weiß ich nicht. Ich sage Ihnen nur, daß ich nicht lüge: sie kam wie ein Stein aus der Luft herunter," beteuerte Turgenjew hartnäckig.

Also das Tier wurde nicht gefunden, und es blieb ein unangenehmer Eindruck zurück, als ob einer von beiden nicht ganz aufrichtig gewesen wäre. Entweder Turgenjew, als er sagte, er hätte die Schnepfe erlegt, oder Papa, der behauptete, es sei ausgeschlossen, daß der Hund eine tote Schnepfe nicht fände.

Und das geschah gerade damals, als beide jegliche Meinungsverschiedenheiten vermeiden wollten.

Sie gingen aus diesem Grunde ernstern Gesprächen sogar aus dem Wege und verbrachten die Zeit mit angenehmer Zerstreuung . . .

Als wir Papa abends gute Nacht sagten, flüsterte er uns zu, wir sollten morgen ganz früh wieder an jene Stelle gehen und gründlich nachsuchen. Was geschah da?

Die Waldschnepfe war im Fallen an einem gabelförmigen Ast im Gipfel einer Espe hängen geblieben. Wir befreiten sie gewaltsam.

Als wir die Schnepfe im Triumph nach Hause brachten, war das ein ganzes Ereignis, das Papa und Turgenjew noch mehr Freude machte, als uns. Beide hatten nunmehr recht, und alles endete zur allgemeinen Zufriedenheit. Turgenjew übernachtete unten in Papas Arbeitszimmer.

Als alle zu Bett gingen, begleitete ich ihn in sein Zimmer, und während er sich auskleidete, saß ich auf seinem Bett und sprach mit ihm über Jagd. Er fragte mich, ob ich schießen könnte.

Ich sagte, ja; aber ich ginge nicht auf Jagd, weil ich eine schlechte einläufige Flinte hätte.

„Ich werde Ihnen eine Flinte schenken,“ sagte er, „in Paris habe ich zwei; eine brauche ich fast gar nicht. Sie ist nicht kostbar, aber gut. Wenn ich das nächste Mal nach Rußland komme, bringe ich sie mit.“

Ich dankte ihm ganz verlegen und war übergücklich, daß ich ein „Zentralfeuergewehr“ bekommen sollte.

Leider kam Turgenjew nicht wieder nach Rußland.

Die Flinte, von der er gesprochen, wollte ich dann von seinen Erben kaufen, nicht wegen des „Zentralfeuers“, sondern als Turgenjewflinte — aber es gelang mir nicht.

Das ist alles, was ich von diesem lieben, naïv-herzlichen Mann mit den Rinderaugen und dem Lachen eines Kindes weiß. Seine Größe fließt in meiner Vorstellung mit dem Reiz einer gutmütigen, schlichten Persönlichkeit zusammen.

1883 erhielt Papa von Turgenjew seinen letzten, mit Bleistift geschriebenen Brief kurz vor dem Tode, und ich weiß noch, mit welcher Erregung Papa ihn las. Als aber die Nachricht von seinem Tode kam, sprach Papa ein paar Tage lang nur hiervon und suchte überall Einzelheiten über seine Krankheit und die letzten Tage zu erfahren.

Da ich einmal diesen Brief Turgenjews erwähnt habe, möchte ich hinzu-

Meine Erinnerungen

fügen, daß Papa ernstlich empört war, wenn er das Epitheton aus jenem Brief: „großer Schriftsteller russischer Lande“ auf sich angewandt hörte.

Er haßte stets abgedroschene Phrasen; jene Bezeichnung aber hielt er direkt für albern.

„Warum ‚Schriftsteller der Lande?‘ Höre ich zum erstenmal, daß es einen Schriftsteller der Lande gibt. Die Leute klammern sich dann an solche unsinnige Ausdrücke und wiederholen sie ohne jede Notwendigkeit.“

Weiter oben führte ich Stellen aus Turgenjews Briefen an, die zeigen, mit welcher unveränderlichen Beständigkeit Turgenjew Vaters literarisches Talent pries.

Leider kann ich vom Vater nicht dasselbe in bezug auf Turgenjew sagen. Seine leidenschaftliche Natur kam auch hier zum Ausdruck.

Persönliche Beziehungen hinderten ihn, objektiv zu sein.

1867 schreibt er über Turgenjews soeben erschienenen Roman „Rauch“ an A. A. Fet: „Im ‚Rauch‘ ist fast zu nichts Liebe und fast gar keine Poesie. Liebe ist nur zum Ehebruch, zum leichten, spielerischen Ehebruch vorhanden, und deswegen ist die Poesie dieser Novelle widerwärtig. . . Ich fürchte mich, das auszusprechen, weil ich nicht unbefangen über einen Schriftsteller urteilen kann, dessen Person ich nicht liebe.“

1865 noch vor dem definitiven Bruch mit Turgenjew schreibt er ebenfalls an Fet: „Genug‘ gefällt mir nicht. Persönliches, Subjektives ist nur dann gut, wenn es voll Leben und Leidenschaft ist; hier aber haben wir Subjektivität voll lebloser Leiden.“

Im Herbst 1883 nach Turgenjews Tode, als unsere ganze Familie zum Winter nach Moskau übersiedelte, blieb Vater allein in Jassnaja, nur mit Ulgathe Michailowna, und las eifrig den ganzen Turgenjew durch.

An Mutter schrieb er damals:

„Ich denke immerfort an Turgenjew, habe ihn schrecklich lieb, bedaure ihn und lese ihn fortwährend. Ich lebe ganz mit ihm; werde bestimmt über ihn entweder einen Vortrag halten oder über ihn schreiben — sag das Turjew.“

„. . . Las soeben Turgenjews ‚Genug‘. Lies es — es ist reizend.“

Der öffentliche Vortrag Vaters über Turgenjew kam leider nicht zustande.

Die Regierung in der Person des Ministers Grafen D. A. Tolstoi verbot dem Vater, seinem verstorbenen Freunde, mit dem er sein ganzes Leben nur deshalb gestritten, weil er nicht gleichgültig gegen ihn sein konnte, diese letzte Gabe darzubringen.

(Schluß folgt.)

Das Volk in Waffen einst und jetzt.

Von

A. von Janzon¹⁾.

Vor einem Jahrhundert wurde in Preußen die allgemeine Wehrpflicht ins Leben gerufen. Eine Reihe königlicher Verordnungen beseitigte die bisherigen Ausnahmen von der Wehrpflicht und schuf das erste Volksheer der Neuzeit. Das bleibt es trotz des zwanzig Jahre vorher vom Konvent der französischen Republik angeordneten Massenaufgebotes, aus dem, ungeachtet aller pomphaften Phrasen, doch kein wirkliches Volksheer hervorging.

Überall hatten im Laufe der Zeit weite Schichten der Bevölkerung sich des ursprünglichen und uns heute wieder selbstverständlichen Gedankens entwöhnt, daß jedermann zu des Vaterlands Verteidigung mitzuwirken habe. Eine gewisse Überkultur hatte eine Verwirrung der Begriffe erzeugt, indem der Dienst mit der Waffe nicht mehr als Ehrenpflicht und Ehrenrecht, sondern als Last empfunden wurde. Der Staat verkannte die wahre Quelle seiner Kraft, wenn er die herrschenden und durch ihre Bildung oder Steuerkraft einflußreichen Klassen grundsätzlich vom Heeresdienste befreite, oder gar in unmittelbarer Rücksicht auf den Reichtum Stellvertretung und Loskauf, dieses unmoralischste aller Systeme, gesetzmäßig zugestand.

Als die Römer anfangen, Deutschland mit Krieg zu überziehen, da fanden sie ein in jungfräulicher Kraft strotzendes Volk vor, das sie nur zu überwinden vermochten infolge der Uneinigkeit seiner einander befehrenden Stämme. Mit Stolz lesen wir noch heute, was der römische Geschichtschreiber Tacitus uns von der Wehrhaftigkeit unserer Vorfahren erzählt.

„Nie, ob sie nun Geschäfte des Gemeinwesens oder eigene besorgen, erscheinen sie anders, als gewaffnet. Doch soll niemand die Waffen anlegen, ehe ihn nicht die Gemeinde für wehrhaft erklärt hat. Dann schmückt gleich in der Versammlung entweder ein Fürst oder der Vater oder ein Verwandter den Jüngling mit Schild und Frame. Das ist dort die Toga, das des jungen Mannes erste Ehrung; bis dahin gilt er als Glied des Hauswesens, nunmehr der Gemeinschaft. . . Groß ist der Wettstreit der Mannen um den ersten Platz zunächst dem Fürsten, wie auch der Fürsten um das zahlreichste und mutigste Gefolge. . . Kommt es zum Kampfe, so ist es ein Schimpf für den Fürsten, sich an Tapferkeit übertreffen zu lassen, ein Schimpf für das Gefolge, es der Tapferkeit des Führers nicht gleichzutun. Höchste Schmach

¹⁾ Vortrag, gehalten am 4. November 1915 zum Besten der „Abhilfe der Notlage gebildeter Frauen“.

Das Volk in Waffen einst und jetzt

und Schande vollends ist es für das ganze Leben, ohne den Herrn lebend vom Kampffelde zu weichen; ihn zu verteidigen, ihn zu behüten, ja, die eigene Heldentat seinem Ruhme zuzurechnen, ist vornehmste Eidespflicht. Fürsten kämpfen für den Sieg, das Gefolge für den Fürsten."

Waffenfreudig sind die Deutschen noch lange geblieben, auch das Christentum hat hieran nichts geändert. Der Christ gewordene Deutsche blieb ein tapferer Krieger, und der fromme niedersächsische Säger des Heliand weiß seinen Landsleuten den Erlöser und seine Jünger nicht besser verständlich zu machen, als im Bilde eines deutschen Volkskönigs mit der selbstgewählten Gefolgschaft.

Der Gedanke der allgemeinen Wehrpflicht hat sich in Deutschland länger erhalten als in anderen Ländern, aber er verblaßte bis zur Unkenntlichkeit im Zerrbilde der viel verspotteten Reichsarmee des achtzehnten Jahrhunderts, die doch noch als ein Aufgebot wehrfähiger Mannschaften der ungezählten Reichseinheiten, oder richtiger von Vertretern ihrer Wehrkraft, gedacht war. Als dieses kraftlose, buntscheckige Gebilde an der Seite der Franzosen bei Roßbach vor der Potsdamer Wachtparade des Alten Fritz wie Spreu auseinanderstob, da jubelte dem großen Könige ganz Deutschland zu, auch die Untertanen ihm feindlicher Staaten schlossen sich nicht aus. Das Volk ahnte, wo deutsche Kraft noch lebendig war.

In der Tat waren dem preussischen Heere, wie es Friedrichs des Großen Vater geschaffen, noch gewisse Züge eines Volkzheeres eigen; Friedrich Wilhelm der Erste war der Erneuerer des Wehrgedankens, mit Stolz konnte er in seinem Testamente sagen: „Kurfürst Friedrich Wilhelm hat das rechte Flor und Aufnahme in unser Haus gebracht, mein Vater hat die königliche Würde gebracht, ich habe das Land und Armee imstande gebracht, an Euch, meine lieben Successer, ist, was Eure Vorfahren angefangen, zu soutenir und Eure Präntensionen und Länder darbeischaffen, die unserem Hause von Gott und Rechtswegen zugehören.“ Es war eine ganze Tat, daß er, den alten, deutschen Gefolgschaftsgedanken aufnehmend, seinem Adel klar machte, daß sein Platz unbedingt im Vaterlande sei und vornehmlich im Heere. „Wenn Ihr lauter Offiziere habet aus euren Landeskindern,“ ermahnte er den Nachfolger, „so seid versichert, daß das eine beständige Armee ist und beständige brave Offiziere an sie haben werdet, und kein Potentat das besser hat.“ Das ist zur Wahrheit geworden, und so ist unser unvergleichliches Offizierkorps entstanden, das auch in wesentlich veränderter Zusammensetzung den alten Geist als unveräußerliche Erbschaft bewahrt hat und als des Heeres fester Kern diesem sein Gepräge gibt.

Die Reihen der Mannschaften ergänzten sich fast ausschließlich aus den kantonpflichtigen niederen Ständen, vor allem aus der kerngesunden, ländlichen Bevölkerung. Jedem Truppenteile wurde ein bestimmter Kreis — Kanton genannt — zugeteilt, dessen dienstfähige Mannschaften zu seiner Verfügung standen. So gehörte der an die Scholle gefesselte Bauer nicht mehr allein seinem Gutsherrn, sondern von dem Augenblick an, wo er in die Rolle ein-

getragen war, dem Könige. Das hob diese Leute, und sie wurden die besten und treuesten Soldaten, namentlich die aus den alten Provinzen. Schrieb doch Winterfeldt, des großen Königs getreuer Berater und Freund, nach der Schlacht bei Prag, als die neuen schlesischen Regimenter nicht ganz den Erwartungen entsprachen: „Gott ehre uns dagegen die alten Preußen, Pommern und Märker.“ Aber das kleine Preußen brauchte ein starkes Heer, wenn es den harten Kampf des Daseins und um eine geachtete Stellung bestehen sollte. Die kantonpflichtige Bevölkerung reichte nicht aus, es mußten Fremde dazu geworben werden. Dieses Bedürfnis steigerte sich noch während der Kriege Friedrichs des Großen, die Zahl der geworbenen Mannschaften wuchs und war verhältnismäßig viel größer als in Osterreich mit seiner weit größeren Bevölkerung. Maria Theresias Heer war infolgedessen nationaler zusammengesetzt als das preußische.

Die vom großen Könige hinterlassene Armee war und blieb besser, als man anzunehmen pflegt. Man darf nicht das preußische Offizierkorps, und somit den preußischen Adel, einseitig für den unerhörten Zusammenbruch des Jahres 1806 verantwortlich machen. Wir können hier die Schuldfrage nicht im einzelnen erörtern. Große Katastrophen in der Weltgeschichte lassen sich nicht durch Schlagworte erläutern, sie werden nur verständlich durch eine Berücksichtigung der gesamten vorangegangenen Entwicklung von Volk und Staat. Allerdings war trotz guten Willens und vielfacher Anläufe zu Besserungen im Heerwesen ein unheilvoller Stillstand eingetreten, und die Armee befand sich in zunehmender Vereinsamung. Das war eigene Schuld. Aber auch das Bürgertum, das vom Heeresdienste befreit war und im Offizierkorps nur in sehr beschränkter Weise einen Platz fand, verhielt sich ablehnend gegen die bewaffnete Macht, und seine geistig hochstehenden, einem utopischen Weltbürgertum zugeneigten Kreise sogar vielfach gleichgültig gegen den preußischen Staatsgedanken. So entstand eine unheilvolle Wechselwirkung.

Als Beispiel jener Gedankenrichtung sei Fichte genannt, der vor dem unglücklichen Kriege in der Einheit Europas „das Vaterland der wahrhaft christlichen Europäer“ sah. Erst jener Zusammenbruch erweckte in ihm die wirkliche Vaterlandsliebe, als deren Apostel er im Jahre 1807 seine „Reden an die deutsche Nation“ hielt. Und als der Befreiungskampf begann, bekräftigte er diese Wandlung durch den Ausruf: „Das Vaterland bricht an.“

Der Zusammenbruch zeitigte bei Weitsichtigeren den Gedanken an eine Erneuerung auf gesunder Grundlage, der indessen noch Jahre zum Ausreifen bedurfte. Scharnhorst war es, der schon jetzt die Schaffung eines Volksheeres ins Auge zu fassen begann. Bereits unmittelbar nach den Niederlagen von Jena und Auerstedt erschien es einzelnen Männern selbstverständlich, daß ein jeder zu den Waffen greifen müsse, um das Vaterland zu retten, und in der Tat haben sich schon damals Freiwillige aus den gebildeten Ständen bei den Resten des Heeres in Ostpreußen gemeldet, aber gerade diese heute vergessenen Einzelfälle kennzeichnen nur allzudeutlich das Ungewöhnliche solcher Denk-

weise. Erst nach einer Reihe von Jahren schweren Leidens vollzog sich eine Verständigung zwischen den treibenden Kräften und einerseits dem erwachenden Volke, andererseits der in einer ungewöhnlichen Zwangslage befindlichen, von Napoleon geknechteten Regierung. Zerstükkelt und in Banden geschlagen, leistete das verarmte Preußen in aller Stille Staunenswertes in der Wiederherstellung seiner Wehrkraft. Das Heer war zu seinem Ersatz nunmehr lediglich auf die kantonpflichtigen Inländer angewiesen. Durch das sogenannte Krümpersystem, eine Schöpfung Scharnhorsts, wurde es trotz der engen Beschränkung der Zahl der unter den Fahnen befindlichen Mannschaften durch den Unterdrücker, möglich, eine große Zahl von Rekruten in kurzer Zeit auszubilden und einen starken Beurlaubtenstand zu schaffen, dessen festen Kern die zahlreichen alten Mannschaften mit langer Dienstzeit bildeten.

Erst als York durch die Konvention von Tauroggen den Stein ins Rollen gebracht und König Friedrich Wilhelm der Dritte durch Verlegung des Regierungssitzes von Berlin nach Breslau sich der unmittelbaren französischen Überwachung entzogen und sich Freiheit des Handelns verschafft hatte, konnten die Rüstungen ernstlich begonnen werden. Der oft wiederholte Vorwurf, daß nach der Katastrophe des französischen Heeres in Rußland unnötig Zeit verloren gegangen sei, berücksichtigt nicht die über alle Vorstellung schwierige Lage, in der Preußen sich befand. In der Tat ist kein Tag ohne wichtige organisatorische Arbeiten vergangen.

Die Vorbedingung zur Bildung eines Volksheeres war die Beseitigung der Dienstfreiheit großer Klassen der Bevölkerung. Einen schüchternen Anfang dazu macht die „Verordnung wegen der zu errichtenden Jäger-Detachements“ vom 3. Februar 1813. Als freiwillige Jäger blieben die Gebildeten unter sich in angemessener Gesellschaft und durch ihre Uniform scharf von allen andern unterschieden, sie durften sogar ihre Offiziere wählen. Es war eine geistig-aristokratische und zugleich demokratische Einrichtung, damals unentbehrlich, um einen Bruch mit der Vergangenheit zu überbrücken. Die jedem Infanterie- und Kavallerieregiment angegliederten Jägerabteilungen wurden eine Pflegestätte vaterländischer und idealer Gesinnung, sie haben auch später der Landwehr zahlreiche Offiziere geliefert; aber sie blieben doch eine verschwenderische Anhäufung von Bildung und Einsicht, eine Verteilung auf die Kompagnien und Schwadronen hätte mehr Nutzen gebracht. Bei den von einigen Provinzen aufgestellten National-Kavallerieregimentern strebten die Mannschaften gleicher Herkunft, die sogenannten Eliten, entsprechende Rechte an, wie die freiwilligen Jäger. Die aus andern deutschen Staaten zufließenden Freiwilligen fanden in Freikorps, vornehmlich in Lützows „schwarzer Schar“ ihren Platz. Die Begeisterung war hier anfangs auf das Höchste gesteigert, die Leistungen entsprachen indessen den hochgespannten Erwartungen nicht.

Am 9. Februar beseitigte eine zweite „Verordnung über die Aufhebung der bisherigen Exemptionen von der Kantonpflichtigkeit für die Dauer des Krieges“ fast alle Ausnahmen von der Wehrpflicht. Jeder wehrfähige junge

Mann zwischen dem vollendeten siebzehnten und vierundzwanzigsten Lebensjahre sollte sich innerhalb acht Tagen freiwillig zum Dienste melden, falls er nicht das Vorrecht der Truppenwahl einbüßen wollte. Damit fiel gewissermaßen ein Makel auf die sich nicht freiwillig stellenden. Es bedurfte noch mancher Erläuterungen, unter anderm der Erklärung, daß das vierundzwanzigste Jahr nur die Wehrpflicht begrenzen, nicht das Recht zum freiwilligen Eintritt beschränken solle. Erst nach der Kriegserklärung am 17. März konnte der König durch die Aufrufe „An Mein Volk“ und „An Mein Kriegsheer“ die Ziele der Rüstungen rückhaltslos bezeichnen und durch die „Verordnung über die Organisation der Landwehr“, in der bereits die Bildung des Landsturms ins Auge gefaßt wurde, den Schlüsselstein zu dem Gebäude legen.

Die von den Provinzialständen aufzustellende Landwehr sollte alle bisher nicht zum Heeresdienste herangezogenen Männer vom siebzehnten bis zum vierzigsten Lebensjahre umfassen, der erst später zu bildende Landsturm den ganzen Rest von wehrhaften Männern ohne Begrenzung des Alters. Die Landwehr setzte sich damals vornehmlich aus Leuten zusammen, die noch keine militärische Ausbildung erhalten hatten. Solche fanden sich sogar unter den Offizieren, selbst unter den Kompagnie- und Bataillonsführern, denen ihre Lebensstellung diesen Rang brachte. Von den zwanzig Ostpreussischen Landwehrbataillonen wurde eins dem Befehl des Justizrats Delrichs anvertraut, der nicht gedient hatte, drei andere dem Oberlandesgerichtsrat Friccius, dem Landrat von Bodelschwing und dem Geheimen Kommerzienrat Abegg, die nur sehr geringe militärische Dienstefahrung besaßen. Unter diesen Umständen ist es begreiflich, daß der größere Teil der Landwehr erst nach Ablauf des Frühjahrsfeldzuges 1813 und des darauffolgenden Waffenstillstandes verwendungsfähig wurde. Trotz allen guten Willens vermochte sie erst allmählich im Kriege und durch den Krieg sich die volle Kriegsfertigkeit anzueignen. Daß die überhaupt möglich wurde, und daß sie tatsächlich sehr rühmliche Leistungen aufzuweisen hat, verdankt sie neben der vaterländischen Hingabe der einzelnen vornehmlich der Tätigkeit der in großer Zahl in sie eingereichten inaktiven Offiziere und Unteroffiziere des vielgeschmähten alten Heeres, mit denen die meisten Führerstellen besetzt wurden. Den allgemeinen Organisationsbestimmungen mußte sich auch die bereits vorher von den ostpreussischen Ständen aus eigenster Entschließung nach dem Entwurf des verdienstvollen Burggrafen Alexander Dohna ins Leben gerufene Landwehr fügen, die in der Tat eine Erhebung des Volkes in allen Schichten war, indessen ursprünglich lediglich der Verteidigung der Provinz dienen sollte. Erst am 21. April wurde die schon angekündigte „Verordnung über den Landsturm“ veröffentlicht. Seine Bestimmung war, überall, wo der Feind in das Land eindrang, zu einem Kampfe der Notwehr aufgeboten zu werden, der alle Mittel heiligte. Man dachte an einen Guerillakrieg nach spanischem Muster. Uniformen waren ausdrücklich verboten, um die Landsturmeute nicht der Verfolgung preiszugeben. Die so geplante Kriegsführung dieses Aufgebots erinnert in bedent-

Das Volk in Waffen einst und jetzt

licher Weise an das, was wir heute Franktireurkrieg nennen. Es ist ein Glück, daß sie nicht zur Ausführung kam.

Das Heer der Befreiungskriege wies also gewissermaßen eine ständische Gliederung auf. Der Grundsatz der allgemeinen Wehrpflicht wurde noch durch mancherlei Ausnahmen durchbrochen. Ungeachtet solcher und anderer Unvollkommenheiten war die Schöpfung dieses Heeres, dem das Vaterland seine Befreiung verdankt, eine gewaltige Tat, an der unter den Führenden Scharnhorst den größten Anteil hat. Das große Verdienst des Königs, der die Verantwortung übernahm, soll dadurch nicht herabgemindert werden. Er mußte mit eingelebten Anschauungen brechen und hatte vor allem den ihm angeborenen Pessimismus zu überwinden. Der Erfolg seines Ausrufs machte ihn selbst staunen. Die Bedeutung jener Schöpfung geht noch weit über den zeitigen Erfolg hinaus. Das Volkshcer erwies sich zu lebenskräftig, um wieder zu verschwinden, obwohl seine wesentlichsten Grundlagen ursprünglich nur für die Kriegsdauer geschaffen waren. In dauernder weiterer Entwicklung, nicht ohne zeitweise Rückschritte, ist es die Grundlage unserer Kraft geblieben, trotz aller Angriffe auf seinen Bestand von sehr beachtenswerter Seite — ich nenne nur die Namen Marwitz und York. Auf der andern Seite wurden die Taten der Landwehr über das richtige Maß in den Vordergrund gestellt, und Bestrebungen machten sich geltend, sie immer mehr als das wahre Volkshcer vom stehenden Heere abzusondern, selbstredend nicht zum Vorteil ihrer Brauchbarkeit. Ganz naturgemäß traten an Stelle der unausgebildeten Mannschaften der ersten Organisation die älteren Jahrgänge des Beurlaubtenstandes. Dazu kamen eine Zeitlang die oberflächlich ausgebildeten sogenannten Landwehrrekruten. Die Übungen der zusammengezogenen Landwehr waren unzureichend. Vor allem fehlte es an durchgebildeten Offizieren. Auch die Bewaffnung und Ausrüstung blieben infolge der Armut des Staates zum Teil mangelhaft. Zum Glück enthüllte die Mobilmachung des Jahres 1859 alle Mängel, ohne daß sie verhängnisvoll wurden — es folgte kein Krieg. Ein weiteres Glück war es, daß damals unser unvergeßlicher Kaiser Wilhelm der Erste als Prinz von Preußen die Regierung führte. Klar und weit blickend, begann er mit seinem ausgezeichneten Kriegsminister Roon unter großen Schwierigkeiten die Neubildung des Heeres, vielfach verkannt, auch von trefflichen, von innigster Vaterlandsliebe durchdrungenen Männern. Man warf dem Prinzregenten vor, daß er der Armee den Charakter des Volkshceres nehmen, die Schöpfung der Befreiungskriege beseitigen wolle, und glaubte in der Vermehrung des stehenden Heeres eine politische Reaktion zu erkennen. In Wirklichkeit handelte es sich darum, die mit der Zunahme der Bevölkerung angewachsene Zahl überzähliger, obwohl dienstfähiger junger Leute zur Vergrößerung des schnell schlagfertigen stehenden Heeres auszunutzen und die älteren, vornehmlich aus Familienvätern bestehenden Jahrgänge nach Möglichkeit zu schonen, also eine gerechtere Verteilung der Lasten anzubahnen. Der rasche Siegeslauf des Feldzuges 1866

rechtfertigte über Erwarten schnell und gründlich die angefeindeten Maßnahmen. Die Beseitigung des durch sie entstandenen schweren Konfliktes mit der Volksvertretung hatte nun keine Schwierigkeiten mehr. Gleichzeitig aber bedeutete der Sieg von 1866 einen neuen Sieg der allgemeinen Wehrpflicht. Das preußische System ging auf den Norddeutschen Bund über, und die noch nicht angegliederten süddeutschen Staaten begannen, ihre Streitkräfte nach jenem Muster umzuformen.

Auch Österreich-Ungarn betrat bald ähnliche Bahnen.

Trotz der eigenen großen Erfolge blickte man selbst im preußischen Offizierkorps noch immer achtungsvoll auf das aus Soldaten mit langer Dienstzeit zusammengesetzte französische Heer. Eine in den letzten sechziger Jahren erschienene Schrift des französischen Generals Trochu enthüllte die Schwächen dieser alten Troupiers, ohne doch das günstige Vorurteil für jenes Heer wirklich zu zerstören. Die ganze Welt staunte, als die französischen Prätorianer den jungen Mannschaften des deutschen Volksheeres erlagen. Dieses Volksheer erkämpfte das neue Deutsche Reich.

Allmählich sahen alle Länder Europas sich genötigt, die allgemeine Wehrpflicht einzuführen, nur nicht jenes Inselvolk, das sich sicher fühlte mitten in dem von ihm allein beherrschten Meere. Unberührt von dem Gedanken, daß es in der Welt noch andere bewegende Kräfte geben könne außer der Macht des Goldes, hat es sich bis zur Stunde gegen jene Bewegung gewehrt.

Nach unserem großen Erfolge trat kein Stillstand im deutschen Heere ein. Neuerdings wird vielfach ein schönes, japanisches Sprichwort zitiert: „Nach dem Siege binde den Helm fester!“ Es sagt uns nichts Neues. Wer auch nur flüchtig einen Blick in Moltkes „Militärische Schriften“ getan hat, weiß, wie er nach jedem Feldzuge ungesäumt die auf allen Gebieten gemachten Erfahrungen sammelte, um sie in Denkschriften von wunderbarer Klarheit seinem Allerhöchsten Kriegsherrn vorzulegen, der dann mit vollendeter Sachkenntnis und mit rührender Gewissenhaftigkeit alles prüfte und mit seinen Bemerkungen versah. Unter Mitwirkung des Kriegsministeriums wurden dann diese Erfahrungen für das Heer nutzbar gemacht.

Auch unser regierender Kaiser hat die weitere Ausgestaltung des Volksheeres, dieser echten Hohenzollernschöpfung, sich unentwegt angelegen sein lassen. Aus dem dauernden Bevölkerungszuwachs ergab sich die Notwendigkeit, die Heeresstärke periodisch zu steigern. Nicht ohne ernste parlamentarische Kämpfe, bei denen auch der Vorwurf des Militarismus erhoben wurde, wurden die praktischen Folgerungen gezogen. Jetzt wird niemand mehr zweifeln, daß es sich immer nur um die folgerichtige Ausgestaltung des Volksheeres zum Zwecke der Landesverteidigung gehandelt hat, nicht um Schaffung einer Heeresmacht zur Bedrohung des europäischen Friedens, wie die ausländische Presse es heute noch glauben machen möchte, oder um eine einseitige Förderung der militärischen Interessen auf Kosten der allgemeinen Wohlfahrt. Bereits die im Jahre vor dem Kriege mit überwältigender

Mehrheit erfolgte Bewilligung einer neuen Heeresvorlage bewies das zunehmende Verständnis für die Bedürfnisse der Landesverteidigung und die allgemeine große Opferwilligkeit.

Offen blieb auch bei dieser Gelegenheit die Frage der Behandlung der nach jeder Heeresverstärkung immer wieder anwachsenden Zahl der als überzählig der Ersatzreserve zugeteilten dienstfähigen Mannschaften. Während weniger Jahre war die Einrichtung getroffen, daß diese Mannschaften eine sechswöchige Ausbildung erhielten, der sich Wiederholungsübungen anschlossen. Diese nur mangelhaft ausgebildeten Leute waren nicht zur unmittelbaren Einreihung in die ins Feld rückenden Truppenteile bestimmt, sollten vielmehr erst bei den Ersatztruppenteilen kriegsbrauchbar gemacht werden. Der Gewinn lag in der Möglichkeit, sie nach verhältnismäßig kurzer Zeit als Nachschub zu verwerten. Die zu diesem Zweck geschaffene Organisation erwies sich indessen nicht als lebensfähig, der Versuch wurde wieder aufgegeben. Die Erfahrungen des gegenwärtigen Krieges werden vielleicht Anlaß geben, auf die noch nicht gelöste Frage zurückzukommen.

Vergleichen wir nun das Wesen des heutigen Volksheeres mit dem der Befreiungskriege, so nehmen wir wahr, daß aus der damals aufsprossenden Pflanze sich ein mächtiger wetterharter Baum entwickelt hat, dessen Lebenskraft neue Sprossen treiben läßt, wo Zweige der Art zum Opfer fielen. Wir erinnern uns der schüchternen Ansätze zur Beseitigung der Klassenunterschiede in bezug auf die Wehrpflicht und der Gliederung des Heeres nach Ständen. Einen letzten Rest davon könnte man allenfalls noch in der Einrichtung des Einjährig-Freiwilligen-Dienstes erkennen; doch bedeutet dieser keine Bevorzugung eines Standes oder des Reichtums, stellt vielmehr eine unerläßliche Berücksichtigung höherer Bildung dar, die wieder durch eine Reihe von Anforderungen ausgeglichen wird, von denen die finanzielle Inanspruchnahme des einzelnen im Frieden keineswegs die wesentlichste, auch keine unbedingte ist. Die Einjährig-Freiwilligen stehen in Reih und Glied mit allen übrigen Soldaten, nicht in gesonderten Abteilungen wie die freiwilligen Jäger der Befreiungskriege; aber bei ihrer Ausbildung wird von vornherein darauf Bedacht genommen, sie kriegsmäßig zu Unterführern zu erziehen, also ihre höhere Bildung nutzbar zu machen. Den hohen Wert dieser Einrichtung für das Heer beweisen die anerkannt ausgezeichneten Leistungen der Reserve- und Landwehroffiziere in diesem Kriege.

Die einzige gesetzlich noch bestehende Befreiung eines Standes von der Wehrpflicht ist diejenige der regierenden und vormalig reichsständischen Häuser, doch steht sie nur auf dem Papier. Die fürstlichen Familien betrachten es ausnahmslos als eine Ehrenpflicht, daß ihre Söhne die Waffen tragen, und nicht etwa nur zum Schmuck. Heute ist wieder wahr, was Tacitus über das Verhältnis von Fürst und Gefolgschaft berichtet, aber in veredeltem Sinne. Nicht um Ruhm zu ernten und der Kampflust zu genügen, nicht aus persönlichen Interessen greifen Fürst und Volk zu den Waffen. Das Vater-

land, das ganze, große, einige deutsche Vaterland ist es, um das es sich handelt, der Gedanke an seine Verteidigung beseelt gleichmäßig alle und hat selbst das alte deutsche Erbübel des Stamm- und Parteizwistes beseitigt. Darin liegt der große Unterschied gegenüber der altgermanischen Zeit, aber Treue, Hingabe, Tapferkeit — das ist das Bleibende.

Wir nehmen den Vergleich mit dem Heere der Befreiungskriege wieder auf. Wenn damals die Lebensstellung die Art der Einreihung in das Heer beeinflusste und der im Zivildienste erworbene Rang für die Art der Verwendung in der Landwehr ohne Rücksicht auf militärische Kenntnisse maßgebend war, so bestimmt heute lediglich die bereits bewährte militärische Eignung Rang und Stellung. Männer aller Gesellschaftsklassen stehen unterschiedslos mit dem Gewehr oder mit der Schippe in Reih und Glied, und vielleicht hat ein Universitätsprofessor einen auf seinem Gebiete sachverständigen Unteroffizier zum Vorgesetzten, dessen wissenschaftliche Bildung sich auf eine einlässige Dorfschule gründet. Und alles das ist selbstverständlich, und niemand wundert sich darüber außer unsern Feinden.

In den Kriegen, in denen des Deutschen Reiches Einigung erkämpft wurde, konnten, dank der gerechteren Verteilung der Lasten, die wir König Wilhelm verdanken, die älteren Jahrgänge, somit die Familienväter, verhältnismäßig geschont werden. Der weitaus größere Teil der Landwehr brauchte nicht in vorderster Linie Verwendung zu finden. Der Landsturm wurde überhaupt nicht aufgeboten, wenn auch ihm angehörende gediente Mannschaften gegen Schluß des Krieges 1870/71 im heimatlichen Besatzungsheere Verwendung fanden. Übrigens ist der Landsturm auch während der Befreiungskriege zwar an einigen Stellen aufgeboten worden, hat jedoch nur ganz ausnahmsweise in kleinem Maßstabe Gelegenheit gehabt, sich am Kampfe zu beteiligen.

Heute ist das Bild ein ganz anderes: immer wieder hören wir, daß Landwehr und Landsturm in vorderster Linie mitkämpfen und sich bewähren. Auch der unausgebildete Landsturm wurde zum Dienst herangezogen. Noch nie sah die Weltgeschichte ein solches Volk in Waffen.

Warum diese äußerste Inanspruchnahme der Volkskraft nötig wurde, im Gegensatz zu unsern früheren Kriegen, bedarf keiner Erläuterung, wohl aber, wie sie möglich war, ohne das gesamte wirtschaftliche Leben und damit die Lebenskraft zu zerstören, mit andern Worten: ohne Selbstmord. Es hat dazu der organischen Entwicklung der Wehrkraft durch ein Jahrhundert bedurft, der Einbürgerung des Gedankens, der jede Ausnahme ausschließenden Wehrpflicht als sittliches Gebot. Selbst als es galt, das seit Jahren von Napoleon unterjochte und schwer unterdrückte Vaterland zu befreien, und edle Begeisterung alle Kreise ergriff, war das „und alle, alle kamen“ doch nicht so ganz wörtlich zu nehmen. Es gab Korporationen und Religionsgemeinschaften, die der Wehrpflicht widerstrebten, und denen unter gewissen Bedingungen Befreiung gewährt wurde. In einzelnen Gegenden wurden Zwangsmaßregeln nötig, und neuere Veröffentlichungen aus den Archiven enthüllen

Das Volk in Waffen einst und jetzt

mancherlei Unrühmliches aus den großen Städten. Als vor fünfzehn Monaten der Weltkrieg entbrannte, galt es nicht, die verlorene Freiheit wiederzugewinnen, wohl aber das Dasein zu wahren. Kein Anlaß lag vor zu flammender Begeisterung, kein Dichter sang: „Frisch auf, mein Volk! Die Flammenzeichen rauchen“ und „Das Volk steht auf, der Sturm bricht los“, aber auf den nüchternen Mobilmachungsbefehl, noch bevor unsers Kaisers Ausruf „An das deutsche Volk“ bekannt wurde, strömten in vollendeter Ordnung alle zu den Waffen, ein jeder kannte seinen Platz, es bedurfte keiner besonderen Anweisung. Wer diese ernstesten Männer gesehen hat, die ruhig, aber heiteren Antlitzes, in der Nacht zum ersten Mobilmachungstage sich in die überfüllten Eisenbahnwagen drängten und für jede Gegenvorstellung der Reisenden nur die eine Antwort hatten: „Wir müssen doch mit, wir müssen doch unsre Pflicht tun“ — der wußte, daß dieses Volk nicht untergehen kann. Da begreift man, was Erziehung zur Pflicht durch eine Folge von Geschlechtern bedeutet. Mit dieser Erziehung zur Pflicht ist eine sorgsame Auszubildung im Waffenhandwerk und in steigendem Maße eine Wiederbefestigung des Erlernten durch spätere Waffenübungen Hand in Hand gegangen. Die gebildeten Mannschaften sind Soldaten geblieben auch im bürgerlichen Kleide. Aus diesem Grunde konnte den gesteigerten Ansprüchen eines Krieges mit zwei und demnächst noch mehr Fronten durch Heranziehung der Landwehr und an einzelnen Stellen sogar des Landsturms in die erste Linie genügt werden. Es wurde ferner möglich, im Verlaufe des Krieges, trotz des großen Bedarfs an Nachschub zur Ergänzung der Verluste, neue Truppenteile, in Stärke ganzer Armeen aufzustellen, weil die große Zahl der im Frieden gut ausgebildeten Soldaten, vor allem aber der Schatz an planmäßig zu Unteroffizieren erzogenen Reserve- und Landwehroffizieren und Unteroffizieren die Bildung von festen Rahmen gestattete, in denen die erst während des Krieges flüchtig ausgebildeten Mannschaften einen Halt fanden. Die Großartigkeit der Neubildungen wird erst vollkommen klar, wenn man sich vergegenwärtigt, daß während des Krieges 1870/71 nicht ein einziger Truppenteil für das Feld neu aufgestellt worden ist, daß man sich vielmehr damit begnügte, zur Bewachung der Befestigten in der Heimat aus den ältesten Jahrgängen sogenannte Garnisonbataillone und Depoteskadrons zu bilden.

Ohne langjährige ununterbrochene Arbeit der Militärbehörden wäre ein solcher Erfolg nicht möglich gewesen. Neben der Organisation erstreckte diese Arbeit sich auf die Vorsorge für Ausrüstung, Waffen und Munition und ihre dauernde Herstellung während des Krieges. Die neugebildeten Truppenteile, selbst der Landsturm, sind weit besser ausgerüstet und bewaffnet ins Feld gerückt als zum Beispiel im Jahre 1866 planmäßig aufgestellte Landwehrebataillone.

Der außerordentliche Bedarf an Kriegsmaterial aller Art und an Verpflegung bedingte eine weitgehende Heranziehung industrieller, landwirtschaftlicher und kaufmännischer Kreise zur unmittelbaren Mitarbeit.

Dieses Bedürfnis wurde durch die Verhinderung der Einfuhr vom Auslande noch gesteigert, und harte Anforderungen mußten an die Entfagung des nicht unter den Waffen stehenden Teiles des Volkes gestellt werden. Bald zeigte sich, daß sie sich mit gutem Willen überwinden ließen.

Es ist überhaupt staunenswert, welche Hilfskräfte sich dem Heere gefellten, in erster Linie die Eisenbahnen, die durch ihre unübertrefflichen Leistungen von der Mobilmachung an bis zu den gewaltigen Heeresverschiebungen quer durch Europa zu unsern Siegen nächst den Truppen selbst am meisten beigetragen haben. Die von Moltke gestiftete Ehe zwischen dem Generalstabe und den Eisenbahnverwaltungen hat sich als eine überaus glückliche und fruchtbare bewährt.

Der Mitwirkung der Verwaltungsbehörden des Reiches sowie der einzelnen Bundesstaaten, die sämtlich ihre Tätigkeit auf den Krieg eingerichtet haben, gesellen sich zahlreiche Organisationen, in denen die Regierung und sachverständige Männer zusammenwirken, die ihre Kräfte in den Dienst des Vaterlandes gestellt haben; ich nenne als Beispiel nur den „Zentraleinkauf“. Die Aufgabe dieser Organisationen wird besonders dadurch erschwert, daß sie erst während des Krieges durch das zutage getretene Bedürfnis ins Leben gerufen wurden und selbst erst ihre Erfahrungen sammeln mußten. Unvorhergesehen war das Bedürfnis nach solchen wirtschaftlichen Organen nicht. geraume Zeit vor dem Kriege ist viel von einem „wirtschaftlichen Generalstabe“ gesprochen worden; aber es ist kaum ausführbar, auf rein theoretischer Grundlage ohne lehrhafte Vorgänge in der Wirklichkeit dergleichen zu schaffen. Darum waren auch Irrtümer in den die Ernährungsfrage berührenden, tief in das Volksleben eingreifenden Anordnungen bei bestem Wissen und Willen unvermeidlich. Man hat sich redlich Mühe gegeben, zu bessern, wo gefehlt wurde, und vielleicht wurde gar nicht so viel gefehlt, wie die Betroffenen zurzeit noch annehmen.

Ganz anders organisiert als die wirtschaftliche Fürsorge war schon zu Beginn des Krieges die auf reichen Erfahrungen fußende freiwillige Krankenpflege, überhaupt eine ausgedehnte Liebestätigkeit, die sich dann in reichem Maße unmittelbar aus dem Volke heraus erweiterte. Mit dem Mobilmachungsbefehl hat sich ein jeder, dem es nicht beschieden war, mit der Waffe in der Hand für des Vaterlandes Bestand einzustehen, gefragt, auf welchem Gebiete er nützen könne, und da sind neben den der Krankenpflege gewidmeten Ritter- und geistlichen Orden, den großen festgegründeten Vereinen — Rotes Kreuz, Vaterländischer Frauenverein, nationaler Frauendienst und wie sie alle heißen, — zahlreiche, zum Teil im stillen wirkende Unternehmungen entstanden, die bemüht sind, unmittelbare oder mittelbare Kriegshilfe zu leisten, von der Fürsorge für verwundete Krieger bis zur Abhilfe der durch den Krieg entstandenen Notlage der Daheimgebliebenen, von denen die gebildeter Frauen sicherlich nicht die geringste ist. Noch niemals war das Gebiet so weit, auf dem die deutsche Frau, so recht in ihrem Be-

rufe, eine rege und segensreiche Tätigkeit entfaltet hat. Auch sie gehört, nicht nur als Gattin und Mutter, untrennbar zum Volke in Waffen und hat ihren Anteil an den Erfolgen des Heeres, an der Erhaltung des Vaterlandes. Und wie die deutschen Fürsten ihren Heerbann unter des Kaisers Oberbefehl ins Feld führen, so stehen die Fürstinnen als rechte Landesmütter an der Spitze der Frauenorganisationen, allen voran unsere unvergleichliche Kaiserin.

Alles, was hier zunächst im Hinblick auf unsere Landmacht gesagt wurde, trifft für die jüngere Seemacht zu. Auch bei ihr war der Schatz an gut ausgebildeten Offizieren und Mannschaften des Beurlaubtenstandes so groß, daß ein Marinekorps zur Teilnahme am Landkriege aufgestellt werden konnte. Die Ergänzungsfähigkeit auf personellem und materiellem Gebiete hat sich in derselben Weise bewährt, vor allem ist der Geist derselbe wie beim Heere.

Fassen wir das Ergebnis unserer Untersuchung zusammen, so dürfen wir mit Recht einen außerordentlichen Fortschritt gegenüber der Wehrhaftigkeit des Volkes vor hundert Jahren feststellen. Doch wir wollen uns nicht überheben. Es ist nicht das einseitige Verdienst der Gegenwart, daß wir es so weit gebracht haben, vielmehr das Ergebnis stetiger Arbeit auch der vorangegangenen Geschlechter. Wir müssen nach weiterer Vervollkommnung streben, und täglich erweitern sich die Anforderungen, die an uns herantreten. Dazu bedarf es der Prüfung, wo noch gebessert werden kann; ich meine nicht im Heere, überhaupt nicht unfruchtbare Kritik, sondern die weitgehendste Selbstprüfung jedes einzelnen der Daheimgebliebenen. Jedermann möge nachdenken, was ihm noch fehlt, um ein würdiges Mitglied des Volkes in Waffen zu sein, eine Ehre, nach der jeder Deutsche streben soll. Einige Fragen werden andeuten, was ich meine:

Ist, was wir tun, nur um der großen Sache willen?

Spielen nicht, vielleicht unbewußt, Beweggründe mit, wie persönlicher Ehrgeiz, Eitelkeit, Mitmachen, weil es einmal Gebrauch ist? —

Eine andere Frage mögen sich alle vorlegen, die unter dem Drucke der Verhältnisse leiden — und dazu gehören in gewissem Grade alle —: fügen wir uns willig genug in die zum allgemeinen Wohle unerläßlichen Entbehrungen, und tun wir aus eigener Kraft genug, um den erschwerten Kampf ums Dasein durchzukämpfen?

Je mehr die Daheimgebliebenen sich solcher Selbstprüfung hingeben, desto mehr werden sie das große Werk der Vaterlandsverteidigung fördern, nach ihrer Kraft beitragen zur Unterstützung unserer unvergleichlichen Streitmacht und mit um so größerem Rechte sich vollwertige Mitglieder des Volkes in Waffen nennen dürfen. Dieses Volk in Waffen unter Führung seines Kaisers wird und muß siegen, das soll unser Glaubenssatz sein und bleiben.

Literarische Rundschau.

Scharnhorsts Briefe.

Scharnhorsts Briefe. Herausgegeben von Karl Linnebach. Verlag von Georg Müller. München. 1915.

Scharnhorst, der ernste, wortfarge Mann, der der schmückenden Phantasie im Gegensatz zu seinen großen Zeitgenossen Blücher, Stein und Gneisenau so wenig Spielraum läßt, ihn zu vergeistigen und zu verschönen, ist dem Herzen des deutschen Volkes nicht so innig verwachsen wie die anderen Helden der Wiedererneuerung Preußens. Er lebt in unserem Andenken als der unvergleichliche Reorganisator des preussischen Heeres; aber kein Scherzwort, keine Anekdote, wie sie vom „Marschall Vorwärts“ und vom alten Gneisenau noch heute zu Hunderten im Schwange sind, hat ihn uns menschlich näher gebracht und den herben Ernst seiner Züge gemildert. Und doch war es gerade dieser nüchterne Mensch, dessen Geist ausschließlich auf militärische Dinge gerichtet war, der dem niedergebrochenen Preußen von 1806 ein Helfer und Erretter aus tiefster Schmach werden konnte. Ohne ihn wären die Taten eines Blücher undenkbar. Mit demselben ehernen Antlitz, mit dem er in eine blutige Schlacht ging, sah er dem Leben in das ewig wechselnde Angesicht. „Ich sehe unsere Weltereignisse als den unabänderlichen Naturgang der Völker an. Wer kann mit der Vorsehung zürnen?“ schrieb er an seine Freunde, und danach richtete er sein Handeln.

Dieser Mann, der in seiner Jugend die gewiß in idealer Absicht unternommene, vielleicht aber gerade darum für uns so unglückliche Kampagne von 1792 mitgemacht hatte, und der einige Jahre später den furchtbarsten Zusammenbruch eines Staates erlebte, welcher glaubte, auf den Lorbeeren Friedrichs des Großen ausruhen zu können — dieser Mann hatte so viel blühende Übertreibungen gesehen, daß es ihn gut dünkte, sich auf den festen Boden der Tatsachen zu stellen und nach diesem Grundsatz sein Leben aufzubauen. Scharnhorst war ein Feind der Phrase, die, von der französischen Revolution herüberklingend, auch das nüchterne Preußen trunken gemacht hatte. Niemals hat er sich durch schönes Wortgelingen von der nüchternen Beurteilung der Tatsachen abwendig machen lassen. Und so ist er einer der wenigen gewesen, die in dem Taumel der Kriegsbegeisterung vor dem Unglücksjahr laut genug vor einem Krieg gegen Napoleon warnten und einen ungünstigen Ausgang voraus sagten.

So frei von allen phantastischen Vorstellungen und Übertreibungen wie sein Leben sind seine Briefe, deren erster Band, Privatbriefe, uns jetzt vorliegt. (Herausgegeben von Karl Linnebach. Verlag von Georg Müller in München.) Man merkt: es wird dem von Natur Verschlissenen schwer, seinen Gedanken und Empfindungen Ausdruck zu verleihen. Ihm fehlte trotz guter Auffassungsgabe jene schillernde Beweglichkeit des Geistes, die die inneren Vorgänge leicht an die Oberfläche treibt. „Er jagte nicht Ideen in sich auf, sondern ruhte über Ideen aus,“ wie Arndt treffend von ihm sagte. Selbst auf Gebieten, die er völlig beherrschte, kam er nicht über diese geistige Schwerfälligkeit hinweg. Den gleichen Hemmungen war auch sein mündlicher Vortrag unterworfen. „Weitläufigkeit, Unbestimmtheit und Langsamkeit“ — so kennzeichnet Clausewitz den Vortrag seines Meisters —

Scharnhorsts Briefe

„waren die ersten Eindrücke; und im persönlichen gesellschaftlichen Verkehr, wo man oft nur spricht, um zu sprechen, hatte man nicht Gelegenheit, von diesem Urteil zurückzukommen.“ Scharnhorst kannte diesen Mangel seines Geistes selbst sehr gut; er wiederholte darum bei der mündlichen Schilderung so oft denselben Ausdruck immer in anderer Form, bis er das, was er sagen wollte, in gewünschter Klarheit herausgemeißelt hatte. Ebenso versuhr er in seinen schriftlichen Auslassungen, die er so lange feilte und bearbeitete, bis „seinem äußerst feinen Verstand“ alles genügte. Seine mangelhafte Schulbildung ist ihm zeitlebens hinderlich gewesen, obgleich er mit allen Kräften danach strebte, die Lücken auszufüllen. Immer wieder, besonders in jüngeren Jahren, gerät er in Streit mit der deutschen Rechtschreibung und Satzbildung; „mir“ und „mich“ verwechselt er auch später noch gelegentlich in seinen Briefen. Sobald er aber von Gedanken und Empfindungen über sich selbst hinausgehoben wird, ist man überrascht von der Schönheit des Ausdrucks, den er findet. Mit seinem „Taschenbuch für Offiziere“ hat er sich schon früh als Militärschriftsteller einen Namen gemacht. Dieses Buch galt viele Jahre für vorbildlich. Er konnte „edle Früchte still zeitigen, aber nicht mit Blüten prangen“, sagt Clausewitz von ihm. Und das ist der Grund seines großen Lebenserfolges. Er prunkte nicht, er reifte. Als geschickter Spielleiter stand er hinter der Weltbühne und tat seine Pflicht, ohne nach Ruhm und Beifall zu haschen. Raum einer ahnte, daß ihm diese passive Rolle eigentlich nicht lag, daß es ihm schwer fiel, so im Verborgenen zu bleiben, ohne seine beispiellose Selbsterleugnung in gebührender Weise anerkannt und belohnt zu sehen. Von Napoleon gehaßt, von niedrigen Verleumdern bei dem leicht mißtrauischen König in eine zweideutige Lage gebracht, mußte er die Neugeschaltung des preussischen Heeres unter den widrigsten Umständen durchführen. Denn man glaube ja nicht, daß man im preussischen Heer selbst seinen Plänen und Forderungen immer wohlwollend gegenübergestanden hätte! Vielen war der alte Schlandrian gerade so recht, und andere waren so teilnahmslos geworden, daß sie jeden Gedanken an eine Wiedererneuerung Preußens weit von sich wiesen. Da galt es, mit eisernem Besen auszufegen, was morsch war und zerfallen, um die Bahn für neue Pläne wieder frei zu bekommen. Und der Lohn? — Am 19. März 1813 schrieb er an seine Tochter: „Ich habe mit unbeschreiblicher Anstrengung für König und Vaterland gearbeitet, ich habe mein vornehmstes Augenmerk auf die Belebung des Geistes gewandt und durch die Herbeiziehung und Enthusiasmierung der jungen Männer meinen Zweck erhalten und so das Interesse aller Familien an den Krieg gekettet. . . Dabei habe ich kein Kommando nehmen können, ich habe mich nur begnügt, gute, brauchbare Leute hervorzuziehen, ich konnte nur dies durchsetzen, wenn ich selbst allen entsagte.“ Wer könnte aus diesen schlichten Zeilen ahnen, was ihn der Verzicht auf das heiß erstrebte Ziel, die neugeschaffene Armee nun auch selbst zu befehligen, wozu er sich wie kein anderer berufen fühlte, gekostet hat? Er war nun ältester General nach Blücher, dem er in selbstloser Weise die Wege geebnet hatte. Niemand vermutete, welche Entsagung diese edle Tat für ihn war.

Erst aus seinem Schreiben vom 21. Mai 1813, das er sterbend an seine Tochter richtete, erfahren wir, wie sein Herz bei jenem Verzicht geblutet hat: „Ich will nichts von der ganzen Welt,“ bekennt er; „was mir wert ist, gibt sie mir ohnehin nicht. . . Könnte ich das Ganze kommandieren, so wäre mir daran viel gelegen, ich halte mich in aller Vergleichung ganz dazu fähig. . . Alle meine sieben Orden und mein Leben gäbe ich für das Kommando eines Tages.“ Wie ein Aufschrei aus qualverzehrter Brust klingt dieser letzte Satz; und niemand wird sich des Mitgefühls gegen den sterbenden Helden verschließen, dem nur der Tod

die im Leben so herb geschlossenen Lippen öffnen konnte. Das Glück hat Scharnhorst vergebens auf dieser Erde gesucht. Er war bei allem soldatischen Wesen der beste Vater und der zärtlichste Gatte; aber in ihm war, wie bei vielen hervorragenden Menschen, eine ewige Unruhe, die Harmonie und inneren Frieden ausschloß. Schon 1794 schrieb er aus Flandern an seine Gattin: „Ein Kampf zwischen Vernunft und Ehrgeiz ist meine bleibende Stimmung, und wechselsweise der einen oder andern zu folgen, ist mein Schicksal.“ Und so findet er einmal „am Krieg beinahe ein Vergnügen“, und ein andermal dünkt es ihn „gar zu abscheulich, Soldat zu sein“! Das ist eines der wenigen Bekenntnisse über sich selbst. Er liebt es nicht, sich mitzuteilen; aber nach Preußens Zusammenbruch, da er, von Feinden und Spionen umlauert, an seinem schweren Werk des Wiederaufbaues arbeiten mußte, wurde diese natürliche Eigenschaft zu einer bewußten. Wie ein Igel rollte er sich zusammen, wenn man ihn ausholen wollte, und selbst über völlig harmlose Dinge verweigerte er dann die Auskunft. Nur im ganz vertrauten Kreise gab er sich offen, „lachte in herzlicher Fröhlichkeit und erzählte Anekdoten und Schnurren.“ Friedrich Meinecke sagte einmal sehr treffend von ihm, er gehöre „zu den verschleierte[n] Persönlichkeiten, die ihr Bestes nur dem Verstehenden geben können, die zu stark mit der Fülle ihrer Gedanken zu ringen haben, um immer greifbar und durchsichtig sein zu können, die weich und verschwimmend erscheinen, aber im Innern von gespannter Energie und nur zu vornehm sind, um ihre Kraft und ihren Wert immer geltend zu machen“. Auch Clausewitz, der ihm, wenn wir Scharnhorsts Frau und Tochter ausnehmen, wohl am nächsten stand, findet des Rühmens kein Ende: „In der Tiefe des Herzens Gerechtigkeit, Redlichkeit, Unbestechlichkeit, im vertrauten herzlichen Zusammenleben die kindlichste Teilnahme und offenste Ergießung, die freundlichste Nachgiebigkeit, der fröhlichste Scherz . . . Niemals wurde es ihm schwer, in den Ideenkreis der jungen Welt, die ihn umgab, mit Wärme einzugehen.“

Wundervoll ist Scharnhorsts Verhältnis zu Blücher, der doch sein Nebenbuhler war. „Nie hat eine größere und innigere Freundschaft und Zuneigung stattgefunden als zwischen diesem braven und mutvollen Mann und mir. Wir allein waren immer gutes Mutz, wenn die Not am höchsten war; nie war eine Differenz der Meinung zwischen uns, nie verschiedene Gefühle, wir waren eine Seele, ein Gedanke, ein Entschluß.“ So kennzeichnet Scharnhorst selbst ihre Beziehungen. Mit Ergriffenheit lesen wir seine Schilderungen der gemeinsam verlebten Leiden, wie die beiden Helden von Preußens Schmach niedergedrückt wurden und dennoch Mut und Zuversicht auf bessere Tage behielten.

Aber nur dem alten Marschall Vorwärts war es vergönnt, Preußens Befreiung von schwerem Joch mit Augen zu schauen. Scharnhorst durfte, wie Moses in der Wüste, das gelobte Land nur von ferne sehen. Er starb auf einer diplomatischen Reise nach Wien an einer Wunde, die er in der Schlacht bei Großbeeren erhalten hatte, aber in dem festen Glauben an Preußens künftige Größe.

So liest man den dicken Band dieser kunstlos geschriebenen Briefe von Anfang bis zu Ende mit stets reger Herzensbeteiligung. Wir hören von Familienangelegenheiten, aber am meisten von Krieg und Politik; das Geistesleben jener Zeit bleibt völlig unberührt. Viel Mühe ist Scharnhorst nicht geblieben, sich mit schöner Literatur zu befassen, und nur in den ersten Jahren auf dem Wilhelmstein war es ihm möglich, auch einmal ein anderes Buch als nur fachwissenschaftliche zu lesen. Er mußte einseitig sein. Seine Aufgabe war so groß, daß er in weiser Zusammenfassung aller seiner Kräfte in seinem Beruf als Offizier, Kriegsschriftsteller, Seeresreformer und Staatsmann völlig aufging.

Heinz Amelung.

Die Arbeiterschaft im neuen Deutschland. Von Friedrich Schimme und Carl Legien. VI und 232 Seiten. Leipzig, S. Hirzel. 1915.

Großstadtheimat. Betrachtungen zur Naturgeschichte des Großstadtvolkes. Von Walther Classen. Zweite Auflage. VI und 205 Seiten. Hamburg, C. Boyesen. 1915.

Mit dem Auto an der Front. Von Anton Fendrich. 165 Seiten. Stuttgart, Franck'sche Verlagshandlung.

Wie stark war doch in weiten Schichten unseres deutschen Volkes schon in den letzten Jahren vor dem Ausbruche des Krieges das Verlangen nach einer gemeinsamen Arbeit aller positiv schaffenden Kräfte in unserem nationalen Kultur- und Machtstaate: aber es schien, als wären die Gräben zu tief geworden, die eine einseitige Anschauung in allen Parteien, schwere wirtschaftliche Gegensätze zwischen hüben und drüben, zwischen rechts und links gezogen hatte, um in ruhigen Zeiten wieder ausgefüllt zu werden. Dann kam der Krieg, und der 4. August 1914 offenbarte uns bei allen Differenzen, die noch wenige Wochen vorher scharf zum Ausdruck gekommen waren, doch die sittliche Einheit unseres Volkslebens. Kein größerer Sieg konnte uns zu Beginn des Kampfes besichert werden. Die Früchte dieses Sieges für die kommende Friedenszeit festzuhalten, Mittel und Wege zu finden, wie diese Einheit immer festere Gestalt gewinnen und immer weitere Lebenskreise in unserem Volke ziehen kann, das ist die schöne und große Aufgabe, die sich Friedrich Schimme, der Direktor der Bibliothek des Herrenhauses, und Carl Legien, Mitglied des Reichstages und Vorsitzender der Generalkommission der Gewerkschaften Deutschlands, sowie die mit ihnen verbundenen Mitarbeiter sich setzen. Unter ihnen vermisse ich leider zwei Männer, die sich um die Möglichkeit eines Verständnisses zwischen den bürgerlichen Parteien und der Sozialdemokratie so hervorragende Verdienste erworben haben, Gustav von Schmoller und Friedrich Raumann. Und es bleibt auch zu bedauern, daß sich unter den Vertretern der bürgerlichen Parteien nur solche des Liberalismus finden, nicht auch des Zentrums und der konservativen Parteianschauungen. Oder wären die Gräben hier auch jetzt noch zu tief, um überbrückt zu werden? — Dann wäre das Verdienst der Herausgeber und ihrer Mitarbeiter um so höher anzuschlagen, daß sie wagemutig den Schritt vollzogen haben, der — das muß offen ausgesprochen werden — uns ein bedeutendes Stück auf dem Wege zur deutschen Einheit, zur deutschen Freiheit und zum gegenseitigen Vertrauen weiterführt. Nicht darum darf es sich hier handeln, zu prüfen, ob einzelne Aufsätze in ihren Forderungen nicht das Maß des Möglichen im Rahmen aller Parteianschauungen und unserer bisherigen geschichtlichen Entwicklung überschreiten. Das wird Aufgabe der zuständigen politischen Gewalten im Reiche und in den Einzelstaaten sowie der Erörterung in der öffentlichen Meinung nach dem Friedensschlusse sein. Hier ist es unsere Pflicht, darauf hinzuweisen, daß alle Mitarbeiter des Buches einmütig in dem starken Willen zu einer energischen Reform unseres politischen Lebens sich zusammengefunden haben, fest vertrauend auf die Worte des Kaisers und unseres Reichskanzlers, dessen starker sittlicher Einschlag im Sinne unseres deutschen Idealismus ihn eng mit der Volksseele hat zusammenwachsen lassen. Alle stellen sich das Problem, wie es möglich ist, die vor dem Kriege unserem nationalen Staate zum mindesten stark kritisch gegenüberstehende Arbeiterschaft im neuen Deutschland zur sachlichen Mitarbeit, zu einer mehr aktiven Position hinüberzuführen, die bürgerlichen Parteien zu veranlassen, sich energischer als bisher der Zusammenhänge bewußt zu werden, die sie mit der Masse unserer arbeitenden Klassen verbinden. Daß dies gelingt, ist das Problem unseres innerpolitischen Lebens für die nächste Zukunft schlechthin, dem gegenüber alle anderen an Bedeutung weit zurückstehen. Und es wird nach allen Seiten hin, wo es angeht, von einem Vertreter der bürgerlichen Parteien und der sozialdemokratischen Anschauung behandelt. Unter ausdrücklicher Anerkennung des sittlichen Rechtes der prinzipiellen Theorien versuchen alle es, von ihrem Standpunkte aus zum Kriege und zur nationalen Machtpolitik, zu der Notwendigkeit einer Änderung in Verfassungsfragen im Reiche und in den Einzelstaaten, zur Vertretung der Arbeiterinteressen und zu den Gewerkschaften, die bisher oft eine einseitig-doktrinaire Einschätzung erfuhren, zur Neugestaltung der Wirtschaftsordnung und zur Fortsetzung der Sozialpolitik, zur Kirche und Schule, zur Wiedergeburt unseres ganzen Lebens Stellung zu nehmen. Die Persönlichkeitskultur einzelner Schichten soll Gemeingut unseres Volkes werden, unser eigentümlicher Nationalstaat die Macht deutschen Wesens, die Freiheit deutscher Bürger, den politischen Gesamtwillen aller seiner Bewohner darstellen; nicht in dem unklaren Sinne romantischer Lebens- und Staatsauffassung, die nach der Überwindung nicht standhält, sondern in der wahrhaften Einschätzung der Wirklichkeit, wie sie uns politisch-geschichtliche Ethik und soziale Verpflichtung erkennen lassen. So finden sich große, der Totalität

unseres Volkes gemeinsame Ziele, denen dieses Buch in einer freien, geistigen Aussprache die Wege bahnt. Es ist ein ernster Versuch, hinfort den Parteikampf, der sich als ein wichtiges Mittel zum Fortschritt für große organisatorische Masseneinheiten wieder einstellen muß, in unserem Vaterlande auf eine andere Basis zu stellen als bisher, auf die Basis der politischen Erkenntnis, daß Parteilichungen aufs engste mit dem geistigen Gesamtleben einer Staatsnation zusammenhängen und von diesem Zusammenhange aus gewürdigt sein wollen, und auf die Basis des politischen Willens, trotz solcher Gegensätze niemals das sittliche Recht des anderen zu verletzen. Damit wird das Buch zu einer politischen Tat, die einen Markstein in die Geschichte des deutschen Parteilebens setzt, denn jenen politischen Willen brachte bisher keine Partei zum Ausdruck, zeigte auch gar kein Verlangen danach; auch nicht, als sich alle noch jener politischen Erkenntnis bewußt waren und sich noch nicht einseitig von wirtschaftlichen Interessenfragen leiten ließen. Diese werden hinfort nicht als Stiefkind der Parteipolitik zur Seite stehen, aber uns alle beiseite die lähne Hoffnung, daß sie nicht mehr allein unsern Glauben und unsere Gedanken, unseren Willen und unsere Einschätzung des Nachbarn bestimmen werden. —

Zu dieser Hoffnung berechtigen uns die beiden anderen Bücher. Classens Großstadtbeimatz erzählt uns nun zum zweiten Male von der stillen, aber gerade durch ihre Stille und Anausdringlichkeit so segensreichen Arbeit, die er in Hamburg an der heimatsuchenden Großstadtsjugend geleistet hat. Hier sind Wege gewiesen, die schon vor dem Kriege ein evangelischer Theologe zur inneren Versöhnung gefunden hat. Bei aller herben, ja bitteren Wirklichkeit, die uns der Verfasser schildert, spüren wir etwas von der unbefiegbaren Lebensbejahung und Schaffensfreudigkeit, die in unseren einfachen Volksklassen gerade der Großstadt vorhanden ist. Ob wohl die evangelische Kirche diese Weitherzigkeit in ihre Tätigkeit aufzunehmen und so wirklich zur Volkskirche zu werden vermag? — Nur dann kann sie den scholastischen Intellektualismus überwinden, der allen ihren kirchenpolitischen Gruppen mehr oder minder anhaftet, und in sich jene Gesinnungsgemeinschaft gestalten, die einst der letzte Reformator des protestantischen Glaubens, Schleiermacher, von ihr verlangte, nur dann werden sich ihr die Herzen aller Volksklassen wieder öffnen. — Und daneben die Arbeit des Sozialdemokraten Fendrich, ein Buch, von dem man wünschen möchte, daß es von allen Angehörigen der bürgerlichen Parteien nicht nur gelesen, sondern auch studiert würde; ebenso wie seine frühere Schrift „Der Krieg und die Sozialdemokratie“ (Politische Flugschriften von E. Jäckh, Nr. 25, Stuttgart-Berlin, Deutsche Verlagsanstalt). Wie sachlich und warm zugleich die Schilderung der Begegnung mit dem Kaiser und dem Kanzler, wie stark der Ewigkeitsgehalt in den Kapiteln über „Das rote Kreuz“ und „Heimfahrt“, wie lebendig auf jeder Seite das Zusammengehörigkeitsbewußtsein mit allen Ständen, mit dem ganzen Volke, weil der Verfasser, wie es jener Blame mit vorwurfsvollem Tone sagte, die Deutschen alle als Arbeiter kennen gelernt hat; Arbeiter an dem nationalen Kultur- und Machtstaate, aber auch Arbeiter an jener allgemeinmenschlichen humanen Gesinnung, die als ein köstliches, altes Edelgut des deutschen Volkes uns aber viele Seelentämpfe gekostet, uns viele politische Niederlagen beigebracht hat, uns aber schließlich doch — daran glauben läßt die Verfasser dieser drei Bücher und wir selbst — auf die Höhe unseres nationalen und weltbürgerlichen Daseins in schöner Harmonie führen wird.

112.

Flammenzeichen. Zeitgemäße Görres-Worte. Mit einem Geleitwort von Bernhard Achtermann. Rempten und München, Jos. Köfelsche Buchhandlung. 1915.

Aus Görres' Werken und journalistischen Arbeiten sind eine Reihe bedeutender Abschnitte unter gut gewählten Überschriften in inhaltlich verbundener Folge als „zeitgemäße Görres-Worte“ herausgegeben worden. Das „zeitgemäß“ darf nicht wörtlich genommen werden. Wohl kämpfte der feurige Publizist in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts für ähnliche Ziele wie die heutigen, aber bei weitem nicht für analoge. Er wendet sich an ein noch nicht erstarktes, mühsam um seine Einigkeit ringendes Deutschland, und als einziger, mächtiger Feind steht ihm das noch vom Ruhm der napoleonischen Zeit zehrende Frankreich vor Augen. Doch auch im Bewußtsein der bedeutenden Unterschiede zwischen einst und jetzt gelesen, bildet die Sammlung auch in ihrem politischen Teil noch erstaunlich viel heute bedingt oder unbedingt Zutreffendes und zeigt den zu wenig allgemein bekannten Verfasser als politisch und psychologisch höchst begabten Schriftsteller und vor allem als feurigen, leidenschaftlichen, mit Überzeugungskraft des Wortes begabten Patrioten. Das dauernd Wertvollste in der Sammlung sind aber wohl die allgemein geschichtsphilosophischen Bemerkungen, die einen dichterischen Seherblick offenbaren und oft in Formen von edelstem Pathos ausgedrückt sind, so die Abschnitte „Auf der Wetterwarte“, „Hohe Gesichtspunkte“, „Sein und Werden in der Geschichte“, „Machtwille in den Völkerschicksalen“, „Läuterung“.

100.

Madame de Staël and the spread of German Literature. By Emma Gertrude Jaeck. Ph. D. 1915 New York. Oxford University Press.

Gerade im Kriegsjahr, wo das Deutschtum im Auslande so vielfach verkannt und verleumdet wird, ist ein Buch, wie das der Amerikanerin Emma Gertrude Jaeck, freudig zu begrüßen, denn es zeugt vom tapfersten und aufrichtigsten Bemühen, den Amerikanern Deutschlands literarische Größe vor die Seele zu stellen. Madame de Staël darf nur als das Medium für diese Aufgabe betrachtet werden; daß sie die erste französische Schriftstellerin war, die das Genie deutscher Dichter und Denker richtig einschätzte, daß sie, wie eine Quellensucherin mit der Wünschelrute ihres Geistes in dem fremden Boden verborgene Schätze fand und Mut genug besaß, ihre Meinung trotz Napoleons Verdikt auszusprechen, das ist es, was diese, an Studium und Fleiß überreichen Mütter vor uns aufrollen. Unter dem Denkmal des großen Forschers Giordano Bruno in Rom, bei dessen Enthüllung deutsche Gelehrte zugegen waren, stehen die Worte: „Ihm, der unser Jahrhundert vorausahnte!“ Das gleiche Motto möchte man für die geniale Tochter Neckers wählen, die mit prophetischem Blick Deutschlands Werdegang voraussah. 80.

Richard Wagner. Sämtliche Schriften und Dichtungen. Sechzehnter Band. Leipzig, Breitkopf und Härtel. C. F. W. Siegel (H. Linnemann).

Mit dem sechzehnten Bande hat die Veröffentlichung der Wagnerschen Schriften ihren Abschluß gefunden. Er enthält eine Reihe weiteren Kreisen unbekannter Auslassungen, die aus alten Zeitschriften usw. zusammengesucht wurden und ein überaus großes Gebiet umfassen. Nicht zum wenigsten interessant ist ein Brief vom Mai 1848 an ein Mitglied der Deutschen Nationalversammlung in Frankfurt, in welchem Wagner für „Aufhebung des Bundesrats und Erklärung des Parlaments als einzige konstituierende Gewalt“, für sofortige Einführung der Volksbewaffnung und — o quae mutatio rerum! — ein Schutz- und Trutzbündnis mit Frankreich eintritt. Sehr dankenswert ist die Aufnahme von Briefen und Briefstellen, in denen für die Allgemeinheit wichtige Fragen besonders künstlerischer Art behandelt werden. So ein Brief an Uhlig über den Vortrag Beethovenscher Werke, dessen Hauptthese freilich manchen zum Widerspruch reizen wird; so die genauen, von unbeholfenen Zeichnungen von Wagners eigener Hand begleiteten szenischen Vorschriften für die Aufführung des Lohengrin. Ob die Mitteilung so schwacher Gelegenheitsversen wie die an Dannreuther und Hans Richter oder der von Wagner selbst verworfenen Stellen zu seinen Dichtungen irgendeinem Zweck diene, mag dahingestellt bleiben. Wir sind ja leider! auf literarischem Gebiet von der Manie für Vollständigkeit besessen, und während das Material so gewaltig wächst, daß man sich nur noch mit Schwierigkeit auch auf dem kleinsten Gebiet auf dem laufenden zu halten vermag, dünkt uns doch die Veröffentlichung auch der unbedeutendsten Auslassungen unserer bedeutenden Männer eine unbedingte Notwendigkeit. Herrn Professor Richard Sternfeld gebührt der Dank aller Wagner-Freunde für die Zusammenstellung des Bandes und die vortrefflichen Erläuterungen dazu. Nicht unerwähnt soll auch das außerordentlich reichhaltige Namen- und Sachregister zu sämtlichen Werken Wagners sein, das Herrn Dr. Erich Schwefsch zum Verfasser hat. 81.

Kriegsfaat und Friedensерnte. Von Adolph Matthias. 53 S. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung. 1915.

Die kleine, in ihrer Schlichtheit so ansprechende Schrift ist der „Freien vaterländischen Vereinigung“ gewidmet, die, von Mitgliedern aller Parteien gebildet, das Verlangen der weitesten Kreise verwirklichen will, den inneren Gewinn des Krieges für unser innerpolitisches Staats- und Volksleben sicherzustellen, das rein national-politische Bewußtsein, das vaterländische Volksbewußtsein, das sich als das Gemeingut aller Parteien erwiesen hat, zur letzten und höchsten Richtlinie unseres öffentlichen Lebens zu machen. Der Krieg bedeutet die Aussaats, die Neuschöpfung großer geistiger und materieller Güter. Vielleicht war nach 1870/71 — hier urteilt der Schreiber dieser Zeilen ein wenig anders als der Verfasser — der materielle Aufschwung Deutschlands mit allen seinen üblen Begleiterscheinungen eine aus der Summe der vorübergehenden Lebensanschauungen notwendige Durchgangsstufe unseres Volkes; aber hüten wir uns, daß sie sich wiederholt. Regierung und Volk sollen schon jetzt, nicht erst nach dem Frieden die Wege ebnen zur weiteren Gesundung unseres öffentlichen Lebens. Größere Freiheit für die Vereine und Gewerkschaften, sittliche Vertiefung des Beamtentums, Beseitigung des Mammonismus bei aller Wertschätzung des Reichums von seiten der Regierung, größere Reinheit und Einheit, Neugruppierung bei den Parteien, Zurückdrängung der Plutokratie, die sich nach

Literarische Rundschau

einem treffenden Ausdruck des Verfassers in „mammonistische Tempelbezirke“ zusammenschließen mag, Befreiung der Vorliebe für Fremdwörter und für fremdes Wesen, deutsche, religiös-sittliche Kultur und Art in Haus und Familie, in Kunst und Wissenschaft: das sind Kriegsziele, Friedensernten, die nicht verschoben, sondern auf der Stelle angepackt sein wollen, wenn nicht das beste Stück des Kriegserlebnisses der einzelnen und des ganzen Volkes in dem Einerlei des Arbeitstages verschwinden soll. 102.

In der Kriegsprima. Von Fritz Pistorius. Berlin, Erowitsch und Sohn. 1915.

In diesem Buch spiegelt sich die große Zeit, still und bewegt! Mag es auch paradox klingen, kein anderes Motto paßt für das herrliche Jugendbuch, aus dem ein hohes Lied deutscher Pflichttreue, deutscher Kraft, deutscher Standhaftigkeit mächtig bewegt uns entgegenklingt, aus dem die herbe, innige, feusche Vaterlandsliebe deutscher Knaben und Mägdlein uns still und schmerzlich ans Herz greift. So waren sie, die Söhne, die wir hingeben mußten, so sind sie aber auch noch, die Söhne, die wiederkehren werden, um nach siegreich beendetem Kampfe das Friedenswerk zu vollenden. Wie Menzels stählerner Griffel das friderizianische Zeitalter mit liebevollster Genauigkeit und genialster Präzisierung verewigte, so gelingt es Pistorius, die historischen Momente 1914 in treffenden Bildern festzuhalten. Berlin als Einheit, als Seele der Nation ist wohl noch nie so wahr und richtig geschildert wie in dem ersten Kapitel beim Ausbruch des Krieges, wo heilige Begeisterung für die gute Sache Herrscher und Volk auf dem Schloßplatz zusammenführte. Der Deutsche, in seiner gemütvollen Schlichtheit, findet auch in den größten Momenten ein Lächeln, ein Schlagwort, das die prunfende, historische Steifheit erquickend löst, und gerade dieser föstliche Humor gibt dem Buche einen individuellen Reiz, läßt uns die jungen Helden lieb gewinnen, als wären es Freunde. Das habe ich nicht gelesen, nein, das habe ich selbst erlebt, diese Opfer, diese Taten, diese Hingabe, dieses Wachstum, das aus Kindern Männer macht. — Daß wir alle Schüler sind in der Schule des Lebens, das lehrt dies Schulbuch, wie eine Mahnung wirkt es, würdige Kinder zu sein einer würdigen Zeit. 103.

Jugendwehr und Zukunftsheer. Ein Rückblick und Ausblick. Von Oberstleutnant v. Hoff. Oldenburg, Druck und Verlag von Gerhard Stalling.

Ein warm zu Herzen gehendes Buch. Überzeugend weiß der Verfasser die dringende Notwendigkeit der gesetzlichen Regelung der Jugendwehrfrage darzutun. Er zeigt, daß das System des freiwilligen Beitritts zu Jugendwehrorganisationen nicht volle Arbeit leisten konnte, daß den Bestrebungen ein sehr großer Teil der Jugend ferngeblieben ist. Ein Gesetz, wie es der Verfasser erhofft, würde hier Wandel schaffen, indem alle Knaben vom siebzehnten Jahre an gezwungen wären, sich der Vorbereitung zur Wehrpflicht zu unterwerfen. Die freiwilligen Vereinigungen würden immer noch ein reiches Feld zur Betätigung behalten. Bei diesem Zwang auf die Massen käme das Gefühl der Begrüßung hinzu, daß die Knaben dann auch nur unter ärztlicher Kontrolle ausgebildet würden. Hierdurch würde mancher sorgliche und jetzt wohl auch da und dort noch berechtigte Einwand, daß die Gefahr einer Überanstrengung des mitten in der Entwicklung stehenden jugendlichen Körpers bestehe, beschwichtigt werden. Sehr erfreulich ist auch die Betonung, daß das Kind am Sonntag im wesentlichen der Familie verbleiben soll, denn das deutsche Volk darf nie vergessen, daß die Wurzeln seiner sittlichen Kraft im Familienleben liegen. Ein Wegziehen der Kinder vom Elternhaus nimmt den Kindern unter Umständen die stärksten Einflüsse auf Herz und Gemüt, aber auch, was vielleicht noch weniger beachtet worden ist, es kann in vielen Eltern das Gefühl der Verantwortung immer weiter einschläfern. — Wie aber steht es mit der Schule? Leider ist es eine Tatsache, daß bei der Aufgabe häuslicher Arbeiten an den den Übungen der Jugendwehr gewidmeten Tagen von manchen Lehrern keinerlei Rücksicht geübt wird. Kein Wunder, wenn dann die Schüler die doppelte Pflicht nur seufzend und murrend auf sich nehmen und der übermüdete Körper und Geist weder hier noch dort Ersprießliches leisten kann. v. Hoff betont sehr richtig, daß die Übungen der gesetzlichen Jugendwehr keineswegs in die Freizeiten der Woche gelegt werden dürfen, sondern in die Zeit der Schule und Berufsarbeit fallen sollen. Diese Übungen müssen ein gleichberechtigter Faktor neben der Schule und der beruflichen Ausbildung werden, ohne daß die der Familie ohnedies schon leider viel zu knapp bemessene Zeit des Einflusses auf die Kinder weiter geschmälert wird. Das muß möglich sein und wird möglich sein, wenn die Aufklärung aller beteiligten Kreise in so warmer, frischer und überzeugender Weise geschieht, wie durch dieses Buch. 104.

Literarische Neuigkeiten.

Von Neuigkeiten, welche der Redaktion bis zum 15. Dezember zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Adies. — Persönliche Erinnerungen zur Vorgeschichte der Universität Frankfurt a. M. Von Dr. Franz Adies. 64 S. Frankfurt a. M., Englert und Schloffer. D. J.

Andersen. — Andersen's Märchen. Übersetzt von Gertrud Bauer. Mit Bildern von Paul Hey. 259 S. Stuttgart, K. Thiemeemanns Verlag. D. J.

Behrens. — Das kriegerische Frankreich 1915. Von Eduard Behrens. Lebenisse und Betrachtungen. 158 S. München, Rosenau-Verlag. 1915.

Biermann. — Volkswirtschaftliche Lehren des Weltkrieges. Ein Vortrag von Dr. W. Ed. Biermann, Professor der Nationalökonomie an der Universität Leipzig. 34 S. Berlin, Dr. Walter Rothschild 1915.

Vod. — Die leere Kirche. Roman von Alfred Vod. 170 S. Berlin, Egon Fleischer und Co. 1915.

Volt. — Peterli am List. Eine Erzählung für die Jugend und ihre Freunde. Von Nilotaus Volt. Mit 20 Zeichnungen von Rudolf Minger. 151 S. Zürich, Art. Institut Orell Füssli. D. J.

Vonde. — Die Krise der Britannia. Erzählung von Sopyus Vonde. 286 S. Stuttgart und Berlin, Deutsche Verlags-Anstalt. 1915.

Brochhaus. — Von Echelmen und drolligen Käuzen. Lustige Geschichten, gesammelt und der Jugend neu erzählt von P. Brochhaus. Mit vielen Bildern von Leo Bauer. 128 S. Stuttgart, K. Thiemeemanns Verlag. D. J.

Curti. — Sang der Zeiten. Von Theodor Curti. 335 S. Zürich, Art. Institut Orell Füssli. 1915.

Damaische. — Die Vödenreform. Grundrissliches und Geschichtliches zur Erkenntnis und Überwindung der sozialen Not. Von Adolf Damaische. Zweite Auflage. 490 S. Jena, Gustav Fischer. 1915.

Diederich. — Ein Weltkrieg im Altertum. Der Jugend erzählt von Benno Diederich. Mit zehn Bildern von Max Bernuth. 155 S. Stuttgart, K. Thiemeemanns Verlag. D. J.

Diepold. — Das deutsche Kunstproblem der Gegenwart. Von Rudolf Klein Diepold. 116 S. Berlin, V. Behr's Verlag (Friedrich Bedderien). D. J.

Ebers. — Italien und das Garantieregime. Von Dr. G. J. Ebers, Professor des öffentlichen Rechts an der Universität Münster. 62 S. Köln, J. P. Bachem. 1915.

Elster. — Deutschtum und Dichtung. Rektoratsrede von Ernst Elster. (Marburger Akademische Reden Nr. 33.) 36 S. Marburg a. L., N. G. Elwert'sche Verlagsbuchhandlung (G. Braun). 1915.

Emerson. — Nature and Thought. By Ralph Waldo Emerson. 285 S. (Tauchnitz-Edition, Vol. 4512.) Leipzig, Bernhard Tauchnitz. 1915.

Engelbrecht. — Krieg, Kunst, Leben. Betrachtungen von Kurt Engelbrecht. 123 S. Leipzig, Kienigs-Verlag. 1916.

Ermatinger. — Gottfried Kellers Leben. Mit Benutzung von Jakob Baechtolds Biographie dargestellt von Emil Ermatinger. Mit einem Bildnis. 677 S. Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger. 1915.

Eucken. — Geistige Strömungen der Gegenwart. Von Rudolf Eucken. Der Grundbegriffe der Gegenwart fünfte, umgearbeitete Auflage. 406 S. Leipzig, Veit und Comp. 1916.

Eulenspiegel. — Alte und neue Geschichten von Till Eulenspiegel. Nach dem ältesten Druck neu übersezt und ergänzt von H. König. Mit 30 Festsdruckbildern nach Originalen von Rolf Wintler. 187 S. Stuttgart, K. Thiemeemanns Verlag. D. J.

Fauthhaber. — Waffen des Lichtes. Gesammelte Kriegserden. Von Dr. Michael von Fauthhaber, Bischof von Speyer. 181 S. Freiburg i. Br., Herdersche Verlagsbuchhandlung. 1915.

Ganz. — Peter das Kind. Von Hans Ganz. 275 S. Zürich, Rascher und Cie. 1915.

Gozovic. — Im blutigen Karst. Erinnerungen eines österreichischen Offiziers aus dem Kriegsjahr 1914. Von Rifat Gozovic Pascha. Wie acht Festsdruckbildern nach Originalen von Willy Pland. 168 S. Stuttgart, K. Thiemeemanns Verlag. D. J.

Grillparzer. — Grillparzers Abnen. Eine Festgabe zu August Savers 60. Geburtstag. Herausgegeben vom Literarischen Verein in Wien. 56 S. Wien, Verlag des Literarischen Vereins in Wien. 1915.

Grimm. — Elfenmärchen der Brüder Grimm. Neu erzählt von Ernst Steumann. Mit vielen Bildern von W. Pland. 198 S. Stuttgart, K. Thiemeemanns Verlag. D. J.

Grimm. — Aufsätze zur Kunst. Von Herman Grimm. Herausgegeben von Reinhold Steig. 355 S. Gütersloh, E. Bertelsmann. 1915.

Grimm. — Aufsätze zur Literatur. Von Herman Grimm. Herausgegeben von Reinhold Steig. 273 S. Gütersloh, E. Bertelsmann. 1915.

Günther. — Kikaput-Zitatenschatz. Von Dr. phil. Hans Günther. 954 S. Leipzig, Schmidt und Günther. D. J.

Harbou. — Die deutsche Frau im Weltkriege. Einblicke und Ausblicke von Thea von Harbou. 144 S. Leipzig, Hesse und Weder. 1916.

Harbou. — Die Masken des Todes. Sieben Geschichten in einer. Von Thea von Harbou. 264 S. Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger. 1915.

Hasbagen. — Das Studium der Zeitgeschichte. Von Julius Hasbagen. 36 S. Bonn, Friedrich Cohen. 1915.

Heigel. — Deutsche Reden von Karl Theodor von Heigel. Mit einem Anhang von Aufsätzen und Reden über den Krieg, einem Nachruf von Ido Striedinger und einem Bildnis nach Franz Lenbach. 305 S. München, C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung Deskar Beck. 1916.

Herget. — Österreichs Anbesamerte. Patriotisches Jugend- und Volksbildungswerk. Herausgegeben von Anton Herget. Der Weltkrieg von 1914—1915. 2. Band. Bilder von K. A. Wille. Text von L. Praechner. 12 S. Prag, A. Haase. D. J.

Hesse. — Anterwes. Von Hermann Hesse. Zweite, vermehrte Auflage mit dem Anhang „Zeitgedichte“. 114 S. München, Georg Müller. 1915.

Jiemann. — Maria im Tempel. Novellen von Bernd Jiemann. 170 S. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt Rütten und Loening. 1914.

Jiemann. — Der Musikantenstrauch. Märchen-erzählungen von Bernd Jiemann. Mit 8 Zeichnungen von Max Schwerdtfeger. 119 S. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt Rütten und Loening. 1914.

Kappeler. — Conrad von Drell. Sein Werden und Wirken aus dem schriftlichen Nachlaß dargestellt von Ernst Kappeler, Pfarrer in Zollikon. 507 S. Zürich, Art. Institut Orell Füssli. 1916.

Karlemeyer. — Sorge für die Hinterbliebenen und Kriegsversorgung. Was soll man für den Fall seines Todes vorbereiten? Wie macht man sein Testament kostenlos selbst ohne Notar? Rat, Hilfe und Unterstützung für die Hinterbliebenen, Kriegsversorgung. Von Dr. jur. Ed. Karlemeyer. 100 S. Wiesbaden, E. Abigt. D. J.

Krentzer. — Das normale Klavierpedal vom akustischen und ästhetischen Standpunkt. Von Leonid Krentzer. Mit einem Bildnis des Verfassers. 99 S. Leipzig, Breitkopf und Härtel. 1915.

Rubli. — Gedichte von Otto Rubli. Zeichnerische Beigaben von Alexander Goldendoff. 107 S. Zürich, Art. Institut Orell Füssli. 1916.

Lang. — Feldgran. Erste Kriegserlebnisse in Frankreich. Von Martin Lang. Vierte Auflage. 142 S. Stuttgart, K. Thiemeemanns Verlag. D. J.

Leopold. — Im Schützengraben. Erlebnisse eines schwäbischen Musketiers auf der Wacht und beim Angriff in Polen. Von Albert Leopold. 114 S. Stuttgart, K. Thiemeemanns Verlag. D. J.

Leßing. — Carl Robert Leßings Bücher- und Handschriftensammlung, herausgegeben von ihrem leibigen Eigentümer Gottlob Leßing, Mitregentsberger zu Meiseberg bei Granitz. Zweiter Band. Handschriftensammlung, Teil 2: Deutschland. Bearbeitet von Alred Buchholz. 496 S. Berlin, Otto von Holtten. 1915.

Leuthner. — Russischer Volksimpertalismus. Von Karl Leuthner. 81 S. Berlin, E. Fischer Verlag. 1915.

Lifschitz. — Rußland. Von Dr. F. Lifschitz, Privatdozent an der Universität Bern. 165 S. Zürich, Art. Institut Orell Füssli. 1916.

Literarische Neuigkeiten

Vöhr. — Der Krieg und das Schicksal der Kirchen Frankreichs. Eine deutsche Antwort auf französische Anklagen. Von Joseph Vöhr, Doktor der Theologie, heider Rechte und der Philosophie. Zurzeit Festungs-garnisonpfarrer in Men. 44 S. Köln, J. P. Bachem. 1915.

Märchen. — Die schönsten Märchen aus Tausendundeiner Nacht. Für die Jugend bearbeitet von Paul Morig. Mit Bildern von R. Mühlmeister. 51ste Auflage. 312 S. Stuttgart, K. Fienemanns Verlag. D. J.

Menzel. — Zur Psychologie des Staates. Inaugurationsrede, gehalten am 23. Oktober 1915 von Dr. Adolf Menzel, derzeit Rektor der Universität Wien 26 S. Wien, Selbstverlag der k. k. Universität. 1915.

Mühlstein. — Der Vorkang der deutschen Staatsidee und ihr Sieg in Europa. Von Hans Mühlstein. 32 S. München, Rosenlauf-Verlag. D. J.

Mulert. — Der Christ und das Vaterland. Von Lic. Hermann Mulert, Privatdozent der Ideologie an der Universität Berlin. 217 S. Leipzig, J. C. Hinrichsche Buchhandlung. 1915.

Münzer. — Menschen von gestern. Ein Berliner Roman von Kurt Münzer. 370 S. München, Georg Müller. 1916.

Narbusius. — Johann Gottlob Narbusius, ein Pionier deutscher Industrie. Von Elisabeth von Narbusius. 306 S. Stuttgart und Berlin, Deutsche Verlags-Anstalt. 1915.

Niehammer. — Wunderfischen. Ein Waldmärchen. Meinen Veten erzählt von W. Niehammer. 83 S. Stuttgart, K. Fienemanns Verlag. D. J.

Oden. — Aus dem fernen Osten. Ein Rückblick und Ausblick. Von einem rheinischen Großindustriellen. (Deutsche Kriegsschriften, Heft 19.) 42 S. Bonn, A. Marcus und C. Weber. 1915.

Otto. — Wälder des Lebens. Von Friedrich Otto. 86 S. Leipzig, Lenien-Verlag. 1915.

Pferche. — Die Parteien der Deutschen in Österreich vor und nach dem Weltkrieg. Von Dr. Emil Pferche, Hofrat und Professor der Rechte an der deutschen Universität in Prag. 26 S. München und Leipzig, Funder und Humblot. 1915.

Pliforius. — Die Kriegsprima und andere Geschichten vom Doktor Fuchs. Von Fritz Pliforius. 268 S. Berlin, Drowisch und Eohn. 1915.

Planiszig. — Denkmale der Kunst in den südlichen Kriegsgebieten. Isonzo-Ebene, Istrien, Dalmatien, Südtirol. Von Leo Planiszig. Mit 115 Abbildungen. 118 S. Wien, Anton Schroll & Co. G. m. b. H. 1915.

Plenze. — Eine Kriegsvorlesung über die Volkswirtschaft. Das Zeitalter der Volksgenossenschaft. Von Dr. Johann Plenze, ord. Professor der Staatswissenschaften an der Universität Münster i. W. 31 S. Berlin, Julius Springer. 1915.

Poffart. — Erlebtes und Erlebtes. Erinnerungen aus meiner Bühnentätigkeit. Von Ernst von Poffart. Dritte Auflage. Mit 61 Bildertafeln. 326 S. Berlin, E. S. Mittler und Eohn. 1916.

Quenzel. — Vom Kriegsschauplatz. Feldpostbriefe und andere Berichte von Mitkämpfern und Augenzeugen. Mit Beiträgen von Wilm Björnson, Cornelius Gurllit, W. Keunemann u. a. Herausgegeben von Karl Quenzel. Mit Bildern nach Originalaufnahmen. Zweiter Band. 269 S. Leipzig, Heise und Weder. 1915.

Kabe. — Sind si all dor? Altbamburgische Kasparjengen. Gefammelt und für den „Quidborn“ in Hamburg herausgegeben von Jobs. E. Kabe. 59 S. Hamburg, Quidborn-Verlag. 1915.

Schauffler. — Goetbes Leben, Leisten und Leiden in Goetbes Wilderprache. Von Theodor Schauffler. 634 S. Heidelberg, Carl Winter's Universitätsbuchhandlung D. J.

Schiffner. — Die militärische Vorbereitung der Jugend. Von Franz Schiffner, I. I. Reglerungsrat in Wien. 32 S. Prag, A. Haase. 1915.

Schneider. — Natürliche Menschheitsgeschichte in 20 Bildern von der Urzeit bis in die Zukunft. Von

Dr. Karl Camillo Schneider, Professor an der k. k. Universität Wien. 72 S. Wien, Orion-Verlag G. m. b. H. 1915.

Seemann. — Dreieinigkeit. Nige plattditsche Gedichten. Von August Seemann. Berlin, W. Röwer. 1915.

Silberer. — Durch Tod zum Leben. Eine kurze Unterredung über die entwicklungsgeischichtliche Bedeutung des Embots der Wiedergeburt in seinen Urförmern, mit besonderer Berücksichtigung der modernen Philosophie. Von Herbert Silberer. 58 S. Leipzig, Wilhelm Heims. 1915.

Steinlein. — Über die Herkunft der Sage und Tropbeziehung von der letzten Welttschlacht am Vorkang in Westfalen mit Erläuterungen zur deutschen Kaiserlage und heutigen Weisung von Stephan Steinlein. 74 S. Leipzig, Wilhelm Heims. 1915.

Stimmen. — Schwedische Stimmen zum Weltkrieg. Überfest und mit einem Vorwort versehen von Dr. Friedrich Etzwe. 203 S. Leipzig und Berlin, W. G. Zentner. 1916.

Stimke. — Vor der Rampe. Neue dramaturgische Wälder. Von Heinrich Stimke. 314 S. Oldenburg, Schulze'sche Hof-Verlagsbuchhandlung. 1915.

Tod. — Der Tod fürs Vaterland. Zwei Neben aus Antite und Gegenwart. (Zat-Flugchriften Nr. 12.) 30 S. Jena, Eugen Diederichs. 1915.

Tornius. — Die Baltischen Provinzen. Von Dr. Valerian Tornius. Mit acht Abbildungen und zwei Kartensätzen. 104 S. (Aus Natur und Geisteswelt. Bd. 542.) Leipzig und Berlin, W. G. Zentner. 1915.

Ullmann. — Die Bestimmung der Deutschen in Mitteleuropa. In den Grundlagen des deutsch-österreichischen Bündnisses. Von Hermann Ullmann. (Zat-Flugchriften Nr. 11.) 39 S. Jena, Eugen Diederichs. 1915.

Ulmer. — Sturmgeboren. Gedichte aus dem Krieg. Von Friedrich Ulmer. 58 S. München, Paul Müller. 1915.

Vesper. — Vom großen Krieg 1914/1915. Neue Gedichte von Wlf Vesper. Dritte Folge. 96 S. München, E. S. Veefische Verlagsbuchhandlung Defar Bed. 1915.

Voltsböker. — Plattditsche Voltsböker. Rutgeb'n von'n Plattditschen Landes-Verband für Elewig-Holstein, Hamburg un Libed. Heft 1: Kartengold. Bertelln von Johann Hinrich Febrs. 42 S. Heft 2: Sit un Welt. Von Fritz Lau. 43 S. Heft 3: It will di wä vertelln. Holsteenich Voltsmärchen sammelt von Gustaf Friedrich Meyer. 43 S. Heft 4: Unf Tiern. Allerhand Enad und Niemeles von de Tiern sammelt in Elewig-Holsteen von Gustaf Friedrich Meyer. 45 S. Heft 5: Weltkrieg und Niederdeuschunn. Kulturpolitische Betrachtungen von Jacob Wdenwand. 43 S. Heft 6: Vadder is en Landwehrmann. 20 Leeder von Krieg und Heimat von Georg Eemper. 27 S. Garding, S. Lübr und Dircks. 1915.

Wagemann. — Die deutschen Kolonisten im brasilianischen Etaate Espirito Santo. Von Dr. Ernst Wagemann. Mit 14 Abbildungen und 2 Karten. 151 S. München und Leipzig, Funder und Humblot. 1915.

Wegener. — Der Wall von Eten und Feuer. Ein Jahr an der Westfront. Von Prof. Dr. Georg Wegener, Kriegsberichterstatter im Großen Hauptquartier, 190 S. Leipzig, F. A. Brodhaus. 1915.

Berne. — Jesus. Von D. Paul Bernle, Professor an der Universität Basel. 368 S. Ebingen, J. C. B. Mohr (Paul Siebeck). 1916.

Widmann. — Jugendeieler und andere Erzählungen. Von Josef Viktor Widmann. 167 S. Berlin, A. Francke. 1915.

Wieder. — Der Teutone. Kriegssroman von Konrad Wieder. 386 S. Leipzig, E. S. Müller. 1915.

Windegg. — Der Varde. Die schönsten historischen Gedichte von den Anfängen deutscher Geischichte bis zur Gegenwart. Herausgegeben von Walther Eggert Windegg. 380 S. München, E. S. Veefische Verlagsbuchhandlung Defar Bed. D. J.

Für die Redaktion verantwortlich: Hellmuth Soltau, Berlin-Zehlendorf.
 Verlag: Gebrüder Paetel (Dr. Georg Paetel), Berlin. Druck: Pleerische Hofbuchdruckerei, Altenburg.
 Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Übersetzungsbrechte vorbehalten.

Die Bedeutung einer vlämischen Hochschule.

Von

Franz Fromme.

Rogier, der führende Geist unter den Gründern Belgiens, soll im Programm seines Staatswesens den einen Grundsatz besonders betont haben: Allmähliche Vernichtung des germanischen Elements in Belgien. Man hat versucht, den bekannten Brief an Raikem, der diese Stelle enthält, für unecht zu erklären — ein unnötiger Versuch; denn diesem französischen Grundsatz hat der belgische Staat fünfundachtzig Jahre ununterbrochen gelebt; er hat mit dem ganzen System seiner Einrichtungen, mit allen seinen Taten und Maßregeln nie ein anderes Ziel verfolgt, und von allen seinen Werkzeugen haben die Schulen diesem germanenfeindlichen Lebenszweck am erfolgreichsten gedient.

Das Deutsche Reich hat es die längste Zeit für gut befunden, davon keine Notiz zu nehmen.

Daß vor 1870 die noch uneinigen deutschen Staaten nicht dazu kamen, dies gefährliche Gebilde mit dem erforderlichen politischen Mißtrauen zu betrachten, läßt sich verstehen; zur Not auch noch, daß in den ersten beiden Jahrzehnten nach der Reichsgründung näher liegende Probleme die belgische Gefahr überschatteten. Daß aber im vergangenen Menschenalter, besonders nach 1900, nichts Politisches von deutscher Seite geschah, um der Durchtränkung Belgiens mit französischer Sprache und französischer Kultur Einhalt zu gebieten, muß dieser Generation unserer Politiker, den zünftigen wie den unzüftigen, die auf belgischem Gebiet arbeiteten, unerbittlich aufs Schuldkonto geschrieben werden.

Die Unbekümmertheit um die völkischen Verhältnisse Belgiens ist um so weniger zu verzeihen, als sich andere reichsdeutsche Elemente mit großer Stoßkraft in die innerbelgischen Verhältnisse eingedrängt haben, in das kaufmännische und industrielle Getriebe. Wo aber eine Nation einmal durch viele Staatsangehörige mit großen Kräften festgelegt ist, da knüpfen sich mit Naturnotwendigkeit intime politische Beziehungen entweder freundschaftlicher oder feindschaftlicher Natur, deren kluger Ausbau Sache der Politiker ist, und ein solcher Ausbau kann nur bei sicherer Fühlung mit den völkischen Strömungen im richtigen Gleichgewicht erfolgen.

Man hört von der Gegenseite oft einwenden, daß völkische Strömungen, Sympathien und Antipathien nebensächlich seien, daß es auf die wirtschaftliche Bindung ganz allein ankomme. Die materiellen Vorteile seien die entscheidenden; niemals werde eine politische Gesamtheit von Menschen sich in kriegerische Unternehmungen einlassen, die gegen ihren wirtschaftlichen Vorteil wären.

Dieser Einwand geht von denselben „Praktikern“ aus, die diesen ganzen Krieg einzig und allein aus dem Handelsneide Englands ableiten wollen. Niemand wird diesen wirtschaftlichen Grund hinwegleugnen; aber hat er allein Englands Haltung bestimmt? Englands größerer Vorteil wäre nicht Krieg von Anfang an, sondern eine abwartende übelwollende Neutralität gewesen; eine solche hätte ihm unendlich viel mehr Freiheit gegeben, unsern Handel zu schädigen und seinem eigenen Handel zu nützen, um nötigenfalls in einem günstigen Augenblicke später doch noch über Deutschland herzufallen. Nur das moralische Moment, das mit der Verletzung der belgischen Neutralität gegeben und für Stimmungsmache höchst geeignet war, bestimmte die sofortige Kriegserklärung. Frankreich hätte den größten materiellen Vorteil davon gehabt, statt des Revanchegedankens uns gegenüber Freundschaft zu pflegen; nicht das geringste wirtschaftliche Interesse, sondern völkische Eitelkeit hat Frankreich in den Krieg getrieben.

Saben wir innerhalb der Reichsgrenzen irgendeinen nennenswerten politischen Erfolg mit der Zuerteilung wirtschaftlicher Vorteile, mit der Förderung von Wohlstand und wohlthuender Organisation gewonnen auf Gebieten, wo völkische Strömungen gegen uns waren? In Nordschleswig etwa? Hat nicht das Elsaß seit 1871 einen erstaunlichen wirtschaftlichen Aufschwung genommen, gerade durch deutsche Verwaltung und Gesetzgebung? Und doch . . .

Im Elsaß aber wie in Belgien handelt es sich um denselben Feind. Wir können ihn durch Gewährung wirtschaftlicher Vorteile nie und nimmer gewinnen. Wir können ihn überhaupt nicht zu unserm Freunde machen, es sei denn, daß eine andere Nation seine Eitelkeit noch empfindlicher verletzt als die verhassten Boches, die 1870/71 so taktlos waren, sich nicht besiegen zu lassen, und 1914/15 eine ähnliche Ungefälligkeit an den Tag gelegt haben. Und es ist wenig Aussicht vorhanden, daß die Franzosen neben dieser alten Wunde, die sie sich selbst immer wieder aufgerissen und offen gehalten haben, irgendeine Verletzung von anderer Seite überhaupt spüren werden.

Unter solchen Umständen fragt es sich vielmehr, ob das Geschenk wirtschaftlicher Vorteile und fördernder Organisation derart feindlich Gesinnte nicht noch zu viel gefährlicheren Feinden macht, als sie bisher waren. Vergessen wir nie: Der belgische Staat ist eine kulturelle Maschine, eingerichtet zu dem eigentlichen Zweck: „Vernichtung des germanischen Elements“ . . .; mit allem Raffinement eingebaut gerade an der Stätte, die zwischen Germanen, Franzosen und Großbritanniern das naturgegebene Schlachtfeld ist¹⁾.

Wer diese Maschine in Gang hält, arbeitet an der Vernichtung der germanischen Elemente gerade auf diesem für uns so wichtigen Kampffelde; seit gut einem Jahre ist es — in einer wohl zu rücksichtsvollen Auffassung

¹⁾ Vgl. auch „Deutsche Rundschau“. XLI, 4 (Januarheft 1915): „Der Nationalitätenkampf in und um Belgien“.

Die Bedeutung einer vlämischen Hochschule

internationaler Bräuche — deutsche Tüchtigkeit, die diese Maschine in Betrieb hält; wir haben es dank dem deutschen Organisationstalent sogar dahin gebracht — wiederum in wohlmeinender Beobachtung des Völkerrechtes —, diesen Mechanismus im Sinne seiner alten Besitzer, im Sinne der belgischen Gesetzgebung zu vervollständigen. Wir haben die Gesetze des belgischen Staates korrekt durchgeführt, so daß der ganze Apparat vollständiger wurde und das Romanisierungsverfahren noch präziser besorgt.

So haben die deutschen Behörden dort in guter Absicht den Schulzwang eingeführt. Diese von unsern Zeitungen gerühmte Ordnung führte zu folgendem Ergebnis: Während bisher ein Teil der Jugend Unfug trieb, auch den Soldaten mancherorts Ärger und kleine Unannehmlichkeiten bereitete, aber hier und da in vlämischen Bezirken auch sie bewundern lernte, deutsche Lieder sang und ins Gefühl der Stammesverwandtschaft hineinwuchs (solche Jugendeindrücke sind in der Regel unvergänglich!), wurde die vlämische Jugend jetzt in ein System gebracht, das mit Verhetzung und Deutschenverleumdung fast gleichbedeutend ist und ihre Beeinflussung im deutschfreundlichen Sinne ausschließt. Denn was für Lehrer (vom belgischen Staat herangezögelt) stehen zur Verfügung? Eine größtenteils französischsprechende Generation, des Vlämischen entwöhnt, meist unfähig zum Unterricht in der vlämischen Sprache, in den tiefsten Vorurteilen und Antipathien gegen alles Deutsche groß geworden. Und was für Lehrkräfte sind es, die für die „freien“ und die „adoptierten“ Schulen in Betracht kommen? Ebenfalls Französlinge, zum großen Teil sogar geborene Franzosen, die durch die antikerikale Gesetzgebung aus Frankreich vertrieben, zwar nicht Anhänger der Republik, aber durchaus deutschfeindlich waren und sind! Weit entfernt also, mit dieser Anordnung ein gutes Werk zu tun, hatte die wirtschaftlich und organisatorisch so tüchtige deutsche Verwaltung dadurch das fruchtbare Feld für die belgische Saat noch vergrößert. Belgien, die antigermanische Maschine, leistete nun unter deutscher Leitung fast mehr als unter belgischer.

Das Herz dieser Maschine ist Brüssel. Wir hören von allen Seiten, daß es unter deutschem Schutze — soweit der allgemeine Zustand es erlaubt — ebenso gut pulsiert wie in den belgischen Zeiten; diese Zentrale des Blutkreislaufs speiste nach wie vor alle Organe und leistete so dieselbe deutschfeindliche Arbeit wie unter jener Regierung, die unter der Maske der Neutralität mit unsern Feinden paktierte; es hat eine Zeitlang unter deutscher Verwaltung mindestens ebenso wirksam gegen uns gearbeitet wie vorher, als sich die belgische Regierung noch in Brüssel befand: Der Fall Cavell, der vom unkundigen und übelwollenden Auslande kritiklos ausgebeutet wurde, ist nur einer von hundert, und die gerechte Ahndung wird kaum mehr nachholen können, was durch deutsche Langmut und Gutherzigkeit vorher versäumt worden ist. Wie hätte sich sonst die stark dezimierte belgische Armee nach der Katastrophe von Antwerpen wieder zur fast vierfachen Stärke erheben können! Ein Teil dieser neuen Kräfte kam von den Landesflüchtigen, ein anderer, nicht geringerer

jedoch aus Belgien, das nun einmal — solange es als Einheit besteht — keine andere Arbeit tun kann als: Vernichtung des germanischen Elements.

Vergeblich haben sich besonders neutrale Kenner Belgiens gefragt: Was veranlaßt die deutschen Politiker, die belgische Romanisierungsmaschine in Gang zu halten? Warum sind sie, nachdem sie anfangs gerade Belgien gegenüber so wenig Wert auf den Buchstaben völkerrechtlicher Abmachungen gelegt haben, nun so peinlich auf die buchstäbliche Erfüllung der Haager Bestimmungen bedacht, die uns an dieser Stelle aufs empfindlichste ins eigene Fleisch schneiden muß? Die Vermutung lag nahe, daß die Reichsregierung Belgien wieder herauszugeben beabsichtigte und die Männer von Le Havre als zukünftige Grenznachbarn auf solche Weise veröhnlich zu stimmen hoffte. Glaubte sie nicht an die Möglichkeit deutschfreundlicher Entwicklungen innerhalb des Vlamentums? Hatte man die Vlamen am Ende überhaupt aufgegeben? Oder wollte man diesen Volksstamm, den man vielleicht für unveröhnlich oder dem Untergange geweiht hielt, opfern, um damit französische Sympathien zu erkaufen? Oder hielt man ein solches Opfer für gerechtfertigt, wenn man verlorene Kolonialgebiete, in denen unser Ansehen bei den Eingeborenen für dies Menschenalter doch dahin ist, dadurch erhandeln konnte?

In diese Fragestellungen scheint ein wenig Klarheit zu kommen, seit die Nachricht durch die Zeitungen ging, daß der Generalgouverneur zu Brüssel die Verplamung der Genter Universität angeordnet habe. Zum ersten Male sprechen einige Anzeichen dafür, daß die bisherigen belgischen Erfahrungen und Experimente nunmehr unserer Bureaucratie die Erkenntnis geliefert haben, was das moderne Belgien für das Germanentum bedeutet. Zum ersten Male sprechen Anzeichen dafür, daß in die Romanisierungsmaschine ein Bestandteil eingefügt werden soll, der unter gewissen Umständen die belgische Vernichtung des germanischen Elements hemmen kann. Bei Verwendung geschickter Mechaniker und kundiger Aufseher könnte vielleicht nach und nach der ganze komplizierte Apparat so umgebaut und in Gang gehalten werden, daß er statt der Zerstörung die Erhaltung des Germanentums besorgte. Ja, wenn schöpferische Geister sich in der deutschen Politik betätigen sollten, könnte es am Ende geschehen, daß statt dieser verderblichen Maschine ein lebendiger Staatskörper erstünde, mit einem vlämischen Herzen statt jener französisch-belgischen Zentrale und mit Andern vlämischen Blutes anstatt der Röhren, die noch heute das germanische Element dem ununterbrochenen Romanisierungsprozesse zuleiten. Doch würde eine solche Umwandlung wohl Jahrzehnte dauern.

Schon mehrmals haben wir — und nicht allein auf Grund eigener Erfahrung — darauf hingewiesen, daß nur eine vlämische (nicht eine hochdeutschel!) Universität in stande wäre, die germanischen Elemente Flanderns zu solchem Leben zu bringen. Wir denken dabei nicht an die wallonischen und hochdeutschen Teile Belgiens (die von den vlämischen geschieden werden müssen), sondern allein an den niederländischen, d. h. an die Provinzen Limburg, Antwerpen, Ost- und Westflandern.

Die Bedeutung einer vlämischen Hochschule

sowie an die größere Hälfte der Provinzen Brabant und an kleinere Bezirke von Hennegau und Lüttich (Edingen, Landen usw.). Eine Verhochdeutschung dieser geschlossenen Volksmasse darf nicht versucht werden; selbst dort, wo sich die Bevölkerung noch „ditsch“ nennt, wie z. B. in Limburg, hegt man gegen die hochdeutsche Sprache eine Abneigung, die nicht zu überwinden ist; selbst dort, wo früher einmal das Wort „nederditsch“ beliebt war, hegt man heute gegen dieses unpolitische Wort Mißtrauen und sieht es als einen Hinterhalt an, in dem doch nur die „Moffen“ lauern. Jeder Versuch in dieser Richtung wäre vollkommen aussichtslos; er würde die germanischen Köpfe der Vlamen nur noch härter machen, daß sie auf ihrem Recht bestehen. Auch etwaige wirtschaftliche Vorteile, die mit einer Verhochdeutschung verbunden wären, würden solche Versuche nicht im geringsten erleichtern. Niemand hat so viel Geld nach Antwerpen gebracht als die rührigen Hoch- und Großstadtdeutschen; — und niemand war in Antwerpen so unbeliebt; daß die hochdeutsche Schule dort das Vlämische so geringschäßig behandelte, hat diesen Haß auch in gut vlämischen Kreisen aufkommen lassen, die vordem keineswegs deutschfeindlich waren.

Nur eine vlämische Hochschule mit niederländischer Unterrichtssprache böte die Möglichkeit, das Germanentum auf diesem Gebiete zu erhalten und widerstandsfähig zu machen. Aber nur erst die Möglichkeit böte sie, und von der Möglichkeit bis zu ihrer Erfüllung ist es noch ein weiter Weg. Gesezt den Fall, daß die unerforschliche höhere Macht den Deutschen fernerhin auf den Schlachtfeldern gnädig ist, so bleibt immer noch die Frage: Werden sie fähig sein, die besten Kräfte und Gedanken so umsichtig und durchgreifend zu meistern, daß die Hochschule auch wirklich zu einem Rückgrat und Zentralorgan des Germanentums wird? Und dann eine zweite Frage: Wenn das vlämische Germanentum sich so in seiner Eigenart weiter entwickelt — wird das dem Deutschtum und dem Deutschen Reiche keinen Schaden tun?

Die erste Frage ist durchaus berechtigt. Wenn man aus dem jetzigen Lehrkörper der Genter Universität unzuverlässige Leute übernimmt, wenn man nicht unter den Vlamen selbst einen Unterschied macht zwischen solchen, die durch ihr jahrelanges Wirken als tüchtige, durch und durch vlämische Männer erprobt sind, und solchen, die doch nur verkappte Französlinge sind oder trotz ihrer vlämischen Abkunft ihre Wissenschaft doch nur französisch vortragen können, wenn man gar „âmes belges“ (wie Pirenne) in ihrer ganzen Macht, mit ihrer tendenziösen Geschichtsauffassung und ihrem heimlichen Deutschenhaß weiterwirken läßt, so wird die vlämische Hochschule nicht viel germanischer sein als die bisherige Vorbürg des Franzosentums. Überhaupt würde eine „trapsgewijze“ Vervlamung, wie sie früher von Vlamen vorgeschlagen ist, dem französischen Elemente einen sehr gefährlichen Wirkungskreis belassen. Ein ähnliches Ergebnis würde man unfreiwillig zeitigen, wenn man in diese und jene Lücke hochdeutsche Professoren beriefe — das sicherste Mittel, die Vlamen dem Franzosentum wieder in die Arme

zu treiben, das sie schon jetzt zumeist als das schwächere Übel neben dem Hochdeutschen ansehen. Da das Gedeihen eines echt vlämischen Gelehrtenstandes im belgischen Staate nicht möglich war (außer in der germanistischen Abteilung), würden nicht viele einheimische Kräfte zu Gebote stehen; man würde sich also nach anderen Gelehrten umsehen müssen, die in niederländischer Sprache lehren können; das würde, da die belgische Regierung noch im internationalen Verkehr anerkannt wird, allerhand Schwierigkeiten ergeben, falls es sich um fremde Staatsangehörige handelt. Die größte Gefahr aber ist dabei, daß man auf die belgischen Staatsbehörden zuviel Rücksicht nehmen wird; diese sind vlamenfeindlich, und es wäre besonders gefährlich, ihnen Gelegenheit zu heuchlerischen Gebärden zu geben, als ob sie es mit den „sales flamins“ nachträglich gut meinten; sofort würde dann das ewig gutgläubige Loyalitätsgefühl der Vlamen in voller Kraft erwachen, und ahnungslos, wie dies Volk in seiner Masse ist, würde es wieder der Romanisierungsmaschine ausgeliefert, von der ja die meisten Teile, die Stadt- und Schulbehörden, noch im Lande geblieben sind.

Vergessen wir nie, wie es mit dem vlämischen Volke steht. Wenn wir die vlämischsprechenden Elemente zwischen der Yser und der Linie Grave-lingen — St. Omaars — Hazebroek — Belle (die Teile von Westflandern und Nordfrankreich, die noch nicht in deutscher Hand sind) ausnehmen, ferner die im Waalenland ansässigen Vlamen, so handelt es sich um eine geschlossene Volksmasse, die zu Friedenszeiten rund vier Millionen zählte; gut drei Millionen davon verstehen kein Französisch, sind sich aber ihres germanischen Volkstums nur wenig bewußt dank dem französisch-belgischen System. Genauere statistische Angaben sind wertlos; denn erstens ist jeder Akt der Statistik in Belgien, auf diesem Gebiete erbittertster Sprachen- und Parteikämpfe, nichts weiter als ein Kampfsakt im großen „germanisch-lateinischen Duell“, eine Zuckung der Romanisierungsmaschine, also alles andere als eine wissenschaftlich-statistische Feststellung; und zweitens hat der Krieg mit seinen Todesfällen, mit der Flucht und Abwanderung von Hunderttausenden, mit der Rekrutierung des belgischen Heeres alle Ziffern verschoben.

Wenn man jetzt neue Zählungen vornähme, würden sie ebenso wertlos sein und noch mehr in die Irre führen. Wenn die deutschen Behörden an eine Feststellung der Sprachverhältnisse gingen, würden sie allerorten belogen werden. Es mag hier ein heilsames Beispiel aus Westflandern erwähnt werden, wo die korrekte deutsche Statistik ermitteln wollte, wie viele Schulkinder zur vlämischen, wie viele zur französischen Muttersprache zu rechnen seien. In dieser Landschaft, in der man selten einem Menschen begegnet, der französisch spricht, meldeten sich neunzig Prozent zum Französischen; in dieser Gegend, die ganz und gar vlämisch ist, bekannten sich kaum zehn Prozent zur vlämischen Muttersprache! Der Romanisierungsapparat funktioniert, wo man ihn auch in Bewegung setzen mag. Der Vlame pflegt sich dem Deutschen

Die Bedeutung einer vlämischen Hochschule

nicht zu öffnen, außer einem solchen, den er persönlich schon lange kennt; er lebt in Demut vor seiner französisch-belgischen Obrigkeit, die ihn noch jetzt in der Gewalt hat; dazu kommt, besonders auf dem Lande, die Unterwürfigkeit unter den Geistlichen, ein Verhältnis das besonders in den adoptierten und freien Schulen mit dem größten Takt berücksichtigt sein will. Hier wird der deutsche Beamte und der deutsche Durchschnittswissenschaftler fast nichts feststellen und noch weniger erzielen können; nur der Kenner von Land und Leuten, der von früher her noch Freunde unter den Vlamen hat, wird dazu beitragen können, daß diesem Volke sein Unrecht auf seine eigene natürliche Entwicklung gewährleistet wird.

Was im günstigsten Falle von einer wirklich vlämischen Hochschule zu erwarten ist, wurde an dieser Stelle schon früher auseinandergesetzt¹⁾. Nur die beiden Hauptpunkte seien hier noch einmal hervorgehoben: Das gesellschaftliche Ansehen der vlämischen Sprache wird steigen, und weil das vlämische Volk seine Oberschicht wieder niederländisch sprechen hört, wird es die Französelei nicht mehr nachäffen, sondern sich überall seiner Muttersprache bedienen; es wird ein Stand von Lehrern herangezogen, der wirklich fähig ist, in allen Fächern die niederländische Unterrichtssprache zu gebrauchen, und da die niederländische Wissenschaft höher steht als die zurückgebliebene französische, steigt schon dadurch die Bildung des Volkes gegenüber den konkurrierenden Französlingen. Aus dieser Hebung der völkischen Tüchtigkeit und des Volksbewußtseins folgt natürlich eine Stärkung der germanischen Kultur, genauer gesagt, eine Kräftigung des gesamten Niederländertums, die bis nach Südafrika wirken würde.

Und damit wird die zweite Frage berührt, die für uns die wichtigste ist: Gesezt den Fall, daß Deutschland siegreich bleibt, und daß es mit seiner Hilfe gelingt, die Genter Hochschule zum Herzen und Hirn Großflanderns zu machen — wird diese Stärkung des allgemein-niederländischen Gedankens dem Deutschtum und dem Deutschen Reiche keinen Schaden bringen?

Für die deutsche Kultur wäre es ein Segen. Die niederländische „beschaving“ ist der unsern verwandt, sie ist in ihrer holländischen Form sogar germanischer als die unsrige. Ein kurzer Blick auf das Sprachliche genügt: wir können „wijsgeer“ mit Philosoph, „wiskunde“ mit Mathematik, „belangwekkend“ mit „interessant“ vergleichen und Duzende von Beispielen noch hinzufügen; in dieser Sprache denkt man mit germanischeren Wortbildern, sie ist von Fremdwörtern noch nicht so durchsetzt wie die neudeutsche Ausdrucksweise, wenn sich auch ins Holländische ebenso viele französische Wörter eingeschlichen haben wie ins Deutsche. Ferner sind die Mächte der Zentralisation dort nicht so stark wie bei uns, und die Landflucht hat noch nicht den erschreckenden Umfang angenommen — zwei Bewegungen, die in

¹⁾ Vgl. den oben angezogenen Artikel in dieser Zeitschrift (Januarheft 1915, S. 142 f.).

Deutschland die germanische Kultur stark zu entfärben beginnen. Die Vlamen sind zwar stärker mit romanischem Blute gemischt als die Holländer, aber ungermanischer als der größte Teil der Deutschen sind sie nicht; ihre Kultur hatte den Spielraum zu mannigfaltigeren Formen als das starre, staatlich gefestigte Holländertum; die Unterschiede zwischen dem härteren, nüchterneren Norden und dem gefühl- und phantasievolleren Süden sind noch groß, wiewohl Übergänge in dem katholischen Teil der holländischen Staatsangehörigen und — hier mehr der Rasse nach — in dem nordwestlichen Vlamen bestehen. Eine Annäherung zwischen diesen beiden niederländischen Hauptgruppen könnte für uns von großem Werte sein. Wir könnten es durchaus vertragen, daß unsere stammverwandten Nachbarn im Westen stärker würden und dadurch den freien Mut fänden, uns offener entgegenzutreten — so oder so. Die innere Kraft des Deutschen Reiches besteht in der Mannigfaltigkeit seiner Volksstämme; dem Wettstreit und der gegenseitigen Befruchtung von Preußen, Schwaben, Bayern, Thüringern, Franken, Ober- und Niedersachsen, ihrem gut organisierten Zusammenwirken verdanken wir unsere Erfolge. Aber diese innere Kraft ist bedroht durch das kaum aufhaltssame Wachstum einer zentralistischen Macht; die Gleichmacherei, die von Berlin aus droht, ist uns gefährlicher als den Franzosen Paris und den Engländern London; denn sie ist international, kapitalistisch im schlechten Sinne des Wortes, charakterlos; sie ist weder deutsch noch preußisch. Es täte uns Deutschen gut, wenn wir mit einer beachtenswerten germanischen Macht, die politisch unabhängig und eigenköpfig ist, in etwas regere Berührung und Reibung kämen; wir würden stolzer auf uns selbst gestellt und vielleicht den Weg zu den Quellen unserer kulturellen Kraft, zur Eigenart unserer Volksstämme zurückfinden, wenn den internationalen, jede ursprüngliche Kraft zersetzenden Einflüssen ein Gegengewicht gegeben würde durch eine starke, geistige Wechselbeziehung mit einer ausgesprochen germanischen Macht. Es könnte eine gegenseitige Erhaltung und Förderung der germanischen Eigenart hüben und drüben daraus erblühen. Solche Einflüsse können aber von niederländischer Seite nur dann kommen, wenn das niederländische Kulturbewußtsein ein größeres Gebiet umfaßt und stärker ist als jetzt; sonst wird es noch mehr in die Defensiv geraten als bisher, sich noch herber gegen das übermächtige Deutschtum verschließen und sich durch Annahme französischer Elemente instinktiv dagegen zu stärken suchen.

Die eigentlich politische Beantwortung der Frage ist darin noch nicht enthalten. Bevor die endgültige Entscheidung des Krieges gefallen ist, weiß niemand, welche Vorsichtsmaßregeln das Deutsche Reich zur eigenen Sicherheit, zum Schutze gegen England und Frankreich nötig hat. Noch länger währt es, bis sich die politische Gestaltung und die wirtschaftlichen Anschlüsse jener Gebiete geklärt haben.

Was die politische Stimmung betrifft, so sind ja bei Vlamen und Holländern mutige Vorkämpfer für eine gerechtere Beurteilung der Deutschen

Die Bedeutung einer vlämischen Hochschule

erstanden, obwohl die Mehrheit einstweilen noch den Sieg der Entente wünscht. Manch ein Vlaming ist noch so verbittert, daß er, von germanischer Anhänglichkeit an seinen Fürsten und an seine alte Regierung erfüllt, die vlämische Hochschule als Danaergeschenk von deutscher Seite ansieht und die dargebotene Hand zurückstößt; viele bekennen, daß sie die Gewährung dieser alten Forderung lieber von der belgischen Obrigkeit angenommen hätten. Doch darf man, wenn eine wirklich vlämische Universität zustande kommt, damit rechnen, daß die uns günstige Stimmung unter den Vlamen zunehmen und daß dies auch auf die übrigen Niederländer nicht ohne Eindruck bleiben wird; zum mindesten wird der Gegensatz zu dem imperialistischen „Beschützer der kleinen Nationen“ (der sowohl Buren wie Iren in dieser Hinsicht rechtlos gelassen hat) und zu der „nation générale“ (die gerade den Vlamen ihr Recht vorenthielt) dem rechtlich empfindenden Niederländer nicht unbemerkt bleiben.

Aber selbst in diesem Falle kann man die politische Stellungnahme der gesamten Niederländer noch nicht ermessen. Das jetzige Königreich der Niederlande ist durch seinen entlegenen Kolonialbesitz zu einer sehr vorsichtigen Politik genötigt, und die Mehrheit seiner Staatsangehörigen hat für die südlichen Stammesbrüder noch immer keine lebhafte Sympathie; die einzige Macht, zu der sie Zuneigung haben, ist eigentlich Frankreich; in Belgien zog der Holländer es allgemein vor, mit dem Vlamen nicht das gemeinsame Niederländisch, sondern Französisch zu sprechen; er liebt es überhaupt nicht, den Ausländer in seine Muttersprache hineinzulassen; ihrer ist nur der Einheimische würdig (der Niederdeutsche im Reiche macht es genau so!); wenn man sie ihm gegenüber im Gespräch anwendet, sieht er es oft als Aufdringlichkeit an, während der Vlame es meist dankbar empfindet. Für den wohl höchstwahrscheinlichen Fall, daß Holland weiterhin außerhalb des jetzigen Weltkonflikts bleibt, ist indessen beim Emporblühen einer niederländischen Genter Universität zu erwarten, daß auch in Holland die großniederländische, die „dietsche“ Strömung anschwellen wird¹⁾. Es wird langsam damit gehen; denn der Holländer ist nicht schneller als andere Nordseeanwohner; die Mehrheit der Nation wird die Augen auch fernerhin mehr auf die Kolonien richten und aus Besorgnis um sie die vorsichtigste Zurückhaltung üben; von dem Schicksal Niederländisch-Indiens wird es abhängen, wie weit der Nordniederländer Gefühlen der Blutsverwandtschaft nachgehen und die dietschen Belange in seiner Politik neben oder gar über die enger holländischen stellen wird. Sollten aber die dietschen Strömungen einmal in der Politik mächtig werden, so wäre damit noch nicht gesagt, daß eine unbedingt deutschfreundliche Politik einsetzen würde (wie bitter die Gefühle gegen

¹⁾ Schon jetzt sind Anzeichen dafür zu bemerken. Nach der Drucklegung dieses Aufsatzes kommen uns zwei interessante Artikel zu Gesicht: In „De Toekomst“ (I, 41, Leitartikel „Olanda irredenta“) und in „Dietsche Stemmen“ (I, 1 und 2, „Het Nieuw Europa“).

England auch immer sein möchten). Seit der Einverleibung von Schleswig-Holstein und Hannover beherrscht die Furcht vor preußischen Anneigungsgelüsten die niederländische Stimmung gegen uns, und so wenig diese Befürchtung den Tatsachen entspricht — unverantwortliche Stubengelehrte und Phantasten vom Schlage der Laffon und Ostwald, die ihre politischen Entgleisungen auf ihre Privatgemächer oder besser noch auf Monologe beschränken sollten, scheinen immer wieder dafür sorgen zu müssen, daß diese niederländische Scheu und Empfindlichkeit gegen uns lebendig bleibt. Aber selbst wenn sich diese reizbare Abneigung in einem dietscheren Holland erhalten sollte, wohl schwerlich würde diese Abneigung in einem solchen jemals zu einem Kriege gegen ein mächtiges Deutsches Reich führen; warnend steht für lange Zeit das schreckliche Bild des niedergeworfenen Belgiens dicht vor aller Augen. Selbst im Falle der ungünstigsten Stimmung dürfte also der dietsche Gedanke für das Deutsche Reich wohl kaum eine realpolitische Gefahr bedeuten; und dieser Fall unfreundlicher Gesinnung wird gerade bei Dietschgesinnten weniger wahrscheinlich sein als bei andern. Es steht sogar bei uns, diese Gesinnung zum Freundschaftlichen oder Feindschaftlichen zu wenden; auch hier würden wirtschaftlichen Bindungen, die ja bei der geographischen Lage gar nicht ausbleiben können, wiewohl wesentlich, doch nicht allein den Ausschlag geben; wie sie angeknüpft und belastet werden, kann unter Umständen wichtiger sein als ihre Quantität. Vor allem muß erst Gras über den Gräbern vieler gefallener Vlamen gewachsen sein; dann wird man vielleicht allgemein anerkennen, daß wir ehrlich bemüht waren, Wunden zu heilen und Herzeleid vergeffen zu machen.

Aber wenn die Bewegung so weite Kreise ziehen, so weithin Wellen werfen soll, bleibt der Ausgangspunkt immer, daß die Hochschule wirklich eine vlämische werde; und wird dieser Punkt richtig gewählt, so kann innerhalb der vlämischen Grenzen doch noch eine See von Leidenschaften aufbrausen; türmen sich die „liberal-klerikalen“ Gegensätze auf, wenn die erste Welle der neuen Ära verheißend emporsteigt, so kann sie leicht zwischen dem Gewoge der Parteien zergehen, und alles Vlämische verliert sich wieder im Belgischen. Und läuft es zu Anfang glatt, so kann immer noch die Fernwirkung im Kulturellen wie im Politischen zerstört und ins Gegenteil verkehrt werden, wenn die Fühlung mit dem Volke, die unsere Verantwortlichen jetzt zu nehmen beginnen, nicht allenthalben, besonders in derartigen Staaten, noch gefestigt wird. Ein gewagtes Experiment ist es, das vorbereitet wird. Aber gewagt werden muß es; denn es ist vielleicht das einzige, das ohne Grausamkeit dem Romanisierungsapparat seine Opfer entreißen kann; und dazu ist es Zeit; oder hat der Deutsche darum sein Blut nach Belgien gegeben, damit auch er dort nach dem Grundsatz arbeite und verarbeitet werde: Vernichtung des germanischen Elementes . . . ?

B. B. Ephraims Pariser Geheimfendung von 1790/91.

Das Ende einer politischen Legende.

Von

Joachim Kühn.

Wer mit der Geschichte der französisch-preußischen Beziehungen in der Revolutionszeit beschäftigt eine anscheinend Ende März 1791 veröffentlichte Flugschrift durchblättert, die den vielversprechenden Titel: „Le Secret de la coalition des ennemis de la révolution française“ führt, der stößt bald auf eine ganz ungeheuerliche Anklage gegen das Berliner Kabinett, über deren Berechtigung er sich vergebens klar zu werden versucht. Sie richtet sich gegen den Geheimen Kommissionsrat Benjamin Veitel Ephraim und gipfelt in der Behauptung, dieser sei von der preußischen Regierung nach Paris gesandt worden, um die dort herrschende Erregung in Klubs und Kaffeehäusern mit den verwerflichsten Mitteln zu schüren. Er verbringe zu diesem Behuf den Tag mit den Lameth und Frau vor: Sillery, werde nächtlich durch eine besondere Pforte bei dem Herzog von Orleans eingeführt, konferiere häufig mit dem preußischen Gesandten und nehme öfters beträchtliche Summen bei dem Hofbankier de Laborde in Empfang; dabei umgebe er sich mit allen Revolutionären zweiten Ranges und wage es endlich, in einem öffentlichen Lokal zu wiederholen, daß Frankreich erst dann frei sein werde, wenn man die Königin getötet habe. Kurz und gut, der Pamphletist von 1791 macht über Ephraims Tätigkeit so bestimmte und wohlunterrichtet klingende Angaben, daß man unwillkürlich den Kopf schüttelt und das schmale Heft ziemlich bald aus der Hand legt, um sich anderwärts Rat zu holen. Greift man jedoch nach zuverlässiger informierten Denkwürdigkeiten und Darstellungen, so findet man dort die gleichen Beschuldigungen ausgesprochen: sie nehmen sogar mit der Zeit immer bestimmtere Formen an, um sich endlich unter der Feder des klassischen französischen Geschichtsschreibers der Revolution, Albert Corel, zu der Anklage zu verdichten, das Berliner Geheimkabinett habe 1790/91 tatsächlich die schwarzen Pläne gehegt, die ihm schon in der Revolutionszeit zugeschrieben worden seien. Zum Beleg weist der berühmte Historiker darauf hin, daß Preußen nach Abschluß der Konvention von Reichenbach völlig vereinsamt dagestanden habe: da sei der diplomatische Vertrauensmann Friedrich

Wilhelms des Zweiten, Oberst v. Bischoffwerder, mit dem Plan hervorgetreten, Österreich zu sich herüberzuziehen. Einem so feinen Rechner wie dem damals regierenden Kaiser Leopold dem Zweiten habe man aber große Vorteile bieten müssen, um ihn zu bestechen und ihm gleichzeitig die Hände zu binden. Zu diesem Zweck habe Bischoffwerder vorgeschlagen, die notorische Preußenfreundlichkeit der Pariser Radikalen durch Anknüpfung von Bündnisverhandlungen zu heller Blut anzufachen und antiösterreichische Schritte zu provozieren, die dann in Wien zur Kenntnis gebracht werden und den Kaiserstaat zur Lösung des Choiseul'schen Vertrages von 1756, zum Ersatz des treulosen Bundesgenossen durch den getreuen Angeber veranlassen sollten, ein Plan, der 1791 auch tatsächlich geglückt sei.

Damit scheint der Ring geschlossen, das letzte Wort in der Angelegenheit gesprochen zu sein. Wie sich jedoch bei näherem Zusehen herausstellt, ist eine nicht unwesentliche Stelle der Sorel'schen Arbeit morsch, sehr morsch: die Grundlage. Der berühmte Akademiker hat es nämlich fertig gebracht, sein Urteil nur auf französischen Quellen aufzubauen und diese, wie aus einer sorgfältigen Nachprüfung an Ort und Stelle hervorgeht, weder objektiv noch vollständig zu benutzen. Ein im Archiv der Pariser Polizeipräfektur liegendes wichtiges Protokoll ist ihm entgangen. Was aber schwerer in die Waage fällt, ist die gänzliche Unkenntnis, in der er sich hinsichtlich der auswärts über seinen Gegenstand aufbewahrten Akten befindet. Die aufschlußreichen Berichte des damaligen preussischen Gesandten in Paris, des Grafen Bernhard Wilhelm v. d. Goltz, sind ihm unbekannt geblieben; ebenso unbekannt geblieben sind ihm die noch bedeutsameren Immediatberichte des angeklagten Geheimagenten an Friedrich Wilhelm den Zweiten, die gleichfalls im Berliner Geheimen Staatsarchiv ruhen; unbekannt geblieben sind ihm ferner die Depeschen des österreichischen Geschäftsträgers v. Blumendorf, die, im Wiener Haus-, Hof- und Staatsarchiv aufbewahrt, zur Beurteilung der von Sorel ausschließlich herangezogenen und für diese Arbeit teils auf dem Pariser Ministerium des Äußern, teils im Nationalarchiv nochmals durchgesehenen Berichte und Weisungen der Grafen Montmorin und Moustier von Wichtigkeit waren. Vor allem ist ihm aber das Ende der Ephraim'schen Sendung verborgen geblieben, das für die Klärung des über ihr ruhenden Dunkels entscheidend ist. Und so darf die vorliegende Studie Ergebnisse in Anspruch nehmen, die der von Sorel unbewußt oder geflüstert verbreiteten Darstellung diametral widersprechen und Ephraim's Mission wie die sich daran knüpfenden preussisch-französischen Annäherungsversuche von 1790/91 in einem wesentlich anderen Licht erscheinen lassen, als jenseits des Rheins angenommen wurde.

Am 27. Juli 1790 war die Konvention von Reichenbach unterzeichnet worden; sie hatte den damaligen Lenker der preussischen Politik, den Grafen Herzberg, kaltgestellt, seinen auf einen Bruch mit Österreich hindrängenden

„großen Plan“ über den Haufen geworfen und eine Umkehr der preußischen Politik besiegelt, die das von den Lütticher Wirren her¹⁾ stark erschütterte Vertrauen des Fürstenbundes wiederherstellte und die Pforte erneut mit dem Berliner Kabinett verknüpfte. Freilich erforderte diese Umkehr eine völlige Neuorientierung des diplomatischen Kursets, hatten doch die in Reichenbach gepflogenen Unterhandlungen über den Status quo auf dem Balkan die Beziehungen zu Österreich höchst unsicher gestaltet und den augenblicklichen Bundesgenossen der Donaumonarchie im Türkenkriege, Rußland, empfindlich gereizt, während sich das von Herzberg so warm vertretene Bündnis mit Großbritannien vollends gelockert hatte und seiner Auflösung entgegenzugehen schien. Da andererseits eine Unterstützung von schwedischer oder polnischer Seite unsicher war und im günstigsten Falle nur wenig Erfolg versprach, so mußte Friedrich Wilhelm den Versuch machen, ein gegen Preußen gerichtetes Bündnis der beiden östlichen Kaiserhöfe zu verhindern und ein eventuelles Abschwanken Englands durch sofortige Vorbereitung einer neuen Allianz von vornherein unschädlich zu machen. Zur Wahrung der preußischen Interessen boten sich unter diesen Umständen drei Operationsmöglichkeiten: es konnte einmal der entstehende Gegensatz zwischen Österreich und Rußland ausgenutzt und unter teilweiser Preisgabe der Türken und Polen eine Einigung mit der Zarin angebahnt werden; zweitens konnte Österreich durch Betonung der von Katharina drohenden Gefahr, wie durch Hervorhebung der für alle Monarchien durch ein Umsichgreifen der französischen Revolution erwachsenden Sorgen, günstig gestimmt werden; und drittens lag es nahe, sich auf die Sympathien der antiösterreichischen Pariser Revolutionäre zu stützen, um mit ihrer und polnischer Hilfe einem gemeinsamen Angriff der östlichen Kaiserermächte erfolgreich entgegentreten zu können.

Freilich waren die Beziehungen zwischen Wien und Petersburg vorläufig noch zu ungeklärt, um hier oder dort mit der Anregung bestimmter Pläne einzusetzen zu können. Um so aussichtsreicher schien es, jenseits des Rheins eine Stütze zu suchen. Seit Ausbruch der Revolution legte der Graf v. d. Goltz ausgesprochene Sympathien für eine freiheitliche Ausgestaltung des französischen Staatslebens an den Tag. Er handelte damit im Sinne des Grafen Herzberg, dem eine Schwächung der bourbonischen Dynastie, eine nur zeitweise Verdrängung Frankreichs aus der Reihe der Großmächte zur indirekten Erschütterung der feindselig gestimmten und mit dem Versailler Hof eng verbündeten Habsburgermonarchie erwünscht schien. Seit Januar 1790 unterhielt er Beziehungen mit einer ganzen Reihe von radikalen Abgeordneten und zeigte sich im Hause einer ziemlich abenteuerlichen Holländerin, der sogenannten

¹⁾ Vgl. darüber des Verfassers Schrift: „Wie Lüttich dem Reiche verloren ging“. Ein Rückblick auf die Reichserektion von 1790/91. Auf Veranlassung Se. Durchlaucht des Fürsten von Hatzfeldt, Herzogs zu Trachenberg, nach ungedruckten Akten aus dessen Archiv. Berlin, Stille, 1915.

Baronin van Nelders, die in revolutionären Kreisen eine große Rolle spielte; seit dem März stand er zunächst durch einen Mittelsmann, dann direkt mit Jérôme Pétion (de Villeneuve) in immer engerer Verbindung; seit dem Frühjahr gewann er auch mit Barnave Fühlung, und Ende Juni war er so weit, daß sich beide entschlossen, in der Nationalversammlung den Abschluß einer französisch-preussischen Allianz zu befürworten und die endgültige Entscheidung darüber Friedrich Wilhelm dem Zweiten anheimzustellen.

Auf diesem Grunde ließ sich auch nach der Kaltstellung des Grafen Herzberg weiterbauen. Freilich schien es nun weder dem König noch Bischoffwerder geraten, dem Grafen Goltz die Fäden der Angelegenheit zu belassen; Goltz war in offizieller Stellung, er sollte sich um so weniger bloßstellen, als er durch seine langjährige Geschäftserfahrung und Lokalkennntnis auf seinem Posten unentbehrlich und schwer zu ersetzen war. Mit seinen Freunden von der Nationalversammlung durfte er sich nicht allzutief einlassen, da der Ausgang etwaiger Bündnisverhandlungen mit Frankreich ebenso ungewiß war wie die innerpolitische Lage des Landes überhaupt. Goltz war außerdem Herzbergianer und, soweit er eine Meinung vertreten durfte, Anhänger der Allianz mit England; er brauchte also in das Secret du Roi nicht hineinzuschauen. Unter diesen Umständen kam es darauf an, einen unternehmungslustigen Mann zu finden, der, mit allen Schlichen diplomatischer Kleinarbeit vertraut, leicht fallen gelassen werden konnte und dabei gefällig genug war, jede zu gewärtigende offizielle Verleugnung mit philosophischer Ruhe einzustecken. Bischoffwerder wußte im voraus, wen er mit einer derartigen Aufgabe zu betrauen hätte; es war niemand anderes als der Mann, gegen den sich die eingangs erwähnte Anklage richtet — Benjamin Veitel Ephraim.

Wer in der damaligen Berliner Gesellschaft nur einigermaßen Bescheid wußte, der vermochte im Augenblick ein Bild des Genannten zu entwerfen. Ephraim war nämlich eine stadtbekannte Persönlichkeit; sein prunkvolles Palais am Mühlendamm, sein etwas snobistisch angehauchter Salon, in dem die Löwen des Tages verkehrten, mochte es sich nun um Ignaz Fejler oder Pffland handeln, seine Spitzen- und Blondensfabrik, seine Getreidehandlung, seine Gold- und Silberwarenmanufaktur, die ihre Erzeugnisse bis nach der Türkei und Ostindien ausführte und jährlich zwei- bis dreitausend Seelen ernährte, das alles vereinigte sich, um seine Gestalt mit einem später nur von den Schicklers oder Bleichröders wiedererreichten Nimbus zu umgeben. Allerdings verband sich damit ein etwas unheimliches Gefühl: man traute ihm alles mögliche zu, erzählte sich tausend Geschichten über ihn und hatte lieber nichts mit ihm zu tun. Wer ihn trotzdem persönlich kennen lernte, der fühlte sich von seinem aufdringlich-beredsamen Aplomb, der stets etwas Fehlendes ersetzen zu wollen schien, wenig angenehm berührt. Der Grund dazu lag in der Geschichte seines Lebens. Als jüngster Sohn des reichen Hofjuweliers und General-Münzrentreneurs Veitel Seine Ephraim um 1740 geboren, war

er trotz gelegentlicher Förderung durch Lessing und Moses Mendelssohn nie zu einem regelrechten Unterricht gekommen und dabei früh in maßgebende kaufmännische Stellungen hineingelangt, in denen sich sein ohnehin bedeutendes Selbstbewußtsein bis zur Abgeschmacktheit steigern mußte, ohne daß sich ihm als Juden Gelegenheit geboten hätte, die Staatsstellung zu erreichen, in der er allein Befriedigung zu finden hoffte. Mit siebzehn Jahren folgte er seinem Vater, der sich gerade damals im Auftrage Friedrichs des Großen mit der Ausprägung und Verbreitung minderwertiger sächsischer Goldstücke, der legendär gewordenen „Ephraimiten“, beschäftigte, nach Leipzig; noch im selben Jahre ging er nach Kopenhagen und beteiligte sich von Lübeck aus an der Verproviantierung der von den Russen belagerten Festung Kolberg; später übernahm er die Leitung einer Zweigniederlassung der väterlichen Handlung in Amsterdam und verheiratete sich; aber all das vermochte seinen Ehrgeiz nicht zu stillen; sobald wie möglich kehrte er nach Berlin zurück und mußte sich dort durch Vermittlung des damals in voller Gunst stehenden Geheimen Rabinettsrats Galster allmählich so geschickt an die leitenden Minister heranzudrängen, daß Friedrich der Große auf ihn aufmerksam wurde und ihm Anfang der 1770er Jahre den Auftrag erteilte, nach Polen zu reisen und bei dieser Gelegenheit nach dem Vorbilde seines Vaters das Land mit schlechten Dukaten zu überschwemmen. Nach anfänglichem Sträuben ging Ephraim darauf ein und löste seine Aufgabe so befriedigend, daß ihn der König 1773 noch einmal nach Warschau sandte, um diesmal vorteilhafte Salzabzaskontrakte mit polnischen Magnaten abzuschließen. Die erhoffte Anstellung im Staatsdienst gewährte er ihm aber nicht; er ließ ihn im Gegenteil fallen, als er sich nach der ersten Teilung Polens erlaubte, ihn geschäftig darüber aufzuklären, daß er von Rußland und Osterreich übervorteilt worden sei, und nun blieb Ephraim nichts anderes übrig, als den Versuch zu machen, sich unter der Hand bei dem kommenden Mann, dem Thronfolger, einzunisten. Er unterbreitete ihm durch Vermittlung des damaligen Oberstleutnants v. Bischoffwerder, der an seinen Getreidespekulationen beteiligt war und besonders mit seiner Frau im besten Einvernehmen stand, staatswirtschaftliche Denkschriften über Preußen, half ihm in vorkommenden Fällen mit klingender Münze aus und konnte auf diese Weise, als Friedrich der Große die Augen schloß, eine bedeutende Summe — man sprach von zweihunderttausend Talern — reklamieren. Der Lohn für eine derartige Gefälligkeit blieb nicht aus; die geliehene Summe wurde sofort nach der Thronbesteigung zurückerstattet, und damit nicht genug, ließ sich Bischoffwerder nunmehr dazu herbei, den scharfsinnigen, nach diplomatischen Abenteuern lüsternen Kaufherrn als gefügiges und stets zu verleugnendes Werkzeug der königlichen Rabinettspolitik nutzbar zu machen. Als Ephraim 1787 von einer gelegentlichen Geschäftsreise nach Brabant heimgekehrt beachtenswerte Aufschlüsse über die Volksstimmung in den im Aufstand gegen die josephinischen Reformen begriffenen Niederlanden mitbrachte, sandte

er ihn mit der Weisung nach Brüssel zurück, die Häupter der belgischen Revolutionäre zum Widerstand gegen den Kaiser zu ermutigen und ihnen die Hilfe Friedrich Wilhelms des Zweiten für den Fall zu versprechen, daß Österreich ablehne, mit der von Preußen, England, Polen und Schweden unterstützten Pforte Frieden zu schließen. Und Ephraim entsprach den Erwartungen, er erledigte seine Instruktionen mit anerkannter Umsicht und machte seine Sache trotz seines stets regen Bedürfnisses, sich in Positur zu setzen, so gut, daß sich die klerikalen Führer politische, militärische und wirtschaftliche Zugeständnisse ablocken ließen, die im Fall eines preußisch-österreichischen Zusammenstoßes vielleicht entscheidend geworden wären.

Es war also kein Neuling in diplomatischen Angelegenheiten, den Bischofwerder unmittelbar nach Unterzeichnung der Reichenbacher Konvention zur Entsendung nach Paris vorschlug; und wirklich ging Friedrich Wilhelm, durch Goltz über Talente und Zuverlässigkeit des Amateurdiplomaten beruhigt, auf die Anregung seines Günstlings ein. Als Ephraim, durch die aufflammende Enttäuschung der Brabanter gefährdet, Mitte oder Ende August mit direkter Post in Breslau eintraf, befahl er ihn in sein Hoflager zu Scheidnis und eröffnete ihm dort nach Entgegennahme eines kurzen Berichts über seine belgische Tätigkeit, er solle nach Paris gehen und sehen, ob er den Abschluß einer Allianz mit Frankreich vorbereiten und verlässliche Erkundungen über die Lage des französischen Handels einziehen könne; wenn er seine Sache gut mache, setze er ihn in ein Departement; im übrigen werde er ihm Empfehlungsschreiben nach dem Haag, Paris und London mitgeben. Obwohl die finanzielle Seite des Angebots — dreitausend Taler Gehalt — keineswegs glänzend war und die Kosten der Mission auf keinen Fall zu decken versprach, nahm Ephraim trotzdem an, reiste zur Abwicklung der dringendsten Geschäfte unverzüglich nach Berlin ab, traf zum gleichen Zweck am 27. September in Brüssel ein, machte einen kurzen Abstecher in den Haag, wurde am 26. Oktober auf seinen Antrag zum Geheimen Kommissionsrat ernannt und langte zwischen dem 3. und 9. November in der französischen Hauptstadt an.

Friedrich Wilhelm der Zweite hatte inzwischen dem Grafen v. d. Goltz am 14. September mitgeteilt, daß er Ephraim „einige Geschäfte und Aufträge“ in Paris anvertraut habe: „Ich hoffe,“ hatte er dem Gesandten geschrieben, „daß er sie unter Ihren Auspizien gut erledigen wird und daß er im Bedarfsfalle auf Ihren Beistand wird zählen können . . . Sie werden im übrigen dafür Sorge tragen, mir fortlaufend über die Geschäfte zu berichten, die der besagte Ephraim auf dem Immediatwege mit mir persönlich behandeln wird.“ Etwas später hatte er den Vorschlag des Geheimagenten entgegengenommen, als Grund der Mission den Abschluß eines Handelsvertrages mit Frankreich vorzuschützen, um in England keinen Verdacht zu erregen; ohne das überschlaue Auskunftsmittel zurückzuweisen, war er am 26. Oktober offiziell darauf ein-

gegangen und hatte zur Erstattung regelmäßiger Rapporte über die in Erwartung stehenden Verhandlungen aufgefordert. In dieser Weise angekündigt und instruiert, verfügte sich Ephraim am 9. November auf die preußische Gesandtschaft und hatte dort mit Goltz eine dreistündige Unterredung. Goltz kannte und verurteilte die Rolle, die das Kabinett von Saint-James seit Anfang des Jahres spielte, er hielt aber eine Lösung des englischen Bündnisses für verfehlt und hätte es vorgezogen, die Ephraimsche Mission lediglich zu Pressionszwecken auszunutzen; er suchte daher den tatendurstigen Geheimagenten zurückzuhalten und ihn zu einer vorderhand abwartenden Haltung gegenüber den Radikalen zu veranlassen. Ephraim ließ ihn reden und nahm sich nur vor, die bevorstehenden Scheinverhandlungen wegen eines Handelsvertrages so zu führen, daß die Möglichkeit gewahrt blieb, tatsächliche Ergebnisse zu erzielen, falls sich für die vorausichtlichen kommerziellen Verluste Preußens besonders günstige politische Kompensationen boten; auf einen Rat des Grafen Goltz ging es wohl zurück, wenn er gleichzeitig den Entschluß faßte, mit dem französischen Außenminister Grafen Montmorin erst dann in Fühlung zu treten, wenn sich die augenblicklich erschütterte Stellung des Kabinetts mehr gefestigt habe.

Nach Festlegung dieses Operationsplans nahm er unverzüglich seine Arbeit auf. Um Goltz einerseits in keiner Weise bloßzustellen, andererseits wohl auch, um später den Ruhm des Erfolges mit niemand teilen zu brauchen, setzte er sich selbständig mit einigen Mitgliedern der Nationalversammlung in Verbindung, sprach am 10. Lafayette, den er mit der belgischen Politik des Königs ziemlich unzufrieden fand, und am 12. traf er bei de Laborde mit einigen Abgeordneten aus dem Handelsauschuß der Volksvertretung zusammen. Um dieselbe Zeit lernte er Mirabeau kennen, der ihn sehr zuvorkommend aufnahm, wenn er ihm auch nicht allzuviel Vertrauen einzusößen vermochte. In nähere Beziehungen trat er, und das verdient im Gegensatz zu der bisherigen Auffassung hervorgehoben zu werden, nicht mit den ultraradikalen Umstürzern der Nationalversammlung, sondern mit den im heutigen Sinne lediglich fortschrittlich gesinnten Häuptern der Feuillants, die sich gerade damals der Regierung näherten, Männern wie Fréteau, wie Dandré, wie dem Herzog von Aliguillon, wie Barnave, Duport oder Charles de Lameth, die, trotz allen Freisinn an der Monarchie festhaltend, nach Varennes offen für den König eingetreten und um ihrer immerhin gemäßigten Anschauungen willen teils aufs Schafott, teils in die Verbannung gewandert sind. Ihnen allen setzte er auseinander, daß sich der preußische Handel mit dem französischen nicht messen könne, daß daher unverhältnismäßig viel preußisches Geld nach Frankreich fließe, daß dies aber sehr wohl auf seine bisherige Handelspolitik zu verzichten in der Lage sei, wenn es sich dafür Preußen in politischer Beziehung nähere: Gedanken, die Ephraims Berichten zufolge überall den Vorschlag hervorriefen, ein preußisch-französisches Bündnis abzuschließen. Eine

solche Allianz schien überall erhofft zu werden: „Lameth, Barnave, Fréteau, Dandré, die die Nationalversammlung und besonders das (seit dem 1. August bestehende und mit der Überwachung der äußeren Politik betraute) Comité Diplomatique beherrschen“, berichtete der Sendling am 22. November, „sind so begeistert für die Freundschaft Preußens, daß man im Augenblick alles verlangen könnte, was man wollte, man könnte darauf zählen, alles durchzusehen; selbst der Marquis von Lafayette kann nunmehr nicht umhin, die Freundschaft Preußens anzustreben.“ Trotzdem blieb Ephraim ziemlich zurückhaltend; er begnügte sich damit, herumzuhorchen, schlummernde Sympathien zu wecken, bestehende in aller Stille zu ermutigen, Hoffnungen, Wünsche entgegenzunehmen, allzu direkte Anträge zu überhören, ohne sie rund zurückzuweisen, und mit einem Wort das schmeichelhafte Urteil zu rechtfertigen, das zwei Jahre später ein Polizeimann der Schreckensherrschaft im Anschluß an ihn fällen sollte, „que les enfants d'Israël surpassent toutes les nations dans ce métier“.

In Berlin war man mit Ephraims Auftreten zufrieden: als die Nationalversammlung die Einfuhr ausländischer Webwaren teils völlig verbot, teils mit hohen Zöllen belegte und die westfälischen Fabriken dadurch schwer bedrohte, ließ Friedrich Wilhelm ihn durch Herzberg und Finckenstein am 20. November beauftragen, bei Montmorin und durch dessen Vermittlung bei der Weltvertretung unter Androhung von Repressalien und entsprechenden Vergeltungsverboten dagegen Einspruch zu erheben. Drei Tage später ließ Friedrich Wilhelm Ephraim wissen, seine Berichte befriedigten ihn, er solle in ähnlicher Weise fortfahren; und da Goltz die Anwesenheit des Agenten unnötig zu finden und seine baldige Abreise zu wünschen schien, schrieb er dem Gesandten persönlich, der von dem Sendling vorbereitete Handelsvertrag sei nicht so eilig, er solle diesem nur einen plausiblen Vorwand bieten, sich in Paris umzusehen, ohne verdächtig zu erscheinen.

Infolge der königlichen Aufträge vom 20. und 23. begab sich Goltz mit Ephraim am 6. Dezember zum Grafen Montmorin; doch scheint man über den Austausch einiger Höflichkeiten bei dieser Gelegenheit nicht hinausgekommen zu sein, da Ephraim auf Montmorin einen wenig vertrauenerweckenden Eindruck machte, zumal der Minister nicht vergessen hatte, daß die Berliner Regierung 1787 die holländischen Angelegenheiten mit Gewalt zugunsten des Erbstatthalters geordnet und ihm, Montmorin, dadurch eine diplomatische Niederlage bereitet hatte, die seine Stellung auf Monate hinaus erschütterte und Frankreich der Früchte des amerikanischen Befreiungskrieges beraubte. Trotzdem war Montmorin Staatsmann genug, um sich einen Stoß zu geben und etwaigen Anerbietungen des preussischen Hofes Gehör zu leihen. Vier Tage später ließ er daher den Emissär durch Lafayette zu sich bitten und gewährte ihm eine dreistündige Unterredung, in deren Verlauf er eine Allianz zwischen Frankreich und Preußen als die denkbar natürlichste bezeichnete,

wenn er auch nur ungern auf eine Beteiligung Englands verzichte, da er den Frieden in Europa zu wahren wünsche. Als Ephraim daraufhin erklärte, auch er kenne keine natürlichere Allianz als die erwähnte, er sei aber zu dahingehenden Erörterungen nicht ermächtigt und werde dem König darüber Bericht erstatten, setzte Montmorin hinzu, er werde dem französischen Gesandten in Berlin, Grafen Moustier, entsprechende Weisungen erteilen und ihn instruieren, bei sich bietender Gelegenheit direkt mit dem König Rücksprache zu nehmen; überhaupt werde er alles tun, was dem Berliner Hof angenehm sein könne, nur müsse sich dieser hinsichtlich der durch die Revolution in ihren Rechten geschädigten Reichsfürsten im Elsaß nachgiebig zeigen, denn das Glück und die Sicherheit Frankreichs hänge wie der Erfolg der Revolution überhaupt von einer befriedigenden Lösung dieser Frage ab. Im gleichen Sinne sprach er sich am 11. gegen den Grafen v. d. Goltz aus, der wie beiläufig auf dem Ministerium des Äußeren erschien und zunächst nur seine Befriedigung über die von dem Minister geäußerte Bereitwilligkeit zu handelspolitischen Zugeständnissen ausdrückte. Aus seiner Reserve ließ sich Goltz dabei freilich nicht herauslocken, war er doch der Überzeugung, daß man Preußen um so mehr entgegenkommen werde, je weniger es sich beeile. Übrigens trat Goltz in dem Immediatbericht, den er gleich darauf nach Berlin abstattete, erneut für möglichste Zurückhaltung ein, „weil allzu sichere Hoffnungen auf eine französisch-preußische Verständigung von den Demokraten als großes Glück sofort verbreitet werden und in England beunruhigen würden, dessen Kabinett überaus empfindlich ist und zu der neuen Allianz hinzugezogen zur Errichtung eines Bollwerks gegen die beiden Kaiserhöfe und ihre Sukkursalen Madrid und Turin in bedeutendem Maße beitragen kann“.

Am 17. hatte Ephraim eine neue Unterredung mit Montmorin und überreichte ihm bei dieser Gelegenheit ein ziemlich unklares Memorandum zur Vorbereitung des Handelsvertrages. Der Minister überflog das Schriftstück und versprach, es in Erwägung zu ziehen; dann ging er wieder zur Politik über und meinte, er habe seine Anschauungen hinsichtlich Englands mittlerweile geändert, Pitt würde gern über Frankreich herfallen, nur die Furcht vor dem Volke halte ihn davon zurück. Die Zukunft gehöre daher einem Bündnis zwischen Frankreich, Preußen, Spanien und Rußland. Ephraim wick zwar einer Antwort aus, gab dem Minister jedoch die Zusage, dem Grafen Moustier ein vertrauliches Zusammentreffen mit Bischoffwerder und dem König zu ermöglichen. Am 18. sandte er Montmorin zu diesem Zweck ein Schreiben an seine Frau, das von Moustier am Mühlendamm abgegeben werden und zuvörderst eine Unterredung mit dem Günstling vermitteln sollte.

Montmorin ging auf das Anerbieten ein und legte seinem Berliner Gesandten in einem besonderen Schreiben am 20. die vorausgegangenen Verhandlungen kurz auseinander. „Wenn sich die Dinge in der Tat in dem angedeuteten Sinne gestalten, werden Sie in der Lage sein, die geheimen

Abfichten des Berliner Hofes kennen zu lernen, und unmerklich uns genehmen Doktrinen Eingang verschaffen“, führte er aus; „von Ihrer Umsicht und Geschicklichkeit wird es abhängen, aus den Vorteilen Ihrer künftigen Lage Nutzen zu ziehen. Ich mache Sie nur darauf aufmerksam, daß Ihre Sprache, Ihre Schritte die größte Vorsicht erfordern werden und jede Überstürzung unsern Plan von vornherein illusorisch machen kann. Sie dürfen sich zunächst nur nach Ihren Instruktionen richten, d. h. lediglich versichern, daß der König in bezug auf die holländische Angelegenheit keinerlei Groll hegt und gern geneigt ist, mit Sr. preussischen Majestät in vollkommenem Einverständnis zu leben. Führen derartige Äußerungen zu keinen Sondereröffnungen des Königs von Preußen, so muß daraus geschlossen werden, daß dieser uns keine zu machen hat; verhalten Sie sich in dem Fall reserviert! Wenn Ihnen hingegen Vorschläge gemacht werden, die darauf abzielen, ein näheres Verhältnis als lediglich ein gutes Einvernehmen herzustellen, so nehmen Sie dieselben entgegen, ohne außer acht zu lassen, daß Sie darüber hierher zu berichten und neue Weisungen einzufordern haben.“ Er fuhr dann fort, daß Friedrich Wilhelm zunächst hinsichtlich seiner Haltung in der elsässischen Frage zu sondieren und daraus auf seine Gesinnungen und Dispositionen zu schließen sein werde; die Empfehlung, die ganze Sache mit der strengsten Verschwiegenheit zu behandeln und alle in ihrem Interesse gewechselten Depeschen selbst zu dechiffrieren, machte den Beschluß.

Moustier empfing das Schreiben seines Chefs am 30. Dezember; erst seit kurzem am Berliner Hof weilend, einer Verständigung mit Preußen schon vor Antritt seines Postens geneigt und überdies mit der Weisung versehen, das preussische Kabinett tunlichst von seinen früher eingegangenen Verpflichtungen loszulösen, interessierte er sich für die Mitteilung aufs lebhafteste und versprach, das Anerbieten bei Gelegenheit zu benutzen. Als kurz darauf Montmorin bei ihm anfragte, auf welche Handelsgegenstände sich die preussischen Kompensationsforderungen stützten, entschloß er sich, seinen Privatsekretär mit dem Villett des Agenten nach dem Mühlendamms zu senden und am 17. selbst bei Frau Ephraim vorzusprechen. Er unterhielt sich mit ihr über Bischoffswerder; da er auf die Bemerkung, der Günstling würde ihn gern kennen lernen, diplomatisch antwortete, er würde sich freuen, wenn er dafür günstigere Gelegenheit fände als im Rahmen gesellschaftlicher Veranstaltungen, konnte er den politischen Flügeladjutanten bereits am 26. Januar persönlich auf der französischen Legation begrüßen. Bischoffswerder trat nach den ersten Höflichkeiten sofort in eine Erörterung der politischen Lage ein. Die preussisch-englisch-türkische Allianz gegen Rußland habe sich überlebt, erklärte er, weil England eben Schweden im Stich gelassen habe und die Haltung des Kaisers Leopold völlig ungewiß sei; der König sehe in England einen zweideutigen Freund und in dem Kaiser einen verdeckten Feind. Da schein ihm eine Annäherung an Frankreich das zweckmäßigste. Freilich ziele alles, was er

sage, nur auf eventuelle Vereinbarungen ab, da sich der König mit England so weit eingelassen habe und Rußland gegenüber so deutlich geworden sei, daß man erst mit der Lösung der gegenwärtigen Lage beginnen müsse, ehe anderweitige festere Verbindungen eingegangen werden könnten. Moustier begnügte sich damit, einige Allgemeinheiten zu antworten, hielt es jedoch für angezeigt, Montmorin noch am selben Abend um genauere Instruktionen zu ersuchen und ihn zu bitten, durch geeignete Leute Ephraim eine möglichst vorteilhafte Meinung von dem persönlichen Ansehen des französischen Gesandten am Berliner Hof beibringen zu lassen, da man um so offener mit diesem sprechen werde, je besser man ihn bei Ludwig dem Sechzehnten, im Auswärtigen Amt und bei den maßgebenden Mitgliedern der Nationalversammlung angeschrieben glaube. Daß er den Minister gleichzeitig ersuchte, ihm durch Gewährung einer Zulage den Ankauf mehrerer Sattelpferde zu ermöglichen, da Bischoffwerder alle Morgen spazieren reite und dabei am ungezwungensten zu sprechen sei, beweist, für wie aussichtsreich er die eingeleiteten Verhandlungen hielt.

Unter diesen Umständen sprach alles dafür, daß der Plan des Berliner Geheimkabinetts seiner Verwirklichung entgegenreife. Die Nationalversammlung einem Bündnis mit Preußen überaus sympathisch gegenüberstehend, der mißtrauische Leiter der französischen Außenpolitik dem Projekt nicht abgeneigt, sein Gesandter in Berlin für die neue Allianz begeistert — so schien die Auflösung des Versailler Vertrages von 1756 bevorstehend und die Entscheidung darüber Friedrich Wilhelm anheimgestellt.

Wenn die Ephraimsche Mission trotzdem gescheitert ist, so lag das zunächst an der Persönlichkeit des Unterhändlers. Seine Vielgeschäftigkeit, seine Geheimnissträmerei, seine verschwenderische Lebensführung, seine fortwährende Immediatkorrespondenz mit dem König verstärkten den Argwohn, den man im Andenken an seine belgische Tätigkeit von vornherein gegen ihn hegte; und da er den Zweck seiner Sendung auch jetzt noch durch geflissentliche Ausstreuung offenbar falscher Gerüchte zu maskieren suchte, gewann man schließlich die Überzeugung, daß er tatsächlich etwas Unkontrollierbares und Staatsgefährliches im Schilde führe. Dazu kam, daß Montmorin durch den österreichischen Geschäftsträger v. Blumendorf in diesem Sinne bestärkt wurde. Blumendorf beobachtete Ephraim seit Mitte Dezember; er kam im Gespräch mit dem Minister immer wieder auf ihn zurück und drang um so bestimmter auf seine Entfernung, als er Anfang Januar von Marie Antoinette persönlich hörte, Ephraim kabaliere gegen sie und habe „laut sicherer Anzeige sich nicht gescheut, gegen ein und andere sich dahin zu äußern, daß, so lange Ihre Majestät hier existieren werde, die neue Konstitution nie einen festen Grund würde fassen können“. Unter diesen Umständen zog sich Montmorin immer mehr von dem Sendling Friedrich Wilhelms des Zweiten zurück. Ohne zu

untersuchen, was an den umlaufenden Gerüchten wahr sei, ließ er den Bündnisplan allmählich fallen und verfiel nun so stark in die entgegengesetzte Taktik, daß er dem Geheimagenten Eintrag zu tun suchte, wo er dazu imstande war. Und so konnte er, während Marie Antoinette den Vertreter ihres Bruders beauftragte, dem preußischen Hof durch Vermittlung des Kaisers „ansinnen“ zu lassen, „dergleichen verfängliche Bearbeitungen seinem Emiffarien ernstlich zu untersagen“, Blumendorf die Mitteilung machen, er habe Ephraim das Wasser von allen Seiten derartig abgegraben, daß dieser nun den Entschluß gefaßt habe, unverrichteter Sache nach Berlin zurückzukehren. Vierzehn Tage später richtete er an Moustier eine Depesche, in der er die ungeheuerlichsten Beschuldigungen gegen Ephraim aneinanderreichte, ohne sie durch bestimmtere Angaben beweisen zu können. „Es sind mir Äußerungen von ihm hinterbracht worden, die er öffentlich getan hat, die ich aber nicht wiederholen werde, weil sie zu entsetzlich sind,“ schrieb er nach Berlin; „ich möchte mich daher auf die Mitteilung beschränken, daß sich der Intrigant mit Persönlichkeiten zu verbinden gestrebt hat und noch strebt, deren Eifer für die Revolution sie seiner Meinung nach geneigter machen würde, ihn anzuhören. Sein Ziel ist es, uns dem Kaiser gegenüber bloßzustellen; dies hat er leichter zu erreichen gedacht, wenn er die Gemüter gegen die Königin erhitzt. Er hat sich insolgedessen heftige Bemerkungen und Ermahnungen erlaubt; ich kenne nicht die Wirkung, die sie auf die Mitglieder der Nationalversammlung, an die er sich hat wenden können, hervorgebracht haben; sicher haben sie ihm mit dem Abscheu zugehört, den derartige Bemerkungen verdienen; doch gibt er sich geheimen Antrieben hin und sucht auf die Zeitungsschreiber einzuwirken; ich bin fast gewiß, daß er Geld verbreitet, und weiß, daß er bei Bankiers beträchtliche Summen abhebt. Ich vermag nicht zu glauben, daß die Berliner Regierung solche Mittel anwendet; was dieser Meinung freilich einigen Grund verleihen könnte, ist die Tatsache, daß der pp. Ephraim nach Brabant geschickt worden ist, um die dort von Preußen erregte Revolution zu fördern, und daß er erst dann nach Paris gekommen ist, als er sah, daß Brüssel seinem Eifer keinen Stoff mehr bot(?). Ich brauche Ihnen nicht zu sagen, daß Sie von Vorstehendem dem preußischen Ministerium gegenüber keinen Gebrauch zu machen haben; Sie würden mich aber sehr erfreuen, wenn Sie die Zwecke der Sendung des pp. Ephraim ausfindig machen könnten. Ich weiß freilich, daß das sehr schwer sein muß; sind sie doch derart, daß man sie, wie ich zu glauben Anlaß habe, mit der größten Sorgfalt zu verbergen hat.“

Ob sich Ephraim der von Montmorin angedeuteten Handlungsweise tatsächlich schuldig gemacht hat, wird weiterhin zu erörtern sein. Jedenfalls zeigt der Brief des Ministers, daß es dem Agenten nicht gelungen war, den ursprünglichen Eindruck zu verwischen und die tatsächliche Ehrlichkeit der preußischen Vorschläge glaubhaft zu machen. Daß die kaum angebahnte An-

näherung zwischen Preußen und Frankreich unter diesen Umständen ebenso schnell und schneller verschwinden mußte, als sie herbeigeführt worden war, liegt auf der Hand. Und in der That neigte sie sich bereits ihrem Ende zu. Von einer Fortsetzung der angeknüpften Verhandlungen war nicht mehr die Rede. Wenn sich Ephraim trotzdem wieder einmal im Auswärtigen Amt sehen ließ, so fand er einen überaus förmlichen Empfang. Als er sich zum Beispiel am 4. Februar bei Montmorin melden ließ, nahm ihn dieser zwar an, ließ sich aber doch nur ganz beiläufig in eine weitere Besprechung der seinerzeit in Anregung gebrachten handelspolitischen Zugeständnisse ein und erklärte ihm statt dessen kühl, er habe den Eindruck gewonnen, Preußen finde es nicht schicklich, sich gegen Frankreich freundschaftlich zu benehmen, habe er doch gesehen — was der Wahrheit nicht entsprach — daß Moustier in seinen Berichten andeute, man behandle die anderen am Berliner Hof beglaubigten Diplomaten vertraulicher und gestatte ihnen direkteren Zutritt. Gleichzeitig erteilte er Moustier die Weisung, seine Bemühungen um Bischoffwerder einzustellen; im gegenwärtigen Augenblick könne von einer Allianz mit Preußen auf keinen Fall die Rede sein, da eine solche Verbindung von einer ganzen Reihe ungewisser und selbst unwahrscheinlicher Umstände abhängе. „Alles, was wir in der gegenwärtigen Lage anzustreben haben, ist, einen schicklichen Verkehrsmodus mit dem Berliner Hof zu finden und ihn beiläufig zu der Überzeugung zu bringen, daß wir den uns zugeschriebenen Groll nicht kennen: eine Großmacht kennt nichts derartiges, oder besser: trennt es sorgfältig von ihren politischen Interessen.“ Und auf diesem Standpunkt beharrte er, zumal Blumendorf immer neue Räubergeschichten zutrug und am 9. Kaunitz in dieser Beziehung gestand, er lasse keine Gelegenheit vorübergehen, um „ernannten Grafen über die gehässigen Manoeuvres, so sich der Sud Ephraim allhier gegen unsern allerhöchsten Hof erlaubt, zu sprechen, und ihn anzugehen, die Sache in solche Wege zu leiten, damit dessen Machinationen ohne weiteren Zeitverlust Schranken gesetzt werden mögen“. Daß Moustier plötzlich die Entdeckung machte, Bischoffwerders Entgegenkommen sei eitel Lug und Trug gewesen und der „von den gewöhnlichsten und hirnlosesten Ideen“ beherrschte Berliner Hof habe damit nur beabsichtigt, das österreichische Bündnis zu sprengen, bestärkte ihn nur in der Ansicht, daß seine Haltung die allein richtige sei. Am 18. Februar band er seinem Berliner Gesandten auf die Seele, ja auf der Hut zu sein, da seine Äußerungen Ephraim hinterbracht würden und von diesem nur im schädlichen Sinn benutzt werden könnten. So war der preußisch-französische Annäherungsplan endgültig gescheitert, ehe er über die Vorstadien hinausgediehen war.

Immerhin wäre es übertrieben, Ephraim allein für diese Wendung verantwortlich zu machen. Gewiß hatte sein persönliches Auftreten im Pariser Auswärtigen Amt ungünstig gewirkt und zur Bildung der abenteuerlichsten Gerüchte veranlaßt; sein Mißerfolg wäre aber weniger vollständig geworden,

hätte er aus Berlin rechtzeitig Instruktionen erhalten, die zu positiven Verhandlungen Anlaß geboten und seiner Betriebsamkeit weniger Spielraum gelassen hätten. Indessen war seine Sendung eben nur eine Funktion der Geheimpolitik Friedrich Wilhelms des Zweiten; sie mußte verdächtig werden, sobald sich diese anderen Zielen zuwandte. Und das geschah seit Anfang 1791. Das Anwachsen der Revolution, die dadurch bedingte Unsicherheit jedes mit Frankreich abgeschlossenen Vertrages, die gleichzeitig steigende Gefahr eines Zusammenstoßes mit Rußland, das auf türkischem Boden immer weiter vordrang und schließlich zu einer Hilfsaktion zugunsten der Pforte zwingen konnte, das alles hatte Friedrich Wilhelm bereits im Januar 1791 zu dem Wunsch veranlaßt, doch lieber ein Bündnis mit dem Wiener Kabinett abzuschließen. Am Kaiserhof hatte sich der Wind inzwischen ebenfalls gedreht. Das russische Bündnis war immer brüchiger geworden, Katharina streckte ihre Hand nach der Walachei aus und drohte, bis zur Donau vordringend, die künftige Herrschaft der Habsburgermonarchie über Magyaren und Südslawen in Frage zu stellen; andererseits trafen immer erschütterndere Briefe der Königin Marie Antoinette in der Hofburg ein, die den Kaiser, so wenig ihm als Herrn von Belgien eine Schwächung Frankreichs nahe ging, doch als Bruder und Familienoberhaupt empörten. Unter diesen Umständen konnte Bischoffwerder zwei Tage, nachdem Montmorin Moustier zur größten Zurückhaltung ermahnt hatte, nach Wien abreisen und dort über ein preußisch-österreichisches Zusammengehen beraten, das prinzipiell nicht abgelehnt wurde und nach einer Klärung der Lage zu endgültigen Besprechungen führen sollte.

Da sich die angedeutete Neuorientierung der preussischen Politik im strengsten Geheimnis vollzog und auf des Königs ausdrückliche Weisung nicht einmal Herzberg davon erfuhr, blieb Ephraim unbekannt, weshalb er keine Instruktionen mehr erhielt; daß er hauptsächlich deshalb in Paris belassen wurde, weil er nicht durch eine plötzliche Abreise zu Kommentaren Anlaß bieten oder, was noch schlimmer gewesen wäre, die Pläne Bischoffwerders an seine guten Bekannten von der Nationalversammlung ausplaudern sollte, fiel ihm natürlich nicht im Traume ein. Er setzte deshalb seinen Aufenthalt mit philosophischer Ruhe fort: und da er im Einverständnis mit Goltz seit Ende Februar auf weitere Besprechungen in der Handelsvertragsfrage fast ganz verzichtet hatte, so füllte er seine noch immer regelmäßig nach Berlin abgehenden Berichte mit ziemlich gemeinplägigen Notizen und Gutachten über die Lage des französischen Handels, die kommerzpolitischen Maßnahmen der Nationalversammlung und verwandte Gegenstände aus.

Inzwischen war Blumendorf immer nervöser geworden, da er von irgendwo gehört hatte, daß Ephraim die in Belgien stehenden österreichischen Truppen mit Hilfe geheimer Sendlinge aufzuheben suche und „ein sicherer Klub allhier“ zur Erreichung des gleichen Ziels bedeutende Mittel flüssig gemacht habe.

B. B. Ephraims Pariser Geheimsendung von 1790/91

Am 21. meldete er Kaunitz entsetzt, der Berliner Agent habe sehr wahrscheinlichem Vernehmen nach „bei einem hiesigen Wechsel beträchtliche Summen Goldes“ erhoben; „vor etwa vierzehn Tagen soll er in einer Woche bis sechshunderttausend Livres empfangen haben; man mutmaßet, daß die diesfälligen Fonds von dem großbritannischen Hof hergeschossen werden“. So sehr die letzte Angabe den Wert der ganzen Nachricht in Frage stellte — das Gerücht von den sechshunderttausend Francs (wird in Hofkreisen, aber auch nur in diesen, allgemein verbreitet gewesen sein, da es Fersen Gustav dem Dritten zwei Wochen später, am 8. Mai, als Tatsache mitteilte, — so wenig scheute sich Blumendorf, sie Montmorin vorzuenthalten und ihn erneut zu ersuchen, „einen so gefährlichen Intriganten“ nicht länger in Paris zu dulden. Der Minister wandte ein, man könne sich seiner nicht so leichter Hand entledigen, da er vom Berliner Hof „avouiert“ sei, versicherte aber, er werde keine Gelegenheit vorübergehen lassen, „um teils die gehässigen Bearbeitungen dieses Emissärs zu vereiteln, teils dessen Fortschaffung womöglich zu beschleunigen“. Er scheint sich damals über Ephraim bei Goltz beschwert zu haben, der darüber am 11. März nach Berlin berichtete; als daraufhin nichts erfolgte, entschloß er sich, Ephraim offen den Krieg zu erklären und Ende März die bereits erwähnte Flugschrift: „Le secret de la coalition des ennemis de la révolution française“ in die Öffentlichkeit gelangen zu lassen. Wie Blumendorf nach Hause berichtete, erregte sie in der Hauptstadt „ein merkliches Aufsehen“; die ganze Auflage wurde angeblich „von denjenigen, welchen an ihrer Unterdrückung gelegen war, ganz aufgekauft, gleich darauf aber wieder neuerdings aufgelegt und unter das Publikum gebracht“. Eine „wenig bedeutende“ Rechtfertigung, die Ephraim dagegen erscheinen ließ, vermochte den einmal hervorgebrachten Eindruck des Pamphlets nicht zu verwischen: befriedigt äußerte sich Montmorin zu Blumendorf, diesmal werde der Agent seinen Aufenthalt wohl um so weniger fortsetzen, als er tags zuvor auf seine Behauptung, der König von Preußen sei weit entfernt, sich irgendwie in die inneren Händel Frankreichs einzumischen, „ganz trocken“ erwidert habe, eine derartige Auffassung stehe mit den tatsächlichen Ereignissen in Widerspruch. Aber auch diesmal blieb seine Hoffnung unerfüllt: Ephraim wurde nicht abberufen, obwohl Moustier die Broschüre Herzbergs damaligem Adjunkten und späteren Nachfolger, dem Grafen v. d. Schulenburg, nichtamtlich in die Hände spielte und den Geheimagenten in schärfster Weise desavouieren hörte. Und so mußte sich Montmorin darauf beschränken, immer wieder gegen den Agenten Front zu machen. In seinem Auftrage heften die Pamphlete, die nach dem 18. April, wo Ludwig der Sechzehnte an der Abfahrt zur Kommunion nach St. Cloud verhindert worden war, gegen die Orleansisten und vor allem gegen den Haupttratgeber Egalités, den Verfasser der „Liaisons dangereuses“, Choderlos de Laclos, gerichtet wurden, auch gegen den Sendling Friedrich Wilhelms des Zweiten, um ihn zu beschuldigen, die Umtriebe

des Palais Royal zu finanzieren. Anfang Mai bat der Minister Goltz geradezu um Auskunft, ob Ephraim nicht bald nach Berlin zurückkehren werde; obwohl seine Frage energisch zurückgewiesen wurde, wiederholte er sie Ende Mai und verließ bei dieser Gelegenheit noch einmal dem Verdacht Ausdruck, der Emisjär wirke unmittelbar oder durch Mittelsleute auf die Demagogen ein. Daß ihn der Agent am folgenden Tage persönlich aufsuchte und salbungsvoll erklärte, er sei in Paris, um durch die Fehler, die Frankreich mache, für Preußen zu lernen, vermochte seinen Argwohn nicht zu beheben. Trotzdem dachte der Berliner Hof noch immer nicht daran, Ephraim abzu-berufen; Goltz wurde vielmehr auf allerhöchste Weisung durch ein von Finkenstein, Herzberg, Schulenburg und Alvensleben unterzeichnetes Immediat-reskript vom 2. Juni für die Zurückweisung der Montmorinschen Bemerkungen belobt: gleichzeitig habe er recht daran getan, Ephraim von neuem zu zurückhaltendem Auftreten zu mahnen; wenn dieser es an Umsicht fehlen lasse, solle er nach Berlin berichten. Mit anderen Worten: Ephraim wurde infolge der noch immer bestehenden politischen Unsicherheit neu bestätigt und konnte sich in seiner Stellung so sicher fühlen, daß er sich jetzt sogar von Frau und Tochter besuchen ließ. Ein letzter Versuch des Grafen Herzberg, ihn am 10. Juni durch einen an den Grafen d'Escherny gerichteten und im „Journal de Paris“ abgedruckten offenen Brief unmöglich zu machen, blieb wirkungslos, und da der greise Staatsmann kurz darauf, am 5. Juli, überhaupt aus dem Amte schied, so wurde auch dieser Angriff abgeschlagen.

Friedrich Wilhelm der Zweite hatte sich mittlerweile endgültig für einen Anschluß an Oesterreich unter Beibehaltung der englischen Allianz entschieden, und am 12. Mai war ein amtlicher Bündnisantrag der preussischen Krone nach Wien übermittelt worden. Im Juni war Bischoffwerder mit Leopold dem Zweiten in Mailand zusammengetroffen und hatte die Nachricht mitgebracht, daß der Kaiser mit Friedrich Wilhelm in Pillnitz zusammentreffen wolle und seinen Botschafter in Petersburg schon angewiesen habe, der Zarin anzukündigen, daß er mit Preußen und England in der orientalischen und polnischen Frage konform gehe. Hinsichtlich der französischen Politik konnte er hinzufügen, daß sich Leopold endlich entschlossen habe, seiner schwerbedrängten Schwester zu Hilfe zu eilen und ihren wankenden Thron zu stützen, ohne die Vormachtstellung der Bourbonen in Westeuropa wiederherzustellen. Ephraim erhielt wenige Tage nach der Verhaftung Ludwigs des Sechzehnten und der königlichen Familie in Varennes davon Wind. Mit bemerkenswerter Entschiedenheit widerriet er am 4. Juli, an der sich bildenden Koalition teilzunehmen: Preußen habe nichts von der Revolution zu befürchten. Und am 15. richtete er an den König geradezu eine Warnung. Wolle er Eroberungen machen, so würden diese bei der nationalen Überhizung der französischen Öffentlichkeit nicht von Dauer sein und nur Geld und Menschen kosten; eine gewaltsame Restauration Ludwigs des Sechzehnten sei vom preussischen Stand-

punkt aus überflüssig. „Die moralische Pest der Revolution unterscheidet sich in nichts von der körperlichen,“ schrieb er, „man bleibe also zu Hause und schütze sich durch Vorbeugungs- und Abwehrmaßregeln. Man kann der Ansteckung sicher sein, wenn man in die verseuchten Länder eindringt.“ Doch verhallte seine Stimme ungehört: die Würfel waren gefallen, seine Mission an sich erledigt.

Während der Geheimagent im Sinne seiner ursprünglichen Instruktionen den nahenden Sturm noch in erster Stunde zu beschwören suchte, geriet er merkwürdigerweise in den Verdacht, im Interesse des sich vorbereitenden monarchischen Offenwundes zu arbeiten. Eben noch von Montmorin wegen revolutionärer Antriebe angegriffen, wurde er aus den Reihen der Nationalversammlung heraus plötzlich royalistischer Rabalen bezichtigt. Möglich, daß seine seit einigen Monaten beobachtete Zurückhaltung aufgefallen war; möglich auch, daß die radikalere Elemente der Volksvertretung die sich seit Varennes gegen sie erhebende rückschrittliche Bewegung der hauptstädtischen Bevölkerung auf die fremden Mächte abzulenken suchten und deshalb gegen Ephraim mobil machten. Jedenfalls verfügte das Comité des recherches nach den Krawallen auf dem Marsfelde am 17. Juli, ohne sich auf bestimmte Denunziationen zu stützen, in der Frühe des 18. die sofortige Verhaftung des Agenten. Morgens gegen 7 Uhr begab sich der Polizeiagent Sellier von der Sektion der Place Louis Seize nach der Rue basse Porte St. Martin Nr. 8, wo Ephraim einige Zimmer im ersten Stock bewohnte; er fand ihn noch im Bett und forderte ihn unter Vorweisung seiner Order auf, sich anzuziehen. Anscheinend auf das Ereignis nicht ganz unvorbereitet, warf sich Ephraim in die Kleider, vertraute seine Wohnung einem im gleichen Hause abgestiegenen Deutschen an und ersuchte nur, seine Papiere versiegeln zu dürfen, eine Bitte, die ihm gewährt wurde. Er erklärte darauf, preussischer Rat zu sein und mit dem diplomatischen Korps in Verbindung zu stehen; da er sich indessen zu einer näheren Bezeichnung seiner Mission nicht bequemen wollte, sandte Sellier einen entsprechenden Bericht an das Comité des recherches und verfügte sich mit seinem Häftling nach Aufnahme eines Protokolls in das Amtszimmer des Ausschusses. Da dort noch keiner der dazu gehörigen Abgeordneten anwesend war, so übergab der Polizeiagent die beschlagnahmten Dokumente dem Sekretär des Ausschusses und ordnete die Überführung Ephraims nach der berüchtigten Bastille der „rive gauche“, der Abbaye, an, die seitdem längst dem Durchbruch des Boulevard St. Germain zum Opfer gefallen ist. Gegen ein Uhr mittags kehrte Sellier auf Anordnung und unter Begleitung der Abgeordneten Payen Boisneuf und Chabroud zurück, die als Mitglieder des Comité des recherches in seiner und Ephraims Gegenwart nach einem förmlichen Protest des letzteren eine Inventarisierung der am Morgen beschlagnahmten Papiere vornahmen. Um vier Uhr wurde die Sitzung

auf Wunsch der beiden Volksvertreter vertagt; die noch nicht geprüften Schriftstücke wurden in einen Doppelpasten gelegt, mit einem blauen Seidenband geschlossen, versiegelt und der Obhut Payen Boisneufs anvertraut, während Ephraim gefangen in der Abbaye zurückblieb. Die Prüfung des nächsten Tages begann bereits um halb eins und währte bis fünf; die Immediatkorrespondenz mit dem König und eine Reihe Denkschriften, die sich in einem Kasten aus Rußbaumholz befanden, wurden dem Emissär vorläufig wieder ausgefolgt. Am 20. wurde eine dritte Durchsicht vorgenommen, über die leider keine bestimmten Angaben vorliegen, zu der aber noch zwei weitere Abgeordnete, vielleicht die später von Ephraim genannten Deputierten Sales und Muguet de Nanthou, hinzugezogen worden sein müssen. Diesmal beschränkte man sich nicht auf eine bloße Bestandaufnahme, sondern machte Stichproben aus den Akten; man ließ sich sogar die Immediatkorrespondenz mit dem König wieder ausfolgen und entnahm ihr drei oder vier Blätter, die aber nichts Belastendes enthielten und im Gegenteil bewiesen, daß Ephraim in Wirklichkeit gegen eine Einmischung Preußens in die französischen Angelegenheiten eingetreten war. Unter diesen Umständen sahen sich die Kommissare in der Lage, ihren Kollegen beruhigende Zusicherungen über das Ergebnis ihrer Untersuchung zu erteilen. Sie konnten feststellen, daß Ephraims Papiere nichts Tadelnswertes oder auch nur Verdächtiges, sondern im Gegenteil Beweise der Loyalität, der friedlichen und freundschaftlichen Gesinnungen Preußens für Frankreich enthielten. Wie sie weiterhin ausführten, habe seine Tätigkeit in keiner Weise einen Verstoß gegen die öffentliche Ruhe dargestellt; konkrete Anklagen lägen nicht gegen ihn vor, über ihn eingezogene Auskünfte lauteten befriedigend; und so durfte Ephraim noch am selben Abend das Abbaueingängnis verlassen. Schon vorher hatte Montmorin Goltz, der am Morgen des 19. bei ihm vorgesprochen hatte, von dem Beschluß des Ausschusses in Kenntnis gesetzt. „Man gibt mir keine anderen Einzelheiten darüber, ich vermute aber, daß er umgehend heimkehren wird,“ schrieb er bitter-süß an den aufatmenden Diplomaten; „ich bin hoch erfreut, Ihnen diese Nachricht noch vor Abgang der Post zugehen lassen zu können. Das lebhafteste Interesse, das Sie an Herrn Ephraim zu nehmen bezeugt haben, hat nicht wenig zu der Schnelligkeit beigetragen, mit der man die gegen ihn erhobenen Anschuldigungen geprüft hat. Sie fühlen, Herr Graf, wie es in Augenblicken wie den jetzigen unentbehrlich ist, alles mit der größten Aufmerksamkeit zu prüfen. Übrigens wird Herr Ephraim sein Abenteuer nur nützen können, da es die Irrigkeit der gegen ihn gerichteten Anklagen erwiesen hat.“

Ephraims Verhaftung hatte in Paris ungewöhnliches Aufsehen erregt; die Blätter hatten sensationelle Einzelheiten gebracht und u. a. behauptet, der Geheimagent habe seit einigen Tagen Geld an das Volk verteilt und es zum Aufstande gereizt, wenn nicht noch Schlimmeres dahinterstecke und ein Anschlag auf das Gemeindehaus und die Tuilerien im Plan gelegen habe, der eine

Entführung des Königs verdecken sollte. Auch in den Gesandtschaften wirbelte die gefängliche Einziehung des Emissärs beträchtlichen Staub auf; Carl Gower und Baron Stael beeilten sich, darüber nach Hause zu berichten; am fabelhaftesten informiert zeigte sich der parmesische Geschäftsträger Bailli de Virieu, der an seinen Hof depeſchirte, Ephraim sei verdächtig, im Namen seines Königs oder auf dessen Befehl einen Haufen Briganten gedungen zu haben. Die schnelle Entlassung Ephraims wirkte unter diesen Umständen erheiternd: „parturiunt montes!“ zitierte Gorsas am 21. im „Courrier des 83 départements“, um am 23. belustigt festzustellen, es handle sich um denselben Geheimdiplomaten, „der noch am Sonntag Morgen sechs Millionen in klingender Münze eigens zu dem Zweck erhalten haben sollte, den König . . . die Königin . . . die Nationalversammlung . . . die Nationalgarde . . . ganz Paris umbringen zu lassen!“ Ernsthafter schrieb das „Journal général de l'Europe“ am 23. abends: „Mehr als ein Zeichen spricht für die Annahme, daß die Verhaftung des Geheimrats Ephraim auf ein Mißverständnis oder vielmehr auf verleumderische Anschuldigungen von seiten der österreichischen Partei zurückgeht, der man noch immer nicht genug mißtraut. Fest steht, daß das Comité des recherches nach sorgfältiger Prüfung im Benehmen des preußischen Agenten nichts gefunden hat, was seine Festhaltung hätte motivieren können.“ Daß Ephraim und Goltz die Ehrenerklärung des Ausschusses nebenbei allen größeren Blättern mitteilten und dort mit entsprechenden Kommentaren zum Abdruck brachten, entsprach nur einem Plan des Gesandten, der Friedrich Wilhelm dem Zweiten von vornherein gemeldet hatte, er werde sich der Bescheinigung bedienen, um den seit Ephraims Verhaftung doppelt stark umlaufenden, für ihn natürlich ebenso peinlichen wie nachteiligen Gerüchten ein- für allemal ein Ende zu machen.

Mittlerweile war das Ereignis vom 18. Juli in Berlin bekannt geworden: Frau Ephraim hatte sich in höchster Besorgnis an den König gewandt, und da das Bündnis mit Osterreich seit dem 23. Juli unterzeichnet und jede etwa noch bestehende Neigung zu einer Allianz mit Frankreich seit Varennes endgültig beseitigt war, hatte dieser Goltz am 30. Juli angewiesen, die Freilassung des Agenten unter dem Zugeständnis zu erwirken, daß er sofort den Boden des Königreichs verlasse; freilich habe der Gesandte alles zu tun, um eine Bloßstellung seines Herrn oder seiner Regierung zu vermeiden; vielleicht könne er zu diesem Behuf die ihm zu Gebote stehenden indirekten Verbindungen in der Nationalversammlung spielen lassen. Nachdem am 31. Goltz' und Ephraims Berichte eingelaufen waren, verfügte Friedrich Wilhelm am 1. August die sofortige Rückkehr des Sendlings, „um zu verhindern, daß ihm neue Ärgernisse zustoßen“. Schulenburg und Alvensleben gaben die königliche Weisung am 2. an Goltz weiter, der sie sofort nach Empfang Ephraim zur Kenntnis brachte. Dem blieb nur übrig, dem Befehl Folge zu leisten. Am 15. August erwiderte er dem König, Goltz habe ihm den Allerhöchsten Willen mitgeteilt,

er werde gehorchen, nur bitte er, erst in acht Tagen abreisen zu brauchen, da seine Gesundheit durch die Verhaftung ein wenig erschüttert worden sei. So wird er um den 23. herum Paris verlassen haben: auf Weisung Friedrich Wilhelms, nicht, weil ihm „das Applaudieren der Poissarden im Palais Royal und der Forts de la Halle den Aufenthalt vergällt hatten“, wie er später renommierte. Ergebnisse hatte seine Sendung nicht erzielt.

Man muß unwillkürlich lächeln, wenn man sich angesichts dieser tatsächlichen Geschehnisse zu der seit 1791 gepflegten und von Sorel bekräftigten Ephraimlegende zurückwendet. Denn in Wirklichkeit vermag sich die Anklage, der Geheimagent habe im Auftrage seiner Regierung gegen Marie Antoinette gehebt, um das österreichische Bündnis zu sprengen, nach den vorhergehenden Untersuchungen auf keinerlei ernsthaftes Material zu stützen. Von zwei Seiten erhoben, geht sie auf eine einzige Quelle, Montmorins Schreiben vom 23. Januar 1791, zurück. Wie aber aus diesem Schreiben erhellt, hat es der Minister bei seiner Abfassung vermieden, das bequeme Gebiet geheimnisvoller Verleumdungen zu verlassen, obwohl es für ihn ein Kinderpiel gewesen wäre, sich durch die auch damals noch vorzüglich arbeitende Pariser Polizei genauere Einzelheiten zu verschaffen, wenn er es nicht auf sich nehmen wollte, Ephraim durch irgend einen desavouierbaren Polizeienten auf frischer Tat ergreifen zu lassen. Er machte sich die unterlaufenden Gerüchte zu eigen, weil sie mit Ephraims Vergangenheit zusammenzupassen schienen und obwohl sich die Ziele des Berliner Geheimkabinetts seit Reichenbach völlig geändert hatten. Er glaubte ihnen, weil er es wollte. Dasselbe gilt für die Angaben Blumendorfs, auf die sich der treu an der österreichischen Allianz festhaltende Minister gestützt hat. Auch Blumendorf bringt keinerlei greifbare und damit diskutabile Angaben; er weiß nur, daß Ephraims Anwesenheit die Interessen des Wiener Hofes bedroht; er sucht daher seinem Aufenthalt ein Ende zu machen und ihn zum mindesten in ein schiefes Licht zu setzen. Wie blind er infolgedessen alles für bare Münze hielt, was ihm über Ephraim zugetragen wurde, beweist ja die unbezahlbare „Vermutung“, daß die dem Emissär zu Gebote stehenden Mittel — aus britischer Quelle flößen!

Schrumpfen auf diese Weise die „altenmäßigen“ Zeugnisse der beiden Diplomaten und die darauf basierten Anklagen zu tendenziösen Aufeinanderhäufungen haltloser Gerüchte und Zwischenträgerien zusammen, so liegen andererseits die bisher von keiner Seite beachteten und keinen Zweifel lassenden Ergebnisse der Untersuchung vom 18., 19. und 20. Juli vor, die sich auf die Gesamttätigkeit des Geheimagenten erstreckte. Ergänzt wird die damals erlassene Erklärung des Comité des recherches durch den bisher ungedruckt gebliebenen Brief Montmorins an Goltz vom 20. Juli 1791, in dem der Minister notgedrungen bezeugen muß, die über den Sendling verbreiteten Beschuldigungen hätten sich als irrig erwiesen, und das nicht etwa nach einem

B. B. Ephraims Pariser Geheimsendung von 1790/91

oberflächlichen Scheinverfahren, sondern nach einer Prüfung, die nach des Ministers eigenen Worten mit der größten Aufmerksamkeit vorgenommen worden war.

Die in der Broschüre von 1791 ferner unterstrichenen Beziehungen Ephraims zu Philipp Egalité und seinem Kreise gehören nach den im Berliner Geheimen Staatsarchiv vorhandenen Berichten ins Reich der Fabel; für die Verbindung des Geheindiplomaten mit Choderlos de Laclos fehlt jede Unterlage.

Wie steht es nun mit dem zweiten Hauptanklagepunkt, dem von Sorel vorgetragenen Plan des preussischen Geheimkabinetts, Frankreich zu Ausschreitungen gegen Österreich zu treiben, um sich auf diese Ausschreitungen hin in Wien mit einem Offensivbündnis gegen die Friedensstörer jenseits des Rheins einzustellen? Er fällt nach allem vorher Ausgeführten in nichts zusammen. Preußen suchte aufrichtig nach einer Allianz mit Frankreich, bis es in Rücksicht auf seine östliche Politik wie auf das Anwachsen der Revolution sich dem Kaiser zu nähern rätlich fand. Was im besonderen Ephraim anbetrifft, so ist er, wie aus den Akten einwandfrei hervorgeht, bis zuletzt und noch nach dem 20. Juli 1791 für ein Zusammengehen mit Frankreich eingetreten. Hinzuzufügen bleibt nur als Kuriosität, daß Sorel seine Theorie der Ephraimschen Sendung neben dem Schreiben vom 23. Januar hauptsächlich einem Bericht Moustiers vom 4. Februar 1791 verdankt, zu dessen Beurteilung die Tatsache genügt, daß der Gesandte am Schluß die Meinung ausspricht, Ephraim handle bei alledem gar nicht im Auftrage des Königs, er sei vielmehr von verschiedenen, mit Österreich immer noch nicht ausgeföhnten Belgiern erkaufte worden!

So bleibt von dem ein Jahrhundert lang nachgebeteten Ephraimroman blutwenig Ernsthaftes übrig: der Historiker wird die sich daran knüpfenden Beschuldigungen unbekümmert übergehen können. Freilich wird das nicht hindern, daß die alte Legende dort, wo sie eigentlich Wurzel gefaßt hat und groß und stark geworden ist, jenseits des Rheins, lustig fortwuchert. Gibt es doch Gerüchte, die von den Zeitgenossen als Tatsachen übernommen werden und in den folgenden Generationen als selbstverständliche Wahrheiten weiterspuken.

Klopstock der Patriot und Revolutionär.

Von

Gottfried Fittbogen.

Nicht mit Unrecht, wenn auch nicht mit vollem Recht gilt Klopstock als der „Vater der vaterländischen Dichtung“. Schon vor ihm hatte, hervorgerufen durch die Taten Friedrichs des Großen, die patriotische Dichtung in Deutschland begonnen; aber sie war, wo sie nicht rein frösisch oder antifrösisch blieb, doch nur partikularistisch: preussisch, sächsisch, österreichisch und so fort, je nach den „Vaterländern“, denen die Dichter entstammten. Auch Kleist, Gleim, Ramler sind wohl preussische, aber nicht deutsche Patrioten. Klopstock ist tatsächlich der erste unserer größeren Dichter, der frei von aller partikularistischen Beschränktheit Deutschland als sein „Vaterland“ liebt und Deutschland seine Dichtung widmet. Insofern, aber auch nur insofern, ist Klopstock allerdings der Vater der vaterländischen Dichtung.

Wir Heutigen haben keine unmittelbare Föhlung mehr mit ihm, er ist uns völlig historisch geworden, und schlimmer als das, seine Gestalt wird von einem schwer durchdringbaren Nebel verhüllt, gewoben aus dem Nimbus, mit dem er sich selbst und mit dem ihn seine begeisterten Zeitgenossen reichlich umgaben. Verdient er ihn? oder wie sieht Klopstock aus, wenn er ohne ihn in seiner Blöße vor uns tritt?

Nur eine Vorstellung ist für uns heute fest mit Klopstock verbunden: wir können seinen Namen nicht in den Mund nehmen, ohne daß uns dazu Lessings Epigramm einfällt:

Wer wird nicht einen Klopstock loben?
Doch wird ihn jeder lesen? — Nein.
Wir wollen weniger erhoben
Und fleißiger gelesen sein.

Doch ist uns daran weniger das Mißverhältnis zwischen seinem Ruhm und der Bekanntheit seiner Werke, auf das Lessing ironisch den Finger legt, auffallend, uns ist vielmehr dieser Ruhm selbst mit dem Klopstock-Enthusiasmus jener Tage das eigentlich Merkwürdige. Wir föhlen uns durch Lessings Appell daher nicht im mindesten veranlaßt, nun Klopstock fleißiger zu lesen; wohl aber ist es für uns eine Aufforderung, zu ergründen, welche reale Leistung

diesem Ruhm entspricht. Zweifelt doch schon Lessing ein wenig an dem Wert dieser Leistung.

Klopstock und Lessing nebeneinander! Verschiedenere Naturen kann man sich als Zeitgenossen kaum vorstellen. Frühere Leser mochten geneigt sein, Klopstock als Dichter über Lessing zu stellen; denn als Lyriker ist er ihm überlegen. Aber sie haben vergessen, daß ihm auch sechs Dramen, die keine Dramen sind, und ein Epos, das kein Epos ist, zur Last fallen — Umstände, die bei einer Würdigung der dichterischen Gesamtleistung nicht einfach zugunsten Klopstocks ignoriert werden dürfen. Allerdings hat Lessing, so können wir einwenden, wie es scheint, diesen Streit von vornherein gegenstandslos gemacht; denn hat er nicht in seinem berühmten Schlußwort zur „Hamburgischen Dramaturgie“ vor Mit- und Nachwelt bekannt, daß er kein Dichter sei? Daß nur die Hilfe der Kritik eine Fähigkeit in ihm auslöse, die dem Genie sehr nahe kommt? Ist also nicht der Dichter Klopstock eo ipso über einen Nicht-Dichter zu stellen?

Zweifellos, ein dichterisches Genie war Lessing nicht. Er fühlte die lebendige Quelle nicht in sich, die durch eigene Kraft sich emporarbeitet, durch eigene Kraft in so reichen, so frischen, so reinen Strahlen aufschießt; er mußte alles durch Druckwerk und Röhren aus sich herauspressen. Und den Worten dieser wundervollen Selbstkritik, die in erster Linie darauf bedacht ist, daß dem eigenen Ich auch nicht ein Jota mehr zugeschrieben wird, als ihm zukommt, soll nichts abgehandelt werden. Lessing nimmt den absoluten Maßstab und bescheidet sich. Aber was dem einen recht ist, ist dem andern billig. Dann muß man auch die andern Dichter, muß Klopstock mit diesem selben Maß messen. Und ob sie sich sträuben oder nicht, die meisten unserer Dichter entpuppen sich bei diesem Verfahren als Nicht-Dichter im Sinne Lessings.

Wie steht es nun in dieser Beziehung mit Klopstock?

Er selbst hat seine Werke mehrfach für unsterblich erklärt und sich — mindestens in seiner Blütezeit — für den größten dichterischen Genius seiner Zeit gehalten. Aber das ist noch kein Beweis dafür, daß er es auch wirklich war; Selbstüberschätzung ist bei Künstlern nicht ganz selten.

Klopstocks Dichtung besteht, aus Ganze gesehen, aus zwei Gruppen, der religiösen und der patriotischen; schon den Zeitgenossen galt er einfach als der „Dichter der Religion und des Vaterlandes“. Wir wollen nur die zweite Gruppe ins Auge fassen und sie auf ihre wirkliche Bedeutung hin prüfen. Denn sie darf heute auf erhöhtes Interesse rechnen, und gerade bei ihr läßt sich, um das Resultat vorwegzunehmen, mit überraschender Deutlichkeit erkennen, wie wenig ursprünglich und aus eigener Kraft der dichterische Quell hier springt, in wie hohem Maße mit „Druckwerk und Röhren“ gearbeitet werden muß, damit doch ein Rinnsal zustande kommt.

Allerdings darf man den Dichter Klopstock nicht nur nach seiner vaterländischen Dichtung beurteilen.

Gottfried Fittbogen

Klopstocks großes, unvergängliches Verdienst ist dies, daß er als Lyriker mit bisher unerhörter Freiheit von Schablone, mit der größten Unbefangtheit und Selbstverständlichkeit sich gab und aussprach. Das löste den Jubel aus, der ihn alsbald umgab. Und tatsächlich sind alle späteren Lyriker, auch die, welche in ihrem Stil nichts mit ihm gemein haben, hierin von ihm abhängig: er ist der Bahnbrecher, sie die Nachfolger.

Zugleich hat Klopstock — ein Gesichtspunkt, für den man gerade in letzter Zeit neues Verständnis gewonnen hat — die Möglichkeiten des dichterischen Ausdrucks in Sprache wie Vers außerordentlich vermehrt¹⁾. Auch hierin haben die Späteren seine Leistung sich als selbstverständlich zunutze gemacht.

Mit diesem Verdienst — der energischen Aussprache des eigenen Ich und der eigenwillig-neuen Formgebung — hängt nun aber eine andere Eigentümlichkeit Klopstocks unzertrennlich zusammen: ihm wurde es schwer, über die eigene Subjektivität hinauszukommen. War sein Ich so wertvoll, daß er ganz Deutschland davon unterhalten konnte, so lag die Gefahr nahe, dies sein Ich zu überschätzen und das Individuum Klopstock, das, so bedeutend es auch sein mochte, doch immer Individuum blieb, absolut zu setzen. Dieser Gefahr ist Klopstock nicht entgangen. Der Leser hat daher bei jedem lyrischen Motiv Klopstocks Person mit in den Kauf zu nehmen. Die Nabelschnur zwischen Produkt und Autor ist noch nicht zerrissen, ja, sie gilt als ein wesentliches Stück des Geschaffenen.

Nur selten ist Klopstock der objektiven Gestaltung eines lyrischen Motivs nahe gekommen. Es sind das die kleinen Gedichte, die auch heute noch des Stimmungsgehaltes nicht entbehren, weil man den Dichter über seinem Werk vergessen kann (zum Beispiel „Die frühen Gräber“).

Diese eigentümliche Wesensart Klopstocks tritt nun auch in seiner vaterländischen Dichtung zutage. Auch hier drängt sich überall seine Subjektivität hervor. Der Lyriker kann nicht vom Vaterland sprechen, ohne zugleich von sich zu sprechen; dafür ist er eben Lyriker. Die Klopstocksche Auffassung vom Wesen der Lyrik bringt das so mit sich — und sie war in ihrer Zeit ein Fortschritt.

I.

Klopstocks nationale Dichtung ist auf höchst eigentümliche, teilweise geradezu komplizierte Weise entstanden. Schon daß sie ausgerechnet mit dem Jahre 1764 einsetzt, in dem doch kein Ereignis von irgendwie deutsch-nationaler Bedeutung zu entdecken ist, ist auffällig. Woran liegt das?

¹⁾ Vgl. die betreffenden Abschnitte meiner Monographie „Die sprachliche und metrische Form der Hymnen Goethes“, Halle 1909.

Klopstock der Patriot und Revolutionär

Nach der negativen Seite liegt es daran, daß Klopstock sich den bedeutendsten Stoff für eine nationale Dichtung — Friedrich den Großen — entgehen ließ. Klopstock war auch geographisch nicht in dem vollen Sinn Preuße wie Kleist, Gleim, Ramler; sein „Vaterland“ war nämlich das Stift Quedlinburg, das nur unter preußischer Schutzherrschaft stand, aber ein eigener Reichsstand war und erst 1803 Preußen einverleibt wurde. Die entscheidenden Jahre der Jugendbildung verlebte er außerhalb Preußens im kurfürstlichen und herzoglichen Sachsen: auf Schulpforta, in Jena und Leipzig. Gleichwohl konnte auch er sich dem Einfluß des Königs, den seine Untertanen nach der siegreichen Heimkehr aus dem gefährlichen zweiten Schlesienschen Krieg als den Großen willkommen hießen, nicht entziehen. Mit einem Male tritt mitten in die sanften Stoffe der Klopstockschen Dichtung von Religion, Freundschaft, Liebe, wie sie dem Privatmenschen des achtzehnten Jahrhunderts entsprachen, die Heldengestalt des Preußenkönigs. Ihm zu Ehren stimmt er (1749) jenes Kriegeslied an, dessen Strophe Gleim später für seine Grenadierlieder verwertete, ihn schildert er als den jugendlich strahlenden Kriegesfürsten:

Es braust das königliche Roß
Und trägt ihn hoch daher,
Heil, Friedrich! Heil dir, Held und Mann
Im eisernen Gefild!

Sein Antlitz glüht vor Ehrbegier
Und herrscht den Sieg herbei.
Schon ist an seiner Königsbrust
Der Stern mit Blut bespritzt.

Streu furchtbar Strahlen um dich her,
Stern an des Königs Brust,
Daß alles tödliche Geschos
Den Weg vorüber geh!

Der du im Himmel donnend gehst,
Der Schlachten Gott und Herr:
Leg deinen Donner! Friedrich schlägt
Die Scharen vor sich hin.

Klopstock ist auf dem besten Wege, Dichter Friedrichs zu werden. Aber er ist es nicht bloß nicht geworden, er hat auch nachträglich jede Beziehung dieses Gedichts auf Friedrich ausgemerzt und es auf den nun ja doch schon recht viele Jahrhunderte toten König Heinrich den Ersten, den Besieger der Ungarn in der Schlacht bei Merseburg (oder Riade 933) übertragen, ja er hat es nicht einmal mehr wahrhaben wollen, daß die älteste Form des Gedichts Friedrich gewidmet war!

Inzwischen nämlich hatte Friedrich das Unglück gehabt, bei Klopstock in Angnade zu fallen. Klopstock nahm unter den Dichtern seiner Zeit — seinem

Selbstbewußtsein zufolge — eine besondere Stellung ein. Waren sie nur Dichter für ihre Person, so war er zugleich der Bevollmächtigte der Poesie und hatte als Diplomat ihre Interessen auf Erden zu vertreten. „Ein solcher Mann (ein Diplomat) unterwindet sich der schweren Aufgabe, zugleich seine eigene Würde und die Würde eines Höheren, dem er Rechenschaft schuldig ist, durchzuführen, seinen eigenen Vorteil neben dem viel wichtigeren eines Fürsten, ja ganzer Staaten zu befördern,“ so schildert Goethe den Dichter, der ihn in Frankfurt besuchte. Klopstock verlangte von den Großen dieser Welt, daß sie etwas für die Dichtung tun sollten; praktisch kam es darauf hinaus, daß sie ihm die Sorge für den Lebensunterhalt abnehmen sollten. Die Ehrerbietung gegen die Dichtung mußte ja in erster Linie ihrem Repräsentanten zugute kommen. Zeit seines Lebens hat Klopstock in- und ausländische Fürsten unter diesem Gesichtspunkt betrachtet, und nicht ohne Verwunderung sieht man, wie bunt die Liste der Namen ist, deren erlauchten Trägern Klopstock es gelegentlich nahe gelegt wissen möchte, welche Ehre es für sie sei, wenn sie etwas für die Dichtung, das heißt für Klopstock täten; Georg der Dritte von England, Katharina von Rußland, ein russischer Großfürst, Herzog Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig und so manchen anderen finden wir da, der gutmütige Friedrich Wilhelm der Zweite von Preußen darf natürlich nicht fehlen. Im Friedrich den Großen aber gab sich Klopstock ganz besondere Mühe; er ließ Stücke des „Messias“ ins Französische übersetzen und versuchte sie ihm durch Voltaires Vermittlung — ausgerechnet Voltaire! — nahe zu bringen. Vergebliches Bemühen! Friedrich kümmerte sich weder um Klopstock noch um die deutsche Dichtung: in Klopstock aber hatte er die deutsche Dichtung selbst beleidigt. Das mußte bestraft werden. Seitdem lebt Klopstock im Kriegszustand mit Friedrich dem Großen.

Zur selben Zeit aber hat Klopstock in Friedrich dem Fünften von Dänemark den Gönner gefunden, den er brauchte. Dies Doppelereignis hatte bedeutsamen Einfluß auf seine Dichtung; denn fortan kontrastiert er, solange Friedrich der Fünfte lebt, die beiden Herrscher als den guten und den bösen König, und unterläßt es auch später nicht, Friedrich den Großen mit Invektiven zu bedecken. Jetzt ist natürlich keine Rede mehr davon, daß der Preußenkönig, wie es in jenem Kriegslied hieß, der „beste Mann im ganzen Vaterland“ sei; jetzt ist vielmehr der Dänenkönig der „Könige bester“ — der beste, weil er als „Menschenfreund“ den blutigen Kriegsrühm verschmäh't, weil er Christ ist und weil er die Dichtung fördert:

Alsdann schaut auch sein Blick lächelnd auf die herab,
Die der Muse sich weihn, welche das weiche Herz
Zugendhafter und edler macht.

Friedrich der Große aber ist von alledem das Gegenteil: Eroberer, Anchrist, Verächter deutscher Dichtung.

Klopstock der Patriot und Revolutionär

Ein Trumpf ist es besonders, den Klopstock je und je gegen seinen großen Gegner ausspielt: die Dichter haben die Unsterblichkeit der Könige in der Hand; darum, will Friedrich noch unsterblich werden, so ist es die höchste Zeit für ihn, daß er sich bessert:

Denn, betritt er nicht noch
Die Bahn des vaterländischen Mannes, so schweigt
Von ihm die ernste Wahrheitsbezeugerin,
Die Vertraute der Unsterblichkeit, Deutschlands Selyn.

Zwar kann er nicht leugnen, daß die Taten des Helden auch ohne den Dichter irgendwie auf die Nachwelt kommen, aber nur nebelhaft, verschwommen und entstellt, so daß die Überlieferung von ihm keineswegs der Wahrheit entspricht und daher nicht wirklich unsterblich macht:

in Nebel
Hüllt die Geschichte die Tat des Meisters;

ein wahrheitsgemäßes, unzerstörbares, wirklich unsterbliches Bild von ihm kann nur der Dichter, dessen Werk selbst unverändert von Generation zu Generation sich vererbt, schaffen:

aber des Meisters Werk,
Nur das bleibt da, wie's ist¹⁾.

Man kann nicht sagen, daß Klopstock mit diesem überspannten Dichterbewußtsein recht behalten hat. Friedrich lebt aus eigener Kraft weiter, während Klopstock mehr und mehr in den Archiven der Literaturgeschichte verstaubt. Bei dem ganzen Handel ist Klopstock der allein Leidtragende: Friedrich ist nicht bloß ohne ihn zur Unsterblichkeit eingegangen, der „Diplomat“ hat den Dichter, dem er eine sachliche Würdigung Friedrichs unmöglich machte, aufs nachhaltigste dadurch geschädigt, daß er ihm eine kräftig strömende Quelle des Lebens verschloß. Klopstock wurde immer wirklichkeitsfremder und verstiegener. Wie viel sympathischer ist doch die Haltung der Preußen Kleist, Gleim, Ramler, die sich nicht dadurch verstimmen ließen, daß ihr Abgott sie ignorierte. Und welchen Gewinn hatten sie dadurch nicht für ihre Dichtung!

Bei dieser inneren Stellung zu Friedrich dem Großen konnten die Taten des Siebenjährigen Krieges, die er noch dazu nur von ferne, im Ausland lebend, mit ansah, ihn nicht irgendwie zu dichterischer Produktion anregen. Einen Herrscher, dessen Art zu sein er ablehnte, konnte er unmöglich besingen.

Doch ist diese seine Stellung nicht bloß durch persönliche Sympathien und Antipathien, so sehr sie auch mitsprechen, bedingt, es wirkt zugleich auch

¹⁾ Diese Verse sind zugleich ein bezeichnendes Beispiel für die Eigenwilligkeit von Klopstocks Terminologie. Der Meister der Tat ist der Held und König, der Meister des Werkes der Dichter.

ein ethisch-politisches Dogma mit, an das Klopstock Zeit seines Lebens geglaubt hat. Es beruht auf dem das achtzehnte Jahrhundert beherrschenden Begriff des Menschentums, so zwar, daß dieser an sich vieldeutige Begriff durch die Verbindung mit dem Eudämonismus der Aufklärung und mit der privatmenschlichen Betrachtung politischer Dinge sein Gepräge erhält. Hat Gott den Menschen dazu geschaffen, daß er glücklich werde, so erschöpft sich die Aufgabe des Königs darin, „Gott nachzuahmen und selbst Schöpfer des Glückes zu sein vieler Tausend“; er wird „Menschenfreund sein und Vater des Vaterlands“ und als solcher für das Privatwohl seiner Untertanen sorgen wie ein Vater für seine Kinder. Von irgendwelchen Aufgaben staatlich-politischer Natur ist nicht die Rede. Dies idyllisch-patriarchalische Phantasiabild des idealen Königs liegt allen Äußerungen Klopstocks über die Herrscher, insbesondere seiner Verherrlichung Friedrichs des Fünften und seinen Angriffen auf Friedrich den Großen, zugrunde. Mit der ihm eigenen Zähigkeit hat er diese Anschauung unwandelbar festgehalten; noch in seiner Ode an Kaiser Alexander den Ersten von Rußland aus dem Jahre 1801 hat er sie ausgesprochen: der russische Alexander, hofft er, werde größer werden als der mazedonische, der in seinen Kriegen so viel Menschenleben und Menschenglück geknickt hat; denn er werde im Zeichen der heiligen Menschlichkeit als Friedensfürst regieren. Immer noch also mißt Klopstock die Größe der Herrscher einseitig nach dem Quantum der εὐδαιμονία, das die einzelnen Individuen, die seine Untertanen sind, unter ihm erleben.

In dem Maße betrachtet Klopstock den König wie einen Privatmenschen, daß er ihm sogar das Recht, die Aufopferung seiner Soldaten für staatliche Zwecke zu verlangen, bestreitet. C. F. Cramer hat von ihm eine Anekdote überliefert, in der er sich gegen einen ungenannten General wendet; dieser General aber ist aller Wahrscheinlichkeit nach niemand anders als Friedrich der Große selbst, und der Vorfall jene bekannte, von Fontane behandelte¹⁾ Episode aus der Schlacht bei Torgau. Klopstock erzählte, so berichtet C. F. Cramer²⁾, „von einem Generale, der drei-, viermal ein Regiment, das er aufzuopfern entschlossen ist, gegen eine Batterie anführt; es wird mörderisch zurückgeschlagen. Die Soldaten stehen endlich still wie eine Mauer und wollen nicht gegen den unvermeidlichen Tod an. Der General reitet vor die Front, flucht und wettet: Ihr Hunde, wollt ihr denn ewig leben? — — — Die Menschlichkeit schauderte in uns allen. Klopstocks Seele ward bitter, er flüsterte mir ins Ohr: Warum es denn nicht einem von diesen Grenadiere einfiel, zu sagen: Hund, willst du denn ewig leben? . . . und . . .“ — Der Feldherr also, der durch Einsatz und Aufopferung eines Regiments

¹⁾ In dem Siebenzeiler „Bei Torgau“.

²⁾ Cramer, Klopstock. In Fragmenten aus Briefen von Tellow an Elisa. Hamburg 1777. Bd. I, S. 138 ff.

Klopstock der Patriot und Revolutionär

den Staat vor großem Unglück bewahrt, handelt „inhuman“, und der „inhuman“ behandelte Soldat kann — nach Klopstock — gegen den Feldherrn rebellieren und ihn erschließen! Gewiß, ein solch gelegentlich hingeworfenes Wort darf man nicht so ernst und vollgewichtig nehmen wie ein öffentlich gesprochenes oder gedrucktes. Aber es enthüllt uns doch das Charakteristische der Klopstock'schen Anschauungsweise: die Ignorierung staatlicher Notwendigkeiten und die Verwechslung von Sentimentalität und Humanität, eine Verwechslung übrigens, die viele seiner Zeitgenossen mit ihm teilten.

Aus all dem geht mit hinlänglicher Klarheit hervor, daß Klopstock bis zum Ausgang des Siebenjährigen Krieges spezifisch nationale Töne nicht anschlagen konnte.

II.

Wenn wir nun aber fragen, wie es kommt, daß seine nationale Dichtung gerade mit dem Jahre 1764 beginnt, so können wir die Wirksamkeit des großen Königs doch nicht ganz umgehen. So sehr Klopstock sich auch in Opposition zu ihm befand, so sehr er auch den Krieg nur als innerlich unbeteiligter Zuschauer vom fernen Norden aus mitangesehen hat, einer Wirkung des Krieges hat er sich doch nicht entziehen können: Die Taten Friedrichs, vor allem seine Siege über Franzosen und Russen, brachten den deutschen Namen wieder zu Ehren und stärkten über die Grenzen seines eigenen Staates hinaus auch das Selbstgefühl der nichtpreussischen Norddeutschen. Eine derartige geistige Erscheinung wirkt wie eine klimatische Veränderung; auch Klopstock mußte, ob er sich ihres Ursprungs bewußt war oder nicht, von ihr berührt werden. Er selbst strebte ja schon danach, durch seine Dichtung die geistige Überlegenheit der Deutschen über Franzosen und Engländer darzutun. Die neue Welle nationalen Empfindens konnte ihn nur in dieser Richtung bestärken, sie half zugleich dazu, seinen künftigen Dichtungen einen Resonanzboden im deutschen Volke zu schaffen.

Ferner: Klopstock lebte im Ausland. Für jeden Deutschen, der lange Jahre im Ausland lebt, bedeutet das eine Krisis: entweder wird sich sein deutsches Empfinden verflüchtigen oder steigern. Bei Klopstock trat das letztere ein, gerade im Ausland wurde er sich erst recht seines deutschen Wesens bewußt. Naturanlage, der rege Verkehr mit den deutschen Freunden in Dänemark und längere Besuche in der alten Heimat¹⁾ mochten das bewirken. Und zwar empfand er sich den ihn umgebenden Dänen gegenüber als Deutscher schlechthin ohne irgendeine partikularistische Besonderung;

¹⁾ Nach Metas Tod hält sich Klopstock häufig in Deutschland auf: Winter 1758/59 in Hamburg, dann bis Juli 1759 in Quedlinburg, Sommer 1760 in Pyrmont, 1762–1764, zwei volle Jahre lang, meist in Quedlinburg.

nicht das Stift Quedlinburg, nicht Preußen oder sonst ein Partikularstaat — Deutschland war sein „Vaterland“. Das ist das Konstitutive seines Vaterlandsbegriffs — seine Größe wie seine Schwäche. „Das ganze Deutschland soll es sein,“ dies umfaßte er mit seiner Liebe; aber all seine Liebe konnte nichts daran ändern, daß dies sein „Vaterland“ mehr in seiner Phantasie als in der Wirklichkeit vorhanden war. Als ein wirres Chaos lag es gestaltlos da, nur einzelne Teilgewalten erhoben sich zu klarer Form, gerade die aber ignorierte Klopstock. So stand sein Vaterlandsbegriff in Spannung zur geschichtlichen Gegenwart. Dem entsprach seine Dichtung. Phantasie-mäßig das Ganze ergreifend, sehnsüchtig die empirische Wirklichkeit hinter sich lassend, wurde sie wie sein Vaterlandsbegriff: groß gedacht und gestaltlos.

Die unwillkürliche Steigerung des nationalen Empfindens durch Friedrich den Großen aber und Klopstocks von partikularistischer Beschränkung freies Deutschbewußtsein sind noch kein ausreichender Grund dafür, daß seine nationale Dichtung gerade 1764 beginnt; sie schaffen nur die subjektive Voraussetzung dazu, daß eine nationale Dichtung entstehen konnte. Die Frage nach dem Anlaß und Anstoß ist immer noch unbeantwortet, und vergebens suchen wir in der deutschen Geschichte nach einem Geschehnis, welches Klopstock hätte veranlassen können, im Jahre 1764 Oden zu Ehren Deutschlands zu dichten. Es ist auch nicht auffindbar. Denn der entscheidende Anstoß zu Klopstocks nationaler Dichtung kam — vom Ausland. Sie verdankt ihre Entstehung einem Ereignis der englischen Literaturgeschichte. Seit 1760 nämlich erschienen Ossians Gedichte, und das Jahr 1764, das zwei Übersetzungen¹⁾ brachte, machte sie in Deutschland bekannt; sofort beginnt Klopstock seine Tätigkeit als vaterländischer Dichter.

Der Ossian-Enthusiasmus, der die von Rousseau-Stimmung erfüllten Zeitgenossen bei der Lektüre dieser angeblich schottisch-naturwüchsigem, in Wirklichkeit modern-sentimentalen Dichtungen begeisterte und auch die beiden Männer, die wir für die urteilsfähigsten ihrer Zeit halten, Herder und Goethe, noch mit sich fortriß, ergriff auch Klopstock. In seinem Leben aber machte Ossian in ganz besonderem Sinn Epoche. Er sah in Ossian anders als die andern in erster Linie den Dichter seiner Nation, den Dichter, der die Helden seines Volkes verherrlicht und ihre Taten in unsterblichen Gesängen auf die Nachwelt bringt, der Tugend und Großmut in die Herzen der Mitlebenden pflanzt.

¹⁾ Die wichtigere der beiden Übersetzungen (Fingal, ein Heldengedicht in sechs Büchern, von Ossian. Nebst verschiedenen andern Gedichten von demselben. Hamburg und Leipzig 1764) stammt von demselben Lizentiaten juris Albrecht Wittenberg, der aus dem Streit Lessing-Goetze als Parteigänger Goetzes bekannt ist. Die andere (Fragmente der alten hochschottländischen Dichtkunst, nebst einigen andern Gedichten Ossians. Hamburg 1764) hat zum Urheber einen Joh. Andr. Engelbrecht.

Von Stund an beschloß Klopstock, der deutsche Ossian zu werden. Er faßte den Entschluß nicht von ungefähr. Denn schon von Jugend an hatten ihm Größe und Ruhm des eigenen Volkes am Herzen gelegen. Natürlich war es, daß er dabei als Dichter an die eigene Lektion dachte und dichterischen Ruhm für sein deutsches Volk ersuchte. Schon als Schüler in seiner Abschiedsrede beklagt er, daß die Deutschen den unsterblichen Werken fremder Dichter nichts Ebenbürtiges an die Seite zu stellen haben: „Unwillen ergreift meine Seele, wenn ich, von dem gerechtesten Zorne entbrannt, die Schlafsucht unfres Volkes hierinnen erblicke.“ Und er stachelt sie an, endlich in den Wettkampf einzutreten: „Durch die Sache selbst, durch ein großes unvergängliches Werk müssen wir zeigen, was wir können!“ Dann hatte er selbst — nach seinem und seiner Zeitgenossen Urteil — zu leisten begonnen, was der Nation fehlte, und die ersten Gefänge eines „großen unvergänglichen Werkes“, seines „Messias“ veröffentlicht. Nun richtet er den Appell, den seine Primanerrede enthielt, auch öffentlich an die Nation: er fordert die Deutschen auf¹⁾, als Erben des Helden Hermann und des Denkers Leibniz, sich auf die eigene Kraft zu besinnen, die Nachahmung der Ausländer abzuschütteln und sie mit Meisterwerken der eigenen Dichtung zu übertreffen. Schon wagt er, die Frage aufzuwerfen²⁾, wer aus dem Wettlauf, der zwischen der englischen und deutschen Muse begonnen hat, als Sieger hervorgehen werde: Milton oder — Klopstock? Er beantwortet die Frage noch nicht; aber deutlich genug ist zu erkennen, er hofft, die deutsche, das ist seine eigene Muse werde den Sieg erringen. Er kennt nur einen Dichter, der fähig wäre, Milton zu übertreffen und dem deutschen Volke dadurch Ehre zu erringen: sich selbst. Bei dieser Lage der Dinge verschmelzen sich für ihn Nationalbewußtsein und Selbstbewußtsein.

Als er jetzt (im Jahre 1764) sich anschickt, der deutsche Ossian zu werden, ist daher das erste, was er tut, daß er einen Blick auf seine bisherige Dichtung wirft und sich fragt, was er für sein Volk geleistet habe. So wird, während die nationalen Dichter Preußens auf den Taten Friedrichs fußen, für Klopstock die Basis, auf der seine nationale Dichtung sich erhebt, sein eigenes Selbstbewußtsein. Darum beginnt er seine Tätigkeit als vaterländischer Dichter mit der Verkündigung seines eigenen Ruhms. Das derbe Sprichwort vom Selbstlob wird außer Kurs gesetzt, statt dessen gilt im Klopstock'schen Kreis³⁾ der Satz: Eigenlob „duftet wie Morgentau“.

Jetzt, findet Klopstock⁴⁾, kann die deutsche Dichtung es mit allen andern Völkern aufnehmen, selbst mit den Griechen; denn Klopstock hat mit seinem „Messias“ und seinen (längst vergessenen) biblischen Dramen Homer sowohl wie Sophokles entthront:

¹⁾ In der Ode „Fragen“, 1752.

²⁾ In der Ode „Die beiden Musen“, 1752.

³⁾ C. F. Cramer, a. a. O. I, S. 75.

⁴⁾ In der Ode „Kaiser Heinrich“, 1764.

Gottfried Fittbogen

Die Religion erhöht
Uns über Sämus, über des Hufes Quell,
Posam' und Harfe tönen, wenn sie besetzt;
Und tragischer, wenn sie ihn leitet,
Sebet, o Sophokles, dein Rothurn sich.

Wenn jetzt Thuiskon¹⁾, der Stammvater der Deutschen, vom Himmel herabsteigt, um nach seinem Volke zu sehen, kann er zufrieden sein: seit Klopstocks Auftreten empfängt ihn echter deutscher Gesang.

Hat Klopstock sich schon mit seiner religiösen Dichtung große Verdienste ums Vaterland erworben, so wachsen sie noch, seit er spezifisch vaterländische Töne anschlägt, seit er — nach seiner Terminologie — außer der Harfe auch die Selyn rührt. Aber wie soll dies neue Verdienst angedeutet werden? Als religiöser Dichter hat er sich schon die Unsterblichkeit errungen und trägt zum Zeichen dessen den „rötlichen Kranz Sarons“; ein zweiter Kopf für einen zweiten Kranz steht ihm nicht zur Verfügung; so bleibt nur übrig, den „Kranz Sarons“ nachträglich mit den Blumen des heimischen Eichenhains zu durchwinden²⁾.

Im Jahre 1767 richtet er an die Göttin der deutschen Sprache Teutone die erwartungsvolle Frage³⁾, ob auch seine vaterländischen Gedichte das Geschick der meisten Bardelieder aus der alten Zeit, die Vergessenheit, teilen müssen:

— Wirst auch diesen, so sie klagt,
Die Vertilgten, du vertilgen? —

oder ob sie mit dem einzig geretteten, mit dem großen Sänger Ossian, die Ehre der Unsterblichkeit teilen werden. Wenige Jahre später — inzwischen ist sein erstes Bardiet erschienen — hat ihm die Angerufene bereits Erfüllung seines Wunsches gewährt⁴⁾, auch seine vaterländischen Dichtungen erklärt sie für unsterblich:

Mir deuchte, daß Teutona mit Lächeln auf mich
Blickte . . .

. . . Sie rief,
Und Geister der Gesänge, gesungen durch mich,
Namen, ihr Gebild⁵⁾, und hatten stolz
Mit heiligem Laube die Schläfe sich bekränzt.

. . . Die Göttin hat sie
Schirmend auf der Bahn des steilen Gangs,
Des kühnen, hinauf zur Unsterblichkeit geführt.

Klopstock hat damit, der Geschichte vorgreifend, das definitive Urteil über seine vaterländischen Dichtungen zu fällen geglaubt und ihnen die Unsterblichkeit zugesprochen.

¹⁾ In der Ode „Thuiskon“, 1764.

²⁾ In der Ode „Der Bach“, 1766.

³⁾ In der Ode „Unsere Sprache“.

⁴⁾ In der zum großen Teil identischen Ode „Teutone“.

⁵⁾ Das heißt: Geschöpfe der Teutone.

Klopstock der Patriot und Revolutionär

Ist für Klopstock als Dichter die Dichtung das Erste und Wichtigste für Deutschland, so bleibt er doch dabei nicht stehen. Ein Volk, das eine so herrliche Dichtung hervorgebracht hat und damit allen andern Völkern gewachsen, wenn nicht überlegen ist, muß auch auf den andern Gebieten den Vergleich mit den übrigen Völkern aushalten können — selbst mit den Engländern, von denen Klopstock — Milton und Ossian — am stärksten abhängig ist¹⁾. Daß die Deutschen frei von Reichtum und Stolz, dafür aber mit Gerechtigkeitsinn ausgestattet sind, der auch die Verdienste anderer anzuerkennen weiß, stellt sie über die Engländer. In Wissenschaft sind sich beide Völker gleich. In Musik, Malerei und jetzt auch in der Dichtung ist der Wettkampf zugunsten der Deutschen entschieden. Wenn die Engländer zur See überlegen sind, so liegt das nur daran, daß es den Deutschen an einer Gelegenheit fehlt, ihre Seetüchtigkeit zu zeigen. Im Nahkampf zu Lande dagegen sind die Deutschen seit den Zeiten Hermanns des Cheruskers unübertroffen; einst, hofft er, werden sie auch den stolzen Engländern ihre Kraft beweisen:

Sie rücken auch in jener Schlacht,
Die wir allein verstehn, heran!
Vor uns entflöhen sie.

O, sähn wir sie in jener Schlacht,
Die wir allein verstehn, einst dicht
Am Stahl, wenn er nun sinkt:

Herrnne unsre Fürsten sind,
Cherusker unsre Heere sind,
Cherusker, kalt und kühn.

Tief verächtlich sind ihm die „undeutschen Deutschen“, die alles Ausländische bewundern und nachahmen müssen, mit ihrer Kriechsucht²⁾.

Der Deutsche muß deutsch sein. Er kann es um so mehr, da er von Haus aus ein ganz prächtiger Kerl ist. Und so beginnt denn Klopstock die Reihe der Dichtungen, welche die Vortrefflichkeit des Deutschen verkünden, mit dem Vaterlandslied des deutschen Mädchens³⁾:

Ich bin ein deutsches Mädchen!
Mein Aug' ist blau und sanft mein Blick;
Ich hab ein Herz,
Das edel ist und stolz und gut.

Der Schönheit des Körpers und seiner Glieder entspricht die Schönheit und Tüchtigkeit der Seele. Viele Nachahmungen hat dies Gedicht gefunden, besonders im Kreis der zu Klopstock als ihrem Patriarchen aufsehenden Göttinger

¹⁾ „Wir und Sie“, 1766.

²⁾ Überschätzung der Ausländer, 1781.

³⁾ Vaterlandslied. Zum Singen für Johanna Elisabeth von Winthem, 1770.

Dichter¹⁾. Seitdem ist es in diesen Kreisen Dogma, daß der Deutsche ein moralischer Tugendmensch, daß er ein Muster von „Biederkeit“ ist. Für die politische Bedeutungslosigkeit der Deutschen insgesamt fand man wohl einen Ersatz in der persönlichen Vortrefflichkeit des einzelnen.

Auch Klopstock selbst ist sich nicht darüber klar, wo er das empirische, wo er das Vaterland seiner Träume und Wünsche besingt, Phantasie und Wirklichkeit sind bei ihm unlösbar verschmolzen. Wenn er singt²⁾:

Nie war gegen das Ausland
Ein anderes Land gerecht wie du.
Sei nicht allzu gerecht! Sie denken nicht edel genug,
Zu sehen wie schön dein Fehler ist!

wird man nichts einzuwenden haben; wenn er aber fortfährt:

Einfältiger Sitte bist du und weise,
Bist ernstes tieferes Geistes. Kraft ist dein Wort,
Entscheidung dein Schwert,

so empfinden wir aufs schärfste den Zwiespalt zwischen Wunsch und Wirklichkeit. Das deutsche Schwert hatte damals nichts zu entscheiden. Wem aber dieser Zwiespalt nicht gegenwärtig ist, der ist in Gefahr, in hoch- und hohl-tönende Phrasen zu verfallen. Große Worte, aber wenig dahinter. Klopstocks Jünger sind davon nicht frei.

Als einer, der bewußt die Reihe der alten Varden fortsetzt, wendet er ihrer Dichtung die lebhafteste Teilnahme zu. Klagen muß er zwar darüber, daß fast alle ihre Werke untergegangen sind³⁾:

es hüllt
Nacht die Telyn der Varden ein.
... Wo sank
Unserer Filea [das heißt der vortrefflichsten Varden] Telyn hin?

Aber einer wenigstens, der „große Sänger Ossian“, ist nach langer Vergessenheit wieder auferstanden — Ossian, der es selbst mit den Griechen aufnimmt, und so kann man sich noch jetzt ein Bild von der Bedeutung der alten Vardendichtung machen. Selbst den Spondeus, nach dem der neudeutsche Dichter sich so sehr sehnt, hatten die Varden bereits. Als „feuriger Naturgesang“ waren ihre Worte der Kunstdichtung der Griechen überlegen. Darum muß der deutsche Dichter nicht dem griechischen Poeten, sondern dem Varden folgen, in Form und Inhalt. Ist doch auch die mit Recht hoch geschätzte griechische Dichtung nur eine Tochter der bardischen: die Kämpfe der Götter und Titanen sind zuerst in der keltisch-germanischen Sprache der Varden besungen.

¹⁾ Am bekanntesten das Gedicht von Matthias Claudius: „Ich bin ein deutscher Jüngling“.

²⁾ In den freien Rhythmen „Mein Vaterland“, 1768.

³⁾ In der Ode „Die Varden“, 1767.

Folgt nun der deutsche Dichter den Barden, so hat er vor allem wie sie die Helden seines Volkes zu besingen. In der Wahl der Helden aber hatte sich Klopstock von vornherein festgelegt; denn den Helden seiner Zeit, Friedrich den Großen, den von ihm befehdeten, konnte er dieser Ehre nicht für würdig halten. Dieses Stoffes beraubte er sich selbst und war nun genötigt, in die Vergangenheit zurückzugehen. Hielt er dort Umschau, so konnte die Wahl nicht zweifelhaft sein: sie konnte nur auf den deutschen Helden, Hermann den Cherusker, fallen. Seine Gestalt den Deutschen nahezubringen, hat er sich in drei dramatischen Gedichten eigener Gattung, den Bardieten, und zwei Oden abgemüht. Dieser seiner Aufgabe zuliebe hat er sich auch in eifrige Studien wissenschaftlicher Art gestürzt; alles, was Tacitus und die andern antiken Schriftsteller von Hermann und seinem Volk aufgeschrieben haben, alles was die altnordische Literatur über das Leben der alten Skandinavier meldet, die er ohne weiteres mit den alten Germanen identifizierte, suchte er sich vertraut zu machen, ehe er mit der Produktion seiner Werke begann.

Aber auch Ossian, der ihm den Willen zum vaterländischen Dichter eingegeben hatte, lieferte ihm mancherlei Material für die Wiederbelebung der „teutonischen“ Vergangenheit. Er war nicht nur ein Barde, in seinen epischen Gedichten traten auch zahlreiche Barden auf, und Klopstock konnte hier lernen, worin ihre Tätigkeit bestand. Stets im nächsten Gefolge des Herrschers oder Heerführers sind sie überall zur Hand, wo sie gebraucht werden; sie richten Botschaften aus, sie verschönern jedes Fest und singen beim Mahle von den Taten der Helden, der lebenden, wie den Helden „voriger Zeiten“; sie begleiten die Streiter in den Kampf und helfen mit ihren Liedern den Sieg erringen, denn „der Gesang belebet den Krieg“. Ja, es kommt vor, daß der bloße Gesang eines Barden genügt, die Feinde in Schrecken zu setzen und zu verscheuchen; so rühmt Ossian, Klopstocks literarisches Vorbild für öffentliches Eigenlob, von sich selbst: „Ich sang leise . . . sie flohen; mein Sohn verfolgte.“

In Ossians Fingal fand er auch einen wirklichen Bardengesang mitgeteilt, und da er ihn für echt hielt, mußte er ihn zum Muster nehmen. In rhythmischer Prosa stürzt er (nach Macpherson-Ossians Erläuterung) „daher wie ein Strom und besteht fast gänzlich aus Beiwörtern“, aus nichts als einem „Haufen Beiwörter“. Um Mut und Kraft der Kämpfenden zu beleben, feuert der Barde ihren Führer also an¹⁾:

Du Sohn des Gebieters edler Rosse!
Hochspringender König der Speere!
Starker Arm in jeder gefährlichen Arbeit(!)
Hartes Herz das nimmer weicht!
Haupt der spitzigen Waffen des Todes!
Haue den Feind nieder;
Laß kein weißes Segel um das dunkle Inistore tanzen.

¹⁾ Wittenbergs Fingal-Übersetzung, S. 94 f.

Gottfried Fittbogen

Dein Arm gleiche dem Donner!
Deine Augen gleichen dem Feuer,
Dein Herz sei von festem Felsen!
Schwänke dein Schwert herum, wie ein Meteor zur Nacht,
Und erhebe deinen Schild wie die Flammen des Todes.
Du Sohn des Gebieters edler Rasse,
Haue den Feind nieder, verwiiste!

Dieser Gesang des Varden Aller ist denn tatsächlich das Urbild für so manchen Klopstockschen Bardengesang geworden. Nicht bloß die zahlreichen Exclamationen finden sich bei ihm wieder; die rhythmische Prosa veranlaßte ihn, die Form der freien Rhythmen, die er sich für seine psalmartigen religiösen Hymnen geschaffen hatte, auch für die bardische Dichtung zu verwenden, und von Ossian übernahm er die Alliteration, die seit 1764 bei ihm eine große Rolle spielt.

Von Ossian überkam Klopstock, wie wir schon gesehen haben, das Selbstlob des Dichters — ein Motiv, das er zwar nicht für die in der Vergangenheit spielenden Bardiete, wohl aber für seine Oden und freien Rhythmen benutzte. Die späteren „Varden“ (Denis, Kressschmann usw.) haben, seinem Beispiel folgend, bei all ihrer Jämmerlichkeit kein „Vardenwert“ dichten können, in dem sie nicht mit ihrer eigenen wertigen Person kokettieren. Von Ossian stammt auch ihr Dogma, daß der König und Held „bloß durch ihre (das ist der Varden) Hilfe sich zur Unsterblichkeit seines Ruhms Hoffnung machen“ kann¹⁾.

Bei Ossian fand Klopstock auch manche kleinen Züge, wie die Geistererscheinungen, die „hohe und bejahrte“ Eiche, die auf den Bergen seiner Heimat steht — und die seitdem zur „deutschen Eiche“ germanisiert worden ist. All diese großen und kleinen Züge konnte Klopstock einfach in seine Dichtung übernehmen, weil er — mit vielen Vertretern der zeitgenössischen Wissenschaft — die alten Bewohner Galliens, Britanniens, Germaniens, Scandinaviens für Glieder ein und desselben Volkes hielt, so daß er gelegentlich Ossian geradezu einen Deutschen nannte!

Für Hermann selbst bot ihm Ossian nichts, da war er ganz und gar auf die antiken Schriftsteller (und ihre deutschen Bearbeiter) angewiesen. Die Überlieferung unseres eigenen Volkes enthält bekanntlich kein Sterbenswörtchen über den Mann, der Germanien von der Römerherrschaft befreit hat, sein Andenken war unter den Deutschen vollständig erloschen. Erst die Humanisten sind es gewesen, die bei ihren eifrig betriebenen klassischen Studien entdeckten, daß Deutschland sich dieses Helden rühmen könne. Voll nationalen Stolzes haben sie dafür gesorgt, daß dieser Arminius, den man bald Hermann nannte, aus der Vergessenheit hervorgezogen wurde; sie haben begonnen, ihn zu einer populären Gestalt zu machen. Diese grundlegende Leistung sollte

¹⁾ Wittenbergs Fingal-Übersetzung, S. XXXII.

man den Humanisten nicht vergessen. Ihr Werk haben die Historiker und ganz besonders die Dichter (in Dialog, Drama, Epos, Oper) fortgesetzt. Es seien hier nur Hutten mit seinem Arminius-Dialog, Lohenstein mit seinem umfangreichen Roman „Großmütiger Feldherr Arminius und dessen erlauchteste Gemahlin Thusnelda“, Elias Schlegel und der Patriot Justus Möser mit ihren Trauerspielen, der Gottschedianer Schönaich mit seinem mißglückten Nationalepos genannt. Klopstock tritt hier also in eine zwei Jahrhunderte lange Tradition ein: der Held der Deutschen ist Arminius, ein Nationalgedicht kann nur ihn zum Gegenstand haben. Ihm selbst blieb keine Wahl. Er mußte nur das leisten, was keinem seiner Vorgänger gelungen war: ein künstlerisch wertvolles Werk zu schaffen, das dauernd den ersten Platz im Herzen des deutschen Volkes behauptete.

Dazu eben sollte ihm die Inspiration durch den Varden Ossian verhelfen. Darum schuf er sich eine eigene lyrisch-dramatische Form: das Bardiet. Der starke lyrische Einschlag entspricht dem Vorbild Ossians. Daß Klopstock sich in der Wahl zwischen Epos und Drama für das letztere entschied und sich damit von Ossian trennte, kann auffallen; es wäre wohl kaum geschehen, wenn Klopstock nicht der eigentümlichen Meinung gewesen wäre, daß kein grundsätzlicher Unterschied zwischen Epos und Drama bestehe, daß also jeder epische Stoff wie die Taten Achills und Hingals, die Irrfahrten des Odysseus usw. auch ein Stoff für den dramatischen Dichter sei. Darüber, daß Klopstock sein großes Vorhaben, ein Nationalgedicht zu schaffen, nicht gelungen ist, besteht längst kein Zweifel. Im Grunde sind seine Bardiete nur dramatisierte Vorgänge, denen der Nerv des Dramas, die Handlung, fehlt. Sie gehören also bloß in die Gattung der lebenden Bilder.

Ein besonderes Kolorit haben diese verunglückten Dramen und nicht wenige seiner lyrischen Dichtungen noch durch die Art erhalten, wie Klopstock seine nordischen Studien verwertet: er erneuert die teutonische Mythologie. Auch hier tritt Klopstock in eine bereits vorhandene Bewegung ein; es ist aber nicht eine Bewegung, die ganz Deutschland, sondern die nur seinen Norden tiefer berührt. Als Angehöriger des nördlichsten deutschen Kulturkreises, der mit Dänemark in enger Verbindung stand — Deutschland hatte damals keine einheitliche Kultur, sondern nur verschiedene Kulturkreise —, war Klopstock besonders geeignet, ihre Resultate sich anzueignen und dem ganzen Deutschland bekannt zu machen. Seit der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts nämlich kamen die altdeutschen und altnordischen Studien in diesen Gegenden in Aufnahme. Der große Fortschritt bestand darin, daß man die altnordische Literatur zur Aufhellung auch der altdeutschen Vergangenheit benutzte; anstatt aber vorsichtig zu Werke zu gehen, beging man den Irrtum, die Kultur der alten Germanen und Skandinavier schlechtthin zu identifizieren. Vermöge dieses patriotischen Fehlers kam zwar ein falsches Bild des altdeutschen Lebens zustande, aber das Interesse an diesen Studien fand zweifellos auf

Gottfried Fittbogen

diese Weise sehr viel mehr Nahrung, als es sonst möglich gewesen wäre. Auch hier laufen, ähnlich wie bei den Humanisten des sechzehnten Jahrhunderts, wissenschaftliche und patriotische Bestrebungen parallel. Ihr warmerherziger und federgewandter Popularisator ist Gottfried Schütze (zuerst in Altona, dann in Hamburg), der seit 1742 nicht ohne Erfolg als „Advokat der alten deutschen und nordischen Völker“ aufgetreten ist. Wie die Humanisten zu den Paten der nationalen Arminius-Dichtung, so gehört er — und er hatte die Freude, es noch selbst zu erleben — zu den Paten der nationalen, spezifisch „bardischen“ Dichtung.

Sein Schüler nämlich ist Gerstenberg, der in seinem „Gedicht eines Skalden“ zum ersten Male die nordische Götterwelt wiederaufleben ließ — Schüler im Sinne der unmittelbaren, persönlichen Beeinflussung. Obwohl Gerstenberg nicht das von Gottfried Schütze geleitete Gymnasium besuchte, entstand dies persönliche Verhältnis; schon auf der Schule trat Gerstenberg in die Fußstapfen seines Meisters und besang — als der „Väter Herold“ wie er — in einer Ode, was den Menschen jener weichen, anakreontischen Zeit am meisten an den Altvorderen imponierte, ihre Freudigkeit zu sterben. Noch bei Klopstock wird man finden, daß die alten Deutschen keinen lieberem Sport treiben als den, sich eilends in den Tod zu stürzen. Später drang Gerstenberg tiefer in die nordischen Studien ein; er war es auch, der Klopstock in das ihm bisher unbekannt Land einführte. Seit seiner Übersiedelung nach Kopenhagen erwärmt er nämlich seine neuen Freunde, darunter Klopstock und den Hofprediger Cramer, für seine Interessen; er ist die Seele des Kränzchens, das gemeinsam die altnordischen Studien betreibt. Aus diesem Kreis ist sein „Gedicht eines Skalden“, das für Klopstock so große Bedeutung gewinnen sollte, hervorgegangen. Doch es trägt einen völlig andern Charakter als die Dichtungen Klopstocks.

Es ist ein bloßes Gelegenheitsgedicht. Cramer hatte seine poetische Übersetzung der Psalmen beendet, und diesen Anlaß benutzte Gerstenberg, um den Freund zu seinem Erfolge zu beglückwünschen; es geschieht in einer Sprache, die nur den Kränzchengenossen, diesen aber auch ganz verständlich ist. Das Gedicht dient dem Zweck, das gesellige Leben zu verzieren; insofern ist es also, wenn man den Ausdruck in diesem weiteren Sinn und nicht bloß von Liebe und Wein gebrauchen darf, anakreontischen Ursprungs, eine Fortsetzung von Gerstenbergs Tändeldichtung; Gerstenberg hatte aber den geistreichen Einfall, die Studien, denen das Kränzchen sich hingab, dazu poetisch fruchtbar zu machen. So ließ er die alten Götter erscheinen, aber nichts liegt ihm ferner als eine nationale Tendenz.

In seinem Gedicht tritt nicht bloß der alte Skalde, der aus dem Grabe erwacht, auf, vielmehr stehen zwei Dichter einander gegenüber, und die Hauptperson ist der lebende, Gerstenbergs Freund Cramer, der Nachdichter der Psalmen. Alles aber, was der Skalde sagt und tut — darin besteht die

Pointe der ganzen Erfindung — muß dazu dienen, Cramer und seinem Werke zu huldigen. Der Klang von Cramers Harfe ist es, der bis ins Grab dringt, den Skalden aus seinem Todeschlaf erweckt und neubeseelt. Aber der Skalde weiß sich in der Welt, die sein Auge jetzt erblickt, nicht zurechtzufinden; was er sieht, ist so schön und herrlich, daß er glaubt, in Valhalla zu sein. Durch diese geistreiche Wendung erhält Gerstenberg nun Gelegenheit, die versunkene Götterwelt in ihrem Glanz hervorzuzaubern; das Landgut Cramers und die Schlösser des Königs, die der Skalde von seinem Grab aus erblickt, verwandeln sich in seiner Phantasie in die Götterwohnungen, auch Götter — Allvater selbst — glaubt er zu sehen. Dann erinnert er sich der Vorgänge, die seinen eigenen Tod herbeiführten; auch das gibt Gelegenheit, ein Stück alt-nordischen Lebens zu schildern. Das Ganze mündet dann, wie es der Charakter der Gelegenheitsdichtung fordert, in eine Verbeugung vor dem Dichter Cramer. Die Schmeichelei, die darin liegt, wird dadurch gemildert, daß die Huldigung vor ihm zugleich eine Huldigung vor der neuen Welt und dem Christengott, der sie beherrscht, ist: der Skalde bewundert nicht bloß die Dichtung Cramers, sondern er beugt sich auch vor dem „Gott, dem seine Saite singt“, und der Kultur, die seinem früher so rauhen Dänemark ein Festkleid angezogen hat. Der Skalde selbst muß bekennen: die alte Zeit mit ihren Göttern ist nicht bloß untergegangen, sie war auch wert, unterzugehen, die neue Zeit ist besser und schöner — und er verstummt in Ehrfurcht:

In neue Gegenden entrückt,
 Schaut mein begeistertes Aug' umher, erblickt
 Den Abglanz höh'rer Gottheit, ihre Welt
 Und diese Himmel, ihr Gezelt!
 Mein schwacher Geist, in Staub gebeugt,
 Faßt ihre Wunder nicht und schweigt —

Damit ist das Gedicht zu Ende.

Der Reiz des Ganzen beruht auf der Kontrastierung zweier verschiedener Zeitalter. Jedem wird seine Eigenart gelassen. Und wenn auch, ganz in der Art Gottfried Schüzes, der sich mit Vorliebe ausmalte, wie seine alten Deutschen staunen würden, könnten sie aus ihren Gräbern auferstehen und die Errungenschaften der modernen Welt sehen, die neue Zeit triumphiert, so wird die alte Zeit doch mit Liebe und Andacht geschildert: auch sie war schön, auch in ihr ließ es sich leben, ein Tor oder Verleumder ist, wer die Alten Barbaren schildert. Im Grunde ist das Gedicht also ein in Poesie überfester Philosophengedanke: die Darstellung einer liebgewordenen untergegangenen Welt.

Ein derartiges Motiv widerstrebt der Wiederholung; hat der Dichter es ausgeführt, so ist der Stoff abgetan. Gerstenberg hat denn auch nicht im entferntesten daran gedacht, in diesem Stil fortzufahren oder gar die alten Gottheiten in die moderne Dichtung einzuführen. So sehr er sie auch schätzte,

und gerade weil er sie so gut kannte, ließ er die alte nordische Welt in ihrer charakteristischen Eigenart unangetastet, als eine wertvolle, aber abgetane Größe. Auch hat er sich nicht im mindesten in die Rolle eines Bardens hineinphantasiert. Sein Gedicht also gehört, obwohl es der Bardendichtung einen starken Antrieb gegeben hat, selbst nicht in die Bardendichtung. Es hat gewirkt, ohne daß der Autor diese Wirkung beabsichtigte.

Gerstenberg hat zwar zum ersten Male die nordische Götterwelt dargestellt, insofern ist Klopstock von ihm abhängig. Aber ein selbständiger Fortschritt — oder doch wenigstens Schritt — ist es, wenn Klopstock sie in die moderne Dichtung als lebendige Größe eingeführt und sie mit andern Elementen vermischt hat, so daß ein neues Gebilde herauskam, für das man den Namen „teutonische“ Mythologie geprägt hat. Wie Klopstock auf diesen Gedanken gekommen und daß es für ihn kein willkürlicher Einfall gewesen ist, läßt sich noch sehr wohl erkennen.

Klopstock unterscheidet nämlich drei verschiedene Arten von Dichtung, die er samt ihren Attributen fein säuberlich auseinanderhält: die griechische Dichtung, die religiöse und die vaterländische Dichtung.

Der Quell der griechischen Dichtung entspringt im Lorbeerhain, der Poet benutzt als Instrument die Leier und erhält zum Lohn einen Lorbeerkranz; der Quell der religiösen Dichtung entspringt im Palmenhain, ihr Dichter gebraucht die Harfe und wird mit einem Kranz von Rosen aus dem Tal Saron's geschmückt; der Quell der vaterländischen Dichtung entspringt im Eichenhain, ihr Dichter trägt nach dem Vorbild der alten Bardens Telyn und Eichenlaub. Jede dieser wohl abgezirkelten Sphären muß auch ihre eigenen Götter haben. Der Grieche hat seinen reichen Götterhimmel, der Christ hält sich an die biblischen Vorstellungen, was aber soll der moderne vaterländische Dichter tun? Soll er, wie das in Deutschland üblich ist, die griechisch-römischen Gottheiten anrufen? Klopstock erklärt das für widersinnig; denn Griechenland sei nicht „der Thuisstone Vaterland“. In dieser Verlegenheit gibt ihm Gerstenbergs Gedicht den rettenden Gedanken ein, an Stelle der griechischen soll er die altdeutsche Mythologie gebrauchen:

Des Hügels Quell ertönt von Zeus,
Von Wodan der Quell des Hains.
Weck ich aus dem alten Untergange Götter
Zu Gemälden des fabelhaften Liedes auf,

So haben sie in Teutoniens Hain
Edlere Züge für mich;
Mich weidet dann der Achäer Hügel nicht,
Ich geh zu dem Quell des Hains.

Auf diesem Wege kam Klopstock dazu, sich der teutonischen Mythologie zu bedienen.

Klopstock der Patriot und Revolutionär

Nach darin erweist er sich, wie überall, als ein Mann des Übergangs ohne wirkliche Originalität, er geht über die Grenzen des Alten hinaus, ohne doch etwas wirklich Neues zu schaffen. Daß er die griechische Mythologie verbannte, war ein Schritt vorwärts; aber daß er meinte, ohne Mythologie gehe es nicht, und an Stelle einer bekannten, wenn auch fremden, eine unverständliche setzte, zeigt ihn doch noch als Mann der alten Zeit; erst Herder und Goethe haben die deutsche Dichtung definitiv vom Ballast der Mythologie befreit.

Daß eine Dichtung, die aus so verschiedenartigen Elementen zusammengebraut ist wie die vaterländische Dichtung Klopstocks, nicht lebensfähig werden konnte, liegt auf der Hand. Sie gleicht eher dem Produkt eines chemischen Laboratoriums, eher dem Homunkulus als einem wirklichen Menschen. Wenn sie trotzdem auf viele der Zeitgenossen mächtig eingewirkt hat, so liegt das weniger an ihren poetischen Qualitäten als an dem Stoff und der Tendenz sowie an der Person des verehrten Dichters. Nicht die Denis, Kreschmann und wie alle die Dichter heißen, die sich bald als „Barden“ aufstuten und ihre Unfähigkeit in der patriotischen Maske versteckten, sind hier zu nennen; ihre Dichtung ist doch nur ein unechter Seitentrieb der Klopstockschen. Wohl aber haben die Dichter des Hainbundes als Klopstocks echte Jünger seine Bestrebungen fortgesetzt. Und im Publikum sind seine Gedichte doch immerhin bis in die Zeit der Freiheitskriege geliebt worden. Manchen Primaner begleiteten Klopstocksche Verse in den Freiheitskampf, bei mancher Siegesfeier noch wurden Klopstocksche Verse vorgetragen. Er war ja der verehrte Vater der vaterländischen Dichtung. Und dieser Ruhmestitel läßt sich ihm auch heute nicht völlig rauben, er hat sich ein bleibendes Verdienst um die Entwicklung der vaterländischen Dichtung erworben.

III.

Derselbe Mann aber, der durch und durch deutscher Patriot war, hat die französische Revolution, die in ihren Folgeerscheinungen so verhängnisvoll für Deutschland wurde, mit Jubel begrüßt und als die „größte Handlung dieses Jahrhunderts“ in einer ganzen Reihe von Oden gepriesen; er ist zugleich der erste Revolutionsdichter, den Deutschland hervorgebracht hat. Diese Tatsache ist in ihrer ganzen Bedeutung bisher nicht erkannt worden. Man hat sich dabei beruhigt, daß Klopstock nach einigen Jahren gegen die französische Revolution Stellung genommen hat, man hat aber übersehen, daß er damit nur bestimmte Begleiterscheinungen der Revolution verurteilte, daß er aber seine eigene grundsätzliche Überzeugung nicht geändert hat; die französische Revolution entsprach nur nicht seinem Ideal einer Revolution, an diesem Ideal selbst aber hielt er fest.

Längst vor dem Ausbruch der Revolution stand Klopstocks Überzeugung fest. Sie ist bereits in seiner deutsch-patriotischen Dichtung mit aller nur wünschenswerten Klarheit ausgesprochen.

Die beiden Begriffe Freiheit und Vaterland gehören für ihn untrennbar zusammen. Das vor allem rühmt er wieder und wieder an Hermann dem Cherusker, daß er Deutschland aus der Knechtschaft der Römer gerettet und ihm die Freiheit wiedergeschenkt habe. Aber Klopstock kennt noch einen andern Freiheitshelden, der an Wert unmittelbar neben Hermann steht und es sogar verdiente, ein „Nachkomme Thuiskons“ zu sein; das ist Brutus, der den Untergang der Republik nicht vermeiden konnte und dem Tyrannen Cäsar den Dolch ins Herz stieß; so weit geht seine Verehrung für ihn, daß er ein Petschaft mit seinem Kopf und einem Dolche gebrauchte. In Klopstocks Freiheitsbegriff ist also beides zur Einheit verschmolzen: frei nach außen und frei im Innern. Nur dem zufälligen Umstand, daß Brutus kein Germane war, haben wir es vermutlich zu verdanken, daß Klopstock nicht auch den Tyrannenmord in einem Drama verherrlichte; für berechtigt hielt er ihn zweifellos.

Diese Überzeugung ist auch für die Gestaltung der künstlerischen Voraussetzungen zu seinem letzten Bardiet¹⁾ maßgebend geworden. Hermann muß dort, um Rom in Italien selbst angreifen zu können, die Kräfte aller deutschen Stämme unter seinem Kommando vereinigen. Strebte er nun nach einer dauernden Herrscherstellung, so wäre durch ihn die „Freiheit“ der Deutschen bedroht, er wäre ein „Tyrann“, und seine Gegner hätten das Recht und die Pflicht, ihn zu töten. Ein Tyrann darf natürlich Hermann nicht sein. Darum läßt Klopstock ihn nachdrücklichst versichern, er wolle nur während des Feldzuges aus Zweckmäßigkeitsgründen die militärische Führung haben, nach vollbrachter Tat aber werde er sofort zurücktreten. Hermann ist also Freiheitsheld in dem doppelten Sinne: er will zunächst durch die Niederwerfung Roms die Freiheit der Deutschen für alle Zukunft sichern, übrigens zugleich in selbstloser Weise alle unterdrückten Völker von der Zwingherrschaft Roms befreien; und dann will er, da ja kein Gegner mehr zu bekämpfen ist, auch den einzelnen deutschen Stämmen ihre Freiheit zurückgeben; ist Rom erst zerstört, so kehren sie in die Haine ihrer Heimat zurück, freuen sich ihrer Tat und legen sich beruhigt nieder, in den Grabhügeln ihrer Väter zu schlafen. Von einer Verbindung der Stämme ist nicht mehr die Rede. So unpraktisch dieser Plan auch vom politischen Standpunkt aus ist, so notwendig ist er um des Klopstockschen Freiheitsbegriffs willen. Ein Germane, der wirklich in irgendeiner Form Herr über Deutschland hätte werden wollen, wäre des Todes schuldig gewesen.

Nicht bloß für diesen nur hypothetischen Fall, auch ganz allgemein und

¹⁾ Hermanns Tod, veröffentlicht 1787.

Klopstock der Patriot und Revolutionär

grundsätzlich hat Klopstock sich so ausgesprochen. Denn auf die Frage, was des Kriegers Größe ausmache, gibt er ¹⁾ die Doppelantwort, die wir nach dem Bisherigen erwarten müssen:

wenn er für Freiheit kämpft
Oder wider ein Angeheuer,
Das mordet, mit der Rett' umklirrt²⁾, so ist der Held
Edler Mann, verdient Ansterblichkeit.

Die Parole „in tyrannos“ war damit schrankenlos ausgegeben. Es kam im einzelnen Fall nur darauf an, zu entscheiden, ob ein Herrscher in die Kategorie der Tyrannen gehöre; diese Entscheidung lag natürlich in der Hand der Beherrschten. Von hier aus wird auch jene Äußerung verständlich, in welcher Klopstock es dem Soldaten freigibt, einen tyrannischen Feldherrn zu erschießen; sie paßt durchaus in seine Gedankenwelt.

Wie aber nun, wenn irgendwo in der Welt diese abstrakte Theorie vom Tyrannenmord in die Wirklichkeit übertragen wurde? wenn ein Volk seinen rechtmäßigen König für einen Tyrannen erklärte, ihn absetzte und dann im Namen der Freiheit hinrichtete? — Dann mußte Klopstock das für eine edle Tat erklären.

Man sieht, schon immer war Klopstock der Überzeugung: „Sobald ein Volk sich eins wird, Republik sein zu wollen, so darf es auch“ ³⁾; lange schon vor ihrem Ausbruch hat Klopstock die französische Revolution sanktioniert.

Auch hiermit hat Klopstock Schule gemacht. Die Göttinger haben sich dieses Motives mit besonderem Eifer bemächtigt, Deklamationen gegen die Tyrannen ins Blaue hinein werden seitdem in der deutschen Dichtung häufig. Auch gräfliche Dichter machten die Mode mit; in den Gedichten der Brüder Stolberg findet sich manch kräftiges Wort gegen die Tyrannen, und bekannt ist jene köstliche Stelle von „Dichtung und Wahrheit“, an der Goethe mit Humor schildert, wie der poetische Tyrannenhaß der Grafen bei ihrem Besuch in Frankfurt zum Vorschein kam und sie nach dem Blut solcher Wüteriche lechzend sich erwiesen.

Dieser Tyrannenhaß wurzelt ebenso wie das Ideal des guten Herrschers in Klopstocks sentimental gefaßtem Humanitätsbegriff. Jeder Mensch ist — Mensch, hat als Mensch zu handeln und ist als Mensch zu behandeln; auf diesem Grundsatz fußen Klopstocks politische Anschauungen. Auch der Fürst ist nur ein Mensch, und jeder ist — als Mensch — dasselbe wie ein Fürst.

¹⁾ In den freien Rhythmen „Die Krieger“, 1778.

²⁾ Das heißt: wider einen Tyrannen, der andere „mit der Rett' umklirrt“, nämlich dadurch, daß er sie in Ketten legt.

³⁾ Cramer, a. a. O. I, 137.

Recht abſichtlich wendet ſich Klopſtock gerade in einem Gedicht, in dem er einem Herrſcher Dank und Hulldigung darbringt¹⁾, gegen derart überhebliche Fürſten —
Halbmenschen, die ſich in vollem dummen Ernſt für höhere
Weſen halten als uns.

Alles, was Menſchenwürde beeinträchtigt und Menſchenglück zerſtört, vermeidet ein Fürſt, der ſich ſelbſt als Menſch fühlt und darum als Menſchenfreund mit ſeinen Untertanen mitfühlt; er bedrückt niemanden, und er führt, ſoviel an ihm liegt, keinen Krieg. Der ewige Friede gehört darum auch zu Klopſtocks Hoffnungen²⁾; die Menſchlichkeit verlangt es. Verlezt aber — und das iſt die Rehrſeite dieſes Humanitätsbegriffs — ein Fürſt den Menſchen in ſeinen Untertanen, dann haben dieſe ein Recht, ſich im Namen der Menſchlichkeit gegen ihn zu empören.

Es war alſo nur konſequent, wenn Klopſtock die Revolution, die ſeinem Humanitätsdogma zu entſprechen ſchien, mit Freuden begrüßte und hoffte, daß bald Entſprechendes ſich in Deutschland vollziehen werde. Noch ſei Deutschland ruhig; aber vielleicht verkünde dieſe Ruhe nur die
nahe Verwandlung,
Wie die ſchwüle Stille den Sturm³⁾.

Es war nur konſequent, wenn er den Waffen Deutschlands im Kampf gegen das freiheitliche Frankreich eine Niederlage wünſchte und brieflich ſogar den Herzog Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig anſchrieb, er ſolle nicht die Sünde begehen, an der Spitze des preußiſchen Heeres gegen die franzöſiſche Freiheit zu Felde zu ziehen; es war auch nur konſequent, wenn er an der Hinrichtung des Königs keinen Anstoß nahm. Das alles paßte ja zu ſeinem Dogma.

Unter den Revolutionsoden, die im ganzen ohne poetiſches Verdienſt und in einer Sprache geſchrieben ſind, deren geſuchte Unverſtändlichkeit ihren Mangel an Gehalt nur mühsam verhüllt, iſt eine, die den Angelpunkt von Klopſtocks Gedanken mit völliger Deutlichkeit erkennen läßt; es iſt die Ode „Der Fürſt und ſein Rebſweib“ (1789), die auch den Vorzug hat, im Ausdruck leicht verſtändlich zu ſein. Sie ſchildert, welchen Eindruck die franzöſiſche Revolution auf einen der deutſchen Kleinfürſten macht: der Wein, die Lieder ſeiner Buhlin, alle andern Vergnügungen ſind ihm gleichgültig geworden, nichts kann ihn mehr erfreuen, ja, an ſein geliebtes Soldatenspieler kann er nicht ohne ſtille Sorge denken; denn es naht ſich

der ſchreckliche Geiſt der Freiheit, durch den ſich die Völker
Reht erfreuen zu ſehn, was ſie ſind.

Da regt ſich in ihm das Gewiſſen; er fürchtet, die gequälte Kreatur könnte im Bewußtſein erwachender Menſchenwürde die verdiente Strafe an ihm

1) In den freien Rhythmen „Fürſtenlob“, 1775.

2) In den freien Rhythmen „Der jetzige Krieg“, 1781.

3) Kennet euch ſelbſt, 1789.

Klopstock der Patriot und Revolutionär

vollziehen. Er hat sich nach seinem Belieben über die Schranken der Moral hinweggesetzt; er weiß, daß er vor dem, der ihn im Namen der Moral zur Rechenschaft ziehen wird, nicht bestehen kann. Bisher war niemand da, der das gewagt hätte, jetzt aber ermutigt der „schreckliche Geist der Freiheit“ die bedrückten und geknechteten Untertanen, moralische Forderungen an den Fürsten zu stellen.

Damit ist der Nerv von Klopstocks Freiheitsbegriff bloßgelegt: er ist nicht politisch, sondern rein moralisch orientiert. In seinen Revolutionsoden fühlt er sich daher als der Vertreter der moralischen Weltordnung, staatsrechtliche Fragen liegen ihm fern. Von hier aus erst kann man seine Haltung verstehen. Klopstock glaubte tatsächlich, daß mit der französischen Revolution eine neue Ära im moralischen Leben der Völker andbrechen werde. Er konnte es glauben, weil er die Vorgänge mit der Brille seines Dogmas betrachtete.

Allmählich aber mußte es sich herausstellen, daß die Machthaber der Republik Klopstocks Anschauungen nicht teilten. Gesah dies aber, so mußte Klopstock mit ihnen brechen. Bezeichnenderweise trat der Bruch bei einer Frage ein, die an und für sich weder mit der republikanischen noch mit der monarchischen Verfassung zusammenhängt: die Republik machte Eroberungen, Klopstock aber hatte das längst als unmoralisch gebrandmarkt. Nun erklärt er (1793), sich in der französischen Revolution geirrt zu haben, und wird nicht müde, seinem Schmerz darüber wieder und wieder Worte zu leihen.

Ein Politiker also, so sehr er selbst auch von dieser seiner Rolle erfüllt sein mochte, war Klopstock nicht, eher ein Phantast. Gleichwohl sind seine Oden nicht ohne sachlichen Wert, wenn auch in anderer Weise. Er geht von ihrem moralischen Gehalt aus. Daß nicht wenige der deutschen Kleinfürsten in einer Art, die aller Sittlichkeit Hohn sprach, mit Land und Leuten umgingen, ihre Untertanen in unmenschlicher Weise brutalisierten und den Zweck ihres Daseins in einem Genußleben fanden, ist in keiner Weise zu leugnen; Namen und Tatsachen dafür anzuführen, ist überflüssig. Dem entsprach auf seiten der Untertanen eine würde- und rückgratlose Kriecherei; den Launen fürstlicher Willkür gegenüber gab es kein anderes Mittel, als den Mantel nach dem Winde zu hängen. „Recht“ gab es für den Untertanen nicht, nur den Machtpruch des Fürsten, des „Tyrannen“. Auch Wind und Wetter, Sonnenschein und Regen gegenüber macht der Mensch kein Recht geltend, er fügt sich ihnen, so gut es gehen will. Diese Anschauungen hatten sich in Deutschland tief eingemischt und weithin demoralisierend gewirkt; da ist es ein Verdienst Klopstocks, daß er den Begriff des Menschen in den Mittelpunkt seiner Anschauungen stellte und Fürsten wie Untertanen predigte, daß sie Menschen seien. Daß der Appell an die Menschenwürde, die Schärfung des Gewissens sich in erster Linie an die Fürsten richtete, war eine Folge der Zeitverhältnisse; daß Klopstock dabei Politisches und Moralisches untrennbar verquickt, schränkt sein Verdienst ein, hebt es aber nicht auf. Zweifellos hat seine Dichtung mit dazu beigetragen, Serren und Be-

herrschten — jedem in seiner Weise — die Pflichten, die sie als moralische Wesen haben, einzuschärfen.

Ferner nötigten ihn die Erfahrungen, die er machte, über die Freiheit, die er bisher als etwas Selbstverständliches hingenommen hatte, nachzudenken. Damit beginnt die außerordentliche wichtige Auseinandersetzung der deutschen Dichter mit dem Begriff der Freiheit, jahrzehntelang haben sie mit dieser schillernden Größe gerungen, ohne doch ganz mit ihr fertig zu werden. Auch Klopstock ist nicht mit ihr fertig geworden; aber er hat doch wenigstens im Kampf gegen die französische Revolution den fundamentalen Grundsatz aufgestellt: Freiheit „deine Seel' ist Gesetz“, und gegen sie den Vorwurf erhoben, daß sie die Todfeindin der Freiheit, die Anarchie (das „Ungesetz“) begünstige.

So bleiben aus der Klopstockschen Freiheitsdichtung nur zwei Sätze übrig; der moralische, daß der Mensch als moralisches Wesen auch im Staate „frei“ sein müsse; der politische, daß im Staat das Gesetz, nicht der Wille eines oder mehrerer Menschen herrschen müsse. Und es liegt auf der Hand, daß gegen eine Monarchie, in der diese beiden Forderungen erfüllt werden, kein begründeter Widerspruch erhoben werden kann. Daher hat denn Klopstock sich nie gegen die Herrscher als solche gewandt, sondern nur gegen die unmoralischen, gegen die „Tyrammen“. Sein Brutus-Ideal aber konnte er festhalten, auch als er den französischen Freiheitsmännern den Rücken kehrte.

In all diesen Begebenheiten also blieb Klopstock sich selbst treu. Den Machthabern, die den Namen der Freiheit mißbrauchten, hätte er einen neuen Brutus gegönnt; den Fürsten aber, die ihre Regierung in Einklang mit Moral und Gesetz führten, brachte er selbst Verehrung und öffentliche Huldigung entgegen. Er war zugleich Freiheitsdichter und Fürstenfreund; denn überall lag ihm nur eins am Herzen, daß auch im staatlichen Leben die Moral zur Geltung kommen und die Menschenwürde respektiert werden solle. Im Grunde bleibt er auch als politischer Dichter rein moralisch. Seine Gedichte dieser Art tragen den Stempel zeitgeschichtlicher Beschränktheit und Vergänglichkeit in noch höherem Maße als die andern; aber den Gedanken, der ihnen allen zugrunde liegt, wird man nicht mit ihnen zum alten Eisen werfen dürfen: daß Regierende und Regierte Menschen und als solche in ihrem gegenseitigen Verhältnis an die Gebote der Ethik gebunden sind. Klopstocks Zeitgenossen bedurften dieser Predigt in besonderem Maße.

Insofern ist also die moralische Orientierung von Klopstocks Freiheitsdichtung, zeitgeschichtlich betrachtet, ein Vorzug. Es entspricht nicht nur dem persönlichen Charakter des Mannes, der seine religiöse Dichtung doch immer für sehr viel wichtiger hielt als die vaterländische, wenn er hier als Prediger der Moral auftrat; auch für die Wirkung auf die Zeitgenossen war es nötig. Der politischen Bildung der Deutschen mußte ihre moralische Erziehung vorangehen; Klopstock wies den Weg dazu. —

Krupski.

Eine Erzählung aus dem Kriege.

Von

Carl Busse.

In einer der weißen, hellen Stuben des Diakonissenhauses hat uns Georg Dieter, der leicht verwundet von Rowno zurückgekehrt war, die Geschichte seines Kameraden Boguslaw Krupski erzählt — halb mit einem Lächeln, wie man wohl von sonderbaren Kostgängern unseres Herrgotts spricht, halb auch mit einem vergrübelten Ausdruck, als suche er noch immer die Lösung einer verwickelten Aufgabe.

Denn sein starres, unbiegsames und etwas bürgerlich selbstgerechtes Wesen machte es ihm nicht leicht, andere Naturen zu verstehen. Aber wir fühlten bald, daß er im Kriege einen Menschen erlebt hatte, der gleichsam durch Art und Schicksal ein Luftloch in die engen Mauern seiner Anschauungen geschlagen hatte.

Ganz zufällig hatte das hin und her springende Gespräch die entscheidende Wendung genommen. Es war die Frage aufgeworfen worden, ob den vielen bewunderungswürdigen Heldentaten, die aus dem Felde berichtet würden, nicht ebenso viele oder gar noch zahlreichere Vorkommnisse der entgegengesetzten Art gegenüberstünden. Man müßte das eigentlich annehmen können, da die Mehrzahl der Menschen doch ohne Zweifel eher ängstlicher, als besonders mutiger Natur sei.

Georg Dieter nahm die nicht gerade geschickte Frage wider Erwarten auf und antwortete darauf, was sich darauf antworten läßt. Es sei selbstverständlich, daß der Krieg die Menschen nicht plötzlich ändere, daß der einzelne aber durch den Eintritt in neue und große Verbände einen ganz neuen Halt gewinne und dem darin gepflegten Geiste allmählich untertan werde. Eingefügt in den festen Bau einer militärischen Körperschaft, würden selbst die furchtsamsten Leute durch die straffe Zucht, durch das Beispiel der Führer und Kameraden zu Leistungen getrieben, die ihrem eigensten Wesen widersprächen, und da überdies niemandem eine Wahl gelassen würde, so geschehe es, daß die etwa vorhandenen ängstlichen und feigen Triebe des einzelnen nirgends recht einen

Ausweg fänden. Wenigstens so lange nicht, wie der militärische Verband, der ihn umschließe, noch Bestand habe.

„Aus diesem Grunde,“ sagte Georg Dieter, „kommen nach meiner Erfahrung ausgesprochene Fälle von Feigheit im Felde ungeheuer viel seltener vor, als man nach den gewiß wenig heldenhaften Anlagen der meisten Menschen erwarten könnte. Man vermag sie sich auch kaum vorzustellen. Denn fast möchte man sagen, es gehörten mehr außergewöhnliche Eigenschaften dazu, sich dem Zwang und Handeln der Gemeinschaft zu entziehen, als mit ihr durch dick und dünn zu gehen. Ein Arzt hat mir vor kurzem von dem feigen Verhalten eines Mannes erzählt, das er selbst beobachtet haben will. Der Mann hat sich tags darauf erschossen. Und so wenig ich die Verwirrung aller Begriffe mitmache, die unsere Psychologen mit Vorliebe betreiben, — das gibt doch zu denken. Ich selbst habe in den Monaten, die ich an der Front verbrachte, nur einen einzigen Fall von Feigheit erlebt, aber auch er ist viel zu merkwürdig und zu sehr mit den besonderen Anlagen einer nicht gewöhnlichen Persönlichkeit verknüpft, als daß man aus ihm einen allgemeinen Schluß ziehen dürfte.

Es hat sich da nämlich um einen Kameraden gehandelt, der in mancher Beziehung der Liebling, ja der Stolz der ganzen Kompagnie war: um unsern Kriegsfreiwilligen Krupski. Wäre er nur jener Sämmerring gewesen, als den ich ihn einmal gesehen habe, so würde es sich nicht lohnen, auch nur ein Wort über ihn zu verlieren, und niemand würde begreifen, daß ich in meinen Gedanken immer wieder zu ihm und den Frühjahrserebnissen von 1915 zurücklehre. Ich suche mir stets von neuem sein Schicksal aus den seltsam gemischten Eigenschaften seines Wesens zu erklären, aber ich weiß nicht, ob ich dieses Wesen ändern so schildern und lebendig machen kann, daß sie fühlen, was ich selber fühle: nämlich bei allem geheimen Widerstande, den man einer feindlichen Natur entgegensetzt, doch eine wachsende Teilnahme, die trotz unverzeihlicher Gesehnisse im stillen Zurückdenken sich immer mehr verstärkt hat. —

Im März ist der Krupski damals zu uns gekommen. Mit den sehnlichst erwarteten Ersatzmannschaften, die unsere dünn gewordenen Reihen wieder auffüllen sollten.

Es war gerade eine greuliche Zeit. Der Krieg, hat einer gesagt, ist langweilig und manchmal gefährlich. Für uns war er in jenen Tagen nur langweilig. Wir gehörten zu der nördlichen Flügelarmee im Osten, die aus strategischen Gründen zurückgehalten wurde. So lagen wir schon weiß Gott wie lange eng zusammengepfercht in einem zerschossenen Dorfe unweit von Mariampol, halb verkommend vor Dreck und Untätigkeit.

Seit Wochen herrschte Schlackewetter: Regen und Schnee vermischt. Das ging Tag und Nacht, ein ewiges Niesel und Niesel. Alles schien sich in Feuchtigkeit lösen zu wollen; die so wie so schlechten Wege waren völlig grundlos geworden; man blieb in dem zähen Rot einfach stecken.

Krupski

Und dazu die trostlose Öde der weiten polnischen Ebene. Hier und da verlorene Bäume, kahl wie frierende Bettler. Hier und da ein Heiligenbild mit trübseiligen Nesten verwelkter Kränze. In der Luft nur die Schreie hungriger Krähen oder das Klagen des Windes, der einem den Sprühregen in die Augen warf. Man konnte sich nicht vorstellen, daß auch hier, in das eintönige Grau hinein, einst der Frühling kommen würde. Und in Deutschland blühten an geschützten Stellen gewiß schon die ersten Veilchen . . .

Wie eine schwere Welle lähmender Traurigkeit legte es sich langsam über uns alle. Wir wurden samt und sonders stumpf. Keiner lachte mehr. Zuerst hatten wir noch böse gemault, wenn wir mit klammen Fingern den feuchten Tabak in die Pfeifen stopften. Nun starrten wir mundfaul in das unabänderliche Einerlei — nach Westen hinüber, wo die Heimat lag, räumlich nicht gar so weit und doch für jede Vorstellung fast unwirklich fern.

Auch die Neuen, die ein paar Tage lang Abwechslung und Bewegung in die Öde gebracht hatten, konnten sich bald dem Einfluß dieser grauen, schwermütigen, aus der Landschaft aufwachsenden Stimmung nicht entziehen. Um uns nur zu beschäftigen und abzulenken, wurden wir gedrillt wie auf dem Ererzierplatze, aber es ist klar, daß dies unsere Laune nicht verbesserte. Bis auf wenige Unverwüstliche ließ jeder das Maul nicht schlecht hängen.

Und da machte sich Krupski bemerkbar. Lieber Himmel, wer war Krupski? Wir hatten alle möglichen Leute unter uns, Leute mit Titeln und Leute, die sich noch niemals einen Stiefel selber gepußt hatten, — kein Mensch drehte den Kopf nach ihnen. Aber Krupski hob sich immer spürbarer aus allen heraus. Krupski begann uns Tag für Tag in eine sanfte Neugier zu versetzen. Krupski schien als einziger jedem Naturzusammenhang geheimnisvoll enthoben, so daß seine Laune, ganz unabhängig von örtlichen, zeitlichen, atmosphärischen Verhältnissen, immer strahlender und ansteckender ward.

Wie soll ich ihn beschreiben? Es ist nicht leicht, da er eigentlich nichts besonders Auffälliges an sich hatte. Ein mittelgroßer Mensch um die Dreißig herum; das Gesicht in seiner Bartlosigkeit und Beweglichkeit vielleicht etwas schauspielerhaft. Mitten in die Stirn hinein war ihm fast zentimeterlang ein schmaler dünner Haarstreifen gewachsen, und ich sehe noch seine häufige Bewegung: wie er mit der Ruppe des Ringfingers lose über diese feine Haarnarbe hinfährt.

Seine Augen konnten dabei sekundenlang etwas Zurückgewandtes haben, was sie sonst niemals hatten. Denn sonst waren diese nervösen, dunklen, nicht eigentlich großen Augen fast immer in Bewegung: sie flitzten abenteuernd umher und gingen heißhungrig auf die Suche, sie waren kinderhaft neugierig und dann wieder von einem kalten, überlegenen Spott durchfunkelt, sie versteckten sich wohl auch in Gleichgültigkeit, Hochmut, Müdigkeit oder irrten in Teilnahmslosigkeit ab — kurz, sie wechselten jäh im Ausdruck und ließen sich schwer fassen. Der Mund stimmte dazu. Er war merkwürdig ausdrucks-

voll, verräterisch üppig, gleichsam von Begier gewölbt und durchpulst. Aber ich habe auch gesehen, daß er manchmal erschlaffte und häßlich ward.

Nun, lassen wir das . . . ich selber habe mir diese Einzelheiten erst in der Erinnerung ganz klar gemacht und zurechtgelegt, als alles schon vorbei war und ich im Lazarettzug viel Zeit zum Nachdenken hatte. Ein anderer wird sich doch schwerlich ein zutreffendes Bild machen können. Schon früher war es mir immer rätselhaft, wie man auf die allgemeinen Angaben eines Steckbriefes hin Leute fassen und erkennen kann. Aber so oder so . . . jedenfalls ward dieser Krupski damals in der Trostlosigkeit und Untätigkeit vor Mariampol unser Retter.

Wie er das anfang, das ist ein Kapitel für sich. Er muß offenbar erst ein paar Tage geschnüffelt haben, ehe er sachte mit seinen Künsten und Fähigkeiten herauskam. Da drängten sich erst drei oder vier Mann um ihn. Die trugen es weiter und machten die andern neugierig, und ehe man es sich versah, hielt fast die ganze Kompagnie die Augen auf ihn gerichtet.

Es war auch wirklich beinahe unwahrscheinlich, was er alles konnte, ausheckte und anstellte. Und noch merkwürdiger, woher er zu allem die gute Laune nahm. Wenn er einmal im Zuge war, gab es kein Halten mehr. Seine Einfälle überpurzelten sich; er brachte im Handumdrehen Bewegung in die träge Masse; er hatte die Gabe, nicht nur selber mit Feuereifer an die Ausföhrung irgendeines Planes zu gehen, sondern auch gleich ein Duzend andere Leute dafür zu gewinnen und arbeiten zu lassen. Als ich eines Vormittags von einem Meldegang zurückkam, war die ganze Kompagnie in sanfter Aufregung. Krupski wollte nichts Geringeres, als in einer ausgeflackten Scheune eine Art Überbrettel aufstun. Krupski hatte geschworen, schon morgen sollte die erste Vorstellung stattfinden. Krupski war bereits mitten drin in den Vorbereitungen.

So ein verrückter Kerl! sagten die alten Leute kopfschüttelnd, pafften ihre Pfeifen und verzogen die Lippen. Alle sprachen sie davon, alle waren sie neugierig, alle lachten sie, und erwartungsvoll schoben sie sich gegen die wacklige Scheune vor. Da stand Krupski wie ein Schmierendirektor und traf Anordnungen, hezte ein halbes Duzend gutmütiger Kameraden, die von Beruf Tischler oder Stellmacher waren, durcheinander, trieb die Neugierigen zurück und schickte sie nach Brettern, riß schlechte Witze und war mit dampfendem Eifer bei der Sache.

Er bekam es auch fertig: Tags darauf konnte der Spaß vor sich gehen. Natürlich ließ sich keiner bitten, auch die Offiziere nicht. Sie schienen mindestens so vergnügt wie die Mannschaften, denn der tolle Kerl hatte die allgemeine Stimmung um ein paar Grad gehoben und ihnen damit eine heimliche Sorge abgenommen. Der Beifall war selbstverständlich auch gewaltig. Lieber Gott, man war ja längst nicht mehr verwöhnt; man war für alles, was die Ode ringsum nur für eine Stunde belebte, so unendlich dank-

Krupski

bar. Aber Krupski hätte sich wohl auch vor einem anspruchsvolleren Publikum sehen lassen können. Er war großartig. Oder wenigstens schien er uns so. Die drei, vier Mann, die sonst noch ihre netten kleinen Kunststückchen zeigten, kamen neben ihm überhaupt nicht zur Geltung. Sie waren Lückenbüßer, sie füllten die Pausen aus, während derer er verschnauft.

Wenn ich heut, weit vom Schuß, erzähle, was der Krupski alles vorgebracht und angestellt hat, so lacht ihr mich sicherlich aus. Ich fühle ja selber, daß es durch die Bank die üblichen harmlosen Scherze waren . . . fühle es hier vor euch anspruchsvollen Kulturmenschen doppelt. Drüben war das alles ganz anders. Und es muß doch irgendwie etwas dabei gewesen sein, daß wir sämtlich aus Rand und Band gerieten. Vielleicht war es die forsche Unbekümmertheit, mit der Krupski loslegte, vielleicht die Mühelosigkeit, mit der er alle Anstrengungen ertrug. Denn was er da leistete, das muß zusammengerechnet sogar verteuftelt anstrengend gewesen sein. Oder ist es etwa eine Kleinigkeit, das große Einleitungskonzert ganz allein zu bestreiten, das heißt: nicht nur als moderner Kapellmeister wildgenialisch den Taktstock zu schwingen, sondern auch die ganze Kapelle zu machen und jedes Instrument bald in seinem Einzelklang, bald in der Vermischung mit dem Chor der übrigen bloß mit den Lippen nachzuahmen? Ist es eine Kleinigkeit, mit zwei zusammengeborgten schmierigen Kartenspielen die ältesten und neuesten Kunststücke in fabelhafter Geschwindigkeit vorzuführen? Eine Kleinigkeit, die schrillen, langsam schwächer werdenden Angstschreie eines dem Schlächter überlieferten Schweines naturgetreu wiederzugeben? Eine Kleinigkeit, neben der Mundharmonika her ein paar kitzliche Schelmenlieder so zu singen, daß die Leute heiß wurden und jeder an sein Mädel oder seine Frau zu Hause dachte.

Aber Krupski war unverwundlich. Es schien ihn gar nicht anzufechten. Wenn wir glaubten, nun müßte er für die nächste Stunde glatt ausgepumpt sein, holte er dreimal Atem und begann von neuem. Besonders als deutsch-polnisch-jüdischer Jahrmarktsausrufer war er überwältigend. Er brauste einen Wortortan über uns hin, daß wir halb betäubt waren und vor Lachen nicht mehr weiterkamen. Wir brüllten einfach — wir brüllten so, daß er nicht mehr mitkam, trotzdem er sich krebsrot schrie und mit allen zehn Fingern noch dazu sprach. So ging es weiter. Draußen schneite es, draußen regnete es, draußen war es grau, grau . . . aber die Öde und Fremde flog zurück und versank. Es war rührend, die Kerle dabei anzusehen. Wie sie lauschten! Wie sie sich freuten! Wie sie lachten! Kann sich ein anderes Volk auch noch so harmlos freuen? Und als Krupski plötzlich schrie, daß es nun genug sei, da waren sie aufgetraut wie die vergnügten Seifensieder und sangen noch ein Duzend Lieder durch, wie schon seit Monaten nicht mehr.

Die Runde von unserm lustigen Überbrettl verbreitete sich mit Windeseile auch bei den Nachbarverbänden, und manch liebes Mal mußte der Spaß wiederholt werden. Es fanden sich auch immer ein paar Neue, die etwas

zum besten gaben, aber der Erfolg war doch nur dann groß, wenn Krupski sich erweichen ließ und mittat. Das geschah durchaus nicht jedesmal. Denn ebenso schnell wie er in Feuer und Flamme für einen Einfall entbrannte, ebenso rasch ließ er ihn auch fallen. Es war mit ihm durchaus nicht so einfach. Viele von uns mochten ihn zuerst als billigen Allerweltskerl und Tausendsassa eingeschätzt haben, etwa wie eine besonders gelungene Ausgabe des Kompagniespaßmachers. Aber sie erkannten doch bald, daß dies nicht stimmte. Unser Krupski nämlich amüsierte sich in erster Linie immer selber, lange bevor er daran dachte, ob sich auch die andern amüsierten. Er gab sich in Lust und Laune aus, nicht wie ein Clown und Späßmacher, sondern schon eher wie ein großer Herr — heut denke ich manchmal: wie ein Fürst, der verschwenderisch, zu eigenem Vergnügen, die blanken Bettelpfennige unter das Volk wirft. Das Volk jubelt, das Volk stürzt darauf zu, und immer lustiger, wilder, lachender wirft der Fürst ihm das Geld vor die Füße. Doch nur so lange, wie er selber Spaß daran hat. Dann macht er ihm eine heimliche Grimasse: — Aus! Fertig! Und kopfüber in etwas Neues!

So war Krupski. Wenn er selbst genug hatte, mußten auch alle übrigen genug haben. Gelangweilt und irgendwie erschlaft steckte er dann in jähem Übergang die Hände in die Hosentaschen und ließ die Kameraden stehen.

Ich für meine Person hatte zuerst wenig mit ihm zu tun und wünschte offen gestanden darin auch keine Änderung. Denn obwohl Krupski zu den gebildeteren Leuten gehörte, die sich naturgemäß auch im Felde zu suchen pflegen, so hatte ich doch das ahnungsvolle Gefühl, daß wir fremden, um nicht zu sagen feindlichen Welten angehörten. Seine Künste ließ ich mir mit Vergnügen gefallen, doch ihr wißt, daß ich von jeher allem Komödiantenvolk aus dem Wege ging. Ich bin für diese leichten Hühner zu schwerfällig, leide wohl auch unter den Vorurteilen des kleinstädtischen Beamtenkinder und kann jedenfalls ein halbes Mißtrauen, eine geheime Abneigung gegen alles, was sich auf den offenen Markt stellt, nicht loswerden.

Dennoch sollte gerade ich mit Krupski näher vertraut werden, als jeder andere. Ein harmloser Zufall war dabei der Gelegenheitsmacher. Eines Abends — es war bald nach der Brettgeschichte — will ich quer über die Straße und patzche dabei so tief in den Dreck, daß mir die Spritzer bis ins Gesicht fliegen. „Blotte verfluchte!“ schimpf ich ärgerlich los und hänge noch verschiedene Ehrennamen für die Zustände im heiligen Rußland an — da lacht drüben einer laut auf.

Wer es ist, kann ich in der tiefen Dämmerung nicht erkennen. Ich seh nur eine Gestalt und den glimmenden Punkt einer Zigarette. „Soll ich dich 'rausziehen, Mensch?“ fragt der Raucher, noch immer lachend. Ich brumme ihn an, stampe aber doch auf seine Seite hinüber. Denn dort hatten wir einmal Bretter gelegt, und obwohl sie halb versunken waren, war man wenigstens sicher, nicht allzu tief ins Unergründliche zu geraten.

Wer steht drüben? Krupski. Ich erkenne ihn und spüre im gleichen Augenblick auch wieder dieses leise Widerstreben. „Ach, Sie sind es!“ sage ich, — „warum nachtwandeln Sie denn noch? Wohl zu viel Hitze?“

Anwillkürlich war mir das „Sie“ entfahren, obwohl sonst ziemlich allgemein das kameradschaftliche „Du“ im Umgangston vorherrschte. Besonders im Dienst wurde es ausschließlich angewandt; jeder von uns ließ es sich vom Nebenmann gefallen und gab es zurück. Andererseits machte es im Gespräch der gebildeten Leute doch gleichsam selbstverständlich dem „Sie“ Platz, so daß es oft genug lustige Übergänge gab. Als Soldaten, als Teile des Heereskörpers, duzten wir uns sozusagen; als Persönlichkeiten fielen die Angehörigen der gebildeten Kreise leicht in das „Sie“ zurück.

Krupski nahm das „Sie“ auch sofort und ohne weiteres auf. — „Ja,“ erwiderte er in demselben leicht spöttischen Tone, in dem ich gesprochen hatte, „das jugendliche Blut. Man muß es durch kalte Füße im Saum halten. Außerdem trocknen drinnen ein Duzend nasse Mäntel. Es stinkt und dünstet niederträchtig. Da rauche ich lieber hier draußen meine Zigarette. Wollen Sie sich auch eine ins Gesicht stecken?“

Ein Wort gibt das andere. Er plaudert so leicht, daß man in jedem Augenblick die Unterhaltung abbrechen, sie aber ebenso gut auch noch eine halbe Stunde fortsetzen kann. „Wissen Sie“, fragt er, „weßhalb ich so lachen mußte? Sie haben da vorhin, als Sie im Dreck saßen, auf die Blotte geschimpft. Das habe ich lange nicht gehört. Woher kennen Sie das Wort? Blotte sagt man doch nur bei uns in Posen.“

Nun waren die meisten unserer Leute Märker, und daß ich selber meine Kindheit und Schulzeit im Posenschen verbracht habe, hat sicherlich keiner gewußt. Ich bestätige ihm also, daß ich das Wort wahrscheinlich aus dem Osten mitgebracht habe — aus dem kleinen, heimischen Polajewo.

„Woher?“ fragt er und nimmt seine Zigarette aus dem Munde. „Aus Polajewo? Machen Sie keine Witze! Wie kommen Sie gerade auf Polajewo?“

Also kurz und gut: er ist auch aus der Gegend da herum. Polnischer Kleinadel. Auf Czempowo geboren . . . damals hatten seine Eltern das Gut noch. Aber es ging schon mit Ach und Weh. Der Alte hatte sich ehrlich gequält und sich nichts im Leben gegönnt, doch der Großvater, der lustige Großvater hatte die fröhlichen Nächte ohne Schlaf zu gern gehabt: die Nächte mit guten alten Ungarweinen, die Nächte mit hübschen jungen Weiberchen, die Nächte mit Goldgeklingel und Kartenspiel. Er hatte es ja schließlich noch gekonnt. „Aber,“ seufzte Krupski, „an den Enkel hat er nicht gedacht.“ Und lachend: „Ich muß ihm das eigentlich übelnehmen, doch ich denke mir: ich an seiner Stelle hätte das ebenso gemacht. Psia dusza, was geht mich mein Enkel an?“

Da mußte ich mitlachen. Er brachte es zu komisch heraus. Er belustigte

sich selber offenbar an der Vorstellung. Und als ich weiterstapfte, rief er mir nach: „Sie müssen mir noch viel von Polajewo erzählen.“

Eigentlich hatte er mich in den paar Minuten halb besiegt. Ich fühlte mich gegen seine Harmlosigkeit und Offenheit wehrlos und ärgerte mich heimlich über meine mißtrauische Schwerfälligkeit. Der ganze Mensch schien mir auch mit einem Male verständlicher, seit ich wußte, daß er Pole war. Auf den Gütern um Polajewo hatte von jeher viel leichtes Tuch gefessen. Allzu wichtig würde Krupski außerdem die engere Landsmannschaft, die wir eben festgestellt hatten, ja so wie so nicht nehmen.

Aber verwunderlicherweise schien er doch größeren Wert darauf zu legen, als ich erwartet hatte. Gleich am nächsten Tage legte er Beschlag auf mich. „Sie haben mich gestern zwei Stunden Schlaf gekostet,“ sagte er in seiner leichten Art. „Links und rechts ist überall Guben und Kottbus, und dazwischen hört man plötzlich Heimatlaute aus Polajewo. Ein Duzend Namen sind mir eingefallen, ich muß Sie ausfragen wie ein Reporter. Aber erst rauchen Sie eine gute Papiros . . . eine von uns . . . nicht, was man in Berlin so Zigaretten nennt.“

Er knipste eine kleine Tasche auf, die mit gleichmäßig feinem, langfädigem, türkischem Tabak gefüllt war. Wenn irgend möglich drehte er sich die Zigaretten selbst. Und wie er das machte, wie er den Tabak auf das dünne Papier schüttete, ihn in der zarten Hülle zwischen den Fingern rollte und gleichmäßig verteilte, das war wunderhübsch. Oder nein — dafür gibt es kein anderes Wort: es war außerordentlich elegant. Ich habe doch sonst nur wenig Sinn für dergleichen, doch selbst mir fiel es auf. Tatsächlich: er hatte Augenblicke, in denen er bestrickend wirkte, und ich konnte mir denken, daß besonders Frauen ihm dann schwer hätten widerstehen können.

Nun also . . . wir haben geplaudert, wie es sich eben ergab, . . . meistens von der Heimat. Wenn ich es recht überlege, hatten wir dabei kaum einen einzigen gemeinsamen Bekannten. Es waren nur ein paar Namen von Leuten aus Polajewo, von ein paar Dörfern und Gütern in der Runde, die wir beide kannten. Aber schon dies schien ihn aufs tiefste zu berühren. Und als gar herauskam, daß ich als Gymnasiast einmal in Czempowo gewesen war, hätte er mich am liebsten umarmt. „Wie?“ rief er, „es ist doch herrlich?“ Und diese Schwärmerei hatte einen fast kindlich-phantastischen Zug. Denn nach meiner eigenen Erinnerung war Czempowo das übliche dreckige polnische Kossätendorf, wie in jener Gegend zwölf auf ein Duzend gehen, mit einem verwahrlosten Herrenhaus. Aber Krupski sprach von dem „Schlößchen“, wie er es nannte, wie von einem kleinen Weltwunder. Der Rasenplatz davor, die Kugellinden, die darum standen, die Pappelallee, die von der Landstraße darauf zuführte und in der immer der Wind saufte, der kleine Park mit dem noch vom Großvater gebauten Lusttempelchen, das

Flüßchen, das fünf Minuten davon durch die Wiesen rann, — das alles waren in seinen Augen überaus köstliche Dinge.

Auch indem er von ihnen sprach, verlor er eine letzte Überlegenheit nicht. Er gaukelte gleichsam zärtlich darüber fort, mit einem Lächeln, das jeden Augenblick bereit war, ein wenig Spott in die Schwärmerei zu mischen. Deshalb wurde er nicht langweilig, während er dabei verweilte, und nichts hat so sehr den Eindruck des Allerwelts Spaßmachers bei mir verwischt, wie diese Erinnerungseligkeit. Jeder Mensch, sagte ich mir, hat ein Winkelchen in sich, wo er den Scherben eines Ideals bewahrt. Für den einen ist es die Mutter oder das Haus der Jugend oder nur ein Hund, der ihm die Hände geleckt hat, der andere nennt es Vaterland oder Freiheit oder Ruhm oder sonstwie — aber wer den Scherben noch manchmal vorholt, ihn blank putzt und ihn leuchten läßt, der ist noch immer irgendwie mit der guten Seite der Menschheit verbunden.

Der Krupski muß das wohl gefühlt haben, daß ich in diesem Augenblick etwas für ihn übrig hatte. Er schob seinen Arm unter den meinen und sagte: „Sie müssen sich das alles einmal ansehen. Denn eins steht fest: ich hol mir Czempowo noch einmal wieder. Dann müssen Sie mich besuchen . . . vielleicht im Sommer, wenn die Linden blühen, oder nein: Kommen Sie lieber im Herbst zur Hasenjagd! Wir hatten immer eine sehr gute Strecke.“

Großartig! Mitten im Weltkrieg lud er zur Hasenjagd auf ein Gut, das er sich — vielleicht, vielleicht auch nicht! — nach vielen Jahren einmal zurückerobern wollte. Nun, diese Einladung konnte man ohne Gefahr annehmen. Ich habe nicht gelacht, aber geschmunzelt. „Wenn wir jetzt,“ habe ich gesagt, „in Polajewo bei Paszewski sitzen, würde ich darauf trinken, daß Czempowo bald wieder Ihnen gehörte.“

Die kleine Ironie schien er gar nicht zu merken. Er war Feuer und Flamme.

„Richtig!“ rief er und schlug sich mit der flachen Hand vor die Stirn, — „Paszewski! Am Marktplatz! Ist es noch immer der beste Gasthof? Welch ein Geld hat mein Großvater da gelassen! Vierspännig ist er vorgefahren, und schon haben es die lustigen Brüder straßauf und -ab gerochen. Damals war Paszewski ein armer Teufel, und Großvater war reich, reich! Nun sind die Paszewskis reich und die Krupskis arm — es geht 'rauf, 'runter, wie bei einer Schaukel. Man muß es nur gut abpassen, daß man selber nicht gerade unten ist. Sonst gefällt es einem nicht. Immerhin — einen Schnaps können wir uns deshalb trotzdem genehmigen!“

Damit zog er mich sachte vorwärts, als ob er hier eine verborgene kleine Kneipe kenne.

Unterwegs plauderte er allerlei. Im Essen sei er ganz bedürfnislos, aber Tabak gehöre bei ihm zum Leben, und einen Rognak habe er meistens

auch. Wenn Liebesgaben einträfen, tausche und schummele er wie ein Pferdejude. So läge für alle Fälle immer ein Fläschchen im Hinterhalt.

Auf dieses Fläschchen strebten wir also zu und gerieten dabei ins Schulhaus, in dem sich die Offiziere einquartiert hatten. Es hatte sich bereits herumgesprochen, daß Krupski sich in dem wenig beschädigten und ganz stattlichen Gebäude kürzlich eine überflüssige, weißgetünchte Kammer ausgeben hatte. Sie war ihm auch anstandslos bewilligt worden, denn ich sagte wohl schon, daß man ihn nach Möglichkeit schalten und walten ließ, weil er die Mannschaften so auftraste. Die halbe Kompagnie riet herum, welchen Unsinn er nun da wieder in der Kammer aushecke, aber er ließ keinen herein und wehrte lachend jeder Neugier.

Nun nahm er mich also in diesen verbotenen Bezirk mit. Da hatte der tolle Kerl doch mit Ruß und Holzkohle über die weißgetünchten Wände fort einen ganzen Bacchantenzug der verrücktesten Karikaturen gezeichnet: feindliche Potentaten und Staatsmänner, polnische Bauern und flüchtende Russen, ein paar Solpatsche aus der Kompagnie und urkomische Liebesgabenspende — alles mit flüchtigen Strichen hingeworfen, boshaft, aber ganz ausgezeichnet. Er war noch nicht fertig; eine halbe Wand hatte er noch frei.

An meinem Gesicht muß er wohl meine Verblüffung gemerkt haben. „Gefällt's Ihnen?“ fragte er; „es hat mir viel Spaß gemacht. Sehen Sie . . . der Grey hier mit dem Fuchsgezicht . . . der ist fein . . . Aber nun das Feuerwasser!“ Und er bringt zwei Näpfehen an — etwa wie Futternäpfe von Kanarienvögeln — gestrichen voll mit leidlich gutem Cognak.

„Na zdrowie, Landsmann,“ nickt er, als ich auf Czempowo trinke, und leert sein Näpfehen auf einen Zug. „Was soll das schlechte Leben nützen? Auf einem Wein kann der Mensch nicht stehen!“ Und er gießt die Näpfehen noch einmal voll.

Das war unter den obwaltenden Umständen Edelmut — keine Frage! Mich brennen ein wenig die feurigen Kohlen. Mit jedem Augenblick imponiert mir Krupski mehr. Ich habe ja für Karikaturen wenig übrig, sie schaffen mir meist ein körperliches Unbehagen wie jede Verzerrung, aber so viel sah ich doch: sie waren überaus flott gemacht, und fast wider Willen bewundernd plägte ich heraus: „Wo, zum Teufel, haben Sie das her? Was können Sie eigentlich noch alles?“

Er lacht; spöttisch, aber doch geschmeichelt. „Sie denken gewiß: greulich viel Talente und kein Talent! Nicht? Um so liebenswürdiger! Das Kunststück hier ist übrigens nicht so groß, wie es aussieht. Ich bin ja Kunstmalers, und wenn ich kein Geld hatte, habe ich für die Witzblätter solche Scherze gemacht. Bei den großen Schinken verlor ich regelmäßig nach ein paar Wochen die Lust, aber so etwas . . . das liegt mir wohl!“

Da zeichnet er schon los und fängt dabei zu erzählen an. Immer in dem alten leichten Ton und immer von sich. Ein Gespräch konnte ansetzen,

wo es wollte, — es glitt stets und meist ganz unmerklich auf seine Person hinüber. Zuerst habe ich mich heimlich gefragt: Warum erzählt er dir das alles? Aber ich glaube fast, es hatte mit mir selbst wenig zu tun; er hätte genau so zu den meisten anderen auch gesprochen. Seine Offenheit, die zurückhaltende Menschen quälen oder verwirren mochte, war kein Vertrauensbeweis, den man sich etwa hinter den Spiegel stecken konnte, sondern sie beruhte auf einer gewissen selbstbewußten Unbekümmertheit. Sie unterstellte sich auch niemals dem Urtheil des anderen.

Krupski war, wie er damals erzählte, gerade fünfzehn Jahr alt, als Czempowo verloren ging. Mit dem wenigen, was sie gerettet hatten, waren die Eltern nach Posen gezogen. . . der Vater schweigsam, erbittert gegen das Geschick, das ihm einen langen, mühseligen und zuletzt doch vergeblichen Kampf auferlegt hatte; die Mutter immer noch einen Rest von Lustigkeit, Leichtsinn und Hoffnungseligkeit in den neuen Zustand hinübernehmend. Was aus dem einzigen Kinde einmal werden sollte, war die große Ungewißheit und Sorge, die jeder nach seiner Natur ganz verschieden trug. Zum Studieren hatte der Boguslaw keine Lust. . . Bücher waren ihm gräßlich. Zum Kaufmann fehlte ihm jede Anlage. Gutsbesitzer spielen — mit tausend Freuden! Aber als Inspektor sich herumdrücken und für andere schuften — nein! Nun hatte er eben dieses Zeichentalent. Freunde rieten zu: es wurde ausgebildet — gut! Er war da und dort gewesen, in Paris, Südfrankreich, Italien; hatte in München, Posen, Berlin gelebt. . . wahrscheinlich doch ein bißchen zigeunerhaft. Nach einigen Bemerkungen zu schließen, muß er manchmal toll viel Geld ausgegeben haben. Woher es kam, blieb unklar. Denn die Eltern, die inzwischen gestorben waren, hatten ihm offenbar nicht viel hinterlassen. Nun, es ging mich nichts an. Ich sah ihm zu, ich hörte ihm zu, ich saß auf einer umgestülpten Kiste und rauchte seine Zigaretten.

„Ach“, sagte er plötzlich fast heftig und drehte sich nach mir um, „mein lieber Großvater war doch eigentlich verteufelt rücksichtslos. Ich soll ihm ähnlich sehen. . . alles hat er mir vermacht, die Freude an den lustigen Nächten, am Wein, am Spiel, an den Weibern, . . . nur sein Geld nicht! Das ist schlimm! Pŝia krew, wenn ich so aus dem Vollen wirtschaften könnte, wie er! Was für ein Leben! . . . Was für ein Leben!“

Da hat er ganz heiße Augen, schwärmerisch halb und halb gierig.

Bis er sich mit einem Achselzucken wieder wendet und sich mit dem Zeigefinger gegen die Stirn tippt: „Berrückt — wie? Seinen eigenen Großvater zugleich lieben und hassen zu müssen! Wenn der alte Herr noch lebte, möchte ich mal ein Wörtchen mit ihm reden. Ich wette, er würde mich verstehen; meinen Vater verstand er nicht. Er begriff nicht, wie er zu solchem Sohn kam. Alle seine Sünden fielen ihm davor ein. Ich glaube, die beiden haben sich gehaßt wie Feuer und Wasser. Und als mein Vater eines Tages auftrumpfte, ob er denn als Bettler zurückbleiben solle, — wissen Sie, was

er da zur Antwort bekam? ‚Reichtum, Söhnchen,‘ hat der Alte trocken gesagt, ‚ist ein Verführer. Du siehst es an mir: welch ein schlechter Mensch bin ich geworden! Immer ist man von Verlockungen, Gefahren und Fallstricken aller Art bedroht. Du jedoch wirst arm sein. Wenig nur werde ich dir hinterlassen. Aber ich werde mit dem Trost sterben, daß du auf solche Weise nicht in mein Sündenleben verfallen kannst und viel älter werden wirst als ich. Denn stets habe ich diese Erfahrung gemacht: Wer nichts hat, dem passiert auch nichts.“

„Noch Jahre später hat mein Vater die Hände geballt, wenn er das erzählt hat. Denn er hatte gar keinen Sinn für Humor und Ironie. Er hat immer nur gerechnet, ob er Czempowo später würde halten können. Mit jedem Jahr, das der Alte länger lebte, wurde das fraglicher. So hat er in dem einen Flügel des Schloßchens gewohnt und hat einen Monat nach dem andern auf den Tod des Großvaters gewartet. Und Großvater, der das wohl gewußt hat, trieb es auf die alte vergnügte Art weiter. Ja, er war ein Filou . . . alles, was recht ist . . . aber doch ein feiner Kerl. So lustig, wie er gelebt hat, ist er dann auch gestorben. Hat man Ihnen in Polajewo nichts davon erzählt?

„Nämlich . . . als er sein Ende nahen fühlte, hat er seinem Leibdiener gesagt, der große Schlitten solle angespannt werden. Denn es war im Januar, und der Schnee lag halbmeterhoch. Mit dem Wagen war gar nicht durchzukommen. Der Diener hat gedacht, daß der Großvater nach dem Propst schicken will. Aber statt dessen hat er sich die ganze Polajewoer Stadtkapelle bestellt, sieben oder acht Mann. Die Trompeten haben sie zu Hause lassen müssen, doch die Streichinstrumente mußten sie mitbringen. So sind sie unter Schellengeläut auf den Hof gefahren; wenn der alte Krupski rief, haben sie für nichts anderes Zeit gehabt. Der Kapellmeister war damals der alte Gmerek. Den hat Großvater an sein Bett kommen lassen und hat ihm, schon mit ganz wächsernen Fingern, eine schöne gehäkelte Geldbörse gezeigt, in der es nicht schlecht klingelte. Alles, was darin war, sollte für ihn und seine Musikanten sein, aber sie mußten dafür hinter einem Vorhang spielen, so lange er es haben wollte. Polka, Walzer, Krakowiak, was sie wollten . . . nur nichts Trauriges. Nach jeder halben Stunde sollten sie eine Pause machen und erst dann weiterspielen, wenn er rief.“

„Was Wunder, die Kerle haben natürlich auf den Lohn hin gesiedelt wie die Zigeuner, und als sie nach einer halben Stunde absetzten, hörten sie die Stimme des Großvaters hinterm Vorhang: „Weiter!“ Noch drei- oder viermal haben sie inne gehalten, und immer hat er „Weiter!“ gerufen. Beim letztenmal soll es schon eine ganze Zeit gedauert haben und dann nicht mehr so deutlich gewesen sein. Als sie dann wieder schwiegen — der alte Gauner, der Gmerek, hat die volle halbe Stunde gar nicht mehr eingehalten — ist alles still geblieben. Eine Minute nach der andern verging, wie die Luchse

haben sie gehorcht — nichts. Schließlich hat der alte Gmerek den Vorhang ein klein wenig verschoben und durchgeguckt, hat auch seinen Saufbruder und Pringgeiger Pollakowski herangewinkt. Da hat der alte Herr tot dagelegen, und sie haben die Geldbörse eingesteckt, haben dem Diener Bescheid gesagt und sind zu Fuß durch den Schnee nach Polajewo zurückgewatet . . . Denn daß mein Vater ihnen den Schlitten nicht mehr gab und daß sie überhaupt zum letztenmal auf Czempowo gewesen waren, das wußten sie. Erst als sie schon auf der Landstraße waren, hat der Diener meinen Vater benachrichtigt.

„Nun, es war ja in einer Beziehung wirklich die höchste Zeit, daß der alte Herr starb. Hätte er noch ein paar Jahre länger gelebt, wäre Czempowo schon damals zum Teufel gegangen. Aber finden Sie nicht auch? er hatte doch etwas Großartiges. Ich möchte auf ihn schimpfen und bin doch immer stolz und vergnügt, wenn ich an ihn denke und von ihm erzählen kann. Noch mit vierzig Jahren hat er damals den Aufstand mitgemacht, den von 1863. Ist seiner Frau und den Kindern einfach davongelaufen, hat sich bei Nacht und Nebel über die Grenze geschlichen und soll unter Langiewicz manch tollkühnes Stückchen gegen die Russen ausgeführt haben.“

— Mit zurückgewandtem, versonnenem Blick, der sein Gesicht merkwürdig beruhigte, ja fast veränderte, sah Krupski vor sich hin. Seine Fingerspitzen strichen dabei leise über die feine Haarnarbe, die ihm in die Stirn gewachsen war. Er dachte an den alten Herrn und lächelte.

Da war es mir, als ob ich auf meiner Riste auch einmal das Maul auf tun müsse, und ich habe so ungefähr gesagt, daß sich der Großvater nun des Enkels freuen könnte. Denn er sei gleichsam noch einmal aufgestanden, um in einem neuen Kampfe mit den Russen abzurechnen.

„Natürlich“, erwiderte Krupski leichtthin . . . „es wiederholt sich alles.“

Doch gleich hinterher, als ginge ihm plötzlich ein Licht auf, maß er mich über die Schulter weg mit einem verwundert fragenden Blick. „Ach so,“ sagte er gedehnt, „Sie glauben, daß ich mich deshalb freiwillig gemeldet habe? Gleichsam aus erblichem Russenhaß? als Enkel eines Freiheitskämpfers?“

Sekundenlang glitt wieder das ironische Schmunzeln um seinen Mund, dieses Zucken spöttischer Überlegenheit.

„Sehen Sie, das wäre doch noch eine idealische Maske. Ich bin selber noch gar nicht darauf gekommen. Aber die germanischen Völker haben erstaunlich viel Sinn dafür. Sie sind erst glücklich, wenn sie für jedes Tun oder Unterlassen einen allgemeinen moralischen Grund entdeckt haben. Selbst Weltgeschichte wollen sie nur aus Gründen bürgerlicher Moral machen. Sogar die Engländer können sich davon nicht befreien . . . sie haben für den jetzigen Machtkampf natürlich die triftigsten politischen Gründe, sie handeln selbstverständlich auch nur danach, aber sie reden, als ob sie eben aus der Sonntagsschule kämen und halten sich schämig das belgische Feigenblatt vor. Es ist furcht-

bar komisch. Es ist der unüberwindliche germanische Respekt vor dem Moralischen!"

Er lachte vor sich hin. Er belustigte sich offenbar ganz außerordentlich.

„Aber Sie,“ fuhr er fort und tippte mit dem Stück Rohle nach mir, „Sie kriegen wahrhaftig noch mehr fertig als die Engländer. Sie stellen sogar mich unter die moralische Idee — mich, den Enkel vom tollen Krupski. Gott behüte — was sind Sie ein herrlicher Mensch! Zwischen 1863 und heute schlagen Sie eine ideale Brücke und setzen einen mitten darauf! Man fühlt sich förmlich gehoben. Man rückt mit einem Male in die Verklärung. Und das ist immer hübsch, wenn es auch nicht ganz stimmt. Bei mir stimmt es wirklich nicht — ich kann es drehen und wenden, wie ich will, ich muß Sie enttäuschen.“

Da blinkerten seine Augen so spitzbübisch, daß mir nichts übrig blieb, als in seine Heiterkeit einzustimmen. Und während er von neuem zu zeichnen begann, erzählte er ganz offen, weshalb er sich als Kriegsfreiwilliger gemeldet hätte. Mit der Mobilmachung nämlich war allen Leuten, die gleich ihm in der Luft schwebten, jede Verdienstmöglichkeit abgeschnitten. Man konnte sich aufhängen: niemand war entbehrlicher als ein Maler. Hatte er schon vorher in der Klemme gefessen, so war es nachher immer brenzlicher geworden. Bis Mitte November hatte er das ausgehalten. Dann hatte er sich gesagt: Besser, du gehst jetzt freiwillig; in zwei, drei Monaten holen sie dich sowieso, und wenigstens bist du dann deine Gläubiger los und brauchst nicht zu hungern! So war er in die Kasernen gelaufen, bis sie ihn in einer glücklich behalten hatten.

„Ja,“ sagte Krupski, „hinterher hat es mir bitter leid getan. Ich hatte mir nämlich, um noch alles zu ordnen, bis zum nächsten Abend um acht Urlaub erbeten. Bevor ich alles gepackt hatte, war es Mitternacht geworden, und als ich fortgehe, um mir für mein letztes Zehnmarkstück etwas Gutes zu tun, laufe ich dem Rechtsanwalt Körner in die Arme. Woher? wohin? — also kurz und gut, er schleppt mich zu den Sumpfhühnern mit, die Nacht für Nacht im Hinterzimmer einer kleinen Weinkneipe tempeln. Mir ist's gleich. Morgen bin ich sowieso Soldat, also verlier ich, verlier ich. Aber wenn's einem egal ist, hat man gerade Dusel. Ich sitze und trinke und spiele — Teufel noch einmal, ich gewinne wie verrückt. Ein ganzes Paket Scheine hab ich schon vor mir. Als ob Großvater bei Paszewski sitzt. Nun, die Strähne geht vorbei, aber als ich um drei Uhr aufstehe, habe ich noch immer über vierhundert Mark gewonnen. Warum nicht zwei Tage früher? Nun half kein Fluchen mehr: in die Kaserne mußte ich am Abend doch! Erst hab ich ein paar Stunden geschlafen, und dann hab ich mir überlegt, wie ich das Geld am besten anbringe. Mein alter Hausdrachen kriegt zwar noch für drei Monat Miete, aber ich werde ihr etwas hupfen. Und weil erspieltes Geld weiterspielen will, so kaufe ich mir für die Hälfte des Segens ein Los

der preußischen Klassenlotterie. Ich kaufe immer nur ganze Lose oder gar nichts, denn wenn ich mit zwei, vier, acht oder zehn Menschen teilen müßte, dann würde ich mich halb tot ärgern. Der Einnehmer kennt mich schon. Ich lasse ihm das Los da: es soll sich tofspielen, wenn's nichts Ordentliches bringt. Mit der andern Hälfte des Geldes hab ich mir dann noch einen vergnügten Tag gemacht und hab ein paar Freunde und nette Mädels zusammengesammelt. Es war herrlich. Bis sieben Uhr haben wir Sekt getrunken, das Atelier war schon so gut wie leer, doch das schadete gar nichts. Dann sind wir losgezogen. Der Bildhauer hat auf einer Mundharmonika den ganzen Weg geblasen, die Mädels haben auf Kämmen und Seidenpapier begleitet, ich hab den Takt geschlagen und mit den Lippen musiziert — so sind wir durch die Straßen marschiert, alle schon ein bißchen beschwipst, und ich mit dem Köfferchen in der Hand. Die Schutzleute machten erst böse Gesichter, doch wenn sie hörten, daß ich Kriegsfreiwilliger war und zur Kaserne wollte, lachten sie. Vor der Kaserne hab ich dann den Mädels noch feierliche Abschiedsküsse versetzt, und dann — gerade, als es acht Uhr schlug, — rin ins Vergnügen! Seitdem ist es nicht wieder so hübsch geworden.“

Er schwelgte und schmunzelte noch in der Erinnerung. „Großartig, wie das Goldmariechen auf dem Ramm geblasen hat! Bloß an einer Stelle hat sie jedesmal gekickt. Vielleicht war die Rührung schuld oder der Sekt oder auch nur eine ausgebrochene Zinke.“

Mit heiterem Spott sah er mich von der Seite an. „Dies, mein Freund, war mein Eintritt in die Armee. Ich habe es gleich gesagt: die ideale Gefinnung hat gefehlt.“

Und wie er das dumpf anklagend herausbrachte, halb vor Lustigkeit blinkerte und halb auch eine zerknirschte Armesündermine vorsteckte, da mußte man eben doch lachen. Eigentlich war es auch nett, daß er sich nicht besser machte, als er war. Ja, ich habe mich später gefragt, ob er sich nicht eher schlechter gemacht hat. Er nannte sich selbst einmal ein „windiges Früchtchen“ — weniger noch selbstgefällig als in einer Art trockener Einsicht. Er konnte Ansichten entwickeln, daß einem normalen deutschen Staatsbürger und gar einem Soldaten die Haare zu Berge standen. Er wußte ganz gut, daß es Dinge gab, über die wir niemals einig werden würden und vor denen ich seine spielende Überlegenheit nicht vertrug. „Schimpfen wir auf den Großvater“, gab er mir dann wohl zur Antwort; „wenn ich schon alles von ihm habe, kann er auch mein Blitzableiter sein.“ —

Vielleicht ist es danach begreiflich, daß dieser Krupski etwas Entwaffnendes hatte. Man konnte ihn niemals in den Griff bekommen. Es gab Stunden, wo ich alles an ihm schwarz sah und ihn bei mir selbst mit fast bewußter Ungerechtigkeit einen Gaukler und Komödianten schalt; doch immer öfter kamen auch Stunden, in denen ich ihn geradezu gern hatte und von seinem immer lebendigen und schillernden Wesen bestrickt wurde.

Die Karikaturen erregten übrigens allgemeines Entzücken. Sie wurden sozusagen zu unserer Sehenswürdigkeit. Sie wurden mit Stolz jedem, der des Weges kam, gezeigt. Selbst der Divisionär, der uns eines Tages überfiel, sah sie sich an. Es war ein Herr mit einem strengen Gelehrtenkopf. Er soll eine ganze Zeit davorgestanden, sie betrachtet und dann lächelnd zu den Offizieren gesagt haben: „Prachtvoll, meine Herren! Aber es ist doch ein Glück, daß wir nicht lauter solche Leute haben wie den Künstler hier.“

Das Wort wurde herumgetragen. Ich selber habe es Krupski gesteckt. „Sieh, sieh,“ sagte er mit einem leichten Zucken um den Mund, „die Kunst ist verräterisch.“ Man wußte, wie öfter bei ihm, nicht recht, was Ernst und was Spott war.

Der Spott schien doch aber zu überwiegen. Wenigstens neigte ich zu dieser Ansicht, als ich ein paar Wochen später an die kleine Bemerkung zurückdachte.

Mittlerweile nämlich hatte sich das Wetter gebessert. Die Landstraßen wurden notdürftig benutzbar, die Feldpost traf regelmäßiger ein, und wenn wir auch selber noch immer zurückgehalten wurden, so setzten doch die Russen, deren Aufklärungsdienst schlecht war, zu allerlei Vorstößen an. Wahrscheinlich sollten sie nur Erkundungszwecken dienen, denn besonders nachdrücklich war keiner, wir konnten sie mit leichter Mühe zurückweisen. Aber wir mußten jedenfalls auf dem Posten sein. Das war uns allen recht. Die schreckliche Untätigkeit hatte am allerschlimmsten auf uns gelastet. So gab es wieder gespannte und vergnügte Gesichter — keins doch, das vergnügter gewesen wäre als das Krupskis. Wo es etwas zu tun gab, war er vorneweg. Wenn sich Freiwillige melden sollten, sprang er zuerst aus dem Glied. Auf eigene Faust unternahm er sogar nicht ungefährliche Fahrten.

Zuerst glaubte ich, die Bemerkung des Divisionärs hätte ihn doch heimlich geärgert, und er wollte nun um so mehr beweisen, was er auch als Soldat wert wäre. Aber das hätte eigentlich nicht zu ihm gestimmt. Noch weniger konnte man bei ihm auf irgendwelche idealen Beweggründe schließen, auf ein besonderes Pflichtgefühl oder einen ungestümen Diensteifer. Vergleichen lag ihm völlig fern. Seine richtige Meinung plauderte er einmal im Gespräch aus. „So ein Krieg,“ sagte er kopfschüttelnd, „ist ja ein Blödsinn sondergleichen. Aber das Sübsche daran ist, daß man alles plötzlich tun darf, was sonst verboten ist.“ Und er erzählte eine Anekdote, die Kameraden von der Westfront mitgebracht hatten und die er geradezu liebte. Da hatte irgendein hohes Tier einen braven Bayern gefragt, wofür er das Eiserne Kreuz erhalten hätte, und der Bayer hatte geantwortet: gerade für dasselbe, wofür er vor einem halben Jahr eine Woche hätte sitzen müssen. Nun wurden ja bei uns eine Unzahl Geschichten und Witzchen erzählt, aber niemals habe ich Krupski so entzückt gesehen. Er behauptete, das wäre das Großartigste, was

Krupski

man überhaupt über den Krieg sagen könne, und wenn er ein Philosoph wäre, würde er seine ganze Philosophie darauf aufbauen.

Genug: im Grunde betrachtete er den Krieg wohl als günstige Gelegenheit für persönliche Abenteuer, als eine aufregende Abwechslung oder dergleichen. Und jetzt, wo die Möglichkeit dazu da war, stürzte er sich kopfüber hinein: nach der langen Untätigkeit machte es ihm Spaß. Es gelang ihm auch, gleich von einem der ersten Erkundungsgänge wichtige Meldungen zurückzubringen, und seitdem wirkte er, wie er zu sagen pflegte, „im Außendienst.“ Beinahe Tag für Tag hatte er etwas vor, er entwickelte den gleichen ungestümen Eifer wie dazumal, als er das Überbrettel machte, und wieder nahmen die alten Leute die Pfeife aus dem Mund, schüttelten den Kopf und sagten: „Ein verrückter Kerl!“ Die ganze Kompagnie wartete auch immer mit Spannung auf seine Rückkehr. Denn außer etwaigen Meldungen brachte er gewöhnlich noch anderes mit — selten, daß er ganz umsonst ging. Das hört sich vielleicht übertrieben an, aber es ist tatsächlich wahr und hat im Grunde auch nichts Wunderbares. Denn Krupskis Erfolge erklärten sich zum Teil ganz einfach dadurch, daß er als einziger von uns fließend Polnisch sprach und mit der zurückgebliebenen Bevölkerung als Landsmann verkehrte.

Als er wieder einmal losging, rief ihm einer zu: „Du, Krupski, ich hätt nächstens mal Appetit auf frische Blutwurst. Bring doch mal ein Schwein mit.“ „Schön“, sagt Krupski, „sollst du haben, mein Sohn. Aber unter hundert Zigaretten tu ich's nicht.“ Man lachte ihn aus und versprach alles, was er verlangte, denn viele Meilen im Umkreis war das Land rasekahl gefressen. Eine Ziege war allenfalls mit Mühe und Not noch aufzutreiben, ein Schwein nach Menschenermessen nicht. Und jeder freute sich, daß der gute Krupski diesmal aufs Glatteis geraten würde.

Er kam auch wirklich mit leeren Händen wieder. Am ersten Tag, und am zweiten auch. Die halbe Kompagnie steht da und feiert und fragt immer wieder, wann es denn nun die Blutwurst gäbe. Er knurrt etwas von Verfressenheit und schleicht sich seitwärts in die Büsche. Schön. Am dritten Tag — es wird schon dämmerig, und ich kriegle gerade eine Feldpostkarte — hör ich draußen einen anschwellenden Radau und dazwischen das mörderische Quielen eines Schweines. Wie der Wind bin ich aus der Tür: richtig, da steht Krupski seelenvergnügt inmitten des Hallos der herbeistürzenden Mannschaften und kneift einem Borstenvieh ins Ringelschwänzchen, daß es immer durchdringender quiekt und immer mehr Leute heranlockt. „Zum Donnerwetter, Krupski,“ ruft der Feldwebel, „wo haben Sie Sakramenter denn das Vieh aufgetrieben?“ „Schwere Sache, Herr Feldwebel“, sagt Krupski, „ich hab zehn Kilometer gelockt, bis eins geantwortet hat.“ Und er macht das Grunzen, Nütten und Schnüffeln so täuschend nach, daß alles vor Vergnügen tanzt. Nun, man kann sich den ungeheuren Jubel denken, mit dem die Beute zum Opfertode geführt wurde. Krupski aß übrigens am allerwenigsten davon,

aber auf seinen hundert Zigaretten bestand er unerbittlich, und in den unmöglichsten Sorten wurden sie ihm dargebracht.

Ein anderes Mal blieb er zwei Tage fort. Wir fingen schon an, besorgt zu werden, da kommt er auf einem kleinen litauischen Panjewagen angefahren — wißt ihr, so einem zweirädrigen Karren —, vor ihm, halb auf der Deichsel, ein kleiner eisgrauer Bauer im Schafspelz, er aber wie ein Pascha zurückgelehnt und huldvoll nach allen Seiten winkend. Er hatte das Fuhrwerk kraft militärischer Gewalt einfach requiriert, und der verängstigte Bauer war schon heilfroh, daß er ungekränkt zurückfahren durfte. Aber er kannte unsern Krupski nicht. Denn Krupski winkt ihn noch einmal heran, holt seinen Brustbeutel vor und drückt ihm einen harten Taler in die Hand. Das geschah mit einer unnachahmlichen Großartigkeit. Sicherlich war es sein letztes Geld, aber er hätte es nicht mit größerer Selbstverständlichkeit geben können, wenn der Brustbeutel außerdem noch randvoll gewesen wäre. Der alte Kerl war glücklich. Er küßte Krupski die Hand, er griff zum Ruß nach seinem Rocksaum, und während wir andern bei solchem Versuch grob oder verlegen abwehrten, ließ es Krupski lächelnd geschehen. Er sprach ein paar polnische Worte, da strahlte der eisgraue Alte über das ganze verrunzelte Gesicht. „Was wollen Sie?“ sagte er später, als ich einmal davon anfang, „so bin ich aufgewachsen. Daß mir der Kerl den Rocksaum küßt, ist seine Ergebenheitsform. Es ist das gleiche, als wenn Ihr Schuster Sie grüßt. Indem Sie abwehren, beleidigen Sie nur. Aber das könnt ihr Deutsche nie verstehen. Theoretisch begreift ihr alles, habt die ganze Weltliteratur in eurer Sprache versammelt und sprecht über die Eigentümlichkeiten andrer Nationen höchst verständnisvoll, ja, sogar bewundernd. Doch praktisch seid ihr unbiegsamer als jedes andre Volk, könnt gar nicht kolonisieren und seid überall unbeliebt. Mit den Franzosen und Engländern ist es gerade umgekehrt. Sie haben viel mehr Vorurteile, und doch kommen die übrigen Nationen viel besser mit ihnen aus.“

Als ich antworten wollte, hielt er sich lachend die Ohren zu.

Ein drittes Mal — wir wollten unseren Augen nicht trauen — bringt er ganz allein neun Russen an . . . Riesenferle . . . jeder gut einen Kopf größer als er selber. Zwei gehen ein Duzend Schritt voraus und schleppen im Schweiße ihres Angesichts die neun Gewehre; die übrigen trotten im Abstand hinterdrein und Krupski hält mit schußbereiter Waffe die Flanke. „Romische Leute,“ sagt er, als er sie abgeliefert hat, . . . „im Walde kommen sie an, ganz gemüthlich. Aber wie sie mich sehen, hat der eine auch schon die Knarre an der Backe und drückt los. So ein niederträchtiger Halunke! Hätte er mich nicht treffen können? Was soll ich da machen? Im nächsten Augenblick werde ich ein Sieb sein. Da hat mir Großvater geholfen. Er hat von den Menschen keine hohe Meinung gehabt. Die einen, hat er immer behauptet, fallen um, wenn du brüllst wie ein Löwe, die andern, wenn du zwitscherst wie

ein Goldvögelchen. Wobei er an die Dukaten gedacht hat. Also — ich hab gebrüllt wie ein Löwe. ‚Ihr verfluchten Lauselerle,‘ hab ich die Russen angeschrien, ‚seid ihr denn ganz und gar des Teufels? habt ihr, psia krew, an diesem blödsinnigen Krieg noch immer nicht genug? Seid doch zum Teufel vernünftig und kommt mit! Da kriegt ihr gut zu fressen, könnt nicht tot geschossen werden und könnt behaglich warten, bis ihr zu Tatjana Wlazjewna oder Matrjona Pawlowna nach Hause kommt. Aber dalli, dalli . . . sonst pfeif ich euch eins!‘ Schön! Drei von ihnen haben es zuerst begriffen und den Arm gehoben, die andern haben sich noch einen Augenblick beraten. Bis der Älteste sagt: ‚Recht hast du, Väterchen . . . es dauert zu lange. In Gottes Namen . . . führe uns!‘

Es mag sein, daß Krupski, wenn er solche Geschichten zum Besten gab, die Einzelheiten nach Laune ausschmückte, aber auf einer Lüge habe ich ihn nie ertappt. Und da wir die handgreiflichen Beweise dessen, was er leistete, ja vor uns hatten, so nahmen wir, gleich ihm selber belustigt, auch die hübschen Histröchen und Schilderungen hin, die er daran knüpfte. In den kleineren Gefechten und Schießereien, die sich jetzt häufiger folgten, war keiner forscher als er. Oft hörte man ihn und die Nächsten mitten in der schönsten Knallerei lachen: das hat manch einen mit Ruhe und Sicherheit erfüllt. Ja, als es einmal zu einem Nahkampfe kam, wandte er sein altes Verblüffungsmittel, den Gegner mit furchtbaren polnischen Flüchen anzubrüllen, von neuem an, und der Erfolg war wirklich nicht schlecht. Denn nichts wirkt im Felde mehr als das Beispiel. Es braucht nur einer in plötzlicher Bestürzung die Waffen wegzurwerfen, so machen es ein paar andre sofort nach.

Da war es kein Wunder, daß Krupskis Ansehen fast von Tag zu Tag stieg, und daß er als erster und einziger von den Neuen sehr bald das Eiserne Kreuz bekam. Ich glaube, die ganze Kompagnie freute sich neidlos darüber. Wir im Osten bildeten uns nämlich vor der großen Maioffensive ein, daß wir in dieser Beziehung gegenüber den Kameraden von der Westfront arg vernachlässigt und benachteiligt würden. Das war wohl Unsinn, aber es wurde allgemein geglaubt. Und so begrüßten wir mit doppelter Freude die Auszeichnung, die einer der Unseren empfing, — als wäre damit ein Bann gebrochen. Der Hauptmann hielt wider seine Art eine kleine Ansprache über diese schönste Belohnung des Soldaten: es sei eine Anerkennung für die bisherigen Leistungen und ein Ansporn für künftige. Damit war Krupski, unser Kriegsfreiwilliger, auf den wir allmählich alle stolz waren, Ritter des Eisernen Kreuzes.

Das Merkwürdige war: er selber schien bei aller Freude etwas bedrückt.

Unter vier Augen tippte ich einmal an, ob er sich denn nun selber nicht ganz großartig vorkomme. Ja, erwiderte er, er wäre natürlich höchst erfreut. Immerhin müsse er sich erst daran gewöhnen. Er sprach noch dies und das. Unter anderem sagte er: Ob er jemals heiraten würde, wozu er vorläufig

nicht die geringste Lust verspüre, wisse er nicht. Aber das eine wolle er schon heut beschwören, daß er niemals einen Ehiring aufsetzen würde.

Und wie er so redete, ahnte ich dunkel, was ihn drückte. Das Kreuz war gewiß sehr ehrenvoll, aber alle Kameraden nahmen es so wichtig, und der Hauptmann hatte bei der Überreichung mit solcher Ehrfurcht von der Bedeutung dieses Stückchen Eisens gesprochen, daß Krupski es halb und halb wie eine Last und Verpflichtung empfand. Er mochte sich seitdem in mancher Beziehung abgestempelt vorkommen, und das beunruhigte ihn, davor scheute seine Natur instinktiv zurück.

Ich habe später noch oft darüber nachgedacht, bin aber immer wieder auf diese Deutung seines Empfindens zurückgekommen. So gewiß er vielerlei kleine Eitelkeiten hatte, ebenso gewiß fehlte ihm jeder Ehrgeiz. Nicht nur der militärische. Einmal wurde davon gesprochen, daß die Akademiker und sonstigen gebildeten Leute über kurz oder lang zum Offiziersersatz herangezogen werden müßten. Aber gegen den Gedanken, daß er selber auf diese Weise einmal Offizierstellvertreter und Leutnant werden könnte, wehrte sich Krupski mit glatter Entschiedenheit. Jedes Verantwortlichkeitsgefühl war ihm unsympathisch. Das ging so weit, daß er als Künstler sogar dem Ruhm zweifelnd gegenüberstand. „Ich möchte,“ erklärte er einmal, „lieber reich und unberühmt, als reich und berühmt sein. Von einem berühmten Mann erwartet man immer etwas, er darf sich gleichsam nur in einer bestimmten Richtung bewegen und soll stets bedeutend, klug, vernünftig oder sonst etwas sein. Der Unberühmte ist viel freier — vorausgesetzt, daß er über den nötigen nervus rerum verfügt.“

(Schluß folgt.)

Aus Gellerts Briefwechsel.

Von

Wolfgang Stammer.

Christian Fürchtegott Gellert, der Leipziger Dichter, Professor und Moralphilosoph, übte auf seine Zeitgenossen eine Wirkung aus, die wir uns heute schwer mehr vorstellen können. Für jene fünfziger und sechziger Jahre des achtzehnten Jahrhunderts bedeutete er geradezu einen Kulturfaktor. Zu seinen Füßen im Kolleg saßen wissensdürstige Jünglinge, welche die geistigen Führer der Nation werden sollten, saß der junge Adel des Landes, welcher die politischen Fäden dereinst in seiner Hand halten sollte. Seine Vorlesung über Moral gehört zu haben, forderte der gute Ton von jedem Leipziger Studenten, vor allem von dem jungen sächsischen Edelmann. Von allen Seiten bestürmten ihn besorgte Eltern mit Bitten um Rat für den Lebensgang ihrer Söhne, mit Bitten um einen guten Hofmeister. Voll Milde und Ergebenheit beantwortete Gellert die zahllosen Schreiben an sich und verbrachte oft ganze Tage mit Briefstellerei.

Und das ist der andere Weg seines Einflusses: der briefliche. Dem bereits vor ihm gepredigten Grundsatz des „natürlichen“ Briefstiles hat er durch Theorie und Praxis zur Geltung verholfen und dadurch der deutschen Sprache Anmut und Geschmeidigkeit auch in der Prosa verliehen, der Romansprache Wielands und Goethes die Steige ebend. Vom Katheder herab, wie durch eigenes Beispiel, wirkte er hier vorbildlich. So sind seine Briefe von der größten Bedeutung für die Entwicklung der neuhochdeutschen Sprache und Literatur. In Kopien wanderten sie von Hand zu Hand, abschriftlich waren sie verbreitet in Palästen wie in Bürgerhäusern, und Tausende folgten ihrem Exempel, schulten sich an ihrem Vorbilde.

Infolge der ausgebreiteten Verbindungen, welche Gellert in seiner Korrespondenz unterhielt, mit alt und jung, mit Adel und Bürgertum, mit katholischer und protestantischer Geistlichkeit, mit Militär und Akademie, mit Dichtern und Gelehrten, sind seine Briefe eine noch wenig ausgeschöpfte Fundgrube für den Historiker, in erster Linie für den Kulturhistoriker. Auch die neuerwachte Familienforschung wird diese reiche Quelle nicht unbenutzt sprudeln lassen dürfen.

Daher ist es dankbar zu begrüßen, daß die Königlich Sächsische Kommission für Geschichte beschlossen hatte, einer Gesamtausgabe des Gellertschen Brief-

wechsels näherzutreten. Infolge des Krieges sind die Arbeiten ins Stocken geraten; doch nach Friedensschluß soll mit frischer Kraft das Werk gefördert werden.

Aus dem reichen Material, das sich bei eifrigem Nachsuchen in Bibliotheken, Archiven und Privatbesitz vorgefunden hat, sei im folgenden einiges publiziert, was allgemeiner Bekanntheit wert erscheint. Ausgewählt sind vorwiegend Stücke, die durch literarischen Inhalt Interesse zu erregen imstande sind, während das Allgemein-Menschliche in ihnen etwas zurücktritt; Briefe vorwiegend solchen Charakters bleiben einer anderen Veröffentlichung vorbehalten.

Doch auch hier in unserem Material fehlt es nicht an Stellen, wo Gellerts eigenartige Persönlichkeit zutage tritt: mit ihrer Mischung von Demut und Eitelkeit, von Stolz und Zerknirschtheit, von Schwermut und resigniertem Humor. Gellert ist in seinem Auftreten ganz ein Kind des Rokoko, zierlich in Rede und Gewand, sichtlich erfreut über die große Anzahl seiner Verehrer und — nicht zu vergessen! — Verehrerinnen, dann wieder klagend über die Eitelkeit und Nichtigkeit dieser Welt, doch nicht blind für ihre Schönheiten, und sich immer mit Todesgedanken tragend. Der weltgewandte, im höfischen Ton und Umgang wohlverfahrene Herr Professor gleicht den zarten Meißner Porzellanfiguren jener Zeit in Spitzen und Manschetten, welche man mit derben Fingern zu zerbrechen fürchtet.

In seinem literarischen Urteil war Gellert auch stets vorsichtig und hütete sich wohl, etwa scharfe Kritik zu äußern. In der Geschmacksrichtung durch Gottsched wie durch christlich-pietistische Gesinnung beeinflusst, brachte er es fertig, von der größtenteils unbedeutenden zeitgenössischen Literatur manche Erscheinungen für unsterblich zu halten, die alles andere eher waren, und hat wiederum die neuankommende Art eines Klopstock nicht gebührend zu würdigen verstanden. Allerdings hatte er andererseits mit feinem Gefühl gemerkt, daß Gottscheds Stunde geschlagen hatte, und sich daher in wenig vornehmer, kleinlicher Art auf die gegnerische Seite der „Bremer Beiträger“ geschlagen, ohne sich offen für sie zu erklären. Diese behutsame Alder seiner Natur wird uns in den folgenden Briefen immer wieder entgegentreten.

* * *

Zu dem Leipziger Kreise, der sich um Gottsched geschart hatte, gehörte auch ein gewisser Steinauer, von dem sonst wenig bekannt ist; er war offenbar eine subalterne Persönlichkeit. Seine Frau Wilhelmine aber spielte bei den Genossen eine gewisse Rolle wegen ihrer musikalischen Fähigkeiten, und ihr widmete Gellert ein Exemplar der unter dem einfachen Titel „Lieder“ (Leipzig 1743) veranstalteten ersten Sammlung seiner Poesien, welche nur in zwölf Exemplaren, sozusagen „als Handschrift“, gedruckt ward und heutzutage eine bibliographische Seltenheit ist. Der Begleitbrief zu der Übersendung lautet¹⁾:

¹⁾ Original im Besitz von Herrn Gotthold Lessing in Berlin. — Die Adresse lautet: An die Madame Steinauern p.

Aus Gellerts Briefwechsel

Madame,

Erlauben Sie mir die Ehre, daß ich Ihnen ein Duzend von den versprochenen Liedern überreichen darf. Sie wissen, daß ich Niemanden lieber, als Ihnen, diene, und daß ich unendlich zufrieden seyn werde, wenn Ihnen dieser kleine Gehorsamm gefallen wird. Ich freue mich zum voraus auf die vergnügten Augenblicke, wenn ich meine Verse von Ihnen werde singen hören. Mancher Dichter würde sich zu Tode arbeiten, wenn er das Glück hätte, daß seine Einfälle von einer so liebenswürdigen Frau wiederholet würden. Ich bin für meine geringe Mühe tausendfach belohnet, wenn Sie mir es nicht übel nehmen, daß ich Dero Namen meinen Liedern vorgesezet habe. Wie viele Leute werden sich bey mir erkundigen, wer die kluge Wilhelmine ist und wie viele werden ihren German heimlich beneiden, wenn ich Ihnen (!) sage, daß diese Wilhelmine seine Frau, und zugleich eine Dichterin, eine Sängerin und eine Musikverständige ist. Meine Freunde werden eyfersüchtig werden, wenn sie hören, daß ich die Ehre Dero Freundschaft genieße und ich werde über ihre Mißgunst zufriedner seyn, als wenn mich der Hamburger Zeitungs-schreiber in einem Monate zehnmal lobte. Aber was werden die Leute erst sagen, wenn ich Ihnen, Madame, meine Fabeln zueigne, und zugleich der ganzen Welt gestehe, daß Sie und die Frau Professor Gottschedinn meine fleißigsten Leser sind.

Zu den Texten, welche Sie noch nicht gesehen haben, erhalten Sie zugleich die Noten. Dero Herr Bruder wird mir, wie ich hoffe, den Gefallen erzeigen und Ihnen u. Christianchen die Melodoyen etliche mal vorspielen, damit Sie sich nicht lange mit den neuen Stücken quälen dürfen. Ich warte mit Verlangen, Ihnen bey Dero Rückkunft die Hand zu küßen und Ihnen von neuen zu sagen, daß ich vor tausend andern bin

Leipzig,

Den 29 December,
1742.

Madame,

Dero ergebenster Freund
und Diener
Gellert.

Gellerts vertrauester Freund von der Studienzeit her war Johann Adolf Schlegel (1721—1793), als Theolog und Dichter bekannt, der nachmalige Mitherausgeber seines Nachlasses, der Vater der beiden Romantiker. Bevor er den ehrenvollen Ruf nach Hannover erhielt, wo er als General-superintendent, in höchsten Ehrenstellungen, starb, wirkte er, jungverheiratet, als Lehrer und Diakonus an der berühmten Klosterschule Pforta und verschaffte sich einen Nebenverdienst durch Übersetzungen französischer Predigtwerke und durch geistliche Dichtungen. 1752 sandte ihm Gellert als Honorar im Auftrage des Leipziger Buchhändlers Erasmus Reich, des Mitinhabers der jetzt noch bestehenden Firma Weidmann, einen Louisdor mit folgenden Zeilen¹⁾:

¹⁾ Original im Besiß von Herrn Geheimen Hofrat Hans Meyer in Leipzig.

Wolfgang Stammler

Mein lieber Schlegel

Hier hast du deinen Louisdor. Ich bin mit deinem Gedichte sehr wohl zufrieden gewesen, Herr Reich vielleicht nicht. Wenigstens schien mirs so. Er hat des seel. Bossens¹⁾ Predigten, die etwan 4 Bände im französischen ausmachen und gegen den August gedruckt seyn werden, übernommen. Wenn er eine deutsche Uebersetzung, wie ich hoffe, machen läßt: so habe ich ihm schon gesagt, daß du der einzige Uebersetzer wärest, den er suchen sollte. Grüsse deine lieben Schwestern. Dich grüßt mein Br.[uder]²⁾ und seine Frau.

Leipzig, den 22 Jan. 1752

Glrt.

Inzwischen war Gellert selbst als Autor bekannt geworden und hatte auch außerhalb Leipzigs Bekanntschaften angeknüpft. In reger Korrespondenz stand er mit den Berliner Freunden, dem Dichter Ramler und dem Ästhetiker Sulzer, und wohl durch ihre Vermittlung trat er dem bekannten Züricher Arzt und Philanthropen Hans Kaspar Hirzel (1725—1803) näher, welcher auf seiner Reise nach Deutschland wohl Berlin und Potsdam, aber nicht Leipzig besucht hatte. 1754 kamen Gellerts „Lehrgedichte und Erzählungen“ heraus, die seinen Ruhm allenthalben verbreiteten und ungeahnte Auflagen noch zu des Dichters Lebzeiten erreichten. Diese Sammlung sollte als Zeichen der Freundschaft nach Zürich gehen, durch Vermittlung von Gellerts Studienfreund Johann Friedrich Reichsfreiherrn von Cronenk (1731 bis 1757), dem talentierten, frühverstorbenen Dichter des Dramas „Codrus“, dessen Prämiiierung er selbst nicht mehr erleben sollte; von seinem vertrauten Briefwechsel mit Gellert ist uns glücklicherweise der größte Teil wohl erhalten. In einem schönen, von bescheidenem Autorstolz durchdrungenen Brief³⁾ kündigte Gellert seine Sendung Hirzel in Zürich an:

Ihr empfindendes Herz hat ehedem meine Gedichte mehr als einmal belohnet, und diese Belohnung suche ich vom neuen durch die beygelegten Gedichte. Wer wird mir williger und freudiger seinen Beyfall geben, als Sie, wenn ihn anders diese Arbeiten verdienen? und wie gern wollte ich ihn hoffen, wenn Hoffen in diesem Falle nicht schon Forderern hieße. Genug, ich weiß es, Sie lesen mich und die Schuld wird mein seyn, wenn Sie mich nicht mit Vergnügen lesen, und mich gelassen aus den Händen legen. Melden Sie mir wenigstens, wenn Sie mir schreiben, welche Stücke Ihnen am besten gefallen haben; das kann ich immer noch begehren, so demüthig auch der Autor von sich selbst denken soll.

¹⁾ So! Offenbar ist damit der berühmte französische Kanzelredner Jacques Bénigne Bossuet (1627—1704) gemeint, dessen Predigten in der That ein paar Jahre später J. N. Schlegel verdeutschte herausgab.

²⁾ Gellerts Bruder Friedrich Leberecht (1711—1770) war Oberpostkommissär in Leipzig.

³⁾ Original im Besitz von Frau Geheimrat Remak in Berlin.

Aus Gellerts Briefwechsel

Ich wünsche Ihnen von Herzen alles Gute, alle wahre Freude des Lebens und bin

Leipzig
den 23 März
1754.

Ihr ergebenster Freund und Diener
Gellert

Sie werden das Exemplar durch den Herrn Hofrath Cronack erhalten.

Gleich Johann Aldolf Schlegel gelangte auch der Universitätsfreund und Vertraute Gellerts Johann Andreas Cramer (1723—1788), der feste Vater des haltlosen Sohnes Karl Friedrich, zu hohen Stellungen. Wie alle in diesem Kreise von Hans aus Theolog, hat er nachmals besonders als Rurator der Kieler Hochschule eine segensreiche Wirksamkeit entfaltet. 1754 war er auf Betreiben des kunstsinigen Grafen Bernstorff, den die Literaturgeschichte als Klopstocks Verehrer und Gönner kennt, von König Friedrich dem Fünften von Dänemark als Hofprediger nach Kopenhagen berufen worden, und der erste Band seiner rasch berühmt und beliebt gewordenen „Predigten“ war im Erscheinen begriffen. Gleich J. A. Schlegel war er aber auch als geistlicher Dichter tätig und bemühte sich um eine „Poetische Übersetzung der Psalmen“, welche in vier Bänden zu Leipzig 1755—1764 erschien. Über seine Arbeiten handelt ein inhaltsvoller Brief, welchen Gellert an den Freund richtete¹⁾:

Heuerster Cramer,

So wie ich vielleicht der erste Leser deiner Predigten gewesen bin: so will ich auch, nicht der erste Richter, das kann ich nicht, nein, der erste und aufrichtigste Lobredner seyn. Ich bewundre dich. Wo ich dich sehe, in welcher Scene der Wissenschaft und der Beredsamkeit es auch sey, da sehe ich meinen ganzen Cramer, dich ganz mit einem Großen Genie, mit einem hindurchdringenden Verstande, mit einer fruchtbaren und freywillig gehorchenden Einbildungskraft, mit einem seligen Gedächtnisse. Vergieb mir meinen Lobspruch, er quillt aus dem Innersten meines Herzens. Vergieb mir ihn und glaube ihn; du mußt ihn glauben; du bist es werth, ihn nach dem Buchstaben glauben zu dürfen. Habe Dank, guter trefflicher Cramer, für deine Reden. Sie haben mich schon eben so sehr erbauet, als vergnügt, und meine Zuhörer in der Beredsamkeit hören schon Stellen aus ihnen, ehe sie noch fertig sind; denn ich habe nicht mehr als zehn oder eilf Vogen, da ich dieses schreibe, gelesen, und diese Vogen habe ich mir von Breitkopfen selber geholet, selber erbettelt, selber geheftet, und izt schicke ich Herr Becken²⁾ demüthig an ihn, mir die übrigen, die aus der Presse seyn werden, zukommen zu lassen. O herrlicher Cramer, wie klein werde ich mir, wenn ich dich lese, und wie groß auf

¹⁾ Original im Besiß von Herrn Geheimen Hofrat Hans Meyer in Leipzig. — Die Adresse lautet: A Monsieur Monsieur Cramer, Predicateur ordinaire de S. M. le Roi de Dannemarc p à Copenhagen.

²⁾ Gellerts Famulus.

Wolfgang Stammler

der andern Seite, wenn ich dich als meinen Freund und Bruder denke. Gott lasse es dir und deiner Charlotte und deinen Kindern vorzüglich unaufhörlich wohlgehn! Und dein König müsse noch täglich dich mit neuer Gnade belohnen. Er ist es unter allen Prinzen, der es am würdigsten thun kann, obgleich nicht der einzige, der es thun würde. Meinem Graf Moriz¹⁾ will ich deine Reden, so bald ich sie halb habe, schicken. O wie wird er mich lieben, wie werde ich ihn mir zu Dankfagungen gegen mich, zu süßen Empfindungen gegen die Religion und gegen Ihren Prediger verbinden! Deine Psalmen, nebst vier Abhandlungen, habe ich schon bey Breitkopfen liegen sehn, und ängstlich fragte ich ihn, wenn er sie drucken wollte. So bald die Predigten fertig sind, sagte er; nun weiß ichs. — So weit habe ich in einer wahren Hize geschrieben. Ich will aufhören, damit ich dich nicht vom neuen lobe. Lebe wohl, liebster Freund, küsse deine Charlotte und Kinder von mir; lebe wohl, theurer Cramer, liebe mich unaufhörlich, bete für mich täglich, ich bin ewig dein Freund

Leipzig,
den 6 December
1754.

C. F. Gellert.

Lieber Cramer,

Ich habe schon sechs Bogen von deinen Psalmen in der Revision gehabt, und ich bin außerordentlich damit zufrieden. Breitkopf hat mir dieses Geschäft freywillig aufgetragen. Ich sehe oft in deinem Manuscripte eine doppelte Orthographie, und ich suche alles einförmig zu erhalten, bis auf die vitia, quae parum cavet humana natura. Deine Interpunction lasse ich meistens auch stehn; ob ich gleich nicht leugnen kann, daß mir die Zeichen der Exclamation zu oft vorkommen. Vielleicht hast du nach den Hebraeischen Recenten Grund dazu. Wegen der Einschränkung der Strophen, weil du sie befohlen hast, habe ich nichts ändern wollen; und dennoch sehe ich, daß sie nicht in allen Psalmen beobachtet ist. In gewissen Versarten habe ich nichts wider diese Einschränkung, das ist wahr; ob sie gleich dem Auge nicht allemal die Mühe erleichtert. Einmal p. 76 hast du auf sehen oder gehen, erheben gereimet. Ich habe es im Drucke durch erhöhen noch geändert. p. 66.

Und deine Gnaden ewige Zeiten
Sich segnend — verbreiten.

Diese Stelle hätte ich gern geändert; und dennoch zitterte ich, es zu thun. Das ewige Zeiten hat mich lange beunruhiget, ehe ich errieth, daß es so viel als ewig oder durch ewige Zeiten heißen sollte. Ich habe die ewigen Zeiten in commata eingeschlossen; allein ich sehe daß die Deutlichkeit eben so wohl dabey leiden kann. — Dr. Crusig²⁾ hat deine Predigten gelobet. Nun

¹⁾ Graf Hans Moriz von Brühl, ein junger Freund und Schüler Gellerts.

²⁾ Ehemaliger Zuhörer Gellerts, Literat in Leipzig.

Aus Gellerts Briefwechsel

warte ich mit Angst auf deine Psalmen; denn ich kündige sie allen Menschen an. Wie wird dich die Welt loben und über einen Rousseau weit hinaus loben! Lebe wohl et omnibus laetitias incede. Den 20 Decbr.¹⁾).

Das Schreiben verdient vor allem unser Interesse, weil wir einmal offen Gellerts tätige, helfende und bessernde, Mitarbeit an den Arbeiten der Freunde belauschen können. In wie vielen Fällen hat er wohl ähnlich im Verborgenen gewirkt! Leider wissen wir sonst kaum Genaueres davon, da Gellerts übergroße Bescheidenheit stets den Freunden verbot, seinen Namen etwa als Helfer im Vorwort zu nennen; auch in Cramers Einleitung werden wohl andere als Beistand gerühmt, doch Gellert fehlt, ohne Zweifel auf sein eigenes Betreiben. Um so glücklicher müssen wir uns schätzen, hier einmal einen authentischen Beweis für seine stille Unterstützung in Händen zu haben.

Die beiden zitierten Stellen lauten: Seite 76, letzte Strophe von Psalm 21:

„Auf! Laß, Herr, deine Stärke sehen!
Dann jauchzen, Gott, dann rühmen wir!
Wir wollen deinen Ruhm erhöhen;
Und unsre Harf ertönt von dir!“

Und Seite 66, der Schluß des achtzehnten Psalms:

„Daß seine Gnaden, ewige Zeiten,
Sich segnend auf seine Geschlechter verbreiten,
Daß preise mein entflammter Dank;
Daß preise mein ewiger Jubelgesang.“

Auf Gellerts Bedenken wegen dieser Stelle ist Cramer nicht eingegangen; durch Gellerts Setzung der Rommata war ihm der Sinn offenbar deutlich genug; in der „verbesserten“ Auflage (1763) der Psalmen ist jedenfalls nichts daran geändert.

Bei einem Besuch der Leipziger Messe hatte auch der Halberstädter Dichter Gleim Gellerts Bekanntschaft gemacht; die beiden Junggesellen hatten Gefallen aneinander gefunden und verabredeten einen Briefwechsel. Allerdings scheint dieser nicht recht gediehen zu sein; bis jetzt hat sich nur ein Stück davon aufgefunden²⁾, möglicherweise überhaupt das einzige — das ohne Antwort blieb. Gellerts anmutige und taktvolle Schalkhaftigkeit zeigt sich hier im schönsten Licht; einer Erläuterung bedarf die Epistel nicht.

Mein lieber Gleim,

Sehn Sie, daß ich mein Wort besser halte, als Sie? Wer hat nun am ersten geschrieben? Ich. Wer ist also der Ordentlichste unter uns Beiden?

¹⁾ Der Brief ist unvollständig schon einmal gedruckt in „Gellerts Briefwechsel mit Demoiselle Lucius, herausgegeben von Ebert“ (Leipzig 1823), S. 639–640; doch fehlt hier neben anderen Ungenauigkeiten vor allem die wichtige Nachschrift, so daß hier der Abdruck nach dem Original genügend gerechtfertigt erscheint.

²⁾ Original im Gleimhaus zu Halberstadt; ungenauer Teildruck im „Deutschen Museum“, herausgegeben von Dohm und Voie, Jahrgang 1779, Band II, S. 351–353.

Wolfgang Stammler

Ich. Wer der Empfindlichste, der Artigste, der Beste? — Hier will ich aus Bescheidenheit Platz lassen und Sie sollen selbst nach Ihrem Gewissen meinen oder Ihren Namen hineinsetzen. Ich will mich nicht mit eigner Hand krönen, so sehr verlasse ich mich auf Ihre Billigkeit und auf meine gerechte Sache. Nunmehr will ich auch in Ihrem Namen etliche Fragen aufwerfen und den ganzen [Brief] in Frag und Antwort abfassen; ich denke, es hat es noch Niemand vor mir gewagt. Wer ist also (Glein fragt) der beste Poët unter uns beiden? Sie! antworte ich. Wer wird die beste Frau von uns beiden bekommen? Sie! wenn Sie nur wollen und den Frühling Ihrer Jahre nicht sorglos verstreichen lassen. Aber wer verdient die beste Frau von uns beiden? Ja, mein lieber Freund, das ist eine andere Frage, die wollen wir wieder im Herzen ausmachen. Genug, daß ich sie Ihnen wünsche und auf Ihre Hochzeit kommen, und wenn ich gesund bin, auch tanzen will. Das ist viel gesagt. Aber wer wird am längsten unter uns leben? Mein Herr, in dieser Frage steckt eine Zweydeutigkeit. Meynen Sie das physikalische oder poetische Leben? In dem ersten Falle werden Sie am längsten leben. Das bescheide ich mich ganz gern. Wenn ich gelassen und fromm sterbe: so bin ich herzlich zufrieden. In dem andern Falle sollten Sie nach dem ordentlichen Laufe der Verdienste auch am längsten existiren. Geht es aber nach der Menge der Werke: so werden Sie es nicht ungut nehmen, daß ich Sie überlebe. Gönnen Sie mir immer dieses uneinträgliche Glück. Ich bin Ihr Freund; und nach meinem Tode ist es Ihre Pflicht, meinen Ruhm zu schützen. Eher sollen Sie mich nicht vertheidigen. Nun die allerletzte Frage in Ihrem Namen, wann wollen Sie denn nach Halberstadt kommen? Dem Willen nach sehr bald. Bis dahin küsse ich Sie in Gedanken, bitte daß Sie mich vor andern lieben und mir erlauben, meinen Brief zu schließen. Wenn Sie mit der Beantwortung der Fragen zufrieden sind: so verlange ich keine Zeile Antwort von Ihnen; denn ich bekomme doch so bald keine. Leben sie nur wohl: so soll alles gut seyn. Empfehlen Sie mich allen Ihren Freunden und Gönnern.

Leipzig
den 7 Jun.
1755

Stt.

Glein scheint „mit der Beantwortung der Fragen zufrieden“ gewesen zu sein, denn offenbar folgte dem Leipziger Freundesruf kein Widerhall aus den Harzbergen. Dafür können wir noch ein zweites ungedrucktes Stück¹⁾ aus der Korrespondenz mit Johann Adolf Schlegel vorlegen, welches wiederum von einer Honorarsendung begleitet war und für Wellerts lebhaften Stil charakteristisch ist.

¹⁾ Original in der Autographensammlung des Kestner-Museums zu Hannover.

Aus Gellerts Briefwechsel

Mein lieber Schlegel

Ich schicke Ihnen die drey armseligen Ducaten, schäme mich heimlich, küsse Sie, daß Sie es nicht sehn sollen, liebe Sie, daß Sie mir vergeben sollen, umarme Ihre Frau, daß Sie mir bald schreiben sollen, gebe Ihnen einen Brief von unserm Cramer, der mich zu lieb hat und etliche Anmerkungen von Gärtnern und warte auf einen Gewinnst aus der Leipziger Lotterie, um Ihnen ein Praesent zu machen. Grüßen Sie Ihre lieben Schwestern und HEn Bölaun von mir und leben Sie wohl, Redner, Dichter, Übersetzer, Kunstrichter und Freund von

Den 3 Februar,
1756.

Gellert.

Mit „unserm Cramer“ ist natürlich Johann Andreas Cramer gemeint, an den der obige Brief (S. 242) gerichtet war. Karl Christian Gärtner (1712—1791), einer der „Bremer Beiträger“, anspruchsloser Dichter einiger kleiner Lustspiele, lebte und starb als Professor am Collegium Carolinum zu Braunschweig, an dem noch mehrere andere dieses Kreises, wie Ebert, Zachariae, Schmidt, wirkten.

Gellerts Lustspiel „Die Betschwester“, welches mit zahmer Satire einen pietistischen weiblichen Tartüff auf die Bühne brachte, hatte großes Aufsehen besonders in lutherischen Kreisen hervorgerufen und dem Dichter mannigfache Feindungen eingetragen. Er hatte alles andere beabsichtigt, als ein Tendenzstück gegen gläubige Christen zu schreiben, für welches die Neider seine Komödie verschrien, und wollte daher von dem ganzen ihm unleidlich gewordenen Handel nichts mehr wissen. „Die Betschwester“ blieb ihm das „enfant terrible“ seiner Muse. Wenig angenehm wird es ihn daher berührt haben, als im Jahre 1756 ein gewisser Poizeaur eine französische Übersetzung des Stückes anfertigte, die unter dem Titel „La fausse dévote“ in Berlin herauskam; mußte doch — und sollte offenbar nach Absicht des Übersetzers — dadurch das Lustspiel noch weitere Verbreitung finden, auch in den höheren Gesellschaftskreisen, wo man deutsche Literatur höchstens in französischen Übertragungen zu genießen pflegte. Dazu kam, daß die (mir leider unbekannt gebliebene) Verwelschung ziemlich mangelhaft gewesen zu sein und von Fehlern und Mißverständnissen gewimmelt zu haben scheint. Der Prediger an der französischen Kirche in Berlin, Louis Esaié Pajon de Moncets (1725—1799), ein Freund Gellerts, wandte sich gegen Poizeaur und sein Machwerk in einer scharfen und schonungslos verurteilenden Kritik. Ob diese einzeln als Flugblatt, nach der literarischen Sitte damaliger Zeiten, oder in einer Zeitschrift erschienen ist, kann ich nicht angeben; trotz meinem Suchen hat sie sich bisher allen meinen Nachforschungen entzogen. Jedenfalls richtete Gellert bald nach dem Bekanntwerden der Kritik einen längeren Brief¹⁾ an Pajon, der für seine geistige Vorsicht, ja Unglücklichkeit recht bezeichnend ist.

¹⁾ Original im Besitz der Königlichen Bibliothek zu Berlin.

Wolfgang Stammler

Liebster Freund,

Ihr Brief an meinen Uebersetzer ist vortrefflich; aber dennoch haben Sie mich zu sehr gelobt, und ihn zu empfindlich getadelte. O was sind Sie für ein heißender Desperanz [!]. Der Uebersetzer hat alles, hat jedes Wort und noch mehr verdient, aber wenn er glaubt, daß ich der Anstifter dieser Critik bin, so muß er nothwendig auf mich böse werden. Ich hätte ihm die Wahrheit sanfter gesagt so, daß er sich hätte schämen und mir in voller Demuth danken müssen. Kurz, er wird sich einbilden, daß mein sogenannter Schüler (zu viel Ehre für mich) mir den Brief gewiesen und der Lehrmeister ihn herzlich gewilligt hat. Die Stelle aus dem Boileau ist ein vergifteter Pfeil. Das Bekenntniß, daß er in zwey Jahren wenig oder gar kein Deutsch gelernt, daß er nicht eine Arbeit von vierzehn Tagen gleich in den Druck hätte geben sollen; alles dieses wird den Uebersetzer in den Wuth des Unvermögens stürzen. Für jede Ihrer Verbesserungen sollte er Ihnen die Hand küssen und es öffentlich gestehen, was Sie ihm für einen Verdienst erwiesen, wenn Sie anders Ihren Namen unter den Brief setzen wollten. — Ich danke Ihnen von ganzem Herzen für alle die Mühe, die Sie sich mir zum Besten gegeben und für alle die guten Meynungen, die ich kaum zur Hälfte verdiene. Es ist wahr, ich habe Ruhm; aber Sie suchen Ihren Ruhm still in Ihrer Pflicht und Ihr Glück in der Liebe der besten Frau; wer ist nun wohl der Glücklichste von uns beiden? — Ich küsse Ihrer lieben Frau die Hand und bin mit der größten Hochachtung und Dankbarkeit

den 9 Octbr
1756

Ihr Freund und Diener Glt.

Dajon selbst hat übrigens nach Gellerts Tode dessen „Moralische Vorlesungen“ als „Leçons de morale de Gellert“ (Leipsick et Paris 1772) französisch herausgegeben. Hoffentlich findet sich noch mehr von dem ohne Zweifel regen Briefwechsel zwischen den beiden Gesinnungsgenossen.

Einer der adligen Lieblings Schüler Gellerts war Hans Ernst von Teubern (1738—1801). Gleich nach dem Abgang von der Universität war er in noch sehr jugendlichem Alter als Regierungsrat in kursächsische Dienste getreten; als Verfasser verschiedener Romane machte er sich in der Folgezeit literarisch bekannt, verdient vor allem durch die Uebersetzung von Edward Youngs berühmtem Programm „Conjectures on original composition“, das auf Shakespeare nachdrücklich hinwies und mit der Verteidigung des angeborenen Dichtergeistes dem deutschen „Sturm und Drang“ vorleuchtete. In die Zeit, kurz nachdem Teubern die Hochschule und die Stadt Leipzig verlassen hatte und nach Dresden übersiedelt war, fällt ein Schreiben¹⁾ des

¹⁾ Original im Besitz von Herrn Oskar Ullg in Altona a. E.

Aus Gellerts Briefwechsel

einstigen Lehrmeisters an ihn, in welchem Gellert bei aller Höflichkeit vor dem Edelmann so herzliche Töne anschlägt wie selten in seinen Briefen; der junge Regierungsbeamte war ihm offenbar sehr ans Herz gewachsen.

Hochzuehrender Herr Regierungsrath,

Wenn ich der Ordnung der Zeit folgen wollte: so hätte ich noch viele Briefe zu beantworten, ehe ich an den Ihrigen denken dürfte; aber wer folgt nicht lieber seiner Neigung, als der bloßen Pflicht? Es ist also kein Ruhm für mich, liebster Herr von Teubern, daß ich Ihnen für den Brief, den ich gestern von Ihnen erhalten, heute schon danke; es ist bloß eine Wirkung des Vergnügens, mit dem ich ihn gelesen habe; so sehr hat er mich erfreut, ob ich mir gleich kaum die Hälfte von den vielen Verbindlichkeiten zueignen kann, die Sie mir in Ihrem Briefe auf eine so beredte Art sagen. Ich will es glauben, daß Sie meinem Unterrichte und Umgange gewisse Vortheile zu danken haben, weil Sie mich mit so vieler Aufrichtigkeit versichern; und ich darf mich ohne Eitelkeit darüber erfreuen. Aber daß Sie ihn mehr, als viele andre, genüzet haben; dieses ist Ihr Verdienst, so wie es auf meiner Seite Pflicht war, Ihnen als meinem Zuhörer und Freunde nützlich zu werden. Ja, bester Herr v. Teubern, Sie sind einer der fleißigsten und ruhmwürdigsten jungen Herren gewesen, die ich jemals gekannt habe; und ich habe ihrer in zwanzig Jahren viele gekannt. Dieses Zeugniß geben Ihnen so gar Ihre ehemaligen Commilitonen, und Ihr ganzes künftiges Leben wird es durch die vorzüglichen Verdienste bestätigen, die Sie sich um die Wissenschaften und das Glück Ihres Vaterlandes erwerben werden. Nein, fleißiger kann man auf Academien nicht seyn, als Sie gewesen sind. Dieses sage ich aller Welt, und das Zeugniß eines ehrlichen Mannes, dafür erkennt mich das Publicum, und eines Mannes, der vier Jahre ein Augenzeuge gewesen und als Lehrer verpflichtet ist, es zu sagen, dieses Zeugniß muß wenigstens bey der academischen Welt vielen Einfluß haben, nicht so wohl zu Ihrem Ruhme, als zur glücklichen Nachahmung. Gott segne Ihre Bemühungen! und so weiß ich gewiß, daß, wie Sie einer der besten und frömmsten Jünglinge gewesen sind, so werden Sie auch einer der nützlichsten und rechtschaffensten, das heißt der größten Männer werden. Ihr iziges nicht beschwerliches Amt, das Ihnen noch Freyheit zum Privatfleiß läßt, ist recht eigentlich für Sie ausersehen und ist nichts als die kurze Einleitung zum großen Werke. Genieffen Sie also Ihrer gegenwärtigen Ruhe aufs beste, so wie Sie thun. Ich will mich mit Ihnen über Ihr Glück freuen und Gott dafür preisen und Sie beständig lieben und hochschätzen. Leben Sie wohl und schreiben Sie mir bald wieder. Ich bin zeitlebens

Leipzig,
den 2^{ten} Decbr.
1760.

Ihr ergebenster Freund und Diener
Gellert.

Wolfgang Stammler

Doch nicht nur der Adel Obersachsens, auch der Niedersachsens war bestrebt, bei dem berühmten Professor mit Erfolg Vorlesungen zu hören und seinen persönlichen Umgang zu genießen. Mit Empfehlungen der Braunschweiger Freunde Gellerts ausgerüstet, stellten sich die hochgeborenen Studenten nicht selten in Leipzig vor und fanden willkommene Aufnahme. Am Collegium Carolinum lehrte als Professor seit 1758 auch Eleazar Mauvillon (1712 bis 1779), welcher, aus Frankreich gebürtig, als „Privatlehrer der französischen Sprache“ an der Leipziger Universität Gellerts Bekanntschaft gemacht hatte und bald nach Braunschweig in die einträgliche Stellung berufen worden war. Sein ungleich berühmterer Sohn war der Staatswissenschaftler Jakob Mauvillon (1743—1794). Eleazar Mauvillon hatte ebenfalls an Gellert einen jungen Edelmann, einen ehemaligen Schüler des Carolinums, empfohlen, und der Dichter dankte ihm in einem Briefe¹⁾, der zugleich eine für den Schreiber bezeichnende Charakteristik des Jünglings enthält:

Hochedelgebohrner Herr,
Hochgeehrtester Herr Professor,

Ich sehe es als den größten Beweis Ihrer Freundschaft gegen mich an, daß Sie mir den Herrn von Bötticher empfohlen haben; und die Güte und das Vertrauen, womit Sie Ihre Empfehlung begleitet haben, hat mich bis zur Beschämung gerühret. Ob ich nun gleich das viele Gute, das Sie mir aus einem freundschaftlich beredten Herzen sagen, nicht verdiene: so danke ich Ihnen doch dafür, als für eine Wohlthat, die uns wegen ihres Gebers schätzbar bleibt, auch wenn sie uns durch ihre Größe beschämt. Der Herr von Bötticher ist ein gutes Kind, der seiner Erziehung Ehre und mir sehr viel Hoffnung macht. Ihm zu dienen ist schon die Pflicht meines Amtes; allein ich werde ihm doch mit größerem Vergnügen dienen, da er mir von Ihnen, theuerster Herr Professor, und andern so würdigen Freunden und Männern nachdrücklich empfohlen worden. So lange ich also diesen jungen Herrn um mich habe, werde ich oft Gelegenheiten finden, der Hochachtung und Liebe, die ich Ihnen lebenslang schuldig bin, genug zu thun und im stillen dankbar gegen Sie zu seyn. Daß unsre Akademie Sie verloren hat, habe ich oft laut beklagt. Indessen wünsche ich dem guten Carolino Glück zu dem Unterrichte, den es von Ihnen genießt, und wie ich hoffe und wünsche, noch lange genießen wird; der ich mit der vollkommensten Hochachtung und Ergebenheit beständig verhare,

Leipzig,
den 2^{ten} Junius 1764.

Erw. Hochwohlgebohrnen
ergebenster Diener
Gellert.

* * *

¹⁾ Original in der Kestner'schen Autographensammlung der Universitätsbibliothek zu Leipzig.

Aus Gellerts Briefwechsel

Anna Luise Karfchin (1722–1791), die „deutsche Sappho“, wie die zeitgenössische unverständige Kritik sie verhimmelte (in dem Johanna Ambrosius-Rummel der neunziger Jahre Berlins haben wir einen ähnlichen Mißgriff von falsch angebrachter „Naturdichter“-Krönung erlebt), machte sich an jede Größe ihrer Tage heran mit Briefen und Gedichten zum Teil holprigster Form und naivsten Inhalts, der nicht selten auf eine Bettelei hinauslief. Auch Gellert blieb nicht von ihr verschont, und in seiner weichherzigen Güte unterließ er es nicht, ihr zierlichen Dank abzustatten, war ihm doch der Ruhm der „Naturdichterin“ ohne Zweifel durch die Berliner Freunde, an ihrer Spitze Sulzer, zuposaunt worden. Die komplimentierende Epistel¹⁾ lautet:

Liebste Frau Karfchin,

Wenn ich gesünder und munterer wäre, als ich bin: so würde Ihre beredte und recht geistreiche Einladung in den Garten meines Theuersten Sulzers, unstreitig Ihre Wirkung thun; und ich käme also mit Herr Weißen²⁾, dem Kreiseinnehmer, meinem Freunde, der im Begriffe steht, bald nach Berlin zu reisen, auf einige Tage dahin, und suchte meine Freunde und Gönner auf. Aber nein, liebe Dichterin, an diese Freude soll ich nicht denken, zwar daran denken, aber sie nicht genießen. Indessen danke ich Ihnen von Herzen für Ihren Brief und Ihr schönes Gedichte. Ich fand dieses unerwartete Geschenk gestern auf meinem Tische, als ich eben von unserm vortrefflichen Fürsten³⁾ kam, auf dessen Zimmer ich eine moralische Vorlesung im Beyseyn seiner Gemahlinn hatte halten müssen. Ich war noch von dem gnädigen und liebreichen Bezeigen dieses guten Herrn, und seiner eben so guten Gemahlinn, kräftig gerührt; und ich wurde es bey der Beschreibung des liebenswürdigen Kindes, die Ihr Brief enthält und bey einigen Stellen der letzten Seite Ihres Briefs noch mehr, ja so sehr, daß ich meine Hände faltete, und Gott laut für das Gute dankte, das er an mir Unwürdigen, oder durch mich Elenden thut. — Nun so viel; denn das ist für einen Kranken, ich leide an Hüftschmerzen, schon ein langer Brief. Ich grüße unsern besten Sulzer, und alle, die mich mit ihm lieben, freundschaftlichst, wünsche Ihnen von Gott alle Wohlfahrt, wünsche Ihnen das Glück, noch viel Nützliches und Treffliches zu schreiben, und bin mit aller Hochachtung und Freundschaft

Leipzig,
den 29 April,
1769.

Ihr ergebenster Diener,
Gellert.

¹⁾ Original im Besitz von Herrn Geheimen Hofrat Hans Meyer in Leipzig.

²⁾ Der bekannte Dichter, Verfasser der Trauerspiele „Effer“ und „Richard der Dritte“.

³⁾ Kurfürst Friedrich August der Dritte von Sachsen.

Nordamerikas imperialistische Bestrebungen.

Von

Graf Bay von Bava und zu Lusford. E. A. S. M. — A. P.

I.

Vorbereitungen.

Während das alte Europa in die Wirren des unheilvollen Krieges, des furchtbarsten, den die Geschichte je verzeichnet hat, verstrickt ist, bereichert und kräftigt sich das junge Amerika und geht seinem Ziele mit sicheren Schritten entgegen. In demselben Maße, in dem die Nationen unserer Hemisphäre sich gegenseitig schädigen und schwächen, nehmen die Vereinigten Staaten von Tag zu Tag an Wohlstand und Bedeutung zu.

Die finanziellen Unternehmungen der Bankes haben in diesen letzten Zeiten jede Berechnung übertroffen. Selbst für Fachleute wäre es schwierig, auch nur annähernd eine Summe über den Gewinn der bedeutenden Bankhäuser von Newyork mit Sicherheit zu nennen. Die letzte große englische Anleihe mit ihren beinahe wucherischen Prozenten und Vermittlungsgebühren zeigt zur Genüge, wie sehr die Vereinigten Staaten den Geldmarkt der Welt beherrschen. Zudem kann die außerordentliche Höhe von amerikanischen Werten als Beweis für ihre günstige Lage dienen. Auch der Dollar stand nie höher als gegenwärtig.

Es ist jedoch bedauerlich, festzustellen, daß dieses unerwartete Emporblihen in der Hauptsache dem Weltkrieg zu verdanken ist. Die Banken leihen rückhaltlos den Mächten zur Ermöglichung der Fortsetzung ihrer Feindseligkeiten, und die Werke und Fabriken stellen Tag und Nacht Bomben, Waffen und alle Arten von mörderischer Munition her, damit die Menschheit fortfahren kann, sich gegenseitig zu töten, zu vernichten.

Wie unendlich traurig, ich wage selbst zu sagen, welche Sünde, daß Amerika, anstatt die edle Rolle eines unparteiischen Friedensvermittlers zu wählen, allein vom Standpunkt des rein materiellen Eigennuzes aus handelt. Selten wurde einer Regierung mehr Gelegenheit gegeben, den durch Haß und Kampf verblendeten Völkern einen erhabeneren Dienst zu leisten. Wie viel Jammer hätte der unter dem Kriegselend seufzenden Welt erspart bleiben

können, wenn die Regierung in Washington vermocht hätte, sich zu der Höhe ihrer Aufgabe aufzuschwingen.

Der Ehrgeiz und die Bestrebungen der Vereinigten Staaten gehen jedoch nach anderen Richtungen. Seit einer Reihe von Jahren lassen sie deutlich erkennen, daß ein beträchtlicher Teil der Nation um jeden Preis die Rolle der Eroberer spielen will. Die spanischen Kolonien sind nach außerordentlich grausamen und ungerechtfertigten Kriegen annektiert worden, und dieses Werk des Besitzergreifens scheint noch weit von seinem Abschluß entfernt zu sein. Mittelamerika ist schon lange dazu verurteilt, ebenso einverleibt zu werden.

Mexiko, Guatemala, Honduras, Costa Rica, alle die reichen und weiten Landsrecken bis zum Panamakanal werden schon als Aneignungsgebiete betrachtet, nur über die Mittel und Wege zur Vollführung dieses Zweckes gehen die Meinungen noch auseinander. Viele Politiker wollen die Kriegserklärung, andere verlangen die militärische Besetzung des revolutionären Mexiko, während die Besonneneren vorziehen, mit Gleichmut zuzuwarten oder selbst die fortgesetzten Aufstände zu unterstützen und die benachbarte Republik während der Schrecken, unter denen sie zu leiden hat, bis zur Erschöpfung auszubeuten.

Roosevelt ist der größte Fürsprecher für die Kriegspartei. Wenn er heute die Macht hätte, würden die amerikanischen Truppen schon lange in Mexiko eingedrungen sein, und ich fürchte, auch dem europäischen Krieg gegenüber hätte man längst nicht mehr die sogenannte Neutralität aufrecht erhalten, sondern tätig in den Weltkampf eingegriffen.

Glücklicherweise ist jedoch die Staatskunst des Präsidenten Wilson eine friedfertigeren, oder besser gesagt überlegteren. Man langt nicht nach den Waffen und verfolgt doch dabei die Ausbreitungspolitik. In Mexiko erkennt man Carranza an, der dann aus Dankbarkeit der eifrigste Verfechter der Interessen der Vereinigten Staaten in Mittelamerika ist, während man Europa gegenüber die sogenannte Neutralität bewahrt und zugleich den Kampf durch die unerschöpflichsten Munitionslieferungen verlängert.

Vom amerikanischen Standpunkt aus ist dieses zweideutige Verhalten zweifellos äußerst nutzbringend. Die Regierung will sich vor allem durch jedes Mittel bereichern. Tatsächlich ist Geld die erste Notwendigkeit zur Verwirklichung der weitgehenden Pläne. In dem drohenden Kampf, der allem nach nur eine Frage der Zeit ist und der sich in dem andern Weltteil abspielen wird, muß der Sieg der reichsten Macht gesichert sein. Die Überlegenheit auf den Wellen des Ozeans wird sich notwendigerweise dasjenige Volk erwerben, das über die größten Mittel verfügt.

Die Vereinigten Staaten sehen seit langem einen Krieg mit Japan voraus. In ihren Endzielen begegnen sich beide Mächte, vielfach einander hindern. Das schnelle Wachstum der Bevölkerung von Nippon erheischt eine Ausbreitung. Wenn wir die Gestade des Stillen Ozeans besuchen, erstaunt uns

Graf Bay von Baya und zu Lusford

die Anzahl der fortwährend zunehmenden japanischen Ansiedelungen. Trotz aller strengen Gesetze finden wir die gelben Arbeiter von Canada bis Mittel- und Südamerika.

Auch die zahlreichen Inseln sind desgleichen überschwenmt. Auf den Philippinen oder den Südseeinseln, überall setzt sich diese zähe, widerstandsfähige Rasse fest und wurzelt sich ein. Da die Japaner ihre Gewohnheiten und nationalen Gebräuche beibehalten, fühlen sie sich bald daheim und als Herren.

Es ist leicht verständlich, daß die Amerikaner diese unerwünschte Ausbreitung mit eifersüchtigen Augen verfolgen. Auch verfäumen sie keine Gelegenheit, diesbezüglich ihre Meinung zu äußern. Schon öfters hat die Regierung für nützlich befunden, energisch dagegen Stellung zu nehmen, trotz aller Proteste des Kabinetts von Tokio.

Ein ernsterer Streit wurde immerhin bis jetzt sorgfältig vermieden. Der Augenblick für offene Feindseligkeiten ist noch nicht gekommen. Japan wagt begreiflicherweise nicht, anzugreifen. Nachdem es in den letzten Kriegen stark bluten mußte, sind seine Finanzen ziemlich zerrüttet, und das Land fühlt sich außerstande, sich in ein mehr als zweifelhaftes Unternehmen einzulassen. Hiermit scheint der Friede in der anderen Weltengegend zunächst noch gesichert. Der Krieg mit all seinen Grausamkeiten und Schrecken bleibt erspart. Allerdings hat man nicht auf den Gedanken der Machterweiterung verzichtet, aber man trachtet eine Eroberung weniger mit den Waffen, als durch Unternehmungen zu erlangen. Finanzielle Geschäfte und Bodenausbeutung dienen als Mittel zu dem Zweck.

Die Tätigkeit auf diesen Gebieten ist eine ebenso vielseitige wie erfindungsreiche, überraschend dabei die Art der zunehmenden Beschlagnahme von Mittelamerika. Der Erfindungsreichtum der Yankee's erscheint wirklich unerschöpflich; unberechenbar die mannigfache Weise, Kapitalien unterzubringen. Es gibt keine Unternehmung von Bedeutung, die nicht in amerikanischen Händen wäre. Eisenbahnen, Grubenbetriebe, Hüttenwerke oder Fabriken gehören größtenteils Nordamerikanern.

Für die Unterbringung von Kapitalien eignen sich ausgezeichnet die kleinen Republiken. Die selbst gesetzlichen Zinsen erreichen oft eine an Wucher streifende Höhe. Daher ist es begreiflich, daß immer mehr Yankee's erscheinen, um Vermögen zu erwerben. Vom bescheidensten Trödler bis zum gewaltigen Dollarkönig trachten sie danach, sich festzusetzen. Die kleinen Krämerbuden, wie die mächtigen Bankpaläste vermehren sich in überraschender Weise.

In der Stadt Mexiko allein befanden sich, wenigstens vor der Revolution, über hunderttausend Yankee's. Auch in andern Orten war das Verhältnis ein annähernd gleiches. In Monterey oder auch Laredo hätte man glauben können, sich in den Vereinigten Staaten selbst zu befinden, so ausschließlich waren einige Stadtteile von ihnen bevölkert. Wir können sie allenthalben in

Nordamerikas imperialistische Bestrebungen

diesen Ländern antreffen. Mögen wir entlang den Küsten segeln oder durch die entlegensten Gegenden wandern, sicher werden wir überall geschäftsreisenden und handeltreibenden Yankee's begegnen. Allwärts entdecken wir zahlreiche Merkmale ihrer unvergleichlichen Tätigkeit; einer Tätigkeit, die besonders hervorhebenswert ist, weil sie nach jeder Richtung hin den gleichen Endzweck im Auge hat.

II.

Die Vereinigte Fruchtgesellschaft.

Mittelamerika bleibt trotz seiner bemerkenswerten Reichtümer einer der am wenigsten bekannten Winkel der Erde. Die Begriffe bezüglich der Republiken sind im allgemeinen ebenso begrenzt wie dunkel. Das Publikum beschränkt sich fast ganz auf einige unbestimmte Kenntnisse. Sogar diejenigen, welche für unterrichtet gelten, begnügen sich mit einigen Allgemeinheiten und trösten sich mit der großen Entfernung dieser Länder, so daß man kaum ein Interesse für sie in Europa haben könne. Die Entfernungen haben sich indessen von Tag zu Tag verringert, während das Interesse zugleich in ganz unerwarteter Weise wuchs. Der wirtschaftliche Nutzen, die politischen Vorteile der reichen Länder und ihrer jungen Bevölkerung sind von unberechenbarem Werte, den man weder geahnt noch vorausgesehen hat.

Die Eröffnung des Kanals von Panama, die nun erfolgte, wird uns Überraschungen bereiten und unsern Horizont bedeutend erweitern. Wie viele Länder, die bisher nur selten besucht wurden und die man als verloren betrachtete, werden von dem großen Seewege berührt, und damit Reichtümer, die vollständig verborgen waren, dem Welthandel übergeben.

Wenn Nordamerika mit großen Opfern den Durchstich durch den Isthmus gelingen half und die fabelhafte Summe von mehr als vierhundert Millionen Dollar aussetzte, so hat es sich über die unberechenbaren Vorteile nicht getäuscht, welche ihm daraus erwachsen dürften. Übrigens schreiten die noch notwendigen Arbeiten am Kanal mit erstaunlicher Schnelligkeit fort, die Tätigkeit und Aufregung sind nach allen Richtungen fieberhafte zu nennen. Handelshäuser erheben sich, Kasernen sind bereits erbaut, neue Häfen werden eröffnet, Eisenbahnen durchqueren die neu entwickelten Ländereien.

Mehr als dies; eine andere Bevölkerung reißt mit Gewalt die früher unbewohnten Gegenden an sich. Kolonisten aus dem Norden, Unternehmer jeder Gattung bemächtigen sich der fruchtbaren Länderstriche. Man kauft Territorien, man errichtet Fabriken, man erschließt mit großem Fleiß die Bergwerke. Auf allen Gebieten der Arbeit kann man dieselbe Zähigkeit, denselben hervorragenden Scharfsinn beobachten.

Die Eroberung von Mittelamerika durch Nordamerika ist sicherlich eine der wichtigsten Tatsachen unserer Zeit. Das schnelle Wachstum der Ver-

einigten Staaten während der letzten hundert Jahre steht beinahe einzig in der Geschichte der Völker da. Die Art und Weise, wie es sich von Ozean zu Ozean ausdehnte, wie es die ungeheuren Länder, welche ehemals den Spaniern und Franzosen gehörten, eroberte, gibt uns den Beweis von außerordentlicher Härte und Entschlossenheit. Die Eroberung indessen, so großartig sie auch ist, gilt lange nicht als abgeschlossen. Einmischungen in die Angelegenheiten der benachbarten Völker finden mit den Waffen oder auf friedlichem Wege unausgesetzt statt. Man beteiligt sich bei allen Lebensfragen. Ob dieselben einen freundschaftlichen oder feindseligen Charakter haben, das Endergebnis ist immer ein Zugeständnis, eine Unterordnung unter das Kapitol von Washington.

Die Lehre des Monroe ist von einer sehr bequemen Dehnbarkeit. Ihre Grundsätze können in jeder Weise gedeutet werden. Die Paragraphen erlauben den Vereinigten Staaten, ihre Hände auf ganz unbegrenzte Länderstrecken zu legen. Wir finden ihre Fahne auf den Philippinen wie in Porto-rico gehißt. Im Archipel von Hawai flattert sie ebenso kräftig, wie längs des Kanals von Panama.

Der amerikanische Imperialismus ist das natürliche Resultat des schwindelnden Wachstums. Eine Nation, welche während eines Jahrhundert bis zu hundert Millionen anwuchs und deren Reichthum sozusagen ein unbegrenzter wurde, kann auch stark kolonisieren und erobern. Ihre Hilfsmittel überschreiten alle Grenzen und unterjochen die schwächeren Nachbarn.

Im Kriege wie im Frieden nimmt die Eroberung unaufhaltsam ihren Weg. Und wenn die Schlachten der Armee der Vereinigten Staaten und ihrer Seemacht in den letzten Zeiten sehr glorreich waren, so dürfen wir auch die Siege auf dem Gebiete des Friedens durchaus nicht unterschätzen. Die handeltreibende und finanzielle Ausdehnung hat vielleicht weniger Aufsehen erregt, und doch war sie nicht weniger entscheidend.

Ein selbst nur kurzer Aufenthalt an den Gestaden des Golfes von Mexiko oder am Karaischen Meer offenbart uns ganz überraschende Tatsachen. In El Passo oder bei Loredo scheint sich alles unter nordamerikanischer Herrschaft zu befinden. Überall dasselbe Eisenbahnsystem. Man hört nur die englische Sprache. Auf allen Stapelplätzen ist der Handel in den Händen der Bankees.

Die Bergwerke von unschätzbarem Werte, wie die zukunftsreichen Ländereien sind nacheinander von den Einwanderern des Nordens angekauft worden. Immer zahlreicher fanden sie sich ein, immer weiter drangen sie gegen den Süden vor. Was nur irgend wertvoll war, kam in ihren Besitz. Die verschiedenen Länder mag man als unabhängige Republiken bezeichnen. Welchen Namen sie auf den geographischen Karten führen, ist in diesem Falle ja ganz gleichgültig.

Nordamerikas imperialistische Bestrebungen

Ubrigens scheinen die Vereinigten Staaten die ersten gewesen zu sein, die die sogenannte Unabhängigkeit dieser verschiedenen Republiken anerkannt haben. Wahrscheinlich zogen sie nach den harten Erfahrungen in Cuba und auf den Philippinen und nach den Wechselfällen ihrer Kriege die friedliche Eroberung jeder Art von wirtschaftlichen Gewaltmaßnahmen und Ausbeutung vor.

Sierbei sind ihre Mittel ebenso veränderlich, wie ihre Methode erfinderisch ist. Es bietet wirklich sehr Interessantes, zu beobachten, in welcher verschiedener Weise ein- und dasselbe Ziel erreicht werden kann. Die Wege dazu richten sich natürlich nach Land und Leuten. Einer veränderten Lage werden sofort die Maßnahmen angepaßt, und so können wir nicht genug den praktischen Sinn und den Unternehmungsgeist der Vereinigten Staaten bewundern. Eines der neuesten und erstaunlichsten Mittel, zum Ziel zu gelangen, ist unzweifelhaft die Eroberung durch die Banane. Seltsam erscheint uns diese Lebensart, und doch gibt es nichts einfacher Erklärliches. Seit vielen Jahren haben die Nordamerikaner in diesen Küstenstrichen die besten Ländereien gekauft und darauf überall Bananen angebaut. Da diese Kulturarbeit sich als außerordentlich vorteilhaft erwies, so errichteten sie Wirtschaftsgebäude dabei, die mit Verwaltern und Arbeitern besetzt wurden.

Zur Verbindung der entfernteren Niederlassungen wurden Eisenbahnen gebaut und am Meeresgestade Häfen eröffnet. Mächtige Docks erheben sich, um die ungeheueren Sendungen aufzunehmen und den zahlreichen Schiffen zu überliefern, welche die kostbaren Ernten in alle Länder der Welt tragen sollen.

„The united fruit company“ ist eine Einrichtung geworden, welche ebenso großartig genannt werden kann, als ehemals die berühmten Gesellschaften „des Indes orientales“ oder der „Bay de Hudson“, welche die schönsten überseeischen Besitzungen für Großbritannien erworben haben, nämlich das Indische Reich und die Herrschaft über Canada. Die Verkäufer des Kakao und die Zobeljäger erwiesen sich als die unerschrockensten Eroberer.

Eine ganz ähnliche Rolle spielt die Fruchtgesellschaft in Mittelamerika, jedoch sind die Kenntnisse des großen Publikums über diese bedeutende Einrichtung sehr beschränkt. Die Arbeit vollzieht sich ohne besonderes Aufsehen und daher ohne Neid zu erwecken. Dabei nimmt die Ausdehnung aber der Ländereien, welche die Gesellschaft in Besitz genommen hat, unaufhörlich zu. Neue Häfen werden eröffnet, und die Schifffahrt auf gefährlichen Gewässern wird mehr und mehr nur von der Flotte der Gesellschaft betrieben.

Wer den Republiken von Mittelamerika einen Besuch abstattet, wird in der Tat überrascht sein. Vom Süden an den blühenden Küsten von Costa Rica vorüber nach Port Limon scheint alles der „Fruit-Company“ zu gehören. Auf den großen Paketbooten sieht man allgemein die Flagge der Gesellschaft. Auf den weiten Lagerplätzen erheben sich zahllose Schuppen. Weiterhin er-

Graf Vay von Vaya und zu Lustod

blickt man die prächtigen Gebäude der Verwaltung, sowie die wunderhübschen Häuser der Beamten.

Bahnhof und Eisenbahn sind gewissermaßen Eigentum der Gesellschaft. Auch im Innern des Landes besitzt sie ausgedehnte Gebiete, auf denen sich großartige Bananenpflanzungen befinden. Überall erheben sich kleine Städte, die von den Arbeitern bewohnt werden, und in denen natürlich nur die englische Sprache vernommen wird. Mit einem Wort, wir sehen hier einen Staat, der selbständig ist, wenn er auch zu einem größeren Staate gehört. Die Gesellschaft besitzt mit ihren unbegrenzten Ländereien, ihren Eisenbahnen, Telegraphen und Telephonnetzen eine Verwaltung ganz wie ein Reich für sich. Ihre Schätze sind unerschöpflich, ihr Einfluß unbegrenzt. Selbstverständlich können die kleinen Republiken mit ihren schwachen Armeen und ihren leeren Kassen nichts gegen die fremde Besitzergreifung ausrichten. Im Grunde genommen haben sie auch nichts dagegen, da den Einheimischen große Segnungen durch die Yankee's zu teil werden. Andererseits berücksichtigen die Eindringlinge mit großer Klugheit die sogenannte Unabhängigkeit dieser Völker und bleiben kaltblütig ihrem hitzigen Temperament gegenüber, das immer bereit ist, eine Revolution hervorzurufen, sich zu schwächen oder dem Untergang zu weihen.

III.

Costa Rica.

Es war ein strahlender Frühlingstag, als ich in Port Limon an Land stieg, das gesegnete Land des ewigen Sommers. Überall, wohin sich meine Blicke richten, breitet sich eine zauberhafte Vegetation vor mir aus. Blumen von den seltensten Formen und wunderbarsten Farben wetteifern miteinander in Schönheit und Pracht. Riesenhafte Bäume, von Efeu und Orchideen umrankt, breiten ihre Zweige weithin aus, Lustwäldchen von tropischen Gewächsen laden zur Ruhe ein. Vögel mit buntem Gefieder flattern von Ast zu Ast, Schmetterlinge mit goldumsäumten Flügeln vervollständigen das tropische Bild.

Die Stadt Port Limon in ihrem gegenwärtigen Aussehen ist frisch und neu. Sie verdankt ihren Wohlstand einzig und allein der Gesellschaft und ist gewissermaßen das Tor des Außenhandels geworden. An sich bietet sie nichts Interessantes dar. Gerade Straßen kreuzen sich im rechten Winkel, geben das Aussehen eines Schachbrettes. Die Häuser sind aus Holz gebaut, wie man sie in den Vereinigten Staaten findet. Welch große Verschiedenheit, vom ästhetischen Standpunkt aus beurteilt, herrscht zwischen dem Kolonialstil, den die Spanier in der Vergangenheit dort festhielten, und diesen hölzernen Gebäuden der Yankee's. Wie viel malerischer wirken die alten Städte wie Panama oder andere an die Konquistadores erinnernde, mit ihren nach spanischer

Nordamerikas imperialistische Bestrebungen

Sitte weißgetünchten, von Säulen umgebenen Häuschen, und den flachen Dächern. Die starken Glockentürme, sowie die Kuppeln der Kirchen, die mit leuchtenden Platten gedeckt sind, heben sich wunderbar von dem klaren blauen Himmelsgewölbe in der blühenden Landschaft ab.

Die Bauten dagegen der neuen Ankömmlinge des Nordens, welche vorgeben, die Verbreiter der Zivilisation zu sein, beweisen vielmehr einen bedauerlichen Niedergang jeden künstlerischen Geschmacks. Allein das Nützlichkeitsprinzip scheint bei ihnen gerechtfertigt zu sein. Nur Warenhäuser, Bureaus, Kaufläden erheben sich nebeneinander, deren Einförmigkeit die unbefangene Bevölkerung zu unterbrechen sucht, indem sie die Vorderseiten mit allen glänzenden Farben des Regenbogens bemalt. Wenn auch die einzelnen Gebäude oft eine fast zu schreiende Farbe haben, so ist immerhin der allgemeine Eindruck, den man von den Straßen gewinnt, ein lachender, der in voller Harmonie zu der heiteren Landschaft steht. Mit dieser Vielfarbigkeit stimmen die Bewohner in ihren mannigfachen Hautschattierungen überein: Schwarze, wie aus Ebenholz geschnitten, und Weiße, wie in Kastilien; die ursprüngliche Bevölkerung, die natürlich in Indianern bestand und die heute ebenso beträchtliche Zahl der Mestizen. Indessen haben viele spanische Kolonisten die Rasse in ihrer ganzen Reinheit bewahrt. In der letzten Zeit wurde die Einwanderung von Nordamerika immer bedeutender. Die Arbeiter sind zum größten Teil Neger aus Westindien.

Die gesamte Bevölkerung von Costa Rica überschreitet kaum zweihunderttausend Seelen. Die Zahl der Ureinwohner der Wälder, der Indianer, war niemals sehr groß, sie beträgt gegen sechstausend. Diese friedlichen und kraftlosen Menschen mit ihren feingeformten Gesichtszügen zeigen deutlich den Niedergang eines alten Kulturvolkes.

Die Arbeiter in den Bananefeldern und in den Häfen der Fruchtgesellschaft stammen aus den Inseln des Karaischen Meeres. In Scharen kommen sie von Jamaika und von den Bermudasinseln. Größtenteils sind sie auch Bürger von Großbritannien. Sie besuchen ausgezeichnete Schulen und leben in den bestgeregeltesten Verhältnissen. Es sind Leute von großer Selbstbeherrschung und seltenen persönlichen Eigenschaften.

Eine auffallendere Verschiedenheit als diejenige zwischen dem englischen Neger und dem amerikanischen ist kaum denkbar. Der erstere gewinnt die Sympathie durch seine große Gutherzigkeit, gepaart mit einer naiven Offenheit. Der letztere, oftmals durch zu harte Gesetze gestraft und herabgewürdigt, wird in gewissen Teilen der Vereinigten Staaten als eine Art von Paria angesehen und ist einem erbarmungslosen Hass ausgesetzt.

In Amerika, in dem gepriesenen Lande der Freiheit, ist es allen Farbigen bis zu unseren Tagen untersagt, sich auf den öffentlichen Versammlungsplätzen zu zeigen, in den Theatern oder auch nur in den anliegenden Wartesälen Platz zu nehmen. Sie sind durchaus von der Gesellschaft ausgeschlossen.

In den englischen Kolonien dagegen entwickelt man, ohne die Eigenliebe zu ersticken, ihre Anlagen. Sie erhalten die sorgfältigste Erziehung, die ihnen das Gefühl der Verantwortlichkeit verleiht. Darum gibt man ihnen im Meer wie in der Verwaltung Posten, auf denen sie Zeugnis von ihren bedeutenden Fähigkeiten ablegen können. Ein Beispiel dafür ist die Polizei von Kingston, welche einen glänzenden Beweis liefert, was diese Leute zu leisten imstande sind.

Die Auswanderung der Neger nach den Ufern von Mittelamerika nimmt jährlich zu. Von Jamaika allein kommen mehr als achtzigtausend schwarze Arbeiter. Bei den andern benachbarten Inseln sind die Zahlen nicht geringer. Alle Schiffe, welche ihre Gesteade verlassen, sind mit kräftigen Arbeitern überfüllt, die ihr Brot verdienen wollen, sei es am Kanal von Panama oder in den Bananenwäldern, oder in andern Ausfuhrgebieten der Vereinigten Staaten.

Der Dollar hat eine unwiderstehliche Anziehungskraft. Der unerfahrenste Arbeiter verdient leicht den dreifachen Lohn seines Heimatlandes. Um neue Elemente heranzuziehen, zahlen die Unternehmer gern hohe Preise. Andererseits liefern sie die einfachsten Nahrungsartikel und andere notwendige Gegenstände ebenfalls zu sehr hohem Preise. Wenn also die Arbeiter auch viel Geld verdienen, so fließt es doch sofort wieder in die Kassen der Kapitalisten zurück.

Geld in diesem Lande anzulegen, ist augenscheinlich ein sehr einträgliches Geschäft. Die geographische Lage, wie das sehr vorteilhafte Klima gestatten den Anbau der geschättesten Getreidearten. Kaffee, Tabak, Reis, desgleichen Kakao wachsen im Überfluß. Die gesuchtesten Früchte gedeihen vortrefflich. Über die Pflanzung und den Handel mit den Bananen allein könnte man ein umfangreiches Werk schreiben. Nicht nur vom ökonomischen Gesichtspunkte aus, nein auch hinsichtlich der Wichtigkeit der Kolonisierung ist dieses seltsame Unternehmen interessant. Nachdem die Yankee's zuerst die Fruchtbarkeit der Pflanzen und die Haltbarkeit der Früchte erkannt hatten, dauerte es nicht lange, sie überall in den Vereinigten Staaten populär zu machen. Durch eine bewundernswerte Reklame wurde die allgemeine Aufmerksamkeit darauf gelenkt und die Versendung der Bananen in großen Carben zu Wasser und zu Lande bewerkstelligt.

Damit das Unternehmen der ganzen Welt zugänglich gemacht werden konnte, mußten die Früchte bis in die Arbeiterklassen gelangen. Auf diese Weise erhielten die kleinsten Städte ganze Waggonladungen mit Bananen. In den bescheidensten Märkten werden sie von Wiederverkäufern auf ihren Karren umhergefahren. Man wendete, nachdem diese erotischen Gewächse bei den nördlichen Völkern bekannt geworden waren, Tausende von erfinderrischen Mitteln an, um sie zu einem möglichst billigen Preise verkaufen zu können. Mit der Zeit wurde die Banane die verbreitetste Frucht in ganz

Nordamerikas imperialistische Bestrebungen

Amerika. Wie das Brot ein unentbehrliches Nahrungsmittel auf dem Tisch der Reichen ebenso wie auf dem der Armen ist, so gilt das gleiche heutzutage von der Banane.

Nach der Eroberung der Bananen in der neuen Welt scheinen sie im Begriff zu sein, auch das alte Europa zu überschwemmen. Die großen transatlantischen Schiffe bringen unaufhörlich schwere Ladungen davon. Auf diese Weise werden sie mehr und mehr in den Häfen verbreitet. Es ist seltsam, daß wir sie schon in den ärmsten Vierteln finden und, was noch erstaunlicher, zu ebenso geringen Preisen wie in Amerika, wo sie wachsen.

Wie einer der Direktoren der Gesellschaft mir eines Tages so treffend sagte: Wir erziehen den Geschmack des Volkes, wir verfeinern ihn sogar so weit, daß es die Bananen liebt . . .

Welch wunderbare Kenntnis der menschlichen Natur zeigt sich in diesem merkwürdigen Aussprüche. Wahrscheinlich hat auch das erste Glas Bier, die erste Zigarre nur geringes Vergnügen hervorgerufen, und wurde allein durch die Gewohnheit schließlich zu einer Art Bedürfnis. Ebenso ist die Banane dem feinschmeckenden Publikum zu einem fast unentbehrlichen Genußmittel geworden.

Mit dem Wachstum der Ausfuhr vermehrte sich naturgemäß der Ankauf der großen Ländereien, die alsbald zu neuen Pflanzungen bestimmt wurden. Die Paradiesfeigen- oder Bananenbäume verlangen eigentlich wenig Kultur. Die Früchte werden halbreif abgeschnitten, kommen noch grün in die Eisenbahnwagen und von da sofort in die Schiffe, die sie in alle Gegenden der Welt tragen. Die Gesellschaft besitzt überall Häuser und Agenturen, denn in allen Ländern wird die Propaganda mit demselben Eifer betrieben.

Auf diese Weise gelangen die wertvollsten Länderstriche, die bis dahin noch unbekannt waren, in den Besitz der Fruchtgesellschaft. Überall begegnen wir ihren Plantagen, und die Beamten spielen die Herren, wo sie sich niederlassen. Alle Vorkehrungen, die Häfen, die örtliche Verwaltung, alles kommt unter die Aufsicht dieses mächtigen Unternehmens. Selbst die Regierung würde sich nicht unterfangen, gegen ihren Willen und ihre Interessen zu handeln.

Eine geschicktere Art von Eroberung ist undenkbar. Nicht genug, daß sie gar nichts kostet, sie ist zudem durchaus segensreich und wird überall sympathisch begrüßt. Reiche und Arme genießen ihren Vorteil, ja die ganze Welt gewinnt mittelbar oder unmittelbar durch dieses eigenartige Unternehmen. Die Fruchtgesellschaft mit ihrem Verwaltungssystem führt nicht nur aus, sondern beherrscht den Handel.

Costa Rica liegt übrigens in politischer Hinsicht wie in Beziehung auf den Welthandel durchaus günstig. Sein abgesondertes Gebiet ist auf natürliche Weise geschützt und die nicht sehr zahlreiche Bevölkerung viel ruhiger als die der benachbarten Republiken. Obgleich im allgemeinen arm, scheint sie durch-

aus zufrieden zu sein, denn der noch unausgenutzte Boden und das wunderbare Klima erleichtern das Dasein sehr. Alles, was die Notdurft des Lebens verlangt, ist für jedermann vorhanden, der Überfluß jedoch glücklicherweise noch keine Notwendigkeit geworden.

Ein beneidenswerter Vorteil dieses Volkes ist seine Kindlichkeit. Sorglos verbringt es seine Tage. Fern von tausend gefährlichen Versuchungen sucht es seine Befriedigung nur im Schoße der Familie und in einem Innenleben. Tief religiös schon angelegt, ist es außerdem noch in alten Grundsätzen aufgezogen worden. Leider verschwindet die alte lateinische Methode allmählich mehr und mehr. Der Materialismus des Nordens bedroht unaufhörlich die ideale Anschauung der südlichen Völker. Vor allem sucht er das religiöse Leben, das wirklich vorbildlich genannt werden konnte, vollständig zu untergraben.

Wenn schon die äußeren Umbildungen der letzten Jahrzehnte in Mittelamerika merkwürdig genug sind, so muß dies noch in höherem Grade von jenen des Innenlebens behauptet werden. Das Nützlichkeitsprinzip der Yankees dringt tief in die neuen Generationen ein. Der Reichtum der Vereinigten Staaten übt einen so unwiderstehlichen Einfluß auf die ganze Welt aus, daß die Menschheit die ursprünglichen Begriffe verwirrt und sich einbildet, Macht sei Zivilisation und allein der Reichtum könne das Glück ausmachen.

IV.

San José.

Der Fremdenverkehr in diesen Gegenden könnte große Erfolge erzielen. Schönere Landschaften kann man sich nicht vorstellen. Die Natur ist hier überaus herrlich. Berge mit üppiger Vegetation erheben ihre Häupter nach allen Richtungen. Es gibt keinen Punkt, der nicht verlockend wäre, einem großen Maler den Pinsel in die Hand zu drücken. Die blendende Beleuchtung, die Wirkungen der eigentümlichen Färbungen sind unbeschreiblich und nur in der tropischen Welt derartig zu finden. Die Entfernung von Port Limon nach San José ist eine kleine Tagesreise. Der Weg führt mitten durch das Herz des Landes, und er entzückt durch seine Romantik. Von beiden Seiten begrenzen ihn dichte, undurchdringliche Wälder. Palmen von allen Arten und jeder Größe vermischen sich mit Magnolien, Lorbeerbäumen und unzähligen noch ganz unbekanntem Pflanzen. Riesengroße Farrenkräuter, üppiges Moos bedecken den Erdboden, Blumengewinde ranken sich von Baum zu Baum, unsere Blicke schwelgen im unendlichen Grün. Kein Gewächshaus könnte diese Verschiedenartigkeit, diesen außergewöhnlichen Blütenreichtum aufweisen. Nie hatte ich Gelegenheit, eine so wunderbare Vegetation

zu sehen, nie erschien mir die Natur so fruchtbar wie hier. Da ist auch nicht ein Fleckchen Erde, auf dem nicht eine Pflanze wüchse. Auf den Felsen, wie auf den Ästen der Bäume breiten sich noch Scharozerpflanzen in seltener Fülle aus. Hat der Zug frühmorgens den Bahnhof von Port Limon verlassen, so fährt er ein kurzes Stück an der Küste entlang, wendet sich nach dem Innern und verliert sich in undurchdringliche Wälder. Das Land ist noch zum größten Teil mit Gesträuch bedeckt. Bisher wurden nur wenige Züge eingerichtet, und die Fahrten sind ermüdend und gefährlich. Die wilden Tiere verschwinden zwar mehr und mehr, indessen fordern die giftigen Reptilien noch immer große Opfer. Tödliche Fieber verdanken ihren Ursprung auf diesen Breitengraden, wie endgültig herausgefunden wurde, verschiedenen Stechfliegen. Nicht die Ausdünstungen der Sümpfe rufen diese Krankheit hervor, sondern die Stiche der Moskito's, welche ihre Eier auf die Oberfläche der stehenden Gewässer legen. Mittelft Kanalisation werden die Ländereien nun ausgetrocknet oder die Gewässer mit Petroleum begossen, und infolgedessen verschwinden die Epidemien sofort. Auch in Panama, wo die sanitären Vorschriften die denkbar strengsten sind, hat die Anwendung des Petroleum's sich so vorzüglich bewährt, daß alle Fieberkeime vollständig ausgerottet worden sind.

Unter all den Riesenarbeiten, welche die Bewunderung der ganzen Welt hervorrufen, sind wohl keine in ihren Erfolgen überraschender, als die durch die hygienischen Maßnahmen erzielten. Wenn man sich der traurigen Verhältnisse der Vergangenheit und der ersten tapferen Arbeiter am Kanal erinnert, von denen mehr als die Hälfte auf dem Felde ihrer Tätigkeit begraben liegen, scheint es fast unglaublich, daß dasselbe Gebiet durch Drainierung mit Petroleum vollständig gesund geworden ist. Das hierzu nötige Öl wird aus den Vereinigten Staaten auf besonders zu diesem Zwecke gebauten Schiffen gebracht und alsdann in ungeheueren Behältnisse gegossen. Ein großartiges Röhrennetz ist längs des Kanals zwischen dem Stillen und dem Atlantischen Ozean hergestellt, das nach jeder sumpfigen Stelle Ausmündungen hat, ganz nach dem Leitungsplan von jeder Bewässerungsanlage, nur mit dem Unterschiede, daß das Wasser durch Petroleum ersetzt wird. Das System ist, wie wir sehen, außerordentlich ausgedehnt und dennoch sehr einfach. Um es zu verwirklichen, bedarf es allerdings unbegrenzter Summen. Das Geld, woran es den Vereinigten Staaten niemals fehlt, kann jedoch sicherlich nicht besser verwendet werden als hier, da es das Leben und damit die Arbeitskraft von unzähligen menschlichen Wesen unterhält. Die Kosten des Kanals von Panama bis zur Vollendung der Arbeiten werden allein bis auf vierhundert Millionen Dollar geschätzt.

Auch die Eisenbahn von Costa Rica gehört zu den vielen Unternehmungen der berühmten Fruchtgesellschaft. Ihre Bauart ist ganz hervorragend. In Schluchten hinziehend, über schwindelnde Höhen führend, verliert sie sich

endlich in lange Tunnels. Die Ausichten, welche sich uns bei der Fahrt vom Anfang bis zum Ende darbieten, sind großartig. Zuerst breitet sich das Karaimische Meer wie ein düsterer Spiegel unter dem azurblauen Himmel aus. Der sturmreiche Golf verdient seinen schlechten Ruf. Orkane entfesseln sich daselbst ganz plötzlich, und die furchtbaren Taifune, welche im Sommer häufig wiederkehren und von allen Schiffen so gefürchtet sind, verwüsten die Küsten in großer Ausdehnung und vernichten oft ganze Inseln.

Je mehr sich die Bahn gegen das Innere wendet, je höher steigt sie. Die umliegenden Berge erreichen eine beträchtliche Höhe, und die wellenförmigen Ketten krönen vielfach vulkanische Gipfel. Einige davon sind bereits erloschen, viele hingegen noch in voller Tätigkeit. Die Ausbrüche erfolgen fast ebenso zahlreich wie die Erdbeben, welche sich ganz unerwartet wiederholen können und das Leben stark gefährden.

Gegen Mittag befinden wir uns schon mehr als fünftausend Fuß über dem Meeresspiegel. Die Aussicht erweitert sich mit der Steigung. In den engen Tälern und Schluchten bilden die herabstürzenden Bäche große Wasserfälle nach der Küste zu. Majestätische Kastaden glitzern durch das üppige Laub der Wälder. Der bedeutendste Fluß des Landes ist, wie schon sein Name andeutet, der Rio grande. Erwähnenswert sind noch der Telesi und der Rio San Juan, aber keiner von ihnen eignet sich für die Schifffahrt.

Cartagena, die zweitwichtigste Stadt des Landes, wird am Nachmittag erreicht. Leider macht sie in ihrem jetzigen Zustande einen traurigen Eindruck, da sie erst kürzlich von einem Erdbeben heimgesucht worden ist. Die Steinhäuser sind zum Teil eingestürzt oder stark beschädigt worden. Die Bevölkerung bewohnt seitdem hölzerne Gebäude, mit Zink bedeckt. Inmitten dieser lachenden Natur wirkt der Anblick der zerstörten Städte um so trauriger, doch ist das ihr unabwendbares Geschick. Stärkere oder schwächere Erschütterungen finden fast in allen Teilen von Mittelamerika statt, durch vulkanische Ausbrüche oder heftige Erdbeben.

Man kann sich kaum einen Himmelsstrich denken, der vulkanischer wäre, als diese tropischen Gegenden. Auf allen Wanderungen findet man Lavaschichten. Die Ketten der Cordilleren, welche einen Teil des Landes beherrschen, haben ebenfalls vulkanische Bildungen. Überall erheben sich am Horizonte hohe Krater. P'razu hat eine Höhe von dreitausendeinhundert Metern, fast ebenso hoch ist der Turialba; ihre seltsamen Formen verleihen der wunderbar schönen Landschaft etwas unendlich Malerisches.

San José selbst ist auf vulkanischem Boden erbaut worden und von steilen, unfruchtbaren Bergspitzen umgeben. Bei einer Höhe von beinahe achttausend Fuß bietet der Ort einen ganz eigenartigen Anblick. Er hat alpinen Charakter und eine Atmosphäre von ausnahmsloser Klarheit. Das Klima ist frisch und stärkend, daher die Bevölkerung die gesündeste auf dem Isthmus.

Nordamerikas imperialistische Bestrebungen

Der Hauptort von Costa Rica ist höchst bescheiden. Der erste Eindruck, den man, von Panama oder von Mexiko kommend, gewinnt, ist sogar öde. Es fehlt der Stadt durchaus der lachende Anblick der lateinischen Städte. Die Erderschütterungen haben flache Dächer und Ruppeln auf den Kirchen unmöglich gemacht. Viele Gebäude bestehen überhaupt nur aus einem Erdgeschoß, und die Baukunst beschränkt sich darauf, der Bevölkerung, die mit den Vorstädten nicht mehr als dreißigtausend Seelen beträgt, möglichste Sicherheit zu gewähren.

Inmitten dieser bescheidenen Residenz erhebt sich um so stolzer die Nationaloper, eine Oper im wahrsten Sinne des Wortes, dem Stile der Pariser nachgeahmt und von französischen Künstlern ausgeschmückt. Ein ungeheures Gebäude, dessen Giebel in aufdringlicher Weise die bescheidene Umgebung beherrscht. Wie ich hörte, verschlingt das Bauwerk mehrere Millionen, die durch Steuern und Abgaben vom ganzen Lande aufgebracht werden, selbst von entlegenen wohnenden Landleuten oder unmusikalischen Indianern.

Für die Vorstellungen fehlen gewöhnlich die Mittel, aber der kostbare Saal wird für großartige Festlichkeiten geöffnet. Da in diesem Lande die Familien niemals bei sich im Hause empfangen, so muß das Theater als allgemeiner Salon dienen, wo sich die ganze Welt trifft und bei dieser Gelegenheit zeigen kann, was sie Kostbares besitzt. Wie jede spanische Stadt, selbst die ärmste, ein Paseo zum täglichen Spaziergang haben muß, so bildet hier das Theater einen unumgänglichen Vereinigungsort für Abendgesellschaften. Dieser Art sind die Sitten der heutigen Bürger, der Söhne der berühmten Eroberer geworden.

Man muß übrigens zu ihrem Lobe sagen, daß sie sich mit wenig Zerstreuungen begnügen. Die Frauen verbringen ihre Zeit ausschließlich im Hause, wo sie sich mit der Haushaltung beschäftigen. Sie sind vortreffliche Gattinnen, ausnahmslos sehr gute Mütter und finden ihre wahre Befriedigung, ihr ganzes Glück in der Familie. Die sittliche Erziehung ist zugleich religiös, die ehemaligen Missionen haben eine solide und wohlthätige Grundlage geschaffen.

Die Einwohner von Costa Rica sind sehr mäßig und fleißig. Da sie außerdem gut wirtschaften, ziehen sie großen Vorteil aus ihren Gärten. Der Ackerbau ist bedeutend fortgeschritten, und in verschiedenen Landstrichen verdient er nicht nur Lob, sondern sogar große Bewunderung. Die Ausfuhr steigert sich von Jahr zu Jahr. In den Nationalausgaben ist das Gleichgewicht zwischen Einnahme und Ausgabe hergestellt, die öffentliche Schuld ist nicht beträchtlich. An der Spitze der Verwaltung steht ein Präsident, der für vier Jahre gewählt ist, und die Kammer zählt vierundzwanzig Repräsentanten.

Als besonders gutes Zeichen darf erwähnt werden, daß die kleine Republik unstreitig sich von jeder revolutionären Bewegung frei gehalten hat, was um

so schwieriger für sie war, als alle benachbarten Völker sich in ununterbrochener Aufstandsbewegung befinden. Seitdem die spanischen Kolonien im vorigen Jahrhundert ihre Unabhängigkeit erklärten, bildeten sich mehrere freie Länder. Die Revolutionen folgten darauf. Mexiko ist gegenwärtig der Ort fortwährender Empörungen und blutiger Kämpfe. Dieselben Unruhen vollziehen sich in Guatemala, in Nicaragua und in den andern benachbarten Republiken.

Begner der Vereinigten Staaten behaupten, daß diese inneren Kämpfe sehr oft durch ihre Agenten verursacht werden. Bis zu welchem Punkte diesen Anschuldigungen geglaubt werden muß, ist schwer zu sagen. Aber augenscheinlich ist, daß dasjenige Land, welches aus diesen Gärungen seinen Vorteil zieht, die Vereinigten Staaten sind. Zweifellos hat die Revolution von Columbia, die Panamakanalzone¹⁾ geschaffen und zu dem Gebiet von zehn Kilometern zur Durchquerung des Isthmus für den Kanal verholfen. Die Revolutionen auf Cuba ergaben die herrlichsten Besitzungen von Porto Rico und wertvolle Häfen. Und war nicht die mexikanische Revolution die Ursache zu dem Kriege von 1847, der, wie wir wissen, mit der Abtretung des Ländergebietes von Kalifornien, Texas und ganz Neumexiko endete?

Die Eroberung der Bananen ist sicherlich ein Verfahren, welches nicht allein viel friedlicher, sondern in jeder Beziehung auch viel vorteilhafter ist. Die Fruchtgesellschaft versäumt keine Gelegenheit, um in San José tiefe Wurzeln zu fassen. Sie bezahlt ihre Beamten hoch, darum können sie auf großem Fuße leben und ein offenes Haus halten. Sie stehen überall in Verbindung mit der Regierung und spielen zuweilen die Rolle der Diplomaten.

Ihr Einfluß ist in der Tat sehr bedeutend. Die Yankee werden nicht nur die Herren, sondern auch das Vorbild dieses Volkes. Jeder bemüht sich, die Eindringlinge des Nordens nachzuahmen. Man kleidet sich, man spricht, man handelt wie ein Amerikaner.

In den Kaufläden sind Waren ausgelegt, die aus Chicago, Pittsburg, Philadelphia und anderen Industriestädten kommen. Mittelamerika wird für den Handel in den Vereinigten Staaten der ergiebigste Markt. Wenn früher Frankreich für jeden Artikel ein besonderes Vorrecht hatte, so lauten jetzt alle Aufschriften in auffälligster Weise: „American style“ und „American industry“. An Stelle der französischen Sprache, welche die Eltern noch so gut beherrschten, lernen die Kinder jetzt Englisch. Statt der Sorbonne, die von San José aus so sehr besucht wurde, werden die Universitäten Yale oder Cambridge, ebenso die technischen Hochschulen von den Studenten aufgesucht. Newyork wird immer mehr der Mittelpunkt der geistigen Tätigkeit der Gegenwart, und Paris,

¹⁾ Kanalzone wird das Territorium von zehn Kilometer Breite genannt, das die Vereinigten Staaten sich gesichert haben.

das einst eine starke Anziehungskraft auf dieses Volk ausübte, wird nur noch als Ort der Zerstreuung betrachtet.

Dieser Kampf zwischen der lateinischen oder angelsächsischen Herrschaft war, was mich am meisten in ganz Zentralamerika interessierte. Überall wird der Streit mit derselben Heftigkeit geführt. Hier mißt man sich mit den Waffen, dort mit friedlicheren Mitteln. Entweder erklärt man den Krieg, oder man beschränkt sich darauf, sich durch Handelsverträge zu sichern. Man beutet Minen aus, man baut Eisenbahnen, man öffnet den großen Kanal, überall gelangt das Kapital und der Vorteil an die Vereinigten Staaten.

Die Anpflanzung der Bananen ist eines der klügsten Unternehmen der Gegenwart. Wohin wir blicken, bedecken Bananenpflanzungen den fruchtbaren Boden. Tausende von Tonnen mit diesen Früchten gefüllt, werden täglich nach Puerto Limon oder nach Puerto Arenos am Stillen Ozean gebracht. Züge, die mit Früchten ganz beladen sind, fahren Tag und Nacht. Überall finden wir Scharen von Arbeitern, denn eine ganze Bevölkerung lebt von dem Handel der Gesellschaft, und was irgendwo unsere Aufmerksamkeit anzieht, stets sagt man uns, daß es der Fruchtgesellschaft angehört.

Die Amerikaner werden auf diese Weise immer unumschränktere Herrscher, bis ihnen eines Tages das ganze Land in die Hände gefallen sein wird, wie eine reife Banane. Wenn wir an den Ecken der Straßen die Bananenverkäufer friedlich ihrem Gewerbe nachgehen sehen, so fragen wir uns, ob die Käufer wohl eine Ahnung davon haben, welche ungeheure Arbeit und welche bewundernswerte Einrichtung dazu gehörte, um diese schmachhaften Früchte zu dem bescheidenen Preise von einigen Pfennigen darzubieten. Wahrscheinlich ebensowenig, wie man die Tragweite der Ereignisse erkennt, ehe sie der Vergangenheit anheimgefallen sind.

Meine Erinnerungen.*)

Von
Graf Ilja Tolstoi¹⁾.

(Schluß.)

15.

Garschin.

Meine Erinnerungen an Wsjowolod Michailowitsch Garschin beziehen sich auf die Zeit, wo ich noch ein Kind war, und sind deshalb leider unvollständig und lückenhaft.

Er besuchte Jassnaja Poljana im Vorfrühling 1880. Später erfuhr ich aus seiner Biographie, daß er in diesem Frühjahr aus Tula nach Charkow kam und dort im Irrenhause untergebracht wurde.

Auf diese Weise finden einige Rauheiten und Absonderlichkeiten dieses bescheidenen, lieben Mannes, infolge deren ich ihn seit seinem ersten Erscheinen in Jassnaja im Gedächtnis behielt, ihre Erklärung.¹⁾

Keinem von uns kam damals in den Sinn, daß wir einen Kranken vor uns hatten, der im Banne des immer näher rückenden Leidens stand und deswegen nicht normal war. Wir erklärten uns seine Seltsamkeiten einfach als Ausfluß seines wunderlichen Wesens. Waren doch in Jassnaja schon manche Sonderlinge erschienen!

Es war sechs Uhr abends. Wir saßen im Saal, am großen Tisch, und hatten fast zu Ende gegessen. Beim Herumreichen des letzten Gerichts meldete der Diener Sergöi Petrowitsch dem Vater, unten warte ein „Mann“ auf ihn.

„Was will er?“ fragte Papa.

„Das hat er nicht gesagt; er will Sie sehen.“

„Gut; ich komme sofort.“

Ohne die Speise zu Ende zu essen, stand Papa auf und ging die Treppe hinunter.

Wir Kinder sprangen ebenfalls auf und liefen hinterher.

Im Flur stand ein junger, ziemlich ärmlich gekleideter Mensch, der seinen Paletot nicht abgelegt hatte.

Papa bot ihm guten Tag und fragte: „Was wünschen Sie?“

¹⁾ Aus dem Russischen übersezt von Adolf Heß.

Meine Erinnerungen

„Vor allem ein Glas Schnaps und einen Heringschwanz,“ erwiderte der Mensch naiv lächelnd und sah Papa mit kühnem, strahlendem Blick in die Augen.

Der hatte diese Antwort nicht erwartet und war im ersten Augenblick etwas verlegen.

Wie sonderbar! Dem Aussehen nach ein nüchterner, bescheidener, intelligenter Mensch — und dabei diese wüste Art sich einzuführen.

Papa betrachtete ihn noch einmal mit seinem durchdringenden Blick, begegnete wieder den strahlenden Augen des Fremden und — lächelte.

Auch Garschin lächelte wie ein Kind, das soeben einen Spaß gemacht hat und nun der Mutter naiv in die Augen schaut, ob der Spaß gefallen hat.

Der Spaß gefiel.

Natürlich nicht die Art zu scherzen, sondern die hellen, strahlenden, tiefen Augen dieses Kindes.

In Garschins Blick lag so viel Geradheit und vergeistigtes Wesen und gleichzeitig so viel reine, kindliche Güte, daß man sich sofort angezogen und innerlich erwärmt fühlte.

Wahrscheinlich hatte Vater dasselbe Gefühl. Er ließ Sergöi Branntwein und einen kleinen Imbiß bringen, öffnete die Tür zum Arbeitszimmer und bat Garschin, abzulegen und einzutreten.

„Sie sind sicher durchgefroren?“ meinte er freundlich, den Gast aufmerksam betrachtend.

„Ich weiß nicht. Ja, es scheint etwas. Bin lange gefahren.“

Nachdem er ein Gläschen Schnaps getrunken und etwas gegessen hatte, nannte Garschin seinen Namen und sagte, er sei „ein wenig“ Schriftsteller.

„Was haben Sie geschrieben?“

„Vier Tage! Diese Erzählung ist in den ‚Waterländischen Blättern‘ erschienen. Sie haben sie sicher nicht beachtet.“

„Gewiß doch, gewiß. Erinnere mich sehr gut. Also das haben Sie geschrieben? Eine schöne Erzählung. Habe sie genau im Kopf. Also das ist Ihr Werk! Folglich waren Sie im Kriege?“

„Ja, ich habe den ganzen Feldzug mitgemacht.“

„Kann mir denken, wieviel Interessantes Sie da gesehen haben. Nun, erzählen Sie, erzählen Sie; das ist sehr wichtig.“

Und Vater begann Garschin ausführlich und der Reihe nach über seine Erlebnisse auszufragen.

Papa saß neben ihm auf dem Ledersofa; wir Kinder standen ringsum.

Ich weiß leider diese Unterhaltung nicht mehr genau und will mich nicht unterfangen, sie wiederzugeben.

Ich weiß nur, daß sie hochinteressant war. Der Mensch, den wir im Korridor gesehen hatten, existierte nicht mehr. Vor uns saß ein lieber, verständiger Erzähler, der anschaulich und wahrheitsgetreu von den durchlebten Schrecken des Krieges berichtete, und seine Schilderungen waren so fesselnd,

Graf Ilja Tolsstoi

daß wir den ganzen Abend bei ihm saßen und die Augen und Ohren nicht von ihm wenden konnten.

Wenn ich mir jetzt jenen Abend vergegenwärtige, weiß ich, daß der arme Garschin damals bereits an der Grenze einer schweren seelischen Krankheit stand, und wenn ich in meinen Eindrücken nach Anzeichen dieser Krankheit suche, so kann ich sagen, daß seine Anormalität höchstens darin zum Ausdruck kam, daß er zu viel und zu interessant sprach.

Mit brennenden, weit offenen Augen zeichnete er uns ein Bild nach dem anderen, und je länger er sprach, um so bildhafter und ausdrucksvoller wurde seine Rede.

Wenn er bisweilen verstummte, änderte sich sein Gesichtsausdruck, und uns schaute wieder das liebe, schüchterne Kind an.

Ich weiß nicht, ob er in Jassnaja übernachtete oder am selben Tage noch fortfuhr.

Einige Tage später kam er wieder, dieses Mal auf einem ungesattelten Pferde. Wir sahen ihn vom Fenster aus, wie er den „Prospekt“ entlang ritt. Er sprach mit sich selbst und bewegte dabei sonderbar und heftig die Hände.

Am Hause angelangt, stieg er vom Pferde und forderte, das Pferd am Zügel haltend, von uns eine Karte Rußlands.

Jemand fragte ihn, wozu er die brauchte.

„Ich muß sehen, wie ich nach Charkow komme; ich will nach Charkow zu meiner Mutter.“

„Was denn? Zu Pferde?“

„Nun ja. Was ist denn dabei?“

Wir holten einen Atlas; suchten mit ihm Charkow; er schrieb sich die am Wege liegenden Städte auf, verabschiedete sich und ritt davon.

Später stellte sich heraus, daß Garschin zu uns auf einem Pferde gekommen war, das er einem Droschkenkutscher in Sula ausgespannt hatte.

Der Besitzer des Pferdes hatte keine Ahnung, daß er es mit einem Geisteskranken zu tun hatte; er suchte ihn lange und erhielt mit Mühe sein Pferd zurück.

Danach verschwand Garschin.

Wie er nach Charkow gelangte und dort ins Krankenhaus kam, weiß ich nicht mehr.

Einige Jahre später erschienen zwei dünne Bände seiner Erzählungen.

Ich las sie schon als erwachsener junger Mann, und ich kann nicht beschreiben, welchen Eindruck sie auf mich machten.

War dieser Autor wirklich der Mann mit den sonderbaren Augen, der damals im Arbeitszimmer auf dem Ledersofa gesessen und so viel und so interessant erzählt hatte?

Ja ja, natürlich, das war er; ich erkannte ihn an den beiden dünnen Bänden Erzählungen wieder. Aber jetzt veränderte sich die kindliche, flüchtige

Meine Erinnerungen

Sympathie für einen Unbekannten, dem man zufällig begegnete, in tiefe Liebe zu dem Menschen und Künstler, und ich fühlte mich glücklich, daß mir diese, wenn auch nur abgerissenen und traurigen Erinnerungen geblieben.

Noch einmal hatte ich das Glück, Garschin bei uns in Moskau zu sehen.

Es war ungefähr ein Jahr vor seinem Tode.

Ich glaube, Vater war damals nicht zu Hause, und Mutter empfing ihn.

Er war traurig und schweigsam und blieb nicht lange bei uns.

Ich weiß, daß Mama ihn fragte, warum er so wenig schriebe.

„Wie kann ich schreiben, da ich den ganzen Tag mit meinem Dienst beschäftigt bin, so daß mir der Kopf weh tut und schwach wird,“ erwiderte er traurig und versank in Nachdenken.

Mama erkundigte sich nach seinem Privatleben und war sehr herzlich und teilnahmsvoll gegen ihn.

Mich überraschten auch damals seine großen, hübschen, von langen Wimpern bedeckten Augen, und ich verglich sie unwillkürlich mit denen, die ich früher gesehen. Es waren noch dieselben, aber damals hatte Energie und Kühnheit aus ihnen geblüht, jetzt waren sie traurig und nachdenklich. Das Leben hatte ihnen ihren Glanz genommen und sie mit dem Schleier des Kummers bedeckt.

Und dieser Kummer äußerte sich in seinem ganzen Wesen. Man hatte den Wunsch, leise und freundlich mit ihm zu sprechen, wollte ihn wärmen und zärtlich mit ihm tun.

Als ich sein Ende erfuhr, wunderte ich mich nicht. Solche Leute leben nicht lange.

Wenn ich nach bestem Verständnis auf die Frage antworten soll, die meine Mutter an Garschin richtete: warum er so wenig schriebe — so möchte ich das wiederholen, was Turgenjew vom verstorbenen Nikolai Tolstoi, Papas Bruder, sagte:

Garschin schrieb so wenig, weil er alle guten Eigenschaften, aber nicht die Mängel besaß, die für einen großen Schriftsteller nötig sind.

16.

Die ersten „Zweifelhaften“. — Ermordung Alexanders II. — Der Spion.

Die revolutionäre Bewegung, die in Rußland den 1. März 1881 herbeiführte, berührte Jassnaja Poljana fast gar nicht; wir wußten von ihr nur durch die Zeitungsberichte über Attentate, die damals fast jedes Jahr wiederkehrten.

Bisweilen kamen zum Vater „zweifelhafte“ Leute, die er in seinem Arbeitszimmer empfing und mit denen er stets heftig disputierte.

Meistens erschienen diese zottigen, ungewaschenen Gäste nur einmal in Jassnaja, fanden keine Sympathie beim Vater und verschwanden für immer.

Zurück kehrten nur die, die sich für die neuen christlichen Gedanken Vaters

Graf Ilja Tolstoi

interessierten; und ich erinnere mich noch einiger Nihilisten von damals, die später oft in Jassnaja erschienen und unter Vaters Einfluß dem Terrorismus gänzlich entsagten.

„Revolutionär und Christ“, sagte der Vater, „stehen an den beiden äußersten Punkten eines nicht geschlossenen Kreises. Deswegen ist ihre Nähe nur scheinbar. In Wirklichkeit gibt es keine entfernteren Punkte als diese beiden. Um zusammenzukommen, müssen sie umkehren und den ganzen Kreis rückwärts zurücklegen.“

Die Ermordung Alexanders II. erfuhren wir folgendermaßen:

Am 1. März ging Papa, seiner Gewohnheit gemäß, vor dem Essen auf der Chaussee spazieren.

Nach dem schneereichen Winter begann es zu tauen. Auf den Wegen waren schon viele Vertiefungen und Löcher voll Wasser.

Wegen des schlechten Weges war kein Bote nach Tula gesandt, und es waren keine Zeitungen gekommen.

Auf der Chaussee traf Papa einen wandernden Italienerknaben mit Drehorgel und prophezeienden Vögeln.

Er kam zu Fuß aus Tula.

Man sprach miteinander.

„Woher? Wohin?“

„Aus Tula. Geschäfte gehen schlecht. Selbst nichts gegessen. Vögel nichts zu fressen. Der Zar umgebracht.“

„Welcher Zar? Wer hat ihn umgebracht? Wann?“

„Der russische Zar. Petersburg ist Bombe geworfen. Steht in Zeitungen.“

Zu Hause angelangt, erzählte Papa uns sofort den Tod Alexanders II., und die am nächsten Tage einlaufenden Zeitungen bestätigten alles.

Ich weiß noch, welcher niederschmetternden Eindruck dieser unsinnige Mord auf Papa machte. Ganz abgesehen davon, daß ihn die grausame Todesart des Zaren erschreckte, „des guten, alten Mannes, der viel Gutes getan und den Menschen stets Gutes wünschte“, mußte er unaufhörlich an die bevorstehenden Hinrichtungen denken.

Mehrere Tage ging er nachdenklich und finster umher und beschloß endlich, dem neuen Kaiser Alexander III. einen Brief zu schreiben.

Es wurde viel darüber debattiert, in welchem Ton der Brief zu schreiben sei, ob mit der üblichen Anrede, die die Etikette erforderte, oder wie sie unter einfachen Sterblichen üblich ist; ob er eigenhändig zu schreiben wäre, oder ob der damals bei uns weilende Schreiber N. P. Iwanow ihn abschreiben sollte. Aus Tula wurde schönes Papier besorgt, der Brief geschrieben, vielfach korrigiert und mehrfach ins Reine geschrieben, und endlich schickte Papa ihn nach Petersburg an N. N. Strachow mit der Bitte, ihn durch R. P. Pobjedonoszew dem Kaiser überreichen zu lassen.

Meine Erinnerungen

Wie fest glaubte Papa damals an die Macht seiner Überzeugung! Wie sehr hoffte er!

Und nun verfolgte er unruhig die Zeitungen und hoffte und wartete immer, bis er las, sämtliche Teilnehmer an der Verschwörung seien aufgehängt.

Später erfuhr Papa, Pobjedonoszew hätte den Brief dem Adressaten gar nicht übergeben, sondern ihn zurückgewiesen, weil, wie er dem Vater schrieb, er „seines Glaubens wegen“ diesen Auftrag nicht hätte ausführen können. Der Brief gelangte dann durch einen Bekannten in die Hände des Kaisers. Alexander III. soll nach der Lektüre gesagt haben: „Wenn das Verbrechen mich persönlich beträfe, hätte ich das Recht, den Schuldigen zu begnadigen; für meinen Vater aber kann ich es nicht tun.“

Mit der Zeit nahm die Zahl der „zweifelhaften Leute“, die Jassnaja Poljana besuchten, zu. Aber jetzt waren es mehr „Zweifelnde“, Leute, die den Vater um Rat und moralische Hilfe baten, oder meistens Gesinnungsgenossen des Vaters. Revolutionäre waren dagegen fast gar nicht mehr unter ihnen.

Wieviel solcher Rat und Hilfe suchender Gäste aller Stände und jeden Alters hat Jassnaja gesehen! Wieviel tief überzeugte, aufrichtige Männer und wieviel Pharisäer, die sich im Glanze des Namens Tolstoi sonnen und daraus Nutzen ziehen wollten! Wieviel Originale — fast Narren!

Da war z. B. und lebte ziemlich lange in Jassnaja Poljana ein alter Schwede, der Winter und Sommer barfuß und halb nackt ging. Sein Prinzip war „Einfachheit“ und Rückkehr zur Natur.

Eine Zeitlang interessierte er den Vater, aber es endete damit, daß er in seiner Einfachheit zu weit ging, zynisch und direkt unanständig wurde, so daß man ihn zum Hause hinausbefördern mußte.

Ein andermal erschien ein Herr, der nur alle zwei Tage einmal aß. Er kam gerade an dem Tage zu uns, wo er nicht aß.

Den ganzen Tag, von Morgen an, kam bei uns das Essen nicht vom Tisch: es wurde Tee getrunken oder Kaffee, gefrühstückt, zu Mittag gegessen, wieder Tee getrunken mit Gebäck oder Brot — er aber saß dabei und rührte nichts an.

„Ich habe gestern gegessen,“ sagte er bescheiden, wenn man ihm etwas anbot.

„Was nehmen Sie denn zu sich, wenn Sie essen?“ fragte jemand.

Es stellte sich heraus, daß der Herr nur ein Pfund Brot, ein Pfund Gemüse und ein Pfund Früchte aß.

„Dabei ist er gar nicht mager,“ meinte der Vater verwundert.

Dann weilte ziemlich häufig beim Vater ein großer blonder Mann, der Morphinit D., der die christliche Lehre mittelst mathematischer Formeln bewies, der brünette P., ein Habenicht's ohne Heimat und Herkunft; im Dorf wohnte und arbeitete der getaufte Jude F.; und schließlich erschien, von der dritten Abteilung¹⁾ gesandt, der Szim Schenja S.

¹⁾ Der Geheimpolizei.

Graf Ilja Solstoi

Als wir im Sommer einmal im Garten spazieren gingen, stießen wir auf einen jungen Menschen, der im Graben saß und ruhig eine Zigarette rauchte. Unsere Hunde stürzten sich auf ihn und bellten.

Wir besten heimlich die Hunde und liefen selbst davon.

Einige Tage später begegnete uns derselbe junge Mann wieder auf dem Wege unweit vom Hause. Er grüßte höflich und begann ein Gespräch mit uns. Es stellte sich heraus, daß er sich im Dorf bei einem unserer Bauern eingemietet hatte und dort mit seiner Braut Uda und deren Mutter wohnte.

„Kommen Sie mit, ein Glas Tee trinken,“ wandte er sich an mich. „Ich habe Langeweile; wir sitzen, plaudern, ich erzähle Ihnen etwas, und Sie helfen mir in einer Angelegenheit. Ich will nächstens heiraten, habe aber keinen Brautführer. Ich hoffe, Sie schlagen mir diesen kleinen Dienst nicht ab.“

Das Anerbieten war verlockend; ich willigte ein.

Nach einigen Tagen hatte S. mich schon so bezaubert, daß wir dicke Freunde waren. Ich besuchte ihn jeden Tag und saß oft lange bei ihm.

Am Hochzeitstage erbat ich mir bei den Eltern Urlaub, zog eine saubere Toppe an und war sehr stolz auf meine Brautführerrolle.

Nach der Rückkehr aus der Kirche aßen wir bei dem jungen Paar und tranken auf seine Gesundheit.

Schließlich merkte Mama meine Leidenschaft für den neuen Bekannten, wurde mißtrauisch und fragte mich aus.

Eines ihrer Argumente gegen S. war, daß ein ordentlicher Mensch, der einen jungen Mann bei sich aufnähme, zunächst die Bekanntschaft der Eltern machen müßte.

„Ich kann nicht meinen Sohn zu einem Menschen lassen, den ich gar nicht kenne,“ sagte sie.

Ich teilte das S. mit, und er begab sich noch am selben Tage zu Mama und entschuldigte sich, daß er sich nicht früher vorgestellt habe.

Dann machte er auch Papas Bekanntschaft und kam bisweilen zu uns ins Haus. Wir gewöhnten uns an ihn und nahmen ihn einfach und freundlich wie jemand auf, der zum Hause gehört.

Er nahm mitunter an Vaters Arbeiten auf dem Felde teil und schien Vaters Überzeugungen durchaus zu teilen.

Im Herbst bei seiner Abreise aus Jassnaja kam S. zum Vater und gestand und bereute aufrichtig sein schändliches Benehmen. Er gestand dem Vater, daß er ein von der dritten Abteilung gesandter Spion sei, der ihn selbst und alle Besucher Jassnajas überwachen sollte.

Ein anderer Mensch, der bedeutend später in Jassnaja erschien und dieselbe Rolle wie S. spielte, war der Tulaer Gefängnisgeistliche, der regelmäßig nach Jassnaja kam, um religiöse Gespräche mit dem Vater zu führen.

Durch seine pseudoliberalen Redeweise verlockte er den Vater zur Offenheit und tat, als ob er sich sehr für seine Gedanken interessierte.

Meine Erinnerungen

„Was für ein sonderbarer Mensch,“ meinte der Vater verwundert — „und dabei scheint er aufrichtig. Ich fragte ihn, ob seine vorgesetzte Behörde ihm keinen Vorwurf daraus machte, daß er so oft zu mir käme; aber er achtete nicht darauf. Schließlich dachte ich, er würde vielleicht absichtlich zu mir gesandt, und ich teilte ihm meine Vermutung mit; aber er versicherte, er käme aus sich selbst zu mir.“

Später stellte sich heraus, daß der Heilige Synod nach Vaters Ausschließung aus der Kirche sich auf diesen Geistlichen berief, der umsonst versucht hätte, Leo Tolstoi im Auftrage des Synod zur „Vernunft“ zu bringen.

Zum letzten Mal war der Geistliche schon nach Vaters Exkommunikation zur Zeit einer seiner Krankheiten in Jassnaja. Ihm wurde gesagt, daß Vater krank sei und ihn nicht empfangen könne. Es war im Sommer.

Der Geistliche setzte sich auf die Veranda und erklärte, er würde nicht eher fortfahren, als bis er Leo Tolstoi persönlich gesehen.

Zwei Stunden vergingen — er saß immer noch da.

Man mußte sehr energisch mit ihm sprechen und ihn zum Fortgehen auffordern.

Seitdem habe ich ihn niemals wiedergesehen.

17.

Ende der siebziger Jahre. — Der Umschwung. — Die Landstraße.

Ganz unmerklich bin ich in meinen Erinnerungen zu den achtziger Jahren gelangt und auf diese Weise in die Zeit meines Knabenalters eingetreten.

Im wirklichen Leben vollzog sich dieser Übergang noch unmerklicher. Ich weiß, daß ich ihn erst bemerkte, als er längst geschehen war.

Mir tat meine Kindheit leid, und ich begann zu weinen.

So hell und unbewölkt meine Kindheit gewesen war, so finster war die Zeit des Knabenalters.

Ob das das Schicksal aller ist, oder ob bei jedem Menschen diese Zeit verschieden vergeht — das weiß ich nicht.

Mir scheint, daß die schweren Erlebnisse und Zweifel des Vaters, die 1876 begannen, sich unbewußt in mir spiegelten.

Ich war damals zehn Jahre alt.

Wie jedes Kind, so war auch ich am persönlichen Leben meiner Eltern nur so weit interessiert, wie es mich betraf.

Ungefähr um diese Zeit begannen die religiösen Zweifel des Vaters.

Ich will versuchen, so gut ich kann, zu erzählen, was mir aus dieser Zeit im Kopf geblieben ist.

So lange ich denken kann, wurde unsere Familie im alten rechtgläubigen religiösen Geist erzogen. Jeden Abend mußten wir vor dem Einschlafen für Papa, Mama, die Brüder, Schwestern und alle rechtgläubigen Christen beten.

Zu den großen Feiertagen kam ein Geiſtlicher zu uns und hielt eine Meſſe ab, und zur Zeit des großen Faſtens während der erſten und lezten Woche faſtete das ganze Haus.

Unſere Führerin hierbei war Mama, während Papa ſich gegen die Religion ziemlich gleichgültig verhielt und nicht einmal immer in den Saal kam, wenn Geiſtliche bei uns waren.

So ungefähr verhielt es ſich in unſerer früheſten Kindheit.

Dann änderte ſich Vaters Verhältnis zur Kirche. Ich weiß noch die nicht lange Periode, wo er jeden Feiertag zur Meſſe ging und ſtreng alle Faſten hielt.

Seit dieſer Zeit hörten wir ihn häufiger und häufiger über Religion ſprechen.

Wer auch immer nach Zaſſnaja Poljana kam — der Gouverneur Uſſchakow von Tula, oder der Anhänger des Lord Radſtoek Graf Vobrinſki, Strachow, Fet, Rajewski, Samarin oder Uruffow — ſtets ging die Unterhaltung auf religiöſe Dinge über, und es entſpannen ſich endloſe Diſpute, in deren Verlauf der Vater oft ſcharf und unangenehm wurde.

Mit Papa wurden auch wir gottesfürchtiger. Früher hatten wir während der Großen Faſten nur die erſte und lezte Woche gefaſtet; jezt, ſeit 1877, hielten wir ſtrikt die ganze Zeit ein und beobachteten ſtreng alle kirchlichen Gebräuche.

Im Sommer zu Mariä Himmelfahrt faſteten wir, beichteten und nahmen das Abendmahl.

Ich weiß, wie wir in Bankwagen zur Kirche gefahren wurden und alle in feierlich religiöſer Stimmung waren, unſerer Sünden gedachten und uns auf die Beichte vorbereiteten.

Seiner Sommer war regneriſch und reich an Pilzen. Auf dem Weg zur Kirche an der Chauffee wuchſen ungewöhnlich viel Champignons; wir machten Halt, ſammelten ſie in Hüte und brachten ſie nach Hauſe.

In jenem Sommer war bei uns in Zaſſnaja der Bylinen- (Heldenepos) Erzähler Schegolenkow zum Beſuch. Er wurde mit Vatersnamen Petrowiſch angeredet.

Seine Art Bylinen zu erzählen glich dem Geſang Blinden; doch hatte er in der Stimme nicht ihren näſelnden Ton, der ſtets abstoßend auf mich wirkte.

Ich ſahe ihn noch auf den ſteinernen Balkonſtufen vor Vaters Arbeitszimmer ſißen.

Während er erzählte, betrachtete ich gern ſeinen langen, in Kortzieherlocken geringelten grauen Bart. Seine langen Geſchichten gefielen mir. Man ſpürte aus ihnen tiefes Altertum und den Niederſchlag uralter, geſunder Volksweiſheit.

Papa hörte ihm mit beſonderem Intereſſe zu, ließ ihn jeden Tag etwas Neues erzählen, und Petrowiſch fand auch immer etwas.

Meine Erinnerungen

Er war unerschöpflich.

Von seinen Themen benutzte der Vater später einige für seine Volkserzählungen¹⁾.

Es ist mir schwer, mich jetzt in den Erlebnissen jener Zeit zurechtzufinden.

Ich weiß nur noch den allgemeinen Eindruck, und der war, daß Papa nicht mehr derselbe war, und daß etwas mit ihm vorging.

Dieses „etwas“, das ein Kind nicht verstand, äußerte sich verschieden und dauerte einige Jahre, ungefähr bis 1883.

Später wurde mir vieles aus jener Zeit verständlich, aber damals fühlte ich mehr die Stimmung des Vaters, begriff aber durchaus nicht die schwere sittliche Krisis, die er durchmachte, und interessierte mich sehr wenig für sie.

Im Frühjahr 1878, zu den Großen Fasten nahm Papa das Abendmahl und fuhr zum Optino-Kloster zum Pater Ambrosius.

Ich erinnere mich seiner Erzählungen hierüber nicht. Ich weiß nur, daß er unzufrieden von dort zurückkehrte und daß wir bald darauf häufiger und immer häufiger erst Tadel, dann aber völlige Verneinung aller Kirchengebräuche und -Riten von ihm zu hören bekamen.

Während einer der Fasten hatten die Lehrer, die allein Fleischspeise aßen, beim Mittagessen zwei Kotelettes übriggelassen, die der Diener auf einen Nebentisch setzte. Papa sah sie, ließ sich von mir die Schüssel reichen und begann zu unser aller Schrecken die Kotelettes zu essen und sie zu loben. Da wir dieses Benehmen des Vaters sahen, kühlte auch unser Eifer im Fasten schnell ab, und unsere andächtige Stimmung ging bald in völlige religiöse Gleichgültigkeit über.

Gleichzeitig hiermit begann Papa, anstatt der früheren Ritte zum Badehaufe und der Jagd, immer häufiger auf der Landstraße spazieren zu gehen, wo er sich mit Pilgern und Wanderern gern in eine Unterhaltung einließ.

Diese Landstraße, die Moskau mit Kiew verbindet, führt eine Werst vom Hause in Jasnaja vorüber.

Früher, als es noch keine Eisenbahn gab, war dieses die einzige Verbindung zwischen Nord- und Südrußland.

Ich erinnere mich noch sehr gut des alten Fuhrmanns Paul Schentakow, der mir erzählte, daß er auf dieser Landstraße den Zaren Alexander II. gefahren habe.

Nach Anlage der Eisenbahn nahm die Bedeutung der Landstraße, als Fahrweg, sehr ab, doch ist sie bis auf den heutigen Tag der Lieblingsweg der Wanderer und besonders der Pilger geblieben, die mit Quersäcken auf dem Rücken und langen Krückstöcken in der Hand nach Kiew, zum Troizki-Kloster, zur Iberischen Mutter Gottes und zu anderen heiligen Stätten wallfahren, die auf dem Wege liegen.

¹⁾ „Wodurch leben die Menschen“, „Drei Kreise“.

„Ich gehe auf den Newski-Prospekt,“ sagte Vater in solchen Fällen, nahm seinen Stock und ging fort.

Seinwärts erzählte er beim Mittagessen von seinen interessanten Begegnungen, und seine Tagebücher aus jener Zeit sind voll verschiedener Charakteristiken, Redensarten, Sprichwörter und besonders — typischer Ausdrücke der Volksweisheit.

Da Vater keine Befriedigung in der Kirchenreligion fand, suchte er Gott im Glauben einfacher Leute und fand dort den Schlüssel, der ihn später zum Studium und zu neuem Verständnis des Evangeliums führte.

In seiner „Beichte“ schreibt Vater über diese Zeit:

„Aber — entweder dank meiner fast sonderbaren physischen Liebe zum wirklich arbeitenden Volk, die mich dieses Volk verstehen und mich sehen ließ, daß es nicht so dumm sei, wie wir glauben, oder dank meiner aufrichtigen Überzeugung, daß ich nichts wissen könnte, als daß das Beste, was ich vermöchte, darin bestände, daß ich mich aufhängte — ich spürte, daß, wenn ich leben und den Sinn des Lebens verstehen wollte, ich diesen Sinn nicht bei denen suchen müsse, die ihn verloren hätten und sich töten wollten, sondern bei den Milliarden früherer und gegenwärtigen Menschen, die arbeiten und ihr eigenes und unser Leben tragen.“

Einmal auf diesen Weg gelangt, ging er ganz in seinem neuen Trachten auf und entsagte mit einem Male gänzlich seinem früheren Leben.

„Das Leben unserer Kreise, der Reichen, Gelehrten, ist mir nicht nur widerwärtig, sondern hat jeden Sinn für mich verloren,“ sagt er weiter in demselben Buch.

Und diese Verneinung alles dessen, wovon unsere Familie bis dahin gelebt, wurde von uns allen schmerzhaft empfunden. Ich zwölfjähriger Knabe fühlte, daß Papa sich mehr und mehr von uns entfernte, und daß unsere Interessen ihm nicht nur gleichgültig, sondern fremd und widerwärtig waren.

Er wurde finster, reizbar, zankte oft wegen geringfügiger Kleinigkeiten mit Mama, und aus dem früheren fröhlichen, lebenslustigen Leiter und Kameraden hatte er sich in unseren Augen in einen strengen Prediger und Ankläger verwandelt.

Immer häufiger hörten wir von ihm scharfen Tadel des müßigen Herrenlebens, der Gefräßigkeit, Ausplünderung der arbeitenden Bevölkerung und des Müßigganges.

„Da sitzen wir im warmen Zimmer, auf der Landstraße aber hat man heute einen Menschen erfroren gefunden. Er ist deshalb erfroren, weil niemand ihn zur Nacht aufgenommen hat.“

Wir essen Kotelette und Pasteten; in Samara aber schwellen die Leute zu Tausenden an und sterben vor Hunger.

Wir reiten auf Pferden zum Baden; dem Protok aber ist der letzte Wallach krepiert, und er weiß nicht, womit er pflügen soll. Wir schlafen

Meine Erinnerungen

noch, wenn der Schneider bereits nach Tula hin und zurückgelaufen ist, um Haken für unsere Halbpelze zu holen.“

Ich kann nicht sagen, daß diese einfachen Worte Vaters nicht selbst uns Kindern verständlich gewesen wären.

Gewiß verstanden wir sie. Aber das hinderte uns nicht an unserem egoistischen Kinderglück, störte aber gründlich unser Leben.

Da wurde in Jassnaja ein Theaterstück von Dilettanten aufgeführt. Es kamen zwei Baroneffen Mengden, Nunja Nowasilzen und Kislenski. Alle sind vergnügt. Spiele, Krokett, verliebte Gespräche. Plötzlich kommt Papa, und mit einem Wort, oder, noch schlimmer, mit einem Blick zerstört und verdirbt er alles. Man fühlt sich verdrießlich und schämt sich sogar bisweilen.

Wenn er doch lieber nicht kommen möchte!

Wir alle wissen, daß er dasselbe Gefühl hat. Er will uns in unserer Fröhlichkeit nicht stören — hat er uns alle doch sehr lieb — dennoch hat er uns alles verdorben. Hat nichts gesagt, aber gedacht.

Und wir alle wissen, was, und deshalb fühlen wir uns so ungemütlich.

Inzwischen floß unser Familienleben in demselben Gleise und entwickelte sich weiter.

Da war immer noch derselbe Koch Nikolaz, derselbe „Ankow-Kuchen“ aus der Familie Vers, der schon tiefe Spuren in Jassnaja Poljana hinterlassen hatte; dieselben Hauslehrer und Gouvernanten; dieselben Unterrichtsstunden; Brustkinder, die Mama beständig nährte — all diese unerschütterlichen Grundpfeiler, auf denen das Leben in unserem Almeisenhaufen ruhte, waren noch vorhanden und für uns alle in unserem Egoismus nötig.

Allerdings empfand man einen schweren Zwiespalt; man fühlte, daß allein die Hauptsache fehlte, weil Papa sich mehr und mehr von uns entfernte. Es war oft außerordentlich schwer; aber das Leben so ändern, wie er wollte, konnten wir nicht, weil uns das ganz undenkbar schien.

Im Kampf der Idee mit der Tradition, im Kampf des „Lebens in Gott“ mit dem „Ankow-Kuchen“ geschah, was stets in solchen Fällen im Leben der Menschen zu geschehen pflegt: die Tradition siegte; die Idee bewirkte nur, daß sie mit ihrer Bitterkeit die Lustigkeit unseres Kochens etwas verdarb.

Wie hätte man das „Leben in Gott“, das Leben der Pilger und Bauern von denen Papa so begeistert war, mit den unfehlbaren Grundsätzen vereinigen können, die uns von kleinauf beigebracht waren: unbedingt zum Mittag Suppe und Fleisch zu essen; englisch und französisch zu sprechen; uns auf das Gymnasium und die Universität vorzubereiten; unsere Rolle im Liebhabertheaterstück zu lernen?

Oft kam es uns Kindern so vor, nicht, daß wir Papa nicht verstanden, sondern umgekehrt: er hatte aufgehört, uns zu verstehen, weil er mit seinen eigenen Dingen beschäftigt war.

Graf Ilja Tolstoi

Das waren seine neuen Gedanken und Haufen von Büchern, die in seinem Arbeitszimmer erschienen.

Von irgendwo brachte er ganze Berge von Heiligenleben, Heiligenlegenden, Erbauungsschriften von Kirchenvätern und saß, las und grübelte, tagelang in seinem Zimmer eingeschlossen.

Zum Mittag kam er finster, nachdenklich heraus, und wenn er etwas sagte, so betraf es nur seine Dinge und war für uns alle langweilig und uninteressant.

Wenn ich mich jener Zeit erinnere, stelle ich mir voll Schrecken seinen Seelenzustand vor.

Nach völliger Verwerfung alles dessen, was er bis dahin angebetet hatte, nach Verwerfung des patriarchalischen Herrenlebens, das er soeben voll Liebe gezeichnet und das er sich selbst geschaffen, nach Verwerfung seiner ganzen früheren Tätigkeit, vom Kriege an bis zu schriftstellerischem Ruhm, Familie und Religion — wie schrecklich mußte ihm da die Einsamkeit sein! Noch schrecklicher dadurch, daß es die Einsamkeit eines Mannes in einer ihm fremd gegenüberstehenden Umgebung war.

Da er mit der Verneinung begonnen, die positiven Grundlagen der Liebe, die ihm dann das Studium des Neuen Testaments gab und die seiner ganzen Weltanschauung die Bahn wiesen, noch nicht gefunden hatte, schwankte er hin und her und kämpfte zwei Jahre lang mit der Versuchung, seinem Leben selbst ein Ende zu machen.

Damals verbarg er, der „Glückliche“, jedes Stückchen Schnur, um sich nicht an der Verbindung zwischen den Schränken in seinem Zimmer, wo er jeden Abend beim Ausziehen allein war, aufzuhängen, und ging nicht mehr mit der Flinte auf die Jagd, um nicht der Versuchung zu unterliegen, sich auf leichte Art des Lebens zu entledigen („Meine Beichte“, S. 21).

Wir aber verstanden ihn nicht.

Wenn er dem Andrang der qualvollen Gedanken nicht mehr standhielt und sie vor uns ausschüttete, wichen wir erschreckt beiseite, um uns unser kindliches Egoistenglück nicht verderben zu lassen.

Bisweilen drang er allerdings in unser Leben ein, interessierte sich für unsere Unterrichtsstunden, suchte sich unserem Verständnis anzupassen, aber man fühlte, daß er das gezwungen, künstlich tat, nicht wie ein Vater, sondern als Lehrer. Er gab das auch selbst zu.

In einem Brief an W. J. Allegejew, der sich auf das Jahr 1882 bezieht, beschreibt er das Leben in der Familie und sagt: „Sergei beschäftigt sich viel und denkt an die Universität. Tanja, die halb Gute, halb Ernste, halb Verständige, wird nicht schlimmer, sondern eher besser. Ilja faulenzet und wächst; seine Seele wird von organischen Prozessen noch nicht erdrückt. Leo und Mascha scheinen mir besser: sie haben meine Grobheit nicht, wie die älteren, angenommen, und ich glaube, daß sie sich unter besseren Bedingungen entwickeln.“

Ich habe diesen Brief mit den rührenden Selbstvorwürfen angeführt, um

Meine Erinnerungen

zu zeigen, wie feinfühlig und gewissenhaft Vater unsere Erziehung verfolgte, und wie sehr ihn die Perioden der Entfremdung quälten, in denen der innere Kampf ihn so von der Familie entfernte, daß er nicht die Kraft hatte, sich ihr gegenüber so zu verhalten, wie er wollte.

18.

Übersiedelung nach Moskau. — Sjutajew. — Die Volkszählung. — Hauskauf. — Fedorow Solowjew.

Im Herbst 1881 siedelte unsere ganze Familie nach Moskau über.

Diese Übersiedelung erschien als logische Folge unseres ganzen vorhergehenden Lebens und war notwendig aus folgenden drei Ursachen:

Der älteste Bruder, Sergëi, bezog die Universität und konnte in Moskau nicht ohne Aufsicht bleiben.

Schwester Tanja mußte in die Welt eingeführt werden. Sie durfte nicht auf dem Lande ohne jede Gesellschaft verwildern.

Die übrigen Kinder waren in Moskau ohne Hilfe des Vaters weit leichter zu erziehen als in Jassnaja.

Im Sommer fuhr Mama nach Moskau, mietete in der Deneshnyi-Gasse eine Wohnung, und im Herbst zogen wir um. Im selben Frühjahr hatte ich in Tula das Versetzungsexamen aus der vierten in die fünfte Klasse¹⁾ bestanden und sollte in das Kronsgymnasium eintreten.

Papa ging zum Direktor eines der klassischen Gymnasien in Moskau, um mich unterzubringen, aber da gab es eine unerwartete Schwierigkeit: außer anderen Papieren, die vom Vater verlangt wurden, sollte er vorschriftsgemäß einen Schein unterschreiben, in dem er für meine „gute Führung“ und „Zuverlässigkeit“ bürgte.

Er wollte dieses Papier nicht unterschreiben, und ich mußte deswegen in das Privatgymnasium Poliwanow eintreten, wo ich, nach einem Examen, ohne weitere Formalität aufgenommen wurde.

„Wie kann ich für die Führung eines anderen Menschen aufkommen, und wenn es mein leiblicher Sohn ist?“ sagte der Vater empört. „Ich habe dem Direktor erklärt, daß es eine Dummheit sei, von den Eltern solche Unterschriften zu verlangen. Er gab zu, daß es eine überflüssige Formalität wäre, lehnte aber zuletzt doch ab, den Jungen ohne dieses Papier aufzunehmen.“

Die Übersiedelung nach Moskau brachte uns allen die neuen Eindrücke des städtischen Lebens.

Jeder wurde auf seine Weise davon ergriffen.

Mama beschäftigte sich besonders mit Einrichtung der Wohnung, Möbelkauf, machte unter Leitung Onkel Kostjas die notwendigen Visiten und führte Tanja in die Welt ein.

¹⁾ Die Klassen zählen umgekehrt wie die unsrigen.

Graf Ilja Tolstoi

Sergöi ging vollständig in seinen Universitätsstudien auf, und ich spielte in der freien Zeit zwischen dem Besuch des Gymnasiums und Hausarbeiten mit Straßenkindern Knöchel und war im Frühjahr bereits in eine unbekannte Gymnastastin verliebt.

Der Vater traf in diesem Winter mit dem Sektierer Sjutajew zusammen, der ihn sehr interessierte und unzweifelhaft Einfluß auf ihn hatte.

Er war ein einfacher Bauer aus dem Gouvernement Twer, seines Zeichens Steinhauer. Der Vater hatte schon in Samara durch Prugawin von ihm gehört und fuhr selbst zu ihm aufs Land.

Im Winter darauf kam Sjutajew zu uns nach Moskau und wohnte in der Denezhnyi-Gasse ziemlich lange bei uns.

Auf den ersten Blick machte er den Eindruck eines ganz gewöhnlichen, abgemagerten Muschiks mit dünnem, schmutziggrauem Bart, schmierigem, schwarzem Halbpelz, den er im Zimmer und draußen trug, farblosen kleinen Augen und der typischen nördlichen Aussprache auf „o“.

Wie jeder ordentliche, gesehnte Bauer wußte er sich einfach und würdig zu benehmen; keine Gesellschaft brachte ihn in Verlegenheit, und wenn er sprach, so fühlte man, daß er alles gründlich überlegt hatte und daß es ein Schwanken in der Überzeugung für ihn nicht gab.

Sjutajew stimmte mit meinem Vater in sehr vielen Punkten überein.

Ebenso wie Vater verwarf er die Kirche und ihre Zeremonien und ver kündete ebenso wie er Bruderschaft, Liebe und ein „Leben in Gott“.

„Alles liegt in dir,“ sagte er. „Wo Liebe ist, da ist auch Gott.“

Als einfacher Mensch, der keine Kompromisse kannte, lehnte Sjutajew jede Gewalt ab und ließ sie nicht einmal zu, um dem Bösen Widerstand zu leisten.

Er lehnte grundsätzlich die Zahlung jeder Abgaben und Steuern ab, weil sie zum Unterhalt des Heeres dienten.

Und als die Polizei sein Hab und Gut konfiszierte, war er bei seinem Ruin zugegen, murkte nicht und leistete keinen Widerstand.

„Ist ihre Sünde — mögen sie es tun. Das Tor selbst öffnen tue ich nicht, aber wenn sie es müssen, mögen sie kommen. Schlösser habe ich nicht,“ pflegte er zu sagen, so oft er davon erzählte.

Seine Familie teilte seine Überzeugung und lebte in ihrer Gemeinde, ohne persönliches Eigentum anzuerkennen.

Als sein Sohn zum Militär ausgehoben wurde, leistete er den Fahnen eid nicht, weil im Evangelium steht: „Du sollst nicht schwören“, und nahm kein Gewehr in die Hand, weil es „nach Blut riecht“.

Er wurde deshalb in das Schlüsselburger Strafbataillon gesteckt und hatte dort viel zu leiden.

Die Verwirklichung seines Ideals, eines „Lebens in Gott“, erblickte Sjutajew in der christlichen Gemeinde:

„Das Feld darf nicht geteilt werden, der Wald nicht und die Häuser

Meine Erinnerungen

nicht. Dann sind keine Schlösser nötig, keine Wächter. Handel ist nicht nötig, keine Schiffe, keine Kriege . . . Alle haben ein Herz, eine Seele; es gibt weder mein noch dein — alles gehört der Gemeinde," sagte er, und man fühlte aus seinen Worten tiefen Glauben an die Verwirklichung seiner Ideale.

Der Vater war von seiner Lehre so eingenommen, daß er oft Gäste für Sjutajew einlud und ihn veranlaßte, in deren Gegenwart seine Ansichten vorzutragen.

Natürlich mußte das Erscheinen eines solchen Mannes in Moskau, noch dazu im Hause Tolstoiz, die Aufmerksamkeit der Behörde erregen.

Der Generalgouverneur Fürst Dolgoruki schickte einen eleganten Gendarmierittmeister zu meinem Vater mit dem Auftrage, sich bei ihm zu erkundigen, welche Rolle Sjutajew in seinem Hause spielte, welcher Art Sjutajews Überzeugungen wären und ob er lange in Moskau bliebe.

Ich werde nie vergessen, wie der Vater diesen Gendarmen in seinem Zimmer empfing, weil ich nie geglaubt hätte, daß der Vater so heftig werden könnte.

Ohne ihm die Hand zu geben und ihn zum Sitzen aufzufordern, sprach Vater stehend mit ihm.

Nachdem er die Fragen gehört, sagte er trocken, er hielte sich nicht für verpflichtet, sie zu beantworten.

Als der Rittmeister darauf etwas erwiderte, wurde Papa bleich wie Linnen, wies ihm die Tür und sagte mit gepreßter Stimme: „Gehen Sie, um Gottes Willen, gehen Sie schnell fort. Ich bitte Sie zu gehen!!“ schrie er dann, nicht mehr an sich haltend, ließ den verdutzten Gendarmen kaum heraus und schlug aus Leibeskräften die Tür hinter ihm zu.

Später bereute er seinen Jähzorn; er bedauerte, sich nicht beherrscht und den Menschen grob behandelt zu haben; als der noch nicht zufriedengestellte Generalgouverneur aber einige Tage später in derselben Angelegenheit wieder einen Beamten Istomin schickte, gab er ihm dennoch keine Auskunft, sondern sagte kurz, wenn der Gouverneur ihn sehen wolle, hinderte ihn niemand, selbst zu kommen.

Ich weiß nicht, wie diese Geschichte mit der händelsuchenden Behörde geendet hätte, wenn nicht Sjutajew bald darauf fortgefahren wäre.

Im selben Jahr nahm der Vater an der dreitägigen Volkszählung in Moskau teil.

Er wählte für sich den ärmsten Bezirk in Moskau, am Smolensker Markt, der die Prototschnyi-Gasse und die damals berüchtigten Nachtschule der „Rshanow-Festung“ und andere umfaßte.

Ich erinnere mich, wie Studenten zu ihm kamen, mit denen er sich lange in seinem Zimmer unterhielt, und weiß, wie er mich einmal mitnahm, um ein Nachtschlaf zu sehen.

Wir gingen abends durch die Kammern mit schrecklichem Schmutz und

Gefant, und der Vater fragte jeden Aſyſtten, wovon er lebte, wie er hierhergeraten ſei, wieviel er bezahlte und wovon er ſich nährte.

Im gemeinſamen Raum, wo man umſonſt übernachtete, war es noch ſchlimmer.

Da war nichts mehr zu fragen, weil man deutlich ſah, daß alle dieſe Menſchen vollſtändig verwahrloſt waren; man empfand nur ſchrecklichen Ekel vor dieſem Haufen Armut und Abſcheulichkeit.

Ich ſah Papa an und erblickte in ſeinem Geſicht daſſelbe, was ich empfand; doch war in ihm noch der Ausdruck des Leidens und verhaltenen inneren Kampfes; und dieſer Ausdruck prägte ſich mir ſo ein, daß ich ihn bis heute nicht vergeſſen habe.

Man fühlte, daß er, gerade ſo wie ich, am liebſten ſchnell fortgelaufen wäre, aber daß er das nicht fertig brachte, weil es keinen Ort gab, wohin man ſich hätte flüchten können — der Eindruck des Geſchehenen blieb überall und würde ihn überall ebenſo, wenn nicht noch mehr quälen.

Das war wirklich der Fall.

Folgendermaßen beſchreibt er ſeine Erlebniffe in dem Artikel: „Was ſollen wir denn tun?“ (1886.)

„Das ſtädtiſche Leben, das mir vordem ſchon fremd und ſonderbar vorkam, wurde mir jetzt ſo zuwider, daß all die Freuden eines luguriöſen Lebens, die mir früher als Freuden erſchienen waren, jetzt eine Qual für mich wurden.

Und wie ſehr ich mich auch bemühte, in meinem Innern wenigſtens irgendeine Rechtfertigung unſeres Lebens zu finden, ich konnte nicht ohne Erregung weder unſer noch ein fremdes, beſtes Zimmer, noch einen ſaubereren, herrſchaftlich gedeckten Tiſch, noch eine Equipage mit wohlgenährtem Kutſcher und ebenſolchen Pferden, noch die Läden, Theater, Geſellſchaften mehr anſehen.

Neben all dieſen Dingen ſah ich ſtets die hungrigen, frierenden, gedemüthigten Bewohner des Ljapinſchen Hauſes.

Ich konnte den Gedanken nicht los werden, daß dieſe zwei Dinge zuſammenhängen, daß eins aus dem anderen hervorging.

Ich weiß, daß das Gefühl der Schuld, das mich überkam, ſo wie es mir im erſten Augenblick erſchien, auch ſpäter blieb . . .“

Im ſelben Winter wurde der Vater in Moſkau mit zwei intereſſanten Perſonen bekannt, mit denen er recht intim wurde, mit W. Th. Orlow und N. F. Fedorow. Des erſten erinnere ich mich weniger; Fedorow aber, den früheren Bibliothekar des Rumjanzew-Muſeums, ſehe ich noch jetzt wie lebend vor mir.

Er war ein ſchwächtiger, mittelgroßer, ſtets ſchlecht gekleideter, ungewöhnlich ſtiller, beſcheidener Alter. Am Halſe trug er, ſtatt des Kragens, eine graugewürfelte Binde und ging Winter und Sommer in demſelben alten, kurzen Paletot.

Er hatte einen Geſichtsausdruck, den man nicht vergißt. Seine großen, beweglichen, klugen und durchdringenden Augen ſtrahlten von lauter Güte, die bis zu kindlicher Naivität ging.

Meine Erinnerungen

Wenn es Heilige gibt, sind sie sicher so wie er.

Fedorow war nicht nur physisch nicht imstande, irgend jemandem Böses zu tun, sondern ich glaube, er war für Böses direkt unzugänglich, weil er es nicht verstand.

Es hieß, er lebte als richtiger Asket in irgendeinem Kämmerchen, schlief auf dem bloßen Fußboden, ernährte sich, wie es ging, und gäbe alles den Armen.

Soviel ich mich erinnere, stritt er niemals mit Vater, und, was noch bemerkenswerter, der Vater, der in der Unterhaltung stets leidenschaftlich und draufgängerisch war, hörte Fedorow stets mit besonderer Aufmerksamkeit bis zu Ende an und zankte sich niemals mit ihm.

Ganz anders stand es mit Vladimir Solowjew. Der besuchte den Vater eine Zeitlang ziemlich häufig, und ich weiß keinen Fall, wo ihre Begegnung ohne verzweifelte Streiterei endete. Jedesmal gaben sie sich das Wort, sich nicht zu erregen, und jedesmal war das Ende ein und dasselbe. Es kam vor, daß Gäste bei uns waren; beim Abendtee fand eine lebhaftere Unterhaltung statt, Solowjew scherzte, alle waren vergnügt — da plötzlich wird eine abstrakte Frage aufgeworfen, Vater beginnt zu reden, wendet sich aus irgendeinem Grunde unbedingt an Solowjew; der erwidert, ein Wort gibt das andere, und zuletzt springen beide auf, und es beginnt ein lebhafter Streit. Die lange, hagere Gestalt Solowjews mit hübschem, wehendem Haar schwingt wie ein Pendel hin und her. Der Vater gerät in Erregung, die Stimmen werden erhöht, und gegen Ende des Abends sind die beiden schon nicht mehr auseinander zu bringen.

Wenn die Gäste sich entfernen, geleitet der Vater sie auf den Flur, und beim Abschied von Solowjew hält er dessen Hand in seiner, blickt ihm in die Augen und bittet mit schuldigem Lächeln, ihm wegen seiner Leidenschaftlichkeit nicht böse zu sein.

So geht es jedesmal.

Als Denker stand Solowjew meinem Vater niemals nahe, und er hörte sehr bald überhaupt auf, ihn zu interessieren.

Vater hielt ihn für einen „Kopfmenschen“ und bezeichnete ihn als „Oberpriesterssohn“. „Solcher gibt es viele,“ sagte er. „Ein Oberpriesterssohn ist ein Mensch, der ausschließlich davon lebt, daß man ihm Bücher gibt. Diese liest er durch und nimmt seine Argumente daraus. Aber etwas Eigenes, das Allerbeste, hat er nicht. Es gibt auch unter den ‚Oberpriestersöhnen‘ verständige Leute, wie z. B. Strachow. Er war sogar sehr klug, und wenn er selbständig gedacht hätte, wäre er groß gewesen; aber das war eben sein Unglück, daß er als ‚Oberpriesterssohn‘ auf die Welt kam.“

Diese Definition hörte ich erst mehrere Jahre nach dem Tode der erwähnten Personen.

19.

Körperliche Arbeit. — Schusterei, Nähen.

Im Jahre 1881 schrieb mein Vater an den früheren Lehrer W. J. Algejew:
„. . . Ich habe mich jetzt überzeugt, daß nur das Leben selbst, das Lebensbeispiel uns den Weg weisen kann. Die Wirkung dieses Beispiels ist sehr langsam, sehr unbestimmt (so daß man nie weiß, worauf sie geht) und sehr schwer.

Aber nur das Beispiel gibt den Impuls. Das Beispiel beweist die Möglichkeit, ein christliches, d. h. vernünftiges und glückliches Leben unter allen Bedingungen zu führen: das Beispiel allein bringt den Menschen vorwärts, und das haben ich und Sie nötig, also wollen wir uns gegenseitig dabei helfen . . .“

Ein Lebensbeispiel und ein vernünftiges, glückliches Leben unter allen möglichen Bedingungen — das war die einzige Lösung der schwierigen Fragen, die dem Vater damals zu schaffen machten, und auf diese Weise richtete er sein Leben ein und führte es bis zum verhängnisvollen Herbst des Jahres 1910.

Trotz der riesigen Verstandesarbeit, die all seine Kräfte in Anspruch nahm, rechnete der Vater sich selbst zu den „Müßiggängern, die auf Kosten des arbeitenden Volkes lebten“, und um wenigstens vor sich selbst diesen „Müßiggang“, wie er es nannte, zu rechtfertigen, beschäftigte er sich mit körperlicher Arbeit und gab sie nicht eher wieder auf, als bis er so schwach war, daß er nicht mehr arbeiten konnte.

In einem Briefe an N. N. Gay schreibt er im Juli 1892: „. . . Sie können sich nicht vorstellen, wie entsetzlich beschämend und traurig es jetzt während der Ernte für mich ist, unter den niederträchtigen Bedingungen zu leben, unter denen ich tatsächlich mein Leben hinbringe. Besonders wenn ich an die früheren Jahre denke . . .“

Der Vater liebte körperliche Arbeit stets als eine nützliche, gesunde Beschäftigung und als Verkehr mit der Natur. Sein Verhältnis zur Arbeit aber, als zu einer religiösen Pflicht, kam eigentlich erst Anfang der achtziger Jahre zum Vorschein.

Ich weiß noch, wie er im ersten Winter unseres Aufenthalts in Moskau an die Moskwa in der Richtung der Sperlingsberge ging und dort mit Bauern Holz sägte.

Er kam müde, ganz in Schweiß gebadet, voll von Eindrücken eines gesunden, arbeitsamen Lebens nach Hause und erzählte uns beim Mittagessen, wie diese Leute arbeiteten, wie lange sie es aushielten, und wieviel sie verdienten; zum Schluß verglich er stets das arbeitsame Leben und die Bedürfnisse seiner sägenden Bauern mit unserem Luxus und unserem vornehmen Müßiggang.

Meine Erinnerungen

Um zu Hause arbeiten zu können und die langen Winterabende auszunutzen, lernte der Vater das Schusterhandwerk.

Ich weiß nicht, wo er den Schuster, einen bescheidenen, schwarzbärtigen Mann, Typus eines richtigen Handwerkers, auftrieb, Werkzeug und Leder kaufte und in seinem kleinen Zimmer neben dem Arbeitsraum eine Werkstatt einrichtete.

Neben dem Werk Tisch, am Fenster, stand ein origineller eiserner, durch eine Petroleumlampe geheizter Ofen, der den Raum gleichzeitig wärmen und ventilieren sollte.

Ich erinnere mich, daß trotz dieser Einrichtung, auf die der Vater sehr stolz war, in dem winzigen niedrigen Raume stets eine abscheuliche Luft war, da es nach Leder und Tabak roch.

Zu bestimmten Stunden kam der Schuster; Lehrer und Schüler setzten sich nebeneinander auf niedrige Schemel, und es begann die Arbeit: das Einfädeln der Vorsten, das Absteppen, Klopfen der Absätze, Annageln der Sohlen und Hacken usw.

Der Vater war stets sehr eifrig bei der Arbeit, machte unbedingt alles selbst und gab nicht eher nach, bis er alles ebenso gut konnte wie der Lehrer.

Über den Werk Tisch gebeugt, richtete er das Ende der Vorsten zu, fädelte sie ein, brach sie ab, begann von vorn und stöhnte dabei vor Anstrengung und freute sich wie ein Schüler über jeden Erfolg.

„Erlauben Sie, Leo Nikolajewitsch, ich werde das besorgen,“ sagte der Schuster bei den vergeblichen Bemühungen des Vaters.

„Nein, nein, ich mache es selbst. Tu du deine Arbeit, ich mache die meine — sonst lerne ich nichts.“

Während dieser Schusterstunden kamen oft Gäste zum Vater; bisweilen versammelten sich so viel Teilnehmer, daß man nicht gehen und nicht stehen konnte.

Ich ging auch gern zum Vater und saß dann ganze Abende bei ihm.

Ich erinnere mich, wie einst der Gatte meiner Cousine Elisabeth Valerianowna, Fürst Dbolenski, kam. Der Vater hatte damals gerade gelernt, Zwecken in die Sohle zu klopfen.

Den umgekehrten Stiefel zwischen den Knien, saß er gebückt da und trieb die hölzernen Zwecken mühsam in das rötliche neue Sohlleder.

Einige von ihnen brachen ab, die meisten aber wurden glücklich hineingetrieben.

„Sehen Sie, wie schön das geht,“ meinte der Vater voll Stolz, dem Gast seine Arbeit zeigend.

„Was ist denn dabei so schwer?“ meinte Dbolenski scherzend.

„Versuchen Sie es mal.“

„Soviel Sie wollen.“

Graf Ilja Tolstoi

„Schön. Aber nur unter einer Bedingung. Für jeden glücklich eingetriebenen Nagel bezahle ich Ihnen einen Rubel; für jeden abgebrochenen aber bezahlen Sie mir zehn Kopeken. Einverstanden?“

Dobolenski nahm den Stiefel, Pfriemen und Hammer, zerbrach der Reihe nach acht Nägel, lachte gutmütig und bezahlte unter allgemeinem Triumph zugunsten des Schusters 80 Kopeken.

Ich erinnere mich eines anderen Vorfalles, der mit dem einzigen Eindruck zusammenhängt, den ich von dem Dichter Polonski bewahrt habe.

Wir saßen abends in der Werkstatt und arbeiteten.

(Ich sage „wir“, weil auch ich das Handwerk lernte und eine Zeitlang gar nicht übel schusterte.)

Da kommt der Diener Sergi Petrowitsch und meldet, ein Herr Potogonski wünsche den Grafen zu sprechen.

„Wer ist das? Potogonski? Kenne ich nicht. Bitte ihn hierher,“ sagte der Vater.

Es vergehen wenigstens fünf Minuten.

Wir hatten Potogonski fast schon vergessen, als im Korridor plötzlich sonderbare, gleichsam hölzerne, unregelmäßige Schritte ertönten.

Die Tür geht auf, und an Krücken tritt ein großer, grauhaariger Greis ins Zimmer.

Nach dem ersten Blick in das Gesicht des Gastes sprang der Vater auf und begann, ihn zu umarmen und zu küssen.

„Herrgott, Jakob Petrowitsch, also Sie sind es! Verzeihen Sie um Gotteswillen, daß ich Sie all die Treppen hinuntergehen lassen. Hätte ich das gewußt, so wäre ich zu Ihnen hinuntergekommen. Sergi sagt mir einfach: ‚Potogonski‘. Wie konnte ich ahnen, daß Sie das waren. Was kann ich Ihnen vorsetzen?“

„Da ich schon einmal hier bin, so geben Sie mir etwas ‚Potogonni‘ (schweißtreibendes Mittel). Ich trinke sehr gern Tee,“ scherzte Polonski, vor Müdigkeit leuchtend, und ließ sich auf dem Sofa nieder.

Der arme lahme Greis hatte zwei Treppen hinaufklettern, einen Saal durchschreiten müssen, dann ein paar steile Stufen nach unten und wieder einen langen, halbdunkeln Korridor mit verschiedenen Biegungen und Schwellen.

Ich sah Polonski niemals wieder und erinnere mich dieses Zusammenkommens nur flüchtig, weil ich bald das Zimmer verließ und bei Polonskis Unterhaltung mit dem Vater nicht zugegen war.

Ein anderer Schuster, der den Vater unterrichtete, war unser Knecht Paul Urbusow, ein Sohn der Kinderfrau Maria Afanasiewna und Bruder des Dieners Sergi. Mit ihm beschäftigte sich der Vater eine Zeitlang in Jassnaja Poljana.

Im Sommer arbeitete Vater auf dem Felde.

Sobald er von der bedrängten Lage irgend einer Witwe oder eines

Meine Erinnerungen

franken Greises hörte, machte er sich an die Arbeit und pflügte, mähte und erntete an ihrer Stelle.

Die erste Zeit war er bei seiner Arbeit ganz allein; niemand bewies ihm irgend welche Theilnahme; die meisten Familienmitglieder faßten sein Arbeiten als eine Laune auf und gaben ihm mitleidig zu verstehen, daß er seine kostbare Kraft auf eine schwere, unproduktive Arbeit verwendete.

Obgleich der Vater damals weit milder wurde, sich beim Streit weit weniger erhitzte, andere nicht verurteilte, ja bisweilen sogar fröhlich und mittheilhaftig wie früher war, so kam doch fortwährend die scharfe Dissonanz zum Ausdruck zwischen unserem Leben mit dem Krocketspiel, den vielen Gästen und beständigen Zerstreuungen — und der angestrengten Arbeit des Vaters daheim und im Felde, am Schreibtisch und hinterm Pfluge.

Das erste Mitglied der Familie, das dem Vater damals näher trat, war meine verstorbene Schwester Mascha.

Sie war 1885 erst 15 Jahre alt. Ein schwächtiges, ziemlich großes, schmiegsames, blondes junges Mädchen; in ihrer Gestalt etwas an die Mutter erinnernd, im Gesicht eher dem Vater ähnlich, mit denselben deutlich hervortretenden Backenknochen und hellblauen, tiefliegenden Augen.

Von Natur still und bescheiden, machte sie stets einen etwas eingeschüchterten Eindruck. Voll herzlichen Mitgefühls für die Einsamkeit des Vaters, trennte sie sich zuerst von uns allen, von dem Kreise ihrer Genossinnen und ging unmerklich, aber fest entschlossen auf die Seite des Vaters über.

Eine unermüdliche Fürsprecherin für alle Mühseligen und Beladenen, vertrat Mascha mit altem Nachdruck die Interessen der Dorfarmen, half ihnen mit ihrer schwachen Körperkraft, besonders aber mit ihrem großen teilnehmenden Herzen bei jeder möglichen Gelegenheit.

Doktoren waren damals noch nicht im Hause, und so kam es, daß man sich von Jassnaja Poljana wie von den umliegenden Dörfern aus meistens an Mascha wandte, wenn Hilfe nötig war.

Sie besuchte ihre Kranken oft in den Hütten; und unter unseren Bauern hat man bis jetzt ihr Andenken dankbar im Gedächtnis bewahrt; zum Beispiel hat sich unter den Bauernfrauen die feste Überzeugung erhalten, Mascha hätte stets unfehlbar gewußt, ob ein Kranker genesen würde oder nicht.

In jenem Sommer erschien in Jassnaja Poljana ein junger Jude F., damals Anhänger des Vaters, ein uneigennütziger, überzeugter Idealist.

Er wohnte im Dorf, arbeitete für die Bauern und verlangte für seine Arbeit keine andere Bezahlung, als die einfachste, derbste Kost. Dabei strebte er die Gründung einer christlichen Gemeinschaft an.

Um keine Bedrückungen seitens der Regierung zu erleiden, hatte er sich in unserer Kirche taufen lassen.

Eine Zeitlang war F. wirklich von christlichen Ideen so erfüllt, daß er

durch seine Geradlinigkeit allgemein überraschte und sogar im Dorf unter den Bauern, besonders unter der Jugend, einen gewissen Einfluß besaß.

Seine Frau war eine hübsche Jüdin Rebekka. Sie und ihr kleines Kind lebten im Dorfe in einer Hütte und hungerten buchstäblich. F. brachte ihnen bisweilen ein Stück Brot, das er für seine Arbeit erhalten hatte; oft aber erhielt er von armen Bauern gar nichts und mußte dann selbst hungern.

Rebekka ging im Dorf oder auch bei uns, betteln und bat um Speise für sich und ihr Kind. Schließlich verlangte sie von ihrem Manne, er solle sich wenigstens täglich einen Napf Milch für seine Arbeit geben lassen, damit das Kind Nahrung bekäme. Er hielt auch das nicht für möglich, und schließlich verließ ihn seine Frau und zog aus unserer Gegend fort.

Einmal kam F. abends zum Vater und bat ihn, ihm etwas vorzulesen.

Während des Lesens wurde F. plötzlich blaß und fiel ohnmächtig zu Boden. Es stellte sich heraus, daß er den ganzen Tag gearbeitet, aber nichts gegessen hatte und vollständig entkräftet war.

Auf den Vater machte das einen erschütternden Eindruck; er konnte es niemals vergessen.

„Wir feinen Leute überessen uns und faulenzten, während dieser Mann den ganzen Tag gearbeitet hat und vor Hunger umsinkt. Welch schrecklicher Kontrast!“

Ein anderes Mal im Herbst bat ein durchziehender Zigeuner F. um seinen letzten Kittel. Der Winter kam, und F. war vollkommen ohne Kleidung, nur in hanfleinemem Unterkleid.

Natürlich wurde viel darüber gesprochen; man hatte Mitleid, und es kam dann so, daß F. im Winter schließlich besser gekleidet ging, als vordem.

In diesem Jahr kam ich Anfang Juli nach dem Examen nach Jassnaja Poljana, als die ganze Familie bereits versammelt war und das sommerliche Leben seinen gewohnten Verlauf nahm.

Ich war damals neunzehn Jahre alt, hielt mich für verlobt mit meiner zukünftigen Frau und träumte davon, nach der Heirat mit ihr ein neues Leben zu beginnen, das den Ansichten meines Vaters vollständig entspräche.

Ich wußte mit meiner Kraft nirgends hin, ging also zum Vater und sagte ihm, ich wollte arbeiten und bäte mir anzugeben, was ich tun solle.

„Nun, das ist schön. Geh zur Scharova — ihr Mann ist seit vorigem Winter auf Verdienst ausgezogen und bislang nicht zurückgekehrt, die Frau quält sich mit ihren Kindern und hat niemanden, der ihr Land pflügt. Nimm den Pflug, spann ‚Mordwina‘ an und geh pflügen — ist jetzt gerade Zeit, die Brache umzulegen.“

Ich tat das und pflügte ziemlich schnell einige Brachen vor dem Dorf beim Teich.

Ich erinnere mich noch des neuen, angenehmen und beruhigenden Gefühls, das diese nützliche Arbeit in mir hervorrief.

Meine Erinnerungen

Man kam sich vor wie das vor den Pflug gespannte Pferd, hinter dem man Furche auf Furche umlegend herging, gemächlich seinen Gedanken nachhing, auf die glänzenden, in unendlich langem Streifen unter der Pflugchar hervorquellenden Erdbänder schaute, die in der frischen Furche hilflos sich ringelnden fetten, weißen Engerlinge betrachtete, die Krähen sah, die einen gar nicht beachteten und dicht hinter dem Pfluge sofort alles auf sammelten und vertilgten, was ihnen paßte. Da war keine Spur von Müdigkeit zu merken, bis die Zeit des Essens kam, oder bis die Finsternis einen nach Hause trieb.

Dann drehte man den Pflug um, befestigte ihn am Schlitten, setzte sich seitwärts auf das Pferd und ritt mit den Beinen baumelnd und gegen die Pflugsterze stoßend mit angenehmen Gedanken an Essen und Ruhe nach Hause.

Oft lief man, ohne auf die Hausgenossen zu warten, sobald das Pferd im Stall untergebracht war, direkt in das Leutezimmer, wo am ungedeckten Tisch das Gefinde aß, ließ sich in einer Ecke zwischen Rutscher und Wäscherin nieder und löffelte mit rundem Holzlöffel kalten Kwas mit gestoßenen Zwiebeln oder stark gesalzene, mit Öl angerührte Brotsuppe.

Am Peter-Paulstage (29. Juni) begann das Mähen.

Die Tassnajaer Bauern mähten gewöhnlich unsere Wiesen gegen Beteiligung. Vor der Mahd taten sich einige Familien zu einer Genossenschaft zusammen, und jede Genossenschaft übernahm ihren Teil; man mähte für die Hälfte, oder zwei Drittel, oder zwei Fünftel, je nach der Beschaffenheit des Grases.

Unsere Genossenschaft bestand aus zwei Bauern, dem langen Wassili Michejew und dem langnäsigen Dickwanst Ossip Makarow; ferner meinem Vater, F. und mir.

Wir mähten die Wiese hinter der Allee und dem großen Teich.

Ich mähte für die Charova; der Vater und F. für jemanden anders. Es war in jenem Sommer sehr heiß, die Arbeit eilte, weil das Korn bald reif wurde, und das sonnverbrannte Gras war trocken und hart wie Draht.

Nur ganz früh morgens, wenn noch Tau lag, war es leichter zu mähen; man mußte also früh aufstehen, um seinen bestimmten Teil zu schaffen.

Allen vorauf ging unser bester Mäher Wassili, dann kam Ossip, Papa F. und ich.

Der Vater mähte gut, blieb hinter den anderen nicht zurück, obgleich er stark schwitzte und offenbar ermüdete.

Wenn er mich ansah, fand er aus irgend einem Grunde, ich mähte wie ein Tischler; in der Biegung meiner Taille und meinem Senseschwung fand er etwas, was an einen Tischler erinnerte.

Tagsüber trocknete das Gras, und wir harkten es dann in Schober zusammen; wenn abends Tau fiel, gingen wir wieder mit Sensen aufs Feld und mähten bis Nachtanbruch.

Unserem Beispiel folgend, bildete sich noch eine andere zahlreiche lustige Genossenschaft, zu der die Brüder Sergöi und Leo und der Sohn unserer Gouvernante, Alcide, mein Altersgenosse, ein lieber Kleiner, gehörten. Letzteren nannten die Bauern Albakim Albakimowitsch.

Schwester Mascha gehörte zu unserer Genossenschaft; Tanja und die Cousinen Kusminskis zur anderen. Unsere Genossenschaft war streng und ernst, ihre — leichtsinnig und vergnügt.

Bei ihnen wurden an Festtagen, bisweilen auch alltags die Schober vertrunken; es war ein ewiges Singen und Fröhlichsein. Bei uns dagegen, den „Heiligen“, ging alles ordentlich und allerdings etwas langweilig zu.

Ich muß immerhin gestehen, daß Bruder Leo bisweilen, wenn bei ihnen ein Heuhaufen begossen wurde, seine Portion für mich übrig ließ und ich dann mit großem Vergnügen sein Schälchen austrank.

Das hinderte mich übrigens nicht, ihre Genossenschaft sehr von oben herab zu betrachten, besonders, da ihre Fröhlichkeit einen traurigen Ausgang nahm. Die betrunkenen Bauern begannen eine Schlägerei, und ihr Oberhaupt Senjom Resunow brach seinem Vater Sergöi einen Arm.

Der Sommer, von dem ich hier erzähle, zeichnete sich dadurch aus, daß das Arbeitsfieber alle Bewohner von Jassnaja Poljana ergriff.

Sogar Mama ging im Sarafan mit einem Rechen über der Schulter zum Nähen, und mein Onkel, ein nicht mehr junger Mann, der damals einen hohen Posten in der Gesellschaft bekleidete, mähte derart, daß seine Hände von riesigen Schwielen bedeckt wurden.

Natürlich teilten bei weitem nicht alle Arbeiter die Überzeugung des Vaters; es kam aber in jenem Sommer so, daß die Arbeit alle in Anspruch nahm und interessierte — die einen als Tätigkeit, die anderen einfach als angenehmer, gesunder Sport.

Uns besuchte damals ein junger Anhänger des Vaters, G.

Es war mitten in der heißesten Arbeitszeit.

Nach dem Frühstück versammelte sich unsere ganze Gesellschaft, und wir gingen zum Pferdestall, wo das Arbeitsgerät aufbewahrt wurde.

Wir bauten damals im Dorf mit dem Vater einen Schuppen für einen Bauer.

F. deckte eine Hütte, die Schwestern banden Stroh.

Jeder nahm, was er nötig hatte: der Vater und ich Beil und Säge, F. die Heugabel, die Schwestern Rechen. Dann gingen wir.

G. begleitete uns.

Als die stets lustige und zu Scherzen aufgelegte Schwester Tanja sah, daß G. mit leeren Händen ging, wandte sie sich an ihn:

„Wohin gehen Sie denn, Herr G.?“

„Ich geh in die Dorf.“

„Wozu?“

Meine Erinnerungen

„Ich will helfen.“

„Womit wollen Sie denn helfen? Sie haben ja nichts in der Hand. Nehmen Sie wenigstens eine Heugabel; dann können Sie Stroh zureichen.“

„Ich werde helfen mit mein Rat,“ erwiderte G. in seinem englischen Dialekt, ohne Tanjas Ironie zu bemerken oder darauf zu achten, wie lächerlich und überflüssig er in einem Dorfe war, wo alle Welt arbeitete, und wo Leute im englischen Sportkostüm mit ihrem „Rat“ nur Schaden bringen und stören konnten.

Ich denke mit gewissem Kummer an diesen Fall, der außerordentlich bezeichnend für den „Tolstowzen“ ist, von dem hier gesprochen wird.

Wieviele solcher Leute, die mit ihrem „Rat“ helfen wollten, sind seit jener Zeit an mir vorübergezogen!

Wieviele haben uns in Jassnaja Poljana besucht!

Und wie wenig überzeugte aufrichtige Leute haben sich unter ihnen gefunden!

Viele änderten noch zu Lebzeiten des Vaters ihre Anschauungen vollständig; andere versteckten sich noch immer ehrgeizig hinter seinem Schatten und schädigen nur sein Andenken.

Nicht umsonst pflegte der Vater von den „Tolstowzen“ zu sagen, sie bildeten für ihn die unverständlichste und fremdartigste aller Sekten.

„Ich sterbe nun bald“, prophezeite er traurig. „Dann werden die Leute sagen, Tolstoi hätte gelehrt zu pflügen, zu mähen und zu schustern, die Hauptsache aber, die zu predigen ich mich mein ganzes Leben lang bemüht habe, an die ich glaube, und die das Wichtigste von allem ist — die werden die Leute vergeffen.“

(Ein dritter Teil folgt in späteren Heften.)

Musik.

Berliner Musikleben.

Mona Lisa, die neue Oper von Max Schillings, hat den Freunden seiner Kunst keine geringe Überraschung bereitet. Der vornehme Vertoner so abseitiger Stoffe wie „Ingwelde“ und „Moloch“ wandelt hier in den Spuren der italienischen Veristen, denen der Begriff Wahrheit gleichbedeutend ist mit Eifersucht, Ehebruch und Mord. Seit dem Erscheinen der „Cavalleria rusticana“ sind sie nicht müde geworden, uns dieses als das für Opernzwecke alleinseligmachende Evangelium zu verkünden; und wenn uns auch die Verfasserin der Mona Lisa-Dichtung, Beatrice Dovsly, den Ehebruch — wenigstens als Tatsache — erspart hat, so weist sie als Entschädigung dafür zwei der drei Personen des Dramas dem elenden Tode durch Ersticken und die dritte dem Wahnsinn. Eine blutrünstige Geschichte, ein Hintertreppenroman, zu einem Operntext allerältesten Datums verarbeitet, mit Serenaden und Hymnen, die im rechten Augenblick aus der Ferne hereintönen, mit ineinanderklingenden Marien- und Venuschören, mit Sonnenunter- und -aufgängen, mit Glockenläuten usw. usw. — es hat alles seit Generationen gute Dienste getan. Schade, daß Beatrice Dovsly, in der augenscheinlich ein starkes dramatisches und dichterisches Talent steckt, deren Verse sich weit über das für Operntexte Landesübliche erheben, auf diesen schauervollen Stoff verfiel; viel mehr schade noch, daß Schillings ihn vertont hat.

Der Inhalt des Buches ist in wenigen Worten erzählt. Die erste Szene spielt in der Gegenwart im Hause der Brüder der Certosa zu Florenz. Zwei Fremden, einem jungen Weibe und ihrem alternden Gatten, werden die Räume von einem Laienbruder gezeigt; er erzählt ihnen von Francesco del Gioconda, der einst hier mit seiner schönen jungen Frau Mona Lisa in Pracht und Reichtum lebte bis zu einer Karnevalsnacht des Jahres 1492 — damals begab es sich — — in diesem Augenblick verdunkelt sich die Bühne, und wenn das Licht zurückkehrt, sehen wir vor uns den Saal im Hause des Francesco, ihn selbst mit seinen Freunden in ausgelassener Karnevalsstimmung, und Mona Lisa, sein Weib, dessen Bild von Lionardos Meisterhand gemalt, Francesco den entzückten Augen der Freunde enthüllt. Doch das verführerisch lockende Lächeln des Bildes ist von den Lippen der Lebenden verschwunden, kalt, wie erstarrt, geht sie neben dem ungeliebten Gatten dahin. Da führt der Zufall Giovanni, den Geliebten ihrer Jugend, in Francescos Haus. Er kommt, im Auftrage des Papstes von dem reichen Diamantenhändler eine kostbare Perle zu erwerben. Francesco öffnet den Schrank, der seine Schätze birgt — während er sie den stammenden Gästen weist, erkennen die Liebenden sich wieder. Francesco durch Eifersucht geschärftem Blick aber ist nicht entgangen, was zwischen den beiden sich abspielt. Als die Gäste aufbrechen, gibt er vor, mit ihnen gehn zu wollen. Raum ist er fort, so kehrt Giovanni zurück. Für einen kurzen seligen Augenblick überläßt Mona Lisa sich in seinen Armen dem nie gekannten Glück erfüllten Sehnsens.

Berliner Musikleben

Da hört man Francesco's Stimme, Giovanni muß sich verbergen — noch steht der Schrank offen, hinter dem Vorhang, der ihn verhüllt, findet er Zuflucht. Francesco kommt, er hat alles gesehen, mit teuflischer Grausamkeit schließt er die Pforten des Zimmers, dann öffnet er den Vorhang. Giovanni ist im Schrank, mit lautem Krach fliegt die Tür ins Schloß, den Schlüssel aber wirft er mit wildem Hohn herab in die Fluten des Arno. Von der Piazza klingen die schmelzenden Töne eines Liebesliedes herein, Francesco aber stürzt sich in wildem Begehren auf Mona Lisa, und während sie wie im Wahnsinn den verzweifeltsten Rufen des Geliebten, den sie im Schrank dem schrecklichsten Tode preisgegeben weiß, lauscht, reißt er sie an seine Brust.

Am nächsten Morgen bringt man Mona Lisa den Schlüssel zum Schrank — in dem Boot unter dem Fenster hat man ihn gefunden. Als Francesco eintritt, reicht sie ihn ihm völlig gefaßt hin. Er traut seinen Sinnen nicht, von Schmerz zerrissen hat er sie zu finden erwartet — nun diese Ruhe! Mit sanftem Lächeln erinnert sie ihn daran, daß sie heute die Perlen, die für Lucrezia Borgia bestimmt, tragen sollte. Zaudernd öffnet er den Schrank und prallt entsetzt zurück. Da schreit sie „mit suggestiver Kraft“ auf:

„Was siehst du? Schlich sich ein Schurke ein?
So saß ihn, sonst raubt er dir die Perlen!“

Francesco springt wie rasend in den Schrank, da wirft sich Mona Lisa mit dem ganzen Körper gegen die Tür, krachend schließt sie sich, von Wahnsinn geschüttelt lacht sie auf: „So hab ich dich doch!“ „Misericordia, misericordia“, tönen Stimmen aus der Ferne herüber, während sie sich taumelnd um sich selbst dreht und mit dem Schrei „O Gott, Erbarmen“ zusammenbricht.

Im selben Augenblick verwandelt sich die Szene in den Schauplatz des Anfangs. „Das war des Dramas Ende,“ so beschließt der Bruder seine Erzählung. Im Gehen läßt die Frau die Blumen aus ihrem Gürtel zu seinen Füßen fallen. „Wer bist du,“ ruft er ihr nach. „Eva, Magdalena? Verjücherin!“ Dann die Arme ausbreitend: „Mona Lisa, Mona Lisa!“

Man sieht, eine blutrünstige Geschichte, würdig unserer kulturtrunkenen Freunde Mascagni, Leoncavallo, Puccini, nicht würdig eines bloßen Barbaren wie Max Schillings. Max Schillings ist zu gut für einen solchen Stoff, und weil er es ist, ist seine Musik nicht gut genug für einen solchen Stoff. Ihre Lustigkeit ist nicht bacchantisch, ihre Frömmigkeit nicht ekstatisch, ihre Tragik nicht nervenaufreizend genug. Seine Musik müßte, um zu überzeugen, nach Wein und Blut riechen. Täte sie das, so würde sie anders wirken, als es der Fall ist: trotz der überraschend schönen Szenenbilder, trotz der gesanglich und vor allem schauspielerisch ganz hervorragenden Leistung der Frau Kemp schien das Publikum völlig unbeteiligt zu bleiben, kaum daß sich am Ende des ersten Aktes der Vorhang einmal heben konnte.

Was der Musik vor allem fehlt, sind die weit ausholenden lyrischen Höhepunkte, an denen die Erinnerung später mit Behagen haftete, und die das Empfinden des Hörers, der in dem sich überstürzenden Wechsel der Stimmungen nicht zur Ruhe zu kommen vermag (innerhalb weniger Minuten umfassen sie alle Schattierungen von dem weltverachtenden Fanatismus Savonarolas bis zur buhlerischen Weltlust der Hetäre Ginevra), wie in einem Brennpunkt sammelten. Keiner hat das besser verstanden als Richard Wagner. Wie wild auch in seinen Dramen die Leidenschaften toben, die Gegensätze aufeinanderprallen mögen, immer weiß er den Sturm plötzlich zum Schweigen zu bringen. Dann wiegen wir uns eine Weile

wohlig auf dem Strome ruhig dahinfließender Melodik, und wenn neue Erschütterungen einsetzen, fühlen wir sie schon durch die Kontrastwirkung doppelt stark mit. Bei Schillings Musik fragt man sich oft, ob es sich dabei um eine Flucht vor oder einem Suchen nach der Melodie handle. Häufig lassen uns packende Ansätze aufhören, für einen Augenblick geben wir uns freudig dem Genuße einer warm aufquellenden Melodik hin — dann plötzlich stürzen die Schreckgestalten einer ultramodernen Disharmonik über uns her, jäh wird die melodische Linie zerrissen, und nun wissen wir nicht: ist der Quell versiegt, oder wurde er gewaltsam zugeschüttet? Doch wie die Antwort auch laute, das Resultat bleibt dasselbe: bei aller Bewunderung für Einzelheiten, bei aller Anerkennung der Meisterschaft, mit der die Massen auf der Bühne und im Orchester gehandhabt sind, verlassen wir das Theater doch mit einem Gefühl der Unbefriedigung und Leere, der Abend hat uns nichts von der Bereicherung gebracht, die wir davon erhofft hatten.

Nach solchen Erfahrungen fühlt man sich genötigt zu denken, es gäbe niemanden, der Richard Wagner verstanden, keinen, der den großen Gedanken, für den er gelebt, weiter verfolgen, der mithelfen würde, die Bühne zu einem Förderer der Menschheit auf dem Wege zu einer höheren, reineren Kultur zu machen. Unter den Jüngeren waren es zwei, die berufen schienen, in des Meisters Erbe einzutreten: Richard Strauß und Max Schillings. Und was haben sie getan, uns Wagners hohem Ziel näher zu bringen? Sie gaben uns — den Rosenkavalier und die Mona Lisa. Und dafür hat Richard Wagner getritten und gelitten?



Inzwischen hat auch die langerwartete Alpensymphonie von Richard Strauß ihren Weg durch die Konzertsäle angetreten. Wieder hat eine übergeschäftigte Reklame ihr Bestes getan, die Neugierde der Massen zu erregen und die Einsichtigen zu verstimmen. Wieder hat sie uns von den ungeheuren Orchestermitteln, die Strauß zur Verwendung bringe (sie bereitet auf genau dieselbe Weise bereits auf die noch im Nebel der Zukunft ruhende neue Oper vor), von eigens konstruierten Donner- und Windmaschinen und dergleichen zu erzählen gewußt, und wieder ist es ihr gelungen, jene Aufführungsstimmung zu schaffen, die jedes neue Werk von Strauß zunächst zu einem beispiellosen Erfolg macht. Aber auch das andere hat sie, wie nun so oft schon, bewirkt, daß nämlich, sobald das Publikum nicht mehr unter dem Einfluß der Massenjugestion steht, die es am ersten Abend beherrscht, die Ernüchterung einsetzt und die folgenden Aufführungen sich zu immer wachsenden Enttäuschungen gestalten. So soll denn schon die Aufführung in Dresden nicht viel mehr als einen Achtungserfolg gehabt haben. Es ist überhaupt überaus lehrreich, die Geschichte der Straußschen Kompositionen im Lichte sonstiger, allgemeingültiger Erfahrungen zu betrachten. Wann immer sonst ein Werk das Publikum durch seine Neuartigkeit stungig machte, waren es zuerst nur stets einige Wenige, die den Gesetzen seiner Art nachspürten, und wenn sie darin den Atem einer großen Persönlichkeit fühlten, sich dafür einsetzten und andere zu seinem Verständnis zu erwecken suchten, bis sich auch den größeren Massen sein Geheimnis erschloß. Jedem werden aus der Musikgeschichte von Bach bis Brahms reichlich Belege dafür einfallen. Die Erstaufführungen Straußscher Werke aber gestalten sich mit unfehlbarer Gewißheit jedesmal zu einem Triumph für den Autor. Die Rätsel, die eine so eigengeartete Schöpfung wie die „Salome“ zu raten gibt, werden, wenn man dem Begeisterungstäumel des Publikums glauben darf, von ihm mühelos gelöst. Aber merkwürdig: die Zahl seiner Bewunderer steigt nicht,

sondern fängt nach kurzer Zeit sichtlich zu fallen an, der Aufführungen werden weniger und weniger, und wer den Wochenspielplan einiger der wichtigsten Theater Deutschlands in letzter Zeit verfolgt hat, weiß, daß — von Berlin, der Wirkungsstätte Straußens abgesehen — sein Name erschrecklich selten darin auftaucht. Wir wollen die Gründe hierfür heute nicht des näheren untersuchen, sie liegen zweifellos hauptsächlich in den Werken selbst. Aber daß die übelberatene Reklame, mit der sie zuerst angekündigt wurden, nicht wenig damit zu tun hat, scheint mir zweifellos.

Und das neue Werk? Man könnte in den allgemeinen Chorus einstimmen, der den meisterhaften Aufbau, die photographische Treue der Tonmalereien, die wunder-vollen Farbmischungen preist, um dann etwas kläglich abzuschließen: schade nur, daß die Erfindung sich in gar so ausgetretenen Gleisen bewegt. Aber es hieße Eulen nach Athen tragen, bei Strauß die kluge Anlage, die das Kunstmittel der Kontrastwirkung wie Wenige handhabt, die auf „blumige Wiesen“ „Dickicht und Gestrüpp“, auf „Gewitter und Sturm“ einen „Sonnenuntergang“ folgen läßt, hervorzuheben oder gar die unvergleichliche Kunst der Orchesterbehandlung zu loben. Das alles sind ja nur Außerlichkeiten, die mehr mit dem Kunstverstand als dem schöpferischen Genie zu tun haben; Wirkungen durch das Gegenüberstellen scharf markierter Gegensätze oder durch blendende Klangmischungen zu erzielen, ist an sich leicht genug; Bedeutung gewinnen sie erst, wenn sie in dem einen Fall nicht dem bloßen Gegensatz, sondern der Macht der gegenübergestellten Empfindungen und der überzeugenden Eindringlichkeit des Ausdrucks, im andern der Kraft der Idee entspringen, die die instrumentale Einkleidung nur als Mittel erscheinen läßt. Wie sagte doch Wagner, als einmal von dem Geheimnis der großen Wirkung der Posaunen im „Lannhäuser“ die Rede war? „Es ruhe wohl darin, daß ihm immer zuerst etwas ein-falle, bevor er es für die Posaune setze.“ Aber das ist es gerade, was wir in der Alpensymphonie so arg vermissen: die Sprache einer aus dem Vollen schöpfenden erfinderischen Kraft.

Das Werk nimmt fraglos zunächst durch seine überraschende Klarheit und ein-schmeichelnde Melodik für sich ein. Aber bald entdeckt man, daß jene Klarheit nicht aus der Kraft geboren ist, die etwas Bedeutendes zu sagen hat und es in der einfachsten Sprache sagt, sondern aus der Schwäche, die nur die Oberfläche der Dinge berührt, und daß jene Melodik uns auf ihrem ebenso breiten als flachen Strom zurückträgt zu den Zeiten jener bestechenden Lyrismen Mendelssohns, gegen die Wagner einen so heißen Kampf führte. Und diese Dürftigkeit der Ideen wird durch die Fülle der Mittel, die Strauß zu ihrer Darstellung heranzieht, in das denkbar grellste Licht gerückt. Jener elementare Grundsatz, daß in der Kunst Gegenstand und Mittel der Darstellung so unlösbar miteinander verknüpft sein müssen, daß das eine ohne das andere undenkbar ist, wird hier in sein Gegenteil verkehrt. Die Fülle der angewandten Mittel steht im umgekehrten Verhältnis zu der Dürftigkeit des dargestellten Gegenstandes. Schon in der „Sinfonia domestica“ trat dieses Mißverhältnis auf das schreiendste hervor: ein häusliches Idyll, das zu seiner Darstellung eines Orchesterapparates bedurfte, zu dem der in Beethovens Schlachtsymphonie sich verhält wie der Klang einer Kindertrompete zu dem einer Bassposaune. Und auch in dem neuen Werk wird man die Empfindung nicht los, daß, was hier echte und rechte Musik ist, die gleiche Wirkung auch ohne die riesigen Mittel (Strauß verlangt einen Orchesterkörper von einhundertvierunddreißig Spielern) gemacht hätte; und wiederum, wo diese notwendig wurden, da ging es einem unwillkürlich frei nach Goethe durch den Kopf: „Denn eben wo Gedanken fehlen, da stellt der Lärm zur rechten Zeit sich ein.“ Bedarf es wirklich zwölf Hörner, zweier Trompeten und zweier Posaunen hinter der Szene, um etwas Waldstimmung hervorzurufen?

Auf wieviel einfachere und dabei überzeugendere Weise ist das Weber und sogar Joachim Raff gelungen! Und nun die viel gerühmte Kunst der Tonmalerei, die Strauß ja in der Tat hier und da Wirkungen von verblüffender Eigenartigkeit erreichen läßt. Man hat viel Aufhebens von der Darstellung des Wasserfalles mit den aufsprühenden Figuren der sechsfach geteilten Geigen, der Harfen, Celesta usw. gemacht. Ja, aber wäre irgendeinem Menschen auch nur eine Ahnung davon aufgegangen, daß es sich hier um einen Wasserfall handle, sofern es das Programm nicht angekündigt hätte? Und selbst wenn es Strauß gelungen wäre, im Hörer die gewünschte Vorstellung naturgetreu zu erwecken, muß es immer wieder gesagt werden, daß die Kunst nur eine Wahrheit kennen darf, die künstlerische, und nur eine Treue, die gegen sich selbst? Sobald sie sich aber einen Inhalt wählt, der ihrem Wesen widerstrebt, sobald die Musik sich die Wiedergabe bloßer Geräusche zur Aufgabe macht, so drückt sie sich selbst das Kainszeichen der Unwahrheit und Untreue auf! Von hier bis zu Donner- und Windmaschinen ist dann nur noch ein Schritt, und dann sind wir glücklich da angelangt, wohin es jene unter der Malermaste auftretenden italienischen Hochstapler gebracht haben, die sich Futuristen nannten und doch während ihrer kurzen Gegenwart längst schon der Vergangenheit angehörten, deren einer, zur Erzielung äußerster Naturtreue, seinem Porträt ihres Führers Marinetti einen wirklichen Schnurrbart aufklebte. Wäre es nicht ehrlicher, bei derartigen Gelegenheiten die Musik ganz auszuschalten und etwa für eine Szene am Bach einfach eine Wasserplätschermaschine zu konstruieren? Gegen diese Dinge muß einmal mit aller Schärfe Einspruch erhoben werden, mit um so größerer, wenn sie auf einen Künstler wie Strauß zurückgehen, der im Brennpunkt der musikalischen Interessen unserer Zeit steht, und dessen Führung sich der jüngere Nachwuchs, dem der Weg in das dornige Dickicht der Eufteleien und Außerlichkeiten viel zugänglicher ist als der zu den freien Höhen einer reinen Kunst, blindlings anvertraut.

Wir wissen, daß Strauß, seitdem er als Zwanzigjähriger dem „sturmwindartigen“ Einfluß Alexander Ritters verfiel, sich mit Leib und Seele dem programmatischen Gedanken verkauft hat. Für den, der an den segensreichen Einfluß dieser Richtung auf die Entwicklung der deutschen Musik nicht zu glauben vermag, kann nichts Lehrreicher und — betrübender sein, als ihre Einwirkung auf das Straußsche Schaffen zu verfolgen. Der Blick schweift zurück und haftet auf der frühen Cello-sonate, deren schwingungsvolle, frischerfundene Ecksätze, deren warmempfundenes Adagio mit seiner breiten, edlen Melodik sie zu einem der besten und wirksamsten Stücke der einschlägigen Literatur stempeln. Daß dieses Werk nicht häufiger von unsern Cellisten, die doch wahrlich über keine allzureiche Auswahl verfügen, hervorgesucht wird, ist eines jener Rätsel, deren es auf diesem Gebiete so viele gibt . . . oder sollte es der spätere Strauß sein, der mit seinem so ganz anders gearteten Schaffen hier dem jüngeren den Boden unter den Füßen fortgezogen hat? Und nun die älteren Orchesterstücke: „Don Juan“, das farbenprächtigste, und „Tod und Verklärung“, das ergreifendste der ganzen modernen Orchestermusik. Hier, wo das Programm durchaus nebensächlich, ja überflüssig ist, wo die Erfindung ganz und gar ihren Quell in der Empfindung hat und sich deswegen auch so unmittelbar an sie wendet, hier wollte es scheinen, als ob Strauß die Musik, ohne sie ihrer eigensten Bestimmung zu entfremden, mit Hilfe der von ihm mit so unvergleichlicher Meisterschaft und pfadfinderischer Genialität gehandhabten Instrumentationskunst neuen Zielen entgegenführen würde. „Till Eulenspiegel“ konnte auf seine besondere Art diese Erwartung bestätigen. Mit ihm hat Strauß der Tonkunst ein ganz neues Gebiet erschlossen, das des Wizes, der etwas ganz anderes ist als die Schallhaftigkeit Haydns oder der unter Tränen lächelnde Humor Beethovens und

Schumanns. Und da dieses Stück nicht nur voll *Witz*, sondern auch voll *Musik* ist und seine Wirkung übt, auch wenn man nichts von dem, was es darstellen soll, weiß, so bildet es eine der dankenswertesten Bereicherungen unseres musikalischen Besitzes, die uns in Jahrzehnten beschert worden sind. Eine einzige Stelle ist auch hier schon bedenklich: Till hat irgendeinen Streich begangen und geht nun, einen Gassenhauer summend, davon. Mehr als einmal bin ich gefragt worden, wie Strauß ein bei aller Lustigkeit stets vornehmes Werk durch eine solche Banalität entstellen konnte. Und wenn ich dann auf den Stoff wies, so antwortete man mir wohl, ob es nicht besser gewesen wäre, eine dem Hörer ja doch unverständliche Einzelheit des Stoffes fallen zu lassen, als in das vollendete künstlerische Gesamtbild einen falschen Ton zu bringen?! Dann kam das „Heldenleben“, nach Anlage und Ausföhrung vielleicht der genialste Wurf in der ganzen Reihe Straußscher Werke, ein Stück, in dem Stoff, musikalische Erfindung und Darstellungsmedium eine unlösbare Einheit bilden, die Musik den Geist des Stoffes atmet und die Orchestermassen nur seiner Bedeutung entsprechen; selbst die Kampfzene reißt uns trotz ihrer Härten immer von neuem mit einer Art dämonischer Gewalt fort. Überall tritt hier das Programmatische als Empfindungsausdruck, nicht als kleinliche Wirklichkeitsmalerei hervor — überall, mit Ausnahme von zwei Stellen, die von Strauß als „die Gefährtin“ und „die Neider und Feinde“ bezeichnet worden sind. Hier sollte die Musik die Rolle der Charakterdarstellerin spielen. Durch zahlreiche Bezeichnungen deutet Strauß der Solovioline, die die Gefährtin vertritt, an, was sie auszudrücken habe, durch alle Schattierungen der Empfindung, von „heuchlerisch schmachtend“ bis „zornig und keifend“, soll sie innerhalb weniger Minuten laufen. Schon daß Strauß eine solche Fülle von Worterklärungen für nötig befunden hat, beweist, wie wenig Zutrauen er selbst zu der Ausdrucksfähigkeit seiner Musik hier hatte. Wie aber soll nun gar der Hörer ihr folgen? Ihm sagt die Stelle gerade, weil sie soviel zu sagen unternimmt, gar nichts; er empfindet sie nur als eine zusammenhangslose Folge von Exzentricitäten, und ebenso ergeht es ihm mit den „Neidern und Feinden“. Ketten von grellen Disharmonien und pfeifenden, zischenden Klangmischungen reißen ihn hier aus mächtigem seelischen Aufschwung herunter zu den Niederungen kleinlich spielerischer Verstandesarbeit. Wieder ist es das Programm, welches Strauß ein prachtvoll organisches Gebilde durch Einschießel zerstören läßt, die musikalisch ungenießbar, inhaltlich unverständlich sind; und hier treffen wir auch auf einen Zug im Straußschen Schaffen, der sich in der Folge, und zwar besonders in der „Salome“ und „Elektra“, mit immer größerer Starrheit zum Prinzip entwickeln sollte. Wo immer die Kunst früher das Häßliche in ihren Darstellungskreis zog, suchte sie das Unbehagen, das der Gegenstand erweckte, durch ihre Art der Behandlung zu mildern, das stofflich Unschöne durch die ihr eigene Macht ins Bereich des künstlerisch Schönen zu erheben. Strauß verleugnet dieses Prinzip grundsätzlich. Seine Musik soll nicht anders wirken als der Stoff selbst. Soll ein Häßliches dargestellt werden, so strebt auch die Wiedergabe nur nach größtmöglicher Häßlichkeit; auch hier wird also die photographische Treue über die künstlerische gestellt: es ist der Sieg der Materie über den Geist! Ob wir in diesen beiden so eng miteinander verschlungenen Prinzipien Ursache oder Wirkung zu sehen haben, ist nicht leicht zu sagen; sicher ist, daß ihre immer energischeren Durchführung mit dem Nachlassen der eigentlichen erfinderischen Kraft bei Strauß Hand in Hand gegangen ist. So wurde die „Sinfonia domestica“ zu einer argen Enttäuschung für seine Bewunderer. Das programmatische Ausmalen außermusikalischer Dinge — die Geburt des Kindes, die Bemerkungen der Tanten und Onkels („ganz der Papa“, „ganz die Mama“,

heißt es in der Partitur), der Streit der Eltern über den künftigen Beruf des Kindes usw. — feiert hier wahre Orgien, der ungeheure Orchesterapparat mutet uns an, als sähen wir etwa eine der famosen „Badding-in-Frankreich“-Zeichnungen Zilles in überlebensgroßen Dimensionen auf die Leinwand gebracht, und das thematische Material enthält kaum einen einzigen individuell gefärbten Gedanken. Ihr gegenüber bildet die Alpen-Symphonie immerhin einen Fortschritt. Man fühlt, daß hier ein Stoff von idealerem, man möchte sagen musikalischerem Gehalt vielfach in einer Sprache von größerer Ursprünglichkeit und Natürlichkeit Ausdruck gefunden hat. Freilich, wenn uns Strauß mit diesem ungekünstelteren Sich-Geben die wahre Natur seiner spezifisch musikalischen Begabung enthüllt hat, so sind damit längst gehegte Befürchtungen aufs grausamste bestätigt worden: dann ist der Quell individueller Erfindung in ihm versiegt, dann dürfen wir auf melodischem Gebiete auf nicht viel mehr als die ewige Wiederkehr jener altväterischen Wendungen rechnen, deren beispielsweise der „Rosentavalier“ so zahlreiche enthält, dann wird zugleich die orchestrale Aufmachung eine immer blendendere und anspruchsvollere werden. Und hier muß noch auf eines hingewiesen werden: es ist ein Merkmal der modernen Instrumentationstechnik, daß sie den Orchestern Dinge zumutet, die die Vorbereitung neuer Orchesterwerke zu einer Qual für Dirigenten und Spieler machen. Ganz gewiß dürfen wir Schwierigkeiten nicht aus dem Wege gehen, wenn ohne sie bestimmte Wirkungen nicht zu erzielen sind; aber nichts ist verwerflicher als die Schwierigkeit als Selbstzweck. Es ist nichts Angewöhnliches, in modernen Partituren ein halbes Duzend ganz verschiedene Rhythmen nebeneinander hergehen zu sehen — ich sage mit Bedacht „sehen“, denn dem Ohr wird immer nur der eine, durch Klangstärke aus dem andern hervortretende zum Bewußtsein kommen, die andern heben sich gewöhnlich gegenseitig auf; den einzelnen Instrumenten werden die unmöglichsten Passagen zuerteilt, von denen schließlich in dem allgemeinen Lärm nicht ein Ton zu hören ist; verschiedene Taktarten (Dreiviertel, Bieriertel, Fünftel usw.) folgen einander mit verwirrender Schnelligkeit —, in der „Salome“ beispielsweise wechselt das Taktmaß an einer Stelle innerhalb vierundzwanzig Takte zwanzigmal. Man wird hier einwerfen, daß eine charakteristische Deklamation das verlangen mochte —, aber hat irgendeiner energischer auf gute Deklamation gehalten als Richard Wagner, und hat er je ohne ganz besondere Gründe (wie bei den Fieberparoxysmen „Tristan“) zu so ungeheuerlichen Hilfsmitteln gegriffen?

Drei Elemente innig gefellt bilden das ideale Orchesterstück unserer Jüngsten: die denkbar größte Häufung der orchestrale Mittel als erstes, der Schwierigkeiten als zweites und der harmonischen Härten als drittes. Und daß dem so ist, das ist nicht zum wenigsten Richard Strauß zuzuschreiben. Die Geschichte seines Schaffens zeigt nur zu deutlich, wohin dieser Weg führt: zu innerer Leere, schwach verhüllt durch äußeren Prunk!

Richard Strauß war einst unsere Hoffnung. Er kündigte sich an durch Werke, welche all-ewige Gedanken in der Sprache ihrer Zeit ausdrückten und die so — das untrügliche Merkzeichen aller wirklich großen Kunst — zugleich in der Gegenwart wurzelten und in die Zukunft wiesen. Das ließ uns in ihm denjenigen begrüßen, der dazu auserkoren sei, die Reihe unserer Meister, als deren letzte Wagner und Brahms dahingegangen waren, würdig fortzusetzen. Müßten wir diese Hoffnung endgültig begraben?



Eine höchst sympathische Künstlerpersönlichkeit lernten wir in Walther Pözet kennen. Sein Vortrag der drei Klavier-sonaten von Robert Schumann zeigte ihn als einen Schumann-Spieler von Gottes Gnaden, der mit großer technischer Brillanz

und einem selten feinfühligem Anschlag jene Ursprünglichkeit und Intimität des Vortrags verbindet, die das gespielte Werk fast wie eine Improvisation erscheinen lassen. Wenn sein Erfolg trotzdem kein gerade stürmischer war, so lag das an dem Programm. Jede der drei Schumann'schen Sonaten ist überreich an Schönheiten, aber das Ringen mit der Form ist in ihnen zu offensichtlich, als daß sie sich zu abgerundeten Kunstwerken hätten gestalten lassen. Dazu kommt, daß alle derselben Periode in Schumann's Leben angehören, einer Periode seelischer Unruhe und Zerrissenheit, die auch seinem Schaffen ihren Stempel aufdrückten. So bewegen sich die drei Werke, bei aller Verschiedenheit im einzelnen, doch als Ganzes in demselben Empfindungskreis, und gerade, weil sie so ureigenlich und doch so gleichartig in der Stimmung sind, wirken sie auf den Hörer zugleich beunruhigend und ermüdend. Wir können Beethoven stundenlang lauschen, ohne zu ermüden; sein Schaffen hat etwas so Allgemeingültiges, daß es in jedem verwandte Saiten zum Erklingen zu bringen vermag. Aber Schumann ist gerade in seinen Sonaten von so individuellen Stimmungen beherrscht, daß er nur die wenigsten zum Miterleben zwingt, und den meisten diese Musik ebenso unverständlich ist wie das Empfinden, das sie erfüllt. Aber noch ein anderer Umstand mag dazu beigetragen haben, die Wirkung von Pezet's Spiel herabzudämpfen. Der verdunkelte Saal! Ein Konzert ist ein Fest oder sollte es wenigstens sein, und etwas Festliches sollte deshalb schon der Raum haben. Gerade das reißt den Besucher sofort aus der alltäglichen Stimmung heraus und bereitet den Boden für die neuen Eindrücke, die der Spieler ihm vermitteln soll. Der verdunkelte Saal hingegen bedrückt, dämpft den Enthusiasmus, ein freudig lauter Beifall scheint nicht zu ihm zu passen.

Und dann: Wozu die besondere Gestaltung der Vortragsbühne, die von Herrn Professor Hermann Junker, der Entstehungszeit der Stücke (den dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts) entsprechend, etwas biedermeierisch hergerichtet war? Fühlt denn der Künstler nicht, daß diese Umgebung mit den dargestellten Werken etwa ebenso zusammenstimmt wie Davidsbündler und Philister? Hat er vergessen, daß Schumann mit diesen Werken dem biederem Philistertum seiner Zeit sehr bewußt den Fehhandschuh hinwarf? Rameau, Couperin, Daquin in einem Nokofoorum, das läßt sich hören, aber Schumann in einem Biedermeierzimmer? Nein, das geht nicht an, das ist ein Widerspruch in sich selbst! Und im übrigen — ein Künstler wie Walther Pezet bedarf solcher Hilfsmittel nicht! In seinem anschiessamen Empfinden, seinen gehorjamen zehn Fingern besitzt er die wirksamsten Stimmungsmacher in der Welt. Vertrau er in Zukunft denen allein. Künstler und Publikum werden dabei am besten fahren!

Dieselben Worte möchte man Max Pauer zurufen, der ebenfalls im verdunkelten Saale spielte; doch war die Wirkung hier weniger bemerkbar, weil das Programm in helleren, abwechslungsreicheren Farben gehalten war als bei Pezet. Es war eine wirkliche Freude, diesen Künstler nach längerer Pause wieder einmal zu hören. Eine gewisse antivirtuose Zurückhaltung und akademische Trockenheit, die seinem Spiel früher anhafteten, haben einem rüchhaltigen Sich-Hingeben Platz gemacht — die kleinen Stücke von Schumann konnten nicht intimer, die Weber'sche Sonate nicht brillanter gespielt werden. Der besondere Dank aller Musikfreunde aber gebührt Max Pauer für den Vortrag der Variationen und Fuge über ein eigenes Thema von Wilhelm Berger. An diesen viel zu früh Abberufenen wird manch einer nicht ohne Wehmut denken. Mit welcher Bewunderung sahen wir Mitstreben den nicht seinerzeit auf den kaum Zwanzigjährigen, der durch seine ersten Kompositionen die weitgehendsten Hoffnungen erweckte. Redlich hat er, was

an ihm war, getan, um sie nicht zu enttäuschen; und wenn sie nicht voll erfüllt wurden, so müssen wir nicht ihn, sondern das Schicksal anklagen, das ihn in der Blüte der Kraft dahinraffte. Einen reichen Schatz schöner Werke aus allen Gebieten der Tonkunst hat er uns hinterlassen, und wiewohl manche davon die Spuren jener gefährlichen Leichtigkeit des Schaffens tragen, die immer etwas zu sagen weiß und deshalb selten wartet, bis sie wirklich etwas zu sagen hat, so ist vieles doch auch von solcher Wärme der Empfindung, von solcher Vornehmheit des Ausdrucks und solcher Meisterschaft in der Verwendung der Mittel, daß es unbegreiflich ist, warum es nicht größere Beachtung gefunden hat. Die von Pauer mit außerordentlichem Erfolge gespielten Variationen beispielsweise gehören unstreitig zum Bedeutendsten, was die neuere Klaviermusik hervorgebracht hat. Aber unsere Pianisten, die in fernste Fernen schweifen, um von da mit Produkten von so zweifelhaftem Werte wie die Debussyschen zurückzukehren, gehen achtlos an dem vielen wirklich Guten, was die eigene Heimat hervorgebracht hat, vorüber. Hätte Berger rückhaltlos dem Bösen der Dissonanz geopfert und seinen Kompositionen, um einen Wagnerischen Ausdruck zu brauchen, recht viele disharmonische Kleckse aufgesetzt, so hätte man sie wahrscheinlich als Bahnbrecher mit Jubel begrüßt. Ihre ruhige Schönheit aber und die Tatsache, daß sie, obwohl durchaus modern, sich doch von jener Hypermodernität fernhalten, welche unter dem Deckmantel harmonischer und rhythmischer Kühnheit meistens nur den Mangel an wirklicher Empfindung und Erfindung zu verbergen sucht, wurde als unzeitgemäß, als rückständig abgelehnt. Gebe der Himmel, daß das große Weltgeschick, das mit gewaltigem Besen schon soviel Törichtes und Falsches weggefegt hat, auch hier ein großes Auskehren veranstalten und unseren Komponisten, und besonders den jüngsten, die Augen darüber öffnen möchte, daß eine Kunst, die nur auf einen bis zur Perversität überreizten Geschmack berechnet ist, ihren Beruf verfehlt hat, und daß die große Masse des musikfreundigen Publikums nichts davon wissen will. Vielleicht wird dann ein echter Künstler wie Berger doch noch zu Ehren kommen und Max Pauer seine Stimme nicht vergeblich als der Prophet in der Wüste erhoben haben. —

Was eben über das Verhältnis des Publikums zu den Modernisten gesagt wurde, kann man immer von neuem bestätigt finden, wenn man den Aufführungen Mahlerscher Werke beiwohnt. Nitsch brachte uns in einem der Philharmonischen Konzerte sein „Lied von der Erde“, „eine Symphonie für eine Tenor- und eine Altstimme mit Orchester“. Wir wollen es dem Meister danken, daß er uns Gelegenheit geboten, uns wieder einmal mit dem Problem Mahler, das uns in diesem Werke vielleicht am unverhülltesten entgegentritt, zu beschäftigen. Im letzten Grunde ist doch auch in der Kunst das Urteil des Publikums das endgültig entscheidende, und es ist deshalb doppelt wichtig, daß ihm die Möglichkeit gegeben wird, Werke aller Richtungen zu hören und selbst sich sein Urteil zu bilden.

Fast will es scheinen, als ob über Mahler die Alten bereits geschlossen sind. Seit über fünfundsiebenzig Jahren wirbt er um die öffentliche Anerkennung, und es hat nicht den Anschein, als ob seine Gefolgschaft während dieser Zeit sich wesentlich vergrößert hätte. Mahlers Schaffen bedeutet einen Triumph des Willens. Wenn das Goethesche „Wer immer strebend sich bemüht, den können wir erlösen“ auf die Kunst Anwendung hätte, so müßte Mahler längst aus dem Dunkel der Unpopularität zur allgemeinen Anerkennung erlöst sein. Denn ehrlicher, ernster hat keiner sich bemüht und gestrebt als er. Alles, was durch Fleiß und Energie zu erringen ist, erwarb er sich. Eines nur vermochte auch er nicht: sich das göttliche Feuer vom Himmel herabzuholen, welches allein dem Werk von Menschenhand den Atem wirklichen Lebens einzuhauchen vermag, ohne das auch das voll-

endetste Gebilde immer nur Stückwerk ist. In der Geschichte der Künste wird man schwerlich ein zweites Beispiel eines Mannes finden, in dem ein so starker Zug zur Größe sich mit so geringer ursprünglicher Begabung gepaart hätte. Man ahnt sein Ziel — höher hat es sich wohl nie ein Künstler gesteckt —, man fühlt, wie er ringt und kämpft, und wie es ihm doch ewig unerreichbar bleibt.

Es war wohl nur eine Laune, die ihn das „Lied von der Erde“ eine Symphonie nennen ließ. Tatsächlich ist es eine Folge von sechs Gesängen, denen Gedichte aus Bethges Übertragungen „Die chinesische Flöte“ zugrunde liegen, Gedichte voll Sehnsucht und Kummer, durchtränkt von demselben Empfinden wie die drei Jahrhunderte später entstandenen Vierzeiler des Persers Omar Khayam, einem Empfinden, das den Gram über die rasche Vergänglichkeit alles Irdischen im Genuß seiner Freuden vergessen möchte und doch auch im Augenblick des Genusses den Gedanken an das Ende nicht abschütteln kann. Wie Todesahnung lastet es auf der Musik, deren Vollendung, wie Werner Wolff in seiner ausgezeichneten Analyse erzählt, Mahler nur kurze Zeit überlebte, und die zu hören ihm nicht mehr beschieden sein sollte. Ich habe versucht, ihr mit Hilfe der Partitur beizukommen; ihr Studium bestätigt in vollstem Maße den Eindruck, den ich durch die Auf- führung empfangen hatte. Wir müssen uns, wenn wir an diese Musik herantreten, aller gewohnten Begriffe entschlagen. Die Grundlagen der Harmonie: Konsonanz und Dissonanz (soweit von der ersteren überhaupt die Rede sein kann), Melodie, Rhythmus, alles ist in durchaus selbständiger Weise behandelt — aber diese Selbständigkeit hat nicht die bezwingende Kraft eines der Persönlichkeit eigentümlichen Neuen, sondern erweckt nur den Eindruck ängstlichen Bemühens, den Mangel einer wirklichen Eigenart zu verdecken. Mahler wirkt fast durchgängig durch die Farbe. Ein Meister der Instrumentation, versteht er es in seltenem Grade, durch sie allein Stimmungen zu erwecken. Aber kaum je vermag er diese auch festzuhalten, und das Interesse erlahmt rasch, weil wir bald Linie und Zeichnung zu vermissen anfangen, die der Farbe erst Bedeutung geben können. Wie dürftig ist gleich das Thema, das, zuerst von vier Hörnern gebracht, dann das ganze Werk durchzieht! Es wirkt gemacht wie eine heroische Pose. Hier und da taucht einmal ein wirklich melodischer Gedanke auf, wie etwa zu den Worten: „Der Herbst in meinem Herzen währet zu lange“ im zweiten Stück; aber schauen wir genauer hin, so entpuppt er sich als ein guter alter Bekannter in neuem Gewande. Jeder Satz fesselt zuerst, um dann bald zu ermüden; das Ohr labt sich an aparten Klangwirkungen, um dann wieder durch unerhörte Härten verletzt zu werden; man freut sich eines charakteristisch zierlichen Gebildes, wie das dritte Stück:

„Mitten in dem kleinen Teiche
Steht ein Pavillon aus grünem
Und aus weißem Porzellan“

und merkt doch bald, daß es mehr das Aparte als der wirkliche Gehalt ist, was uns daran fesselt. Eine friedlose, freudlose Kunst — das ist der Eindruck, eine Kunst, die in dem Bestreben, über die der Persönlichkeit des Komponisten gesteckten Grenzen hinauszugehen, die Grenzen der Kunst selbst vergessen und was sie neu hinzugewonnen, mit viel wertvollere älteren Gut bezahlt hat.

Die Aufführung, an der sich Klona Durigo und George Meader mit Erfolg beteiligten, gestaltete sich zu einem Triumph für Nikisch und die Philharmoniker, die die ungeheuren Schwierigkeiten Mahlers mühelos bewältigten. Nikisch dirigierte, als sei ihm diese Musik ganz besonders ans Herz gewachsen — aber gerade das ist ja das Geheimnis seiner Größe, daß er diesen Eindruck jedesmal gibt, ganz gleich, ob er Haydn oder Beethoven, Brahms oder Mahler spielt.

Sechzig Jahre ist er im Oktober alt geworden, aber wenn irgendwo, so paßt auf ihn das Wort: „Nicht sechzig, sondern zum zweiten Male dreißig“, denn er hat nichts von dem Feuer des Dreißigjährigen verloren, und die Überlegenheit, die hinzugekommen ist, ist nicht die des Alters, sondern die des erfolglicheren Kraftbewußtseins. Wir können uns das Berliner Musikleben ohne ihn nicht mehr vorstellen. Inmitten der Unruhe und Hast, die es charakterisieren, geht er mit unbeirrter Ruhe seinen Weg, offenen Sinnes für alles bedeutende Neue, aber dabei unererschütterlich festhaltend an den alten Idealen. Möchte er uns noch lange erhalten bleiben!

Auch Ernst Wendel entwickelt sich immer mehr zu einem Meister seines Faches. Noch besitzt sein Stab nicht jene suggestive Gewalt wie der Nikischs oder Fiedlers, aber was er bietet, ist so bedeutend, daß Größeres mit Sicherheit noch erwartet werden kann. Diesmal brachte er Max Regers „Variationen und Fuge über ein lustiges Thema von J. A. Hiller“.

Strauß, Mahler, Reger — drei Künstlercharaktere, wie sie interessanter kaum eine Zeit hervorgebracht hat, alle drei durch das Band der entschiedensten Modernität miteinander verbunden und jeder doch eine besondere Erscheinung: Strauß nach mächtigem Aufschwung zu ewigen Höhen jetzt ganz in das Netz der Gegenwart verstrickt, Mahler mit seinem Schaffen in die Zukunft deutend, die ihm ihre Pforten doch kaum öffnen dürfte, Reger machtvoll von der Vergangenheit befruchtet und vielleicht dazu berufen, ihre Errungenschaften (Kontrapunktik, symphonische Form usw.) mit modernem Geist erfüllt zu neuem Leben zu erwecken. Vielleicht ist er die größte künstlerische Potenz unter den dreien. Wenn er trotzdem immer noch nicht so recht durchgegriffen hat, so will es fast erscheinen, als ob das nicht so sehr an seiner Begabung liege, als an dem Mißbrauch, den er damit treibt. Reger ist heute erst ein Vierziger, und bereits geht die Zahl seiner Kompositionen in die Tausende. Denn wenn seine Opusnummern auch „erst“ die Ziffer „131“ erreicht haben, so umschließen die meisten doch eine Reihe von einzelnen Stücken, so Opus 67 zweiundfünfzig Orgelvorspiele, Opus 75 achtzehn und Opus 76 sechzig Lieder. Daß bei so unausgesetzter Tätigkeit von wirklicher seelischer Anteilnahme oder gar jenem inneren Zwang, der die reichste und stärkste aller künstlerischen Kraftquellen ist, nur selten die Rede sein kann, ist selbstverständlich. Die mechanische Arbeit tritt an die Stelle der Inspiration, der gottesfüllte Künstler wird zum Gewohnheitsarbeiter. Da bleibt dann keine Zeit zum Prüfen, Sichten und Bessern, alle Selbstkritik schweigt, und die Folge ist eine geradezu erstaunliche Angleichheit, so daß Stellen und ganze Stücke von hinreißender Schönheit mit solchen von unerträglicher Trockenheit wechseln. Dabei zeigt sich immer und überall die Hand des gewaltigen Könners, der als Kontrapunktiker einen Platz neben den größten aller Zeiten verdient, und der immer eine vornehme, gewählte, oft zu gewählte Sprache spricht. Dieser Mangel an Selbstkritik und Konzentration zeigt sich auch in der Länge seiner Werke. Als man Beethoven vorwarf, seine heroische Symphonie sei zu lang, durfte er erwidern, „wenn er eine Symphonie schreibe, die eine Stunde dauere, so werde man sie wohl kurz genug finden“. Wenn aber Reger ein Violinkonzert schreibt, das über eine Stunde, ein Klavierkonzert, das fast eine Stunde dauert, so wird man sie nicht kurz, sondern mehr als lang genug finden. In einem Satz, wie dem ersten der „Croita“, fühlen wir die Logik des Aufbaues, die Notwendigkeit der Entwicklung, die jeden Fakt bedingten, bei Reger bekommen wir oft nur den Eindruck der Redseligkeit, die planlos in die Breite geht. Mancher vortrefflich einsetzende Satz, den eine energische Zusammenfassung zu bedeutender Wirkung gebracht hätte, hinterläßt jetzt nur ein Gefühl der Ermüdung, weil man, um zu den wirklich schönen

Stellen zu gelangen, zu lange Wegstrecken durchwandern muß, in denen nicht die Phantasie, sondern die Routine das Wort führt. Das gilt auch von den Variationen; sie enthalten eine Fülle geistreicher und lustiger Einfälle, und da hier und da auch ein echtes Empfinden hervorbricht, könnte man sie mit ungetrübter Freude genießen, wenn sie nicht — drei Viertelstunden dauerten.

Ruhige Sammlung, strenge Selbstkritik, — nur unter diesem Zeichen kann ein Künstler sein Bestes geben. Wo aber die Muse zur dienenden Magd wird, da bekommt die Kunst etwas Handwerkliches, und auch das vornehmste Gewand kann darüber nicht hinwegtäuschen. Hoffentlich geht Reger diese Erkenntnis auf, bevor es zu spät ist!

Am selben Abend spielte Emil Sauer sein E-Moll-Konzert, echte und rechte Virtuosenmusik, wie Sauers Spiel, mehr elegant als tief. Kurz und knapp in der Form, unterhaltsam in der Erfindung, äußerst wirkungsvoll im Pianistischen verhalf es Emil Sauer zu einem stürmischen Erfolg. Inwieweit bei diesem die vorausgegangenen Regerschen Variationen mitspielten, mag dahingestellt bleiben.

In Theophil Dimitriescu trat uns ein Pianist entgegen, der schon um des Ernstes seines Strebens willen Beachtung verdient. Wenn seiner hier Erwähnung getan wird, so geschieht es, weil wir in ihm einen jetzt nur allzu häufigen Künstlertypus erkennen. Herr Dimitriescu bescherte uns ein Bach-Programm und wies dabei viele der Eigenschaften auf, die zum Bach-Spiel unerlässlich sind: eine durchaus zuverlässige Fingertechnik, die auch im schnellsten Passagenspiel stets durchsichtig bleibt, und eine fabelhafte Ruhe, die die ungeheuer schwierige Aufgabe, ein Bach-Programm auswendig vorzutragen, wie etwas Selbstverständliches bemaiserte. Ja, aber diese Ruhe! Es ist merkwürdig: in unserer mit Nerven so arg behafteten Zeit scheinen gerade die jungen Künstler vor ihnen gänzlich frei zu sein. Herr Dimitriescu ist hierin ein Typus der ganzen Gattung. Fast alle stehen sie so hoch über ihrer Aufgabe, als sei der Begriff Nervosität für sie nicht vorhanden! Leider ist diese Ruhe nur der Niederschlag jener erschrecklichen Temperamentlosigkeit, die eine der unerfreulichsten Erscheinungen in unserem Kunstleben bildet. Sie hat eine vollkommene Nivellierung der Leistungen zuwege gebracht. Überall begegnet uns technisch Vortreffliches, und überall vermissen wir auch nur den Schatten eines persönlichen Elementes. Sie alle ahnen nicht, daß auch die virtuoseste Wiedergabe sich nur dann zur Höhe einer wirklichen Kunstleistung erhebt, wenn sie uns das Kunstwerk, „gesehen durch ein Temperament“, zeigt, und daß es nur das seelische Miterleben, das Neuschaffen des gespielten Stückes aus persönlichstem Empfinden ist, was auch den Hörer zum Miterleben zwingt. So konnte man auch Dimitriescus nicht froh werden. Es war alles farblos, schematisch, unpersönlich und deshalb — unbachisch.

Einer der ganz wenigen, auf die das eben Gesagte nicht zutrifft, ist Arthur Schnabel. Schon bei einer früheren Gelegenheit haben wir seiner hier als des besten Brahms-Spielers unserer Zeit gedacht. In Carl Fleisch und Hugo Becker hatte er die denkbar würdigsten Genossen gefunden, und so mußten die von ihnen veranstalteten fünf Abende, an denen die sämtlichen Brahms'schen Kammermusikwerke mit Klavier zum Vortrag kamen, zu einem Ereignis von seltener Wichtigkeit werden. Hier hatten sich drei Künstlerindividualitäten an dem Genie des Meisters entzündet; jeder gab Eigenes und schmiegte sich doch den anderen so an, daß die Leistungen wie von einem Geist besetzt erschienen. Der Raum gestattet nicht, auf einzelnes einzugehen — vielleicht bietet eine hoffentlich recht bald erfolgende Wiederholung des Unternehmens Gelegenheit, darauf zurückzukommen.

Zum Schluß — nach dem Grundsatz der Kinder, sich den besten Wissen bis

zulest aufzusparen — bleiben noch die zwei Konzerte des Philharmonischen Chores zu erwähnen, in deren erstem uns Professor Siegfried Ochs, nach der schönen, schwungvollen „Heldenfeier“ Max Bruchs, eine Reihe der von ihm für gemischten Chor gesetzten Volkslieder brachte. Wie es Ochs hier verstanden hat, die Eigenart des Volksliedes mit den Forderungen des Konzertsalles in Einklang zu bringen, das kann schlechthin als mustergültig bezeichnet werden. Wie verschieden auch die Art der Behandlung, immer schmiegt sie sich aufs engste dem Charakter des jeweiligen Liedes an, ja läßt ihn nur schärfer noch in seiner Besonderheit hervortreten. So atmet die Fassung der herrlichen alten Volkslieder aus dem fünfzehnten, siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert, ohne durch gesuchte Altertümlelei zu verwirren, doch im Harmonischen und der Stimmführung ganz den Geist jener fernen Zeiten, so wird „Der gute Kamerad“ zum Marsch, dessen Rhythmus sich unwillkürlich auch dem Hörer mitteilt, so wird „Jan Sinnerk up de lammerstraat“ zu einem Kabinettstückchen von verblüffend lustiger Wirkung. Wie die Bearbeitung, so war auch der Vortrag der Lieder von höchster Feinheit, ohne daß das Virtuose je das Volkstümliche überwucherte.

Das zweite Konzert brachte uns dann Beethovens „Missa solemnis“, und wenn man sagt, die Aufführung war des Werkes in jedem Betracht würdig, so wird mit diesem höchsten Tribut nur ausgesprochen, was wohl jeder der Anwesenden empfand. Es war, als ruhe eine besondere Weihe über der Aufführung, und als sei auch das Publikum wie nie zuvor von dieser Stimmung ergriffen. Wie viele mögen aus tiefstem Empfinden still mit eingestimmt haben in das schmerzliche Kyrie eleison, wie vielen, die die Hand des Schicksals schwer getroffen, mag aus dem gewaltigen Credo die läuternde Kraft neuen Gottvertrauens zugeströmt sein. Und keiner wohl war in dem weiten Raum, in dem das „Dona nobis pacem“ nicht einen erlösenden Widerhall gefunden, keiner, den es nicht mit unheimlichen Schauern überrieselt hätte, als der drohende Klang der Kriegstrompeten mit erschütterndem Mahnen in das Gebet hineintönte. Dona nobis pacem!

Literarische Rundschau.

Eine neue Biographie Gottfried Kellers¹⁾.

Gottfried Keller und die „Deutsche Rundschau“ gehören allezeit zusammen. Der unvergeßliche Rodenberg, dessen selbstlos bedeutende Lebensarbeit ein wichtiges Stück deutscher Literaturgeschichte im neunzehnten Jahrhundert darstellt, hat in seiner Zeitschrift um den großen Schweizer Dichter die ihm gebührende große Leserschaft versammelt und dieser der „Rundschau“ als ein Hauptmehrere ihres Ruhms dafür gedankt. Aber das war kein äußerlich geschäftliches Hand in Hand-Arbeiten, sondern ein innerliches gegenseitiges Fördern. Von Kellers Art und Kunst zu zeugen ist auch nach dem Tode des Dichters und dem viel späteren Rodenbergs der „Deutschen Rundschau“ freudige Pflicht geblieben, und der Name des Forschers, dessen kürzlich erschienene Keller-Biographie wir hier begrüßen, ist unsern Lesern wohlbekannt aus Aufsätzen, die verheißungsvolle Vorarbeiten zu dem vorliegenden Werke bedeuteten.

Es war Emil Ermatinger, dem Züricher Literaturhistoriker, die Aufgabe geworden, Jakob Bächtolds verdienstliches, nun zwei Jahrzehnte altes Keller-Werk in einer notwendig gewordenen Neubearbeitung unserer heutigen, vielfach erweiterten und vertieften Kenntnis nach anzupassen.

Wenige Jahre schon nach des Dichters Tode begann Bächtolds dreibändiges Buch „Gottfried Kellers Leben, seine Briefe und Tagebücher“ zu erscheinen. Keine runde Biographie und kein reines Quellenwerk, sondern eine Mischung von beiden. Die biographischen Abschnitte wollten nicht viel mehr sein als Einleitungen zu den in zeitliche Gruppen zusammengefaßten Selbstzeugnissen des Dargestellten. Dankbar schöpften wir aus der reichen Fülle, die des Dichters Landsmann und bester Kenner zu spenden in der Lage war. Noch fehlte damals für eine nach allen Seiten frei und unbefangene um sich schauende und die geschichtlichen Fäden sicher verknüpfende Biographie großen Stils die notwendige historische Entfernung. Heute ist diese einigermassen erreicht; der Dichter, dessen hundertstem Geburtstage wir entgegengehen, fängt an, uns historisch zu werden, obwohl er uns gleichzeitig immer enger ans Herz gewachsen ist. Rücksichten auf den damals eben erst von uns Gegangenen und Rücksichten auf ihn Überlebende, die in seine Entwicklung eingegriffen, dürfen jetzt ohne Pietätsverletzung außer acht gelassen werden. Neuerschlossene Quellen aller Art, wie Kellers Briefwechsel mit Theodor Storm, Sonderuntersuchungen über den „Grünen Heinrich“, die Lyrik, einzelne Erzählungen und endlich synthetische Versuche wie das tüchtige, umfangreiche Buch des französischen Literaturhistorikers Baldensperger oder Kösters seine kleine Würdigung des Dichters haben Bächtolds Werk naturgemäß überholt. Aber dieses war doch zu bedeutsam und wertvoll, um einfach beiseite geschoben zu werden, und so wurde der Plan einer gründlichen Überarbeitung ins Auge gefaßt. Die schöne, aber auch schwierige und Entsaugung heischende Aufgabe fiel in Ermatinger einem Verufenen zu, und er hat sie trefflich gelöst.

Das lockere Neben- und Durcheinander von Darstellung und Briefausgabe hat er beseitigt. Der bisher einzig vorliegende erste Band seiner Neubearbeitung

¹⁾ Gottfried Kellers Leben, Briefe und Tagebücher. Auf Grund der Biographie Jakob Bächtolds dargestellt und herausgegeben von Emil Ermatinger. Erster Band: Gottfried Kellers Leben. Stuttgart und Berlin 1915, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger.

Literarische Rundschau

ist ganz der Biographie gewidmet, während die hoffentlich bald folgenden Bände 2 und 3 ganz dem Abdruck der wesentlich vermehrten Quellen eingeräumt bleiben. Aus Bächtolds bequem aber fehlenderdem Lebensabriß ist der Organismus einer wirklichen Dichterbiographie geworden, die fast siebenhundert Seiten großen Formats füllt. Anfangs bemüht sich Ermatinger, Bächtolds Text nach Möglichkeit beizubehalten; aber bald erkennt er, daß es mit bloßen Abänderungen, Einschüben und Nachträgen nicht getan ist, und stellt sich mehr und mehr auf eigene Füße. Gerade die wichtigsten Kapitel sind fast durchweg selbständige Neuarbeit. Der so viel größere Umfang seiner Darstellung ist nicht etwa dadurch bedingt, daß sich der Verfasser, so liebevoll eingehend er auch bei dem Einzelnen verweilt, in den Kleinkram zufälliger Lebensstatsächlichkeiten oder den Rahmen sprengender Sonderuntersuchungen verliert; im Gegenteil, sein wohlgegliedertes Buch ist sowohl in der Lebensbeschreibung als auch namentlich in den Analysen der Werke großzügig in der Anlage und streng in der Ausföhrung. Auf gelehrte Einzelnachweise und Auseinandersetzung mit der schon recht beträchtlich gewordenen Keller-Forschung verzichtet es fast gänzlich. Es enthält selbst keinerlei Anmerkungen, will diese vielmehr als Nachtrag im dritten Bande folgen lassen.

Ermatinger ist kein Kleinigkeitsträger, wie es der gewiß verdienstvolle, aber zum Biographen höheren Stils nun einmal schlechterdings nicht berufene, seinen Helden auf ihren Lebenswegen von der Wiege bis zur Bahre pedantisch nachstolpernde Heinrich Dünker war. Er ist vielmehr ein wirklicher Literaturhistoriker, der das Einzelleben in die großen Zusammenhänge einzuordnen weiß, es auf eine breite geschichtliche Grundlage stellt, seine Weltanschauung und persönliche Note als leitende Gesichtspunkte scharf heraushebt und so, von innen heraus, die dichterischen Leistungen sowohl als Kunstwerke für sich wie als historische Zeugnisse ihrer Zeit und des Gesamtverlaufs der Literaturgeschichte gleichermaßen nach der analytischen und nach der synthetischen Seite hin mit Einsicht und Umsicht würdigt. Gerade mit dieser wissenschaftlichen Breite und Tiefe gelangt er erheblich über das hinaus, was Bächtold zu seiner Zeit geben wollte und konnte. Man vergleiche nur die rund hundert Seiten von Ermatingers weitumschauender und tiefsehrender Behandlung des „Grünen Heinrich“ mit den zwanzig Seiten bei Bächtold. Oder wie arbeitet Ermatinger in der Darlegung von Ludwig Feuerbachs Einfluß auf Kellers Entwicklung die entscheidende Wendung des Dichters von der Romantik zum Sensualismus und Realismus heraus!

Das Buch ist von der schönen menschlichen Wärme für den behandelten Gegenstand erfüllt, ohne die eine rechte Biographie schwer denkbar ist, zugleich aber auch von der freimütigen Unbefangenheit des Forschers, die keine Verhimmelung kennt. Auch die Kritik kommt bei Ermatinger zu ihrem Recht. Er preist nicht, ohne zugleich den Wert des Geprüften sachlich zu erweisen; höchstens im zweiundzwanzigsten Kapitel vermißt ich einigermaßen die volle Begründung seiner überaus hohen Einschätzung des Lyrikers Keller. Im ganzen ist sein Werk eine Leistung von echt schweizerischer Gediegenheit und kann sich überall mit Ehren sehen lassen.

Mit voller Zustimmung unterschreiben wir Reichsdeutschen des deutschschweizerischen Verfassers Dank an seinen Verleger, „der den Wagemut besaß, der Öffentlichkeit in dieser Zeit ein so umfangreiches Denkmal einer Kultur zu übergeben, um deren Sein oder Nichtsein das heutige Ringen der Völker geht“. Wir sehen den beiden noch ausstehenden Bänden erwartungsvoll entgegen und freuen uns vor allem der Mitteilung, daß die Cottasche Buchhandlung auch eine kritische Gesamtausgabe der Werke Gottfried Kellers für die allernächste Zeit plane.

Harry Maync.

Die geheime Vorgeschichte des Weltkrieges. Auf Grund urkundlichen Stoffes übersichtlich dargestellt von Hans F. Helmolt. 317 S. Leipzig, R. F. Koehler. 1914.

Die deutsche Politik und die Entstehung des Krieges. Von Theodor Bitterauf. 202 S. München, C. S. Beck'sche Verlagsbuchhandlung Ostarr. Ver. 1915.

Weltkrieg und Imperialismus. Sozialpsychologische Dokumente und Beobachtungen vom Weltkrieg 1914/15. Von Gustaf F. Steffen. 254 S. Jena, Eugen Diederichs. 1915.

Wer in den Monaten des Weltkrieges Gelegenheit gehabt hat, mit verschiedenen Kreisen und Parteien des deutschen Volkes in Berührung zu kommen, wird immer wieder die Entdeckung machen, daß sie alle bis in die letzten Tage hinein trotz der schweren Opfer die Notwendigkeit des Kampfes begreifen, daß sie deshalb auch entschlossen sind, ihn bis zu einem siegreichen Ausgange durchzuführen. Worin liegt diese Anschauung und dieser Wille begründet? — Ranke sagt einmal: „Das Größte, was dem Menschen begegnen kann, ist es wohl, in der eigenen Sache die allgemeine zu verteidigen; dann erweitert sich das Vasein zu einem welthistorischen Moment.“ Dieser Gedanke trifft in erhöhtem Maße für Nationen zu. Er lebt bewußt oder unbewußt in allen Kreisen unseres Volkes, und er gibt ihm die zähe und unbiegbare Willenskraft, alles zum Siege Notwendige auf sich zu nehmen. So berühren sich hier starkes Nationalitätsbewußtsein und apolitisches, besser noch überpolitisches Weltbürgertum.

Diese beiden Seiten kommen in allen drei vorliegenden Schriften zum Ausdruck, welche die Vorgeschichte, die Ursachen und letzten Anlässe zum Kriege behandeln. Am wenigsten — schon der Titel weist darauf hin — in dem Buche von Helmolt. Es versucht, eine politische Vorgeschichte des Weltkrieges zu geben, wie sie sich seit der Krüger-Depesche des Kaisers vom 3. Januar 1896 an abgespielt hat, auf Grund des veröffentlichten Materials. Aber bei aller Sachlichkeit, welche dieser seit dem Juni 1914 außerordentlich reichhaltigen Auswahl von Dokumenten zukommt, dürfen wir nicht vergessen, daß alle solche Publikationen der einzelnen Regierungen, wie Weiß- und Blaubücher, in gewissem Sinne doch Streitschriften sind, darauf berechnet, die öffentliche Meinung im eigenen Lande und im Auslande zu beeinflussen; oft sogar Publikationen, die darauf hingingen, die eigentliche Absicht, das letzte politische Ziel der Diplomaten zu verbergen, ja es im umgekehrten Verhältnisse zu seiner Wirklichkeit darzustellen. Die Helmolt'sche Sammlung wird für alle diejenigen von Interesse sein, die nicht imstande und willens sind, die schier unübersehbare Masse der Veröffentlichungen selbst einzusehen; sie ist gut ausgewählt, bringt alle politischen Strömungen der beiden Mächtegruppen bis zum 5. August zur Geltung.

Von anderer Art ist das Buch des Münchener Historikers Bitterauf. Beschränkt sich Helmolt letzten Endes auf eine Zusammenstellung des Materials, so daß nur die oben erwähnten Quellen zu Worte kommen, so gibt Bitterauf eine wirkliche geschichtliche Darstellung der deutschen Politik, wie sie sich im Zeitalter Bismarcks entwickelte, unter Kaiser Wilhelm dem Zweiten weitergeführt und ausgedehnt wurde, wie die allmählich heranwachsende Weltmachtstellung Deutschlands das Mißtrauen Englands hervorrief, das zur Tripelentente, zur Koalition gegen das mitteleuropäische Reich führte. Die Marokkoprobleme und das Balkanproblem waren die drohenden Vorboten des herausziehenden Unwetters. 1905 scheiterte Englands Vorgehen an der mangelnden Bereitschaft Frankreichs, 1909 und 1912 durch die Lage Rußlands, 1911 durch die eigenen Mängel in Heer und Marine. Erst das Jahr 1914 ließ die Saat Eduards des Siebenten aufgehen. Ganz einseitig und unzweideutig — das ergeben je länger je mehr alle einschlägigen Untersuchungen — war von Anfang an die Haltung Rußlands: es wollte die kriegerische Auseinandersetzung. Die französische Regierung hatte bis zum 29. Juli noch keine klare Stellung gewonnen. England nahm noch am 24. 25. Juli eine dem Ausgleich günstigere Position ein als seine beiden Verbündeten. Das Londoner Kabinett hoffte wohl, ganz in den Bahnen Eduards wandelnd, auf diplomatischem Wege den Gegner schachmatt zu setzen. Verhängnisvoll war es, daß die französische Regierung in dem falschen Glauben, Deutschland treibe Österreich-Ungarn auf jeden Fall zum Kriege, es unterließ, auch nur akademisch in Petersburg für den Frieden einzutreten, daß auch England jeden mäßigenden Einfluß dabeist selbst für unangebracht hielt, vielmehr immer von Berlin verlangte, einen solchen in Wien auszuüben. Die Frage, ob Grey mit der Wendung der englischen Politik am 27. Juli, mit der Befamntgebung des amtlichen Befehls, daß die zu Manövern in Portland versammelte Flotte nicht auseinandergehen

werde, nur einen weiteren diplomatischen Druck auf Deutschland ausüben wollte, mit dem Ziele, dem englischen Vorschlage, einer Mediation der Großmächte im serbisch-österreichisch-ungarischen Streite die Zentralmächte geneigt zu machen, oder ob London bereits an jenem Tage einen Akt vollziehen wollte, der zum Kriege führen sollte, wird zur Stunde unentschieden bleiben müssen. Aber sicher ist die entscheidende Wirkung: die russische Politik fühlte sich seit jenem Tage des Eingreifens Englands sicher und hat danach gehandelt, sie hatte England ihrem Willen dienstbar gemacht, und damit auch Frankreich. Seit dem 29. Juli waren die Ententemächte zu dem äußersten entschlossen, Rußlands Pläne hatten einen vollkommenen Sieg davongetragen. Sehr dankenswert ist es, daß Bitterauf seine Erzählung bis zum Eingreifen der Türkei und Italiens durchführt. Wir können nur wünschen, daß die klare und umsichtige Darstellung recht viele Leser findet; sie wird das Urteil über die Ursachen des Kriegsausbruches klären, damit zugleich dazu beitragen, uns die Ziele sicher auf breitem geschichtlichen Grunde hinzustellen, die Deutschland erstreben muß.

Die beiden Arbeiten von Helmolt und Bitterauf wollen die letzten Anlässe, die diplomatischen Verwicklungen, die tatsächlichen Ursachentomplexe erörtern, die zu dem Weltkriege geführt haben. Ein anderes Ziel verfolgt der schwedische Sozialpsychologe und Historiker Gustaf J. Steffen. Alle jene Erörterungen beschränken sich auf das im geschichtlichen Sinne noch Freie, das unter anderen Umständen und unter der Einwirkung von anderen Persönlichkeiten auch zu einem anderen Ende hätte führen können. Steffen behandelt das historisch Notwendige, das gar nicht anders enden konnte als in diesem Ausbruch, den wir alle miterleben, jenen Kampf der Ideen, der im Wesen der Völker und im Wesen der ganzen bisherigen geschichtlichen Entwicklung gesetzmäßig begründet liegt, der nun zur furchtbaren Auseinandersetzung kommt. Er sieht den letzten Grund zum Kriege in dem Vorhandensein des Imperialismus als einer allgemeinemenschlichen, notwendigen Form sozialen Wachstums, staatlicher Großorganisation, staatlichen Expansionsstrebens. Imperialismus ist nach ihm der Wille einer Nation, durch Eroberung oder Kolonisation oder durch friedliche politische Vereinigung vorhandener Staaten oder durch gleichzeitige Anwendung dieser Methoden einen Machtstaat zu schaffen, der die ganze Menschheit umfaßt oder die Menschheit zwischen sich und einigen anderen Weltstaaten teilt. Das letzte Ziel des Imperialismus ist also die Teilung der Welt unter Imperien. Eingehend werden die verschiedenen Formen des Imperialismus erörtert, namentlich der westenropäische Englands und Frankreichs dem russischen gegenübergestellt. Eine besondere Eigenart stellt in Europa der Imperialismus des deutschen Geistes dar; er erstrebt nicht Weltbererschaft oder Weltmacht, sondern verkörpert in sich den Willen zur deutlichen Weltarbeit. Darin sieht Steffens die Überlegenheit des Deutschland, diesen sittlichen Willen zu organisieren. Der Ausbruch des Weltkrieges vollzog sich als eine Folge der Interessen- und Machtollision zwischen den stärksten und am schnellsten wachsenden Imperien der Welt, vor allem zwischen England, das an extensiver Macht, und Deutschland, das an intensiver Kraft die anderen überflügelte. Aufgezwungen wurde Europa die Krißis durch Rußland. Als England und Frankreich sich ihm dienstwillig zeigten, begingen sie „einen schwarzen Verrat an Demokratie und Freiheit, an der Selbständigkeit der kleinen Nationen“ aus selbstsüchtigen, imperialistischen Motiven gegen Deutschland. Steffens weiß keine tiefere, realere Ursache zu dem Weltkriege zu nennen als das Beharren der drei Großmächte England, Frankreich und Rußland in ihrer traditionellen Politik, Deutschland nicht die Stellung zuzugestehen, wozu es seiner inneren Stärke nach berechtigt ist. Aber gab es nun kein Mittel, jene Interessengegensätze zu überbrücken? — Nach der Meinung von Steffens bisher nicht, weil unsere geistigen Kräfte, unsere ethischen Kulturkräfte nicht hinreichend genug entwickelt sind, um die Bewegung jener gewaltigen sozialen Körper, der modernen Imperien, zu beherrschen und zu lenken. Nach ihm besteht der ethische Kulturmangel in dem Fehlen eines gegenseitigen sympathischen Verständnisses zwischen den Nationen, der politische in dem Fehlen eines absolut bindenden staatlichen Zusammenschlusses, also in dem Vorhandensein völlig souveräner Staaten. Jener ethische Kulturmangel ist unbedingt zugeben. Leidet nicht die Seele des deutschen Volkes so namenlos darunter, daß kein Gegner sie fassen will? — Aber ein zweiter gesellt sich dazu: es ist das Fehlen der sittlichen Verantwortlichkeit der Völker für die staatliche Machtpolitik, am allerstärksten gerade in den angeblich demokratisch regierten Mächten, der Mangel an kollektivitätsethischen Imperativen der Völker für- und gegeneinander. Damit handelt es sich für uns Deutsche nicht nur um die Umwandlung vieler Einzelheiten, sondern um die Wandlung der Einheit „Mensch“, um die Neugeburt des individuellen und sozialen Menschen! Ob jener politische Mangel zu beseitigen ist, ob er nicht in dem Wesen des Staates begründet liegt? — Wir können das schwere Problem hier nur andeuten; aber es muß doch darauf hingewiesen werden,

daß fast alle Erörterungen über die Schöpfung eines mitteleuropäischen Staatenbundes immer das eine als *conditio sine qua non* hinstellen: die Wahrung der völligen Souveränität der betreffenden Staaten.

Das deutsche Volk kann es nur mit freudiger Genugtuung begrüßen, daß ein auswärtiger, durchaus demokratisch gerichteter Historiker unserem angeblich reaktionär und militaristisch gerichteten Staatswesen in so sachlicher Weise immer wieder den Verhuf machen wird, den Ideen zusammenhängen nachzugehen, die zu der europäischen Katastrophe geführt haben; denn auch sie ist davon überzeugt, daß die deutsche Sache den welt-historischen Fortschritt im Sinne der Kantischen ethischen Auffassung vertritt. 112.

Die Schweiz im Weltkrieg. Von Jakob Schaffner. Einundsechzigstes Heft der Politischen Flugschriften, herausgegeben von Ernst Jäckh, „Der deutsche Krieg“. Stuttgart und Berlin, Deutsche Verlags-Anstalt.

Diese Schrift Schaffners, desjenigen Schweizer Dichters, der Gottfried Kellers kantige und knorrige Art am meisten geerbt zu haben scheint, wird man nicht lesen können, ohne an seinen symbolischen Roman, „Der Bote Gottes“, zu denken. Wie er dort Wege aus dem Jammer des Dreißigjährigen Krieges in eine langsam aufdämmende Morgenröte hinaus aufweist, so will er auch hier für sein geliebtes Vaterland und die Menschheit Zukunftshoffnung wecken und Zukunftsglauben schaffen. Sein geschichtlicher Rückblick ist der Ertrag aus seiner schwer angefochtenen, aber trotz aller Irrtümer in Einzeldingen im großen ganzen mit der Kraft eines Epos wirkenden „Geschichte der schweizerischen Eidgenossenschaft“ und wird manchem Reichsdeutschen willkommen sein. Aus ihr ergibt sich der Satz: „Das schmerzliche, opferreiche Bemühen um eine lebendige, praktische, sittliche Neutralität bemerkt man einzig in dem Land, in dem sie innere Notwendigkeit ist, in der Schweiz.“ Mächtig klingt die frohe Botschaft von der Aufgabe eines Staatswesens, das die Weltgeschichte zur Beglückung und Versöhnung der anderen, größeren recht eigentlich herangezogen und ausgerüstet hat, eindringlich aber die Mahnung an seine Landleute, die große Stunde nicht zu verpassen, sich nicht vom „selbstzufriedenen Materialismus der neutralen Kleinstaaten und der zynisch oder sentimental begaglichen Stimmung des Opportunismus“ zerlegen und zermürben zu lassen. Man hört im Reich vielleicht mit Erstaunen, welche große Last die Schweiz trotz ihrer friedlichen Isolierung trägt; wie sie vermöge ihrer alterproben Demokratie allein wagen durfte, eine Kriegsteuer sich selber aufzuerlegen; mit welchen internationalen Beeinflussungen der Bundesrat zu kämpfen hat (er hat seit Erscheinen der Schrift eine zusehend wachsende Festigung der nationalen Würde erzielt und hält das Steuer kraftvoll in der Hand); welche landwirtschaftlichen und industriellen Schwierigkeiten erst der Krieg in ihrer Größe offenbarte, und wie sie „das Land ist, das den internationalen Schmerz des Krieges am tiefsten empfindet, weil sie am tiefsten international verunruht und verästel ist“. Was aus den Hoffnungen wird, der Schweiz werden einmal alle Zölle erlassen (sie hat auch welche zu fordern!), in ihr werde Friedenskongress und permanentes Schiedsgericht zur Verhütung künftiger „Verfassungskriege“ tagen, das sei dahingestellt. Sehr lesenswert sind die Schlußdarlegungen für den Fall, „wenn der Gott der Weltgeschichte die Weiche herumwirft und das deutsche Zeitalter verkündigt“; sehr verheißungsvoll, das die Ziele der Entente, „Befreiung der Nationalitäten,“ und die der Deutschen, „Befreiung der Weltwege“, im tiefsten Grund sich decken. 113.

Zehn Monate italienischer Neutralität. Was das italienische Grünbuch sagt und verschweigt. Von Severus. Gotha, F. A. Perthes N.-G. 1915.

Den zahlreichen politischen Broschüren und Schriften, die wir über unsere westlichen Gegner und namentlich über England besitzen, stellt der kriegsrege Verlag von Perthes eine in die italienischen Verhältnisse vortrefflich einführende Abhandlung als achties Bändchen seiner bekannten Sammlung „Schriften zum Weltkrieg“ (Nr. 150) zur Seite, die „Zehn Monate italienischer Neutralität“ schildert, und die einen deutschen Gelehrten zum Verfasser hat, der sich hinter dem Pseudonym Severus verbirgt. Das schüßende Adjektivum beruht jedenfalls nicht auf Zufälligkeit, denn unerbittlich geht der Verfasser mit der italienischen Regierung ins Gericht, der allein er die Hauptschuld an dem fatalen Ausgang beimißt. Seine Beweisführung, die das italienische Grünbuch zum Ausgangspunkt nimmt, ist gründlich und lückenlos und daher keineswegs einseitig. So wird beispielsweise unumwunden zugestanden, daß die Kompensationsverhandlungen auf Grund des berühmten § 7 von österreichischer Seite vielleicht über Gebühr schleppend geführt worden sind, aber man erfährt auch den berechtigten Grund solcher Anwilligkeit: Can

Giulani hatte freilich auch schon an Kompensationen territorialer Natur gedacht, aber nur sofern der Abschluß dieses Krieges zu einer Vermehrung des österreichisch-ungarischen Territoriums führen würde; während nachher Sonnino den gleichen Paragraphen um jeden Preis in Anspruch nehmen zu können glaubte, in Anspruch nehmen mußte. Es war das gewissermaßen eine Zuspätkommen, die in der Art der ganzen Politik lag, die von günstigen Gelegenheiten lebte, um überhaupt Bestand zu haben. Wir erhalten interessante Einblicke in die Nachenschaften eines solchen Systems, das um den Preis der Selbsterhaltung rasch den Bahnen zutreiben mußte, die die Ministerarbeit des Dreiverbandes genugsam vorbereitet hatte. Wieder fallen weitbin sichtbare Streiflichter auf die öffentliche Meinung, die je nach Wunsch von den Zeitungen zugeföhrt ward. Und was wollte man von diesen erhoffen, wenn man hier erföhrt, daß bereits seit Jahren, wie 1905 durch Unvorsichtigkeit bekannt wurde, dem französischen Botschafter Barrère in Rom jährlich 350000 Frank für Preßzwecke zur Verfügung standen. Und sein englischer Kollege Kennel Rodd wird bei größerer Verschwiegenheit nur erfolgreicher noch sich auf solche Weise informiert haben. Das aber wird man im Gedächtnis behalten müssen, wenn man verstehen will, warum die österreichische Regierung ohne vorherige Befragung der italienischen zur Überreichung der serbischen Note schritt. Das war kein Übergehen italienischer Interessensphären, sondern eine unerläßliche Vorsichtsmaßnahme, nachdem 1903 und nochmals 1910 vertrauliche Denkschriften, die eine eigene Stellungnahme gewissen Eventualitäten der Weltpolitik gegenüber festlegten, der französischen Regierung sofort bekannt geworden waren. Man hält es kaum für möglich, daß sich ein so schwerer Vertrauensbruch abermals wiederholen konnte. Dennoch erfuhr die französische wie die russische Regierung bereits zwischen dem 28. und 30. Juli von dem Entschluß Italiens, neutral zu bleiben, wofern es der Geschicklichkeit Frankreichs und Rußlands gelinge, den formellen Grund zum Kriege auf Österreich und Deutschland abzuwälzen! Man versteht jetzt, warum der Zar, nachdem er die friebliche Vermittlung Kaiser Wilhelms angerufen hatte, plötzlich alle Beziehungen durch Anordnung der russischen Mobilisierung abbrach. — Durch diese und ähnliche Aufdeckungen und Richtigstellungen empfiehlt sich die anregende Schrift angelegentlichst zur Lektüre, zumal die auch auf Grund der in ihr enthaltenen wertvollen Eigenbeobachtungen eines Fachmanns, dem es vergönnt war, die Ereignisse aus nächster Nähe zu erleben, in Gemeinschaft mit den scharf präzisierten objektiven Erhebungen eine Quelle darstellt, die auch später von jedem größeren Sammelbecken vertiefter Forschung dankbar wird aufgenommen werden. wx.

Die islamische Geisteskultur. Von M. Horten-Bonn a. Rh. (Länder und Völker der Türkei, Schriften des deutschen Vorderasienkomitees, Heft 2.) Leipzig, Weid und Comp. 1915.

Der Verfasser wendet sich gegen den Glauben, daß in dem naiven Weltbild, wie es der Koran bietet, die geistige Kultur der islamischen Welt abgeschlossen sei. Er weist nach, daß die Philosophie der Nachbarvölker in die islamische Philosophie stark eingegriffen hat. Eine große Menge der verschiedensten Weltanschauungen aus Griechenland und aus Asien, besonders aus Persien und Indien, werden herangezogen zum Vergleich mit den Systemen islamitischer Denker, die bald mit diesem, bald mit jenem philosophischen System der benachbarten Kulturen Berührungspunkte haben, mitunter auch eine interessante Mischung verschiedener Anschauungen bieten. Nach Horten ist die höhere Geisteskultur des Islam, wie sie sich in den philosophischen Systemen offenbart, im wesentlichen eine Fortbildung des Hellenismus, demnach indogermanischer Herkunft, während die Religion semitisch ist. Beide Bestandteile zusammen bilden dann die islamitische Kultur im weiteren Sinne. Die Schrift ist leichtfaßlich, auch für Nichtfachleute verständlich, geschrieben und bietet auf dem geringen Raum von 17 Seiten einen äußerst interessanten Einblick in die Geistesarbeit der islamischen Welt, die uns jetzt so nahe gerückt ist und doch für so viele von uns immer noch ungeahnte Wunder in sich birgt. Für diejenigen, die sich mit dem in der Hortenschen Schrift behandelten Gebiet eingehender befassen wollen, wird in Anmerkungen auf die weiteren größeren Werte und Untersuchungen des Verfassers über die Probleme der islamischen Philosophie hingewiesen. ux.

Das Griechentum Kleinasiens. Länder und Völker der Türkei. Von Karl Dieterich. (Schriften des deutschen Vorderasienkomitees, Heft 9.) Leipzig, Weid und Comp. 1915.

Der schwere Krieg, den wir jetzt durchzukämpfen haben, hat es mit sich gebracht, daß das Interesse für die Türkei, die als unser Bundesgenosse an unserer Seite steht, in breiten Schichten unseres Volkes lebendig geworden ist. Der Schwerpunkt der Türkei

liegt seit dem Ballantriede auf asiatischem Boden, und die Kenntnis kleinasiatischer Verhältnisse dem deutschen Volke nahe zu bringen, ist die Aufgabe, die sich das Vorderasienkomitee gestellt hat, und zu deren Lösung dieses neue Heft wiederum einen sehr zu begrüßenden Beitrag liefert. Die Bedeutung des griechischen Elementes in Vorderasien ist wohl weiten Kreisen unseres Volkes noch nicht recht klar. Der Verfasser zeigt nach einem kurzen geschichtlichen Überblick, wie der alte griechische Kolonialboden Kleinasien auch heute noch namentlich an der Küste von einer starken griechischen Bevölkerung bewohnt wird, die dort durch Gründung und Erhaltung zahlreicher, großer, griechischer Schulen ein geistiger Nachfaktor ist. Durch reiche statistische Zahlenangaben aus zuverlässigen Quellen wird nachgewiesen, daß das heutige Kleinasien sehr stark unter dem Einfluß seiner griechischen Küstenbevölkerung steht. Der Verfasser spricht es ausdrücklich aus, es wäre für den deutschen Unternehmegerist, „der ja Kleinasien immer mehr wirtschaftlich zu erobern sucht, ebenso verkehrt wie unklug, sich dabei ausschließlich auf die Türken und nicht auf die Griechen zu stützen, die in Handel und Verkehr, sowie auch in der Landwirtschaft das Heft völlig in der Hand haben“. Der weitverbreiteten Ansicht, daß das griechische Element lediglich ein städtisches Element sei und daß die Landbevölkerung nur aus Türken bestehe, wird entgegengetreten, und gerade der griechischen Landbevölkerung Kleinasiens wird im Gegensatz zu den mit weniger erfreulichen Eigenschaften ausgestatteten handeltreibenden griechischen Kreisen warmes Lob gespendet. Das Heft ist ein sehr dankenswerter Schritt des Verfassers, dem deutschen Volk vor Augen zu führen, daß es in dem für unser Wirtschaftsleben so zukunftsreichen Kleinasien eine Griechenfrage gibt, die nicht übersehen werden darf. uaz.

Mit dem Hauptquartier nach Westen. Aufzeichnungen eines Kriegsberichterstatters. Von Heinrich Binder. Stuttgart und Berlin, Deutsche Verlags-Anstalt. 1915.

Es würde kaum lohnen, das vorliegende Buch auch nur einer Zeile zu würdigen, wenn nicht der Umstand, daß es, gut ausgestattet, in einem großen, für das beste Bürgerpublikum arbeitenden Verlag erscheinen konnte, symptomatische Bedeutung hätte. Denn leider beweist es mit bitterer Deutlichkeit, daß man sich in weiten Kreisen derer, die sich heute so gern Kulturträger nennen hören, der Verpflichtung, den großen Ereignissen, die wir erleben dürfen, auch nur annähernd Würdiges zu liefern, noch bei weitem nicht bewußt geworden ist, und daß man selbst da, wo höchste Aktualität einen sicheren Gewinn garantiert, noch nicht imstande oder bereit ist, Kritik zu üben und einigermaßen auf Qualität zu halten. Auch eine Gelegenheitsarbeit kann gut gemacht werden, und sollte es unter allen Umständen, wenn schon der Gegenstand ihr viele Leser zu verschaffen geeignet ist, unkritische, deren Geschmack durch solche Art Literatur vollends verdorben wird, und allzu kritische (im Ausland), die wieder einmal die Köpfe über die talentlosen deutschen Journalisten schütteln werden. Dabei soll rückhaltlos zugegeben werden, daß ein offiziös zugelassener Berichtersteller durchaus nicht in einer vom literarischen Gesichtspunkt ohne weiteres beneidenswerten Lage sei. Denn nicht nur fehlt ihm, dem bloßen Zuschauer, die Erlebensemöglichkeit des Mitkämpfers, es liegt auch in der Natur der Sache, daß er fast immer „hinterher“ kommt und selten mehr als Reste der eigentlichen Geschehnisse zu sehen bekommt, ganz abgesehen davon, daß er aus militärischen, politischen, gesellschaftlichen und vielleicht sogar geschäftlichen Gründen genötigt ist, eine Menge Dinge, die er gesehen haben kann, zu verschweigen. Aber trotz alledem läßt sich noch Interessantes genug berichten, und wer sich nicht fähig fühlt, unter den genannten Bedingungen Lesenswertes zu liefern, möge die Finger davon lassen. Vor allem erwartet man von einem Kriegsberichtersteller, der seine Erlebnisse in Buchform herausgibt, daß er sehen, das heißt mehr und besser, genauer und charakteristischer sehen kann als der flüchtig notierende, um dürftige Eindrücke herumredende Zeitungsschreiber, und daß er das so Gesehene präzise, anschaulich und lebendig darstellen kann. Binder kann das nicht, und, da es hier um prinzipielle Fragen geht, sei es erlaubt, dies harte Urteil mit ein paar Beispielen zu belegen. Es genügt zum Beispiel nicht, zu sagen: „Die Infanterie (der in Maubeuge gefangenen Franzosen) machte nur zum Teil einen guten Eindruck,“ man möchte wissen, weshalb; es genügt nicht, zu sagen: „Wer dabei (im feuchten, unter unaufhörlichem Feuer liegenden Schützengraben) unsere Soldaten sah, die bis zu den Knöcheln einsanken, wer sie hörte, wie sie dennoch lustig und zu frohen Gedanken aufgelegt (wie lahm ist das gesagt!) waren,“ und rhetorisch nichts sagend weiterzugleiten, „wird diesen Anblick in seinem Leben nicht vergessen können,“ sondern man möchte Einzelheiten sehen, Situationen, Physiognomien, möchte Aussprüche, Bemerkungen, Witze, Gespräche hören, dieses Anvergeßliche miterleben. Ober Seite 137: „Der Weg dorthin führt durch einen Annäherungsgraben, dessen wilde Romantik (immer das Klischee vor dem eigentlichen Erlebnis!) in

Literarische Rundschau

diesem Kriege sicher!) nicht wieder erreicht worden ist. Es geht durch zerflossene Häuser, durch dunkle Erdhöhlen und Keller, durch Pferdeställe und einzelne Zimmerfluchten, in denen noch all der Hausrat glücklicher Friedenszeiten steht" usw. Hätte der Verfasser hier ein Erlebnis geschildert, hätte er es durch Einzelheiten lebendig gemacht, die Phantasie des Lesers wäre um einen wertvollen Eindruck bereichert worden. So haben wir nichts als einen aufzählenden Bericht, wie ihn nach einer vagen Erzählung jedes Schulmädchen, ohne sich jemals persönlich in einen Schützengraben bemüht zu haben, auch liefern könnte. Aber selbst solche dürftigen Schilderungen machen nur einen verhältnismäßig kleinen Teil des Buches aus, der Rest besteht aus eifertig rekapitulierender Chronik, historischen Reminiszenzen im Vädelerstil, ausführlich abgedruckten Dokumenten, die man bereits aus den Zeitungen kennt und anderswo besser geordnet findet, aus flüchtigen Anklagen und leeren Lobsprüchen, die wie die vielen Gleichmässigkeiten, Gemeinplätze („Es ist eine schreckliche Sache um den Krieg", Seite 114!), schlechten Bilder, schiefen Geistesreichigkeiten und der Aufwand von geschwollener Rhetorik den Sinn eines ernst empfindenden Lesers peinlich berühren, während das Ganze seine berechtigten Erwartungen enttäuscht und seine Hoffnung, irgend etwas Wertvolles über den Krieg zu erfahren, unermüdet läßt.

Die südslawische Frage im Habsburger Reiche. Von R. W. Seton-Watson (Scotus Viator). Berlin, Meyer und Jessen. 1913.

Ein dickleibiger Band von 632 Seiten Text, dessen Letztzire einen einigermaßen zwiespältigen Eindruck hinterläßt. Der Verfasser ist nämlich zweifellos ein ganz hervorragender Kenner des behandelten Gegenstandes, seine Belesenheit, seine Sprachkenntnisse sind um so ungewöhnlicher, als sich der englische Durchschnittspolitiker mit ethnographischen und philologischen Studien nur ungerne beschäftigt; und doch besitzt seine Arbeit einen höchst relativen Wert, scheint sie doch lediglich zu dem Zweck geschrieben, die historische Berechtigung des vielberufenen Trialismus nachzuweisen und der Konstituierung eines so gut wie selbständigen südslawischen Teils der Donaumonarchie das Wort zu reden. Seton-Watson tritt dafür ein, ein einheitliches Zentralparlament für die gesamte Donaumonarchie zu schaffen und es drei sogenannten „Mittelparlamenten" überzuordnen, die dem Wiener Reichsrat und dem Budapestener Reichstag einen „südslawischen Sabor" in Agram an die Seite stellen würden. Der letztere hätte sich aus Vertretern des kroatischen und des bosnischen Landtages zusammenzusetzen, die ihrerseits mit den siebzehn österreichischen Provinziallandtagen in einer dritten Kategorie erhalten bleiben würden. Seton-Watson erkennt die Gefährlichkeit der Gleichstellung eines südslawischen Parlaments mit denen in Wien und Budapest an, meint aber, das Experiment werde harmlos, sobald man ein Zentralparlament für die gemeinsamen Interessen der Gesamtmonarchie schaffe, da ja in diesem Falle die „wesentlichen" Fragen, Heer, Flotte, Auswärtiges, Handelsverträge, Finanzen usw. der Sphäre des südslawischen Sabors entzogen werden würden – Anschauungen, über die man in diesen Tagen nicht gern diskutiert, die aber jedenfalls, in die Praxis umgesetzt, die Regierungsmaschinerie des Habsburgerreiches noch verwickelter gestalten, Deutsch-Österreich allmählich den Weg nach Triest versperren und den Appetit anderer Landesteile in bedenklicher Weise anregen müßten, zumal Unterricht und Sprache in den südslawischen Gebieten nach Seton-Watsons Plan dem freien Ermessen des Agramer Parlaments überlassen bleiben würden. – Sein Werk ist nichtsdestoweniger von außerordentlichem Interesse, es baut sich auf gründlichen und umfassenden Studien auf, und wer dem österreichischen Problem näher zu treten beabsichtigt, der wird nicht umhin können, sich mit den trotz allem grundlegenden Ausführungen des schottischen Politikers auseinanderzusetzen.

1024.

Der Weltkrieg im schwäbischen Himmelreich. Von Peter Dörfler.

263 S. Kempten und München, Jos. Köfelsche Buchhandlung. 1915.

Welche Empfindungen löst der Weltkrieg auf die Bewohner unserer einzelnen vaterländischen Gauen aus, wie packen seine Ereignisse den reichen Weltmann und den Fabrikarbeiter der Großstadt, wie den vornehmen Großgrundbesitzer, den schwerfälligen Bauer der norddeutschen Tiefebene, den sinnierenden eines einheimen Gebirgstales an, wie verstehen sie es, die gewaltigen Eindrücke nicht nur mit sich selbst, sondern auch mit ihrer alltäglichen Umwelt in Einklang zu bringen? Das sind Fragen und Probleme, die den Heimatdichter und den Volkspsychologen, den Historiker und den Seeltherger in gleicher Weise beschäftigen. Peter Dörfler versteht es meisterhaft, mit seiner Erzählung alle jene Eindrücke, die in einem stillen Tale am Fuße der Allgäuer Alpen im bayrischen Bezirke Schwaben-Neuburg, in dem von den Nachbarn spöttisch so benannten Himmelreichtale, wahrgenommen werden, in einem wundervollen Bilde festzuhalten. Das Dorf,

mit allen Eigenheiten in Wald und Feld und allen seinen charakteristischen Menschen-
gruppen wächst und entsteht vor uns, so daß wir zum Schlusse die ganze Gemeinde leib-
haftig sehen. Das sind keine schematischen Gestalten, die er uns vorführt, sondern
Gestalten von Fleisch und Blut, Erscheinungen, nicht gedacht und erfunden, sondern der
Wirklichkeit entlehnt: der Bürgermeister und der allezeit angetrunkene Schuster, der
Lengsbauer mit seinem Weibe und seinem heldenhaften Sohne Zeyd, der zwar das
Lugenglicht, aber nicht sein erhabenes Gottvertrauen verliert, die geizige Jungfer Babelbäs,
die durch kein Leid und keine Freude getroffen wird, die Mutter des Schreimerfranz, die
ihre Frömmigkeit gleich in Geldwerte umsetzt und auch den gefallenen Sohn trotz seiner
Liebe der armen Notburga nicht gönnt, die Zechbäuerin in ihrem mütterlichen Unglück,
daß sie für diese Zeit zweien Krüppeln das Leben geschenkt hat, der fürsorgliche Dorf-
schmied mit seinem hellseherischen Weibe und seinem liebreizenden Töchterlein Anna-
marie, der ehrwürdige Pfarrer, der Lehrer mit seiner Tochter Zenzi, dem kinderliebenden
„Lehrerfräule“, einer jener zart empfindenden Mariengestalten, die das harte Leid des
Krieges nicht ertragen, sondern mit ihm in das Grab gerissen werden. Ihre liebe-
bringende Erscheinung verkörpert das ganze Buch. Alle diese Gestalten sind zusammen-
gehalten und aneinander gekettet durch die Heimat. Ob wohl wirklich diesen ober-
bayrischen Bauern es so stark bewußt wird, daß es sich nicht nur um die Heimat, um
ihr Bewahrung vor Not und Tod, sondern um den Bestand des großen deutschen Vater-
landes in diesem Kampfe handelt, ob ihnen die Vaterlandsliebe und das echte National-
bewußtsein seit 1870 wirklich so in Fleisch und Blut übergegangen sind, wie der Dichter
es darstellt? — Das wäre ein ungeheurer Gewinn für die Zukunft. Hervorzuheben ist
die enge Verbindung zwischen Religion und Patriotismus, die sich auch in der erbau-
lichen und wissenschaftlichen Literatur des Katholizismus findet. Der evangelische Leser
wird mit besonderer Freude es verfolgen, wie sympathisch nahe ihm hier in diesem
Buche der Katholik seine religiöse Gesinnung zu bringen weiß; wie eng berühren sich
Naturempfinden und religiöser Kult! Gerade norddeutschen Lesern möchte ich die Er-
zählung Dörflers zur Lektüre empfehlen. Sie werden einen tiefen Einblick gewinnen in
die eigentümliche Lebenskraft alemannischen Volkstums. uz.

Alfred Stern, Reden, Vorträge und Abhandlungen. Stuttgart
und Berlin, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger. 1914.

Wer den bekannten Zürcher Historiker bisher nur als scharfsinnigen und glücklichen
Forscher kennen gelernt hat, wird sich freuen, in diesem Sammelbände einer Reihe bisher
ungedruckter Charakteristiken zu begegnen, in denen sich das reiche Wissen des Verfassers
mit psychologischer Vertiefung und gepflegter Darstellungsgabe zu einer feingerundeten
Leistung verbindet. Ob Stern über „Beaumarchais“ oder „Wieland und die französische
Revolution“ spricht, ob er „Mary Wollstonecraft“ behandelt oder „Moltke als Historiker“
gerecht wird, er ist immer in seinem Element, und der Leser folgt ihm mit wachsendem
Interesse, mag er nun als Laie genießen oder den unwillkürlich kritischen Kneifer des
Fachgenossen tragen. Neu ist auch die 1897 in Bern gehaltene Festrede auf Kaiser
Wilhelm den Ersten, die das vornehm-schlichte Bild des „alten Herrn“ in knapper, un-
aufdringlicher Linienführung wieder aufleben läßt, während die Gedächtnisreden auf
Ranke, Waig, Nießer und Monod aus der „Nation“, aus dem „Jahrbuch für schwei-
zerische Geschichte“ übernommen sind. Die den letzten Teil des Buches füllenden Ab-
handlungen über „Mirabeau und Lavater“, „Calleprands Memoiren“, „Gneisenaus Reise
nach London im Jahre 1809 und ihre Vorgeschichte“ und „Der große Plan des Fürsten
von Polignac vom Jahre 1829“ sind mit einigen Änderungen und Erweiterungen aus
Zeitschriften wieder abgedruckt; die erstgenannte Untersuchung ist März 1904 in diesen
Blättern erschienen. 1024.

Carl August auf dem Wiener Congreß. Festschrift zur Jahrhundertfeier
des Bestehens des Großherzogtums Sachsen-Weimar-Eisenach, namens des Vereins
für thüringische Geschichte und Altertumskunde herausgegeben von der thüringischen
historischen Kommission. Bearbeitet von Hermann Freiherrn von Egloffstein.
Jena, Gustav Fischer. 1915.

Hermann v. Egloffstein ist den Lesern dieser Hefte seit geraumer Zeit als einer der
gediegensten Kenner der modernen Ernestinischen Geschichte bekannt, und so braucht sein
letztes Buch kaum empfohlen zu werden; es behandelt die Politik des Herzogs und
Großherzogs Carl August von Weimar auf dem Wiener Congreß und beruht zum
größten Teil auf gründlichen Quellenstudien in den Weimarer, Berliner, Wiener und
Grazzer Archiven, zu denen sich wertvolle Mitteilungen aus den Papieren der Familien
Froriep in Weimar und Bollert in Jena gesellen. Im Mittelpunkt der Darstellung

steht der Kampf Carl Augusts um einen Territorialzuwachs. Wie er die anfänglich gehegte Hoffnung, den von Preußen beanspruchten Königsthron der Albertiner für sein Haus zu retten, noch vor Beginn des Kongresses aufgibt, wie er statt dessen die Erwerbung von Erfurt und Fulda ins Auge faßt, wie er dieses Projekt mit Hilfe seiner bedeutenden Begleiter, des Präsidenten v. Gersdorff und des Generals Ludwig v. Wolzogen, zunächst im Gegensatz zu Preußen und Rußland, dann in allmählicher Annäherung an die beiden Nordmächte und endlich im Gefolge von Hardenberg und Humboldt mit zäher Ausdauer zu verwirklichen strebt, die großherzogliche Würde annimmt und schließlich tausend Widerwärtigkeiten und Enttäuschungen zum Trotz Gebiete erwirbt, die ihm neben strategisch und wirtschaftlich vorteilhaften Grenzen vor allem fast das Doppelte des früheren Flächeninhalts und eine um zwei Fünftel erhöhte Untertanenzahl eintragen, — das alles schildert v. Egloffstein mit einer Sicherheit und Schärfe der Anschauung, einer Fülle und Neuheit der Dokumentierung, die seine Untersuchung dauernd wertvoll gestalten und seiner Absicht, eine quellenmäßige Geschichte der weimarischen Politik zwischen dem 17. September 1814 und dem 2. Juni 1815 zu schaffen, voll entsprechen. Daß hier und da interessante Streiflichter auf die scharfgeprägte Persönlichkeit des Herzogs fallen, daß der Vortrag zuweilen durch anziehende Einzelheiten über den Verkehr und die geistigen Interessen Carl Augusts, seinen Ausflug in die „bucklige Welt“, den malerischen Südostrivinkel Niederösterreichs, seine Bemühungen um die Verleihung des Leopoldordens an Goethe, sein eigenartig gespanntes Verhältnis zu Marie Paulowna, die sich gar zu gern eine Sonderresidenz in Fulda gesichert hätte, unterbrochen wird, sei für Leser angemekt, die kulturgeschichtliche und biographische Züge der Schilderung politischer Verhandlungen vorziehen. Wertvolle Aktenbeilagen und ein sorgfältiges Register beschließen den Band, den ein charakteristisches Profilbild Carl Augusts von unbekannter Handziert. — Eine zweite Auflage würde gewinnen, wenn sie in der Anmerkung über die Ritterschaft von der blauen Erde auf Schloß Seebenstein die interessanten Ausführungen berücksichtigte, die Gustav Gugitz in seiner kürzlich erschienenen Ausgabe der Schönholzschen „Traditionen“ (I 131 und 305 ff.) mitteilt; die Anführung des Stalschen (nicht Stalschen) Werkes könnte dahin präzisiert werden, daß es den Titel „Memorabilien vom Kongress“ führt und handschriftlich auf der Wiener k. k. Fideikommissbibliothek aufbewahrt wird.

τολμ.

Justus Möfers Patriotische Phantajien. Herausgegeben von Heinrich Schierbaum. Erster Band. 331 S. München, Georg Müller. 1914.

Mit dem ersten Band der „Patriotischen Phantajien“ beginnt Heinrich Schierbaum eine auf etwa zehn Bände berechnete historisch-kritische Ausgabe von Justus Möfers gesammelten Werken, die in der bekannten stattlichen Art der Klassikerausgaben des Verlages von Georg Müller gedruckt wird. Der Hannoverische Provinziallandtag unterstützt sie. Die neue Ausgabe ist dankenswert, ihre Unterstützung durch eine an sich unliterarische Stelle bezeichnend für den Mann, der die Werke verfaßt hat. Der Einfluß Möfers auf Goethe ist bekannt, Herausgeber und Verlag berufen sich darauf (und zufällig ist vor kurzem in diesen Blättern davon die Rede gewesen, Septemberheft 1915, Seite 406), aber doch ist Möfer kein literarischer Mensch; der Mensch ist „nicht zum Schreiben und Lesen, sondern zum Säen und Pflanzan geboren“. Manche seiner Anregungen sind erst in jüngster Zeit in die Tat umgesetzt, er mag — wenn dies vielleicht auch ein wenig übertrieben ist — wirklich der Mann sein, „der seinem Jahrhundert sein politisches Credo leise vorgebetet, welches das neunzehnte, von Staunen und Bewunderung ergriffen, ihm nachgestammelt“ hat, aber doch lebte er mit Gedanken, Worten und Werken nicht in der Zukunft, sondern in der Gegenwart, so zwar, daß er sich auf die Vergangenheit stützte, wenn er daran arbeitete, aus der Gegenwart eine bessere Zukunft erstehen zu lassen. Der Schwerpunkt seiner Tätigkeit liegt nicht, wie beim Dichter und Schriftsteller, in seinen Schriften, sondern hinter ihnen. Er ist Geschäftsmann, will als solcher bestimmte praktische Ziele erreichen und bedient sich dabei zur Förderung seiner Zwecke nicht bloß des amtlichen Apparates, sondern auch der Feder. Als Mitglied der Regierung will er nach dem Siebenjährigen Kriege den Wohlstand seines Landes fördern. Um diese Absicht wirksamer zu erreichen, will er auch die Regierten für diese Fragen interessieren, und so ruft er ein Wochenblatt ins Leben, das unter seiner Aufsicht erscheint, das auch eigene Beiträge von ihm bringt; dem Programm gemäß sind sie nie allgemein gehalten, stets behandeln sie nur Angelegenheiten des eigenen kleinen Landes; aber so rein lokal, so geringfügig auch die besprochene Frage sein mag, immer wird sie von einem festen Grundsatz aus, der allgemeine Bedeutung hat, erörtert. In dieser Anwendung des allgemein Bedeutsamen auf das Partikulare und ausschließlich Lokale liegt der eigentümliche Reiz der Möferschen Artikel, die später von seiner Tochter unter dem Titel

„Patriotische Phantasien“ gesammelt und in Buchform herausgegeben wurden. Bei dieser Eigenart wirken die „Phantasien“ auf den Leser, der sich an ihrem Reichthum gegenständlicher Gedanken erfreut, anders als andere Lektüre. Er ruht nicht in ihnen aus, vielmehr möchte er den konkreteren Boden, auf dem sie gewachsen sind — denn es sind ja keine Phantasien, die frei in der Luft schweben, sondern solche, die einen höchst realen Untergrund haben —, kennen lernen, und zwar möglichst genau: die politische Organisation des Duodezstaates, für dessen Wohl Möser wirkte, die Zusammenfassung der Regierung, deren Seele der Geheime Justizrat war, die wirtschaftlichen Verhältnisse in Stadt und Land, und vor allem, wie viel von seinen Gedanken Möser selbst hat verwirklichen können, wie viel er erreicht hat in Erfolg und Mißerfolg und so fort. Er verlangt also nach einer Geschichte der amtlichen Tätigkeit Möser's, die sich — bei seinem Einfluß — zu einer Geschichte seines Landes auswachsen würde. Ich weiß nicht, wie weit sie sich aus den Akten und sonstigen Niederschlägen seiner Wirksamkeit rekonstruieren läßt, aber, soweit sie möglich ist, muß diese Arbeit geleistet werden. Nicht bloß um Möser's willen. Im achtzehnten Jahrhundert gab es keine einheitliche deutsche Kultur, nur verschiedene Kulturkreise, deren konkrete Verhältnisse für uns wie so vieles, was der Zeit vor der französischen Revolution und den Napoleonischen Kriegen angehört, eine verfuntene Welt sind. Erst wenn wir diese einzelnen Kreise in ihrer individuellen Verschiedenheit kennen gelernt haben, kennen wir das Deutschland des achtzehnten Jahrhunderts. Für den deutschen Nordwesten aber dürfte Möser die Gestalt sein, die am geeignetsten ist, in den Mittelpunkt einer derartigen Arbeit zu treten. Solche Studien haben sich nicht bloß gelehrtes Interesse. „In unsern Tagen“, sagt der Herausgeber im Vorwort, „wo man sich wieder dem Volke, der Heimat, der Heimatfunk zugetraut hat, wo man erkannt hat, daß die engere Heimat mit ihrer Stammeseigenart der feste Nährboden für eine reiche, kraftvolle Entfaltung des deutschen Volkscharakters bleiben muß, da zeigt sich Bemühen und Bestreben, die Zusammenhänge, die unsere haltende, nivellierende Gegenwart mit einer ruhigeren, individuelleren Vergangenheit verbinden, historisch zu erfassen.“ Das heißt, die Geschichte, und die der engeren Heimat insbesondere, als Kraftquelle verwerthen. So darf man die Ausgabe im ganzen mit Freude begrüßen und im besondern dem Band, welcher die Biographie Möser's bringen wird, mit Spannung entgegensehen. Es bleibt nur zu hoffen, daß der Fortgang der Ausgabe durch den Krieg und seine Begleiterscheinungen nicht ernstlich gestört werde.

79.

Heinrich von Kleist, der Dichter des Preußentums. Von Max Fischer. Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger. 1916.

Mag man innerlich zu Kleist stehen, wie man will, die Anerkennung wird man seiner jüngsten Würdigung nicht verlagern können, daß sie sich aus der Fülle unserer teilweise so verstimmt durchschnittlichen Kriegsliteratur in durchaus persönlicher Prägung heraushebt. Großzügig angelegt und wuchtig durchgeführt, vermittelt sie ein scharf umrissenes, gedankenreiches Charakterbild des unglücklichen Märklers, hinter dem man mit Interesse ein vielleicht noch unferdiges, aber starkes und selbständiges Temperament verspürt. Das Preussische in Kleist ist ja bereits von Treitschke betont worden, Fischer greift aber weiter und tiefer als der junge Leipziger Privatdozent von 1859, und wenn er auch die polemische Deutlichkeit seines großen Vorgängers hier und da noch übertrumpft, so vermag er doch die Freude an seiner Arbeit durch diesen jugendlichen Überschwang nicht zu stören. Verunglückt dünkt nur die Gegenüberstellung des Kleistschen „Amphytrion“ mit dem Molièreschen. Molière (der nota bene beim besten Willen kein „Dichter des Aufklärungszeitalters“ war!) wollte künstlerisch etwas ganz anderes als Kleist; mit demselben Recht, mit dem seine Allmene als „verpielte Puppe“ abgetan wird, könnte die Allmene Heinrich v. Kleists als verfehlt heruntergeputzt werden, weil sie nicht einen Zug mit der Molièreschen gemein hat, obwohl diese bei ihrer Schöpfung Modell stand. Und wenn die verunglückte Hardencksche Behauptung, die „Penthesilea“ sei ein Tendenzstück gegen die Frauenemanzipation, mit den Worten zurückgewiesen wird: „Das ist genau so sinnig, als ob man sagte, der Hamlet sei ein Tendenzstück wider die Schopenhauersche Philosophie,“ so vergißt der Verfasser, daß die Frauenbewegung bereits eingelezt hatte, als die „Penthesilea“ entstand, während die Gestalt des tief sinnigen Dänenprinzen doch schon einige zweihundert Jahre vor dem großen Pessimisten geschaffen wurde. — Aber das sind nur Kleinigkeiten, die den Gesamteindruck des Fischerschen Büchleins nicht beeinträchtigen. Und wenn seine tief schürfenden Ausführungen in dem Wunsch ausklingen, die extensiv Entfaltung unserer nationalen Kraft möge mit deren intensiver Vertiefung Schritt halten und „der wundervolle Organismus unseres Staates“ mit der „idealistischen Sehnsucht des deutschen Geistes“

verschmelzen, so dringen sie damit nicht nur zu den letzten Wurzeln des Dichters und Menschen Heinrich v. Kleist vor: sie verriechen es auch, das wahrhaft Zeitgemäße seiner tragischen Persönlichkeit zu unterstreichen. τολμ.

Meister Johann Diez, des Großen Kurfürsten Feldscher und Königlicher Hofbarbier. Nach der alten Handschrift in der Königlichen Bibliothek zu Berlin zum ersten Male in Druck gegeben von Dr. Ernst Consentius. Ebenhausen bei München, Wilhelm Langewiesche-Brandt.

Als der Königliche Hofbarbier, Bürger und Gemeinheits-Meister wie auch Achtmann bei der Marienkirche zu Halle Johann Diez um das Jahr 1730 anfang, seine Lebenserinnerungen niederzuschreiben, hatte er wohl kaum die Absicht, sie drucken zu lassen; eine Flut von Beleidigungsprozessen wäre unfehlbar die Folge der Drucklegung gewesen. Denn der Meister Diez hatte sich nicht geschaut, alle seine Widersacher — und deren waren nicht wenige! — namentlich zu bezeichnen. Abschriftlich scheint sein Manuskript aber verbreitet worden zu sein, und eine dieser Abschriften, ein zerstoßener, unscheinbarer Quartband von 173 Blättern, ist aus Friedrich Nicolais Besitz in die Handschriftenabteilung der Königlichen Bibliothek zu Berlin gekommen. Mancher Gelehrte hat sie da schon in der Hand gehabt und durchgesehen, aber erst Consentius hat sie in ihrer Bedeutung erkannt. Wir dürfen es als einen Glücksfall betrachten, daß gerade er die Herausgabe unternommen hat; kaum ein anderer war wie er dazu berufen, den Schatz, der in jener unbeachteten Handschrift verborgen lag, zu heben und ans Licht der Öffentlichkeit zu stellen. Hat er sich doch in seinem 1911 bei Gebrüder Paetel erschienenen Werk „Alt-Berlin Anno 1740“, in dem Tausende von Einzelarbeiten zu einem farben- und figurenreichen, dabei aber durchaus einheitlichen und überhöflichen Kulturgemälde von packender Wirkung zusammengetragen sind, als gründlicher Kenner der Zustände in dem Jahrhundert vom Weisfältischen Frieden bis zum Regierungsantritt Friedrichs des Zweiten erwiesen und bewährt. Den Abdruck der Aufzeichnungen des Meisters Diez hat Consentius nicht buchstabengetreu vorgenommen; das ist für die Lesbarkeit und die hoffentlich recht weite Verbreitung des Buches nur vorteilhaft. In den Anmerkungen gibt er manche schätzenswerte Erklärung veralteter oder schwer verständlicher Ausdrücke sowie zur Ergänzung und zum Vergleich Zitate, dann aber auch außer einem sorgfältig gearbeiteten Register eine Reihe von Urkunden, die besser als jede andere Beweisführung dargun, daß Meister Diezens Lebensgeschichte auf Wahrheit beruht, so unglauwürdig auch manches zunächst scheint. Damit soll natürlich nicht gesagt sein, daß der wackere Barbierer und Chirurgus nicht hie und da den Mund ein wenig voll genommen hat in der rückschauenden Erinnerung an das, „was er als preussischer Feldscher in Ungarn wider die Türken, als Schiffszarzt mit holländischen Walfischfängern am Nordpol, auf Reisen in deutschen Landen als Barbier und Chirurg mit Häubern und Jungfern, Soldaten und Gespenstern, endlich dabeim mit zweien Ehefrauen erfahren und also auf dieser Welt insgesamt hat leiden müssen.“ Was der Meister Diez in seinen mehr als siebzig Jahren erlebt hatte — und das war erheblich mehr, als was gewöhnliche Sterbliche damals erlebten —, das schrieb er in ganz köstlich naiver Art nach Ersuchen von vielen guten Freunden auf, „Gott zuvörderst zum Preis vor seine gnädige und wunderbarliche Erhaltung, meinem Nächsten, der solches liest, zum Dienst, Lehre und Warnung, zu wahrer Gottesfurcht und Vertrauen auf Gott, sonder eiteln Ruhm.“ Ans Nachgeborenen aber erweitert sich die Erzählung der Erlebnisse und Erfahrungen des Meisters Diez zu einem großen, abgerundeten Bilde des bürgerlichen Lebens in Deutschland zu der Zeit, da die Schrecken des Dreißigjährigen Krieges kaum vorübergebraust waren, der Große Kurfürst Ordnung und Wohlstand in seine brandenburgischen Lande zu bringen suchte, der prunkliebende Friedrich der Erste sein Haupt mit der Krone schmückte und dann der Soldatenkönig sein strenges Regiment führte. Vortrefflich fügen sich dem Texte die von Consentius mit viel Eifer und Mühe aufgespürten alten Bilder ein sowie die von ihm erfundenen, oft sehr witzigen Seitenüberschriften. z^u.

Goethes Propyläen. Von Ernst Voellich. (Breslauer Beiträge zur Literaturgeschichte, herausgegeben von Max Koch und Gregor Sarrazin in Breslau. Neuere Folge. 44. Heft.) VIII und 170 Seiten. Stuttgart, J. B. Metzlersche Buchhandlung, G. m. b. H. 1915.

Ogleich der Strom der Goethe-Literatur schier userlos daherrauscht, hat die vielumstrittene Kunstschrift, die Goethe mit tatkräftigster Unterfützung des ihm befreundeten Bibliothekers Heinrich Meier unter dem viel sagenden Titel „Propyläen“ in den Jahren 1798 bis 1800 herausgab, feltamerweise bisher noch keine eingehendere Sonderdarstellung ge-

funden. Um so verdienstlicher ist vorliegende Arbeit. Freilich bietet auch sie keine im eigentlichen Sinne abschließende Monographie. Es sind mehr Materialien zu einer solchen. Zwar läßt es der Verfasser an einer eingehenden und umsichtigen Darstellung der „Äußerer Geschichte der Propyläen“ nicht fehlen. Auch geht er in der kritischen Untersuchung der einzelnen Zeitschriftenartikel, der der weitaus größte Raum seiner Darstellung gewidmet ist, wenigstens an zwei Stellen in höchstfreudlichem Maße in die Tiefe, indem er die betreffenden Artikel — es handelt sich im einen Falle um die hochbedeutungsvolle Abhandlung „Über die Gegenstände der bildenden Kunst“, im andern um die geistvolle Kunstnovelle „Der Sammler und die Seinigen“ — nicht nur auf ihre Entstehung und ihren Gehalt hin untersucht, sondern auch das Thema als solches bis in seine entferntesten Wurzeln zurückverfolgt. Aber gerade diese rühmlichen Ansätze mahnen uns offenbar, wieviel hier der künftigen Forschung noch zu tun übrig bleibt. Denn auf die Dauer werden wir uns kaum damit begnügen dürfen, den Kunstdogmatismus des klassizistischen Goethe so ohne weiteres hinzunehmen, ohne uns zugleich Klarheit darüber zu schaffen, wie aus dem Saulus, als der der Stürmer und Dränger Goethe sich uns darstellt, dieser Paulus werden konnte. Nichts ist ja bezeichnender — und gerade davon hören wir von Voeblich leider so gar nichts — als der fundamentale Gegensatz, in dem der Goethe der Propyläen sich zu dem Goethe der Frankfurter Gelehrten Anzeigen stellt. Wird in der Beurteilung der zeitgenössischen Produktion hier jeder Regelloser verworfen und lediglich von dem Abgott Genie alles Heil der Kunst erwartet, so wird dort umgekehrt die Antike zum Kanon alles künstlerischen Schaffens erhoben. Und nicht nur, daß der einstige Herold des Genies nunmehr Preisaufgaben stellt, um dem bildenden Künstler die Beobachtung der vom Meister aufgestellten Grundgesetze einzupauken, er kann sich sogar nicht genug tun, die so zusammengefügten Schularbeiten als meisterhafte Wunderwerke zu preisen. Daß hier eine Verirrung vorliegt, scheint auch Voeblich einräumen zu wollen. Aber freilich, was hilft uns ein solches Urteil, so lange wir nicht begreifen, wo und wie sich der Fehler in die Rechnung eingeschlichen hat. Vielleicht dürfen wir hoffen, daß das von Voeblich so fleißig zusammengetragene Material dieser Erkenntnis den Weg ebnet. 7.

Die Politik des Dreiverbandes und der Krieg. Legenden und Tatsachen von Karl Federn. München, Georg Müller.

Zur politischen Vorgeschichte dieses Krieges haben die beteiligten Regierungen Sammlungen von Aktenstücken veröffentlicht, welche die eigene Stellungnahme zu den Ereignissen rechtfertigen, die Schuld der Gegner aber beweisen sollen. Es ist auch für den historisch Geschulten und politisch Erfahrenen nicht immer leicht, die ganzen und halben Wahrheiten, die Tatsachen und Legenden darin sogleich genau zu erkennen und festzustellen und den Überblick über die riesige Masse des Materials nicht zu verlieren. Da leistet Federns Buch uns zur Übersicht, den Neutralen zur Aufklärung die besten und zuverlässigsten Dienste. Er zieht daneben viel heran, was auch deutschen Lesern neu sein oder doch in neuer, beachtenswerter Beleuchtung erscheinen wird. So macht er zum Beispiel darauf aufmerksam, daß 1908 der französische Oberleutnant Mangin ein Buch herausgegeben hat, in dem er auseinandersetzt, daß Frankreich nach Verwirklichung seiner Pläne in der Lage sein würde, hunderttausend Araber und vierzigtausend Neger in der ersten Schlacht zu verwenden, die vermutlich am Ende der dritten Woche nach der Kriegserklärung stattfinden dürfte. Der Verfasser war schon damals, 1908, vollkommen überzeugt, daß Frankreichs „Verbündete“ den Transport dieser Truppen im Atlantischen Ozean decken würden. — Sehr geschickt erinnert Federn zum Vergleich mit der Lage Deutschlands an den sogenannten „Familienvertrag“ von 1761 zwischen Karl dem Dritten von Spanien und Frankreich, durch den sich, wie Macaulay sagt, die beiden Mächte „nicht im ausdrücklichen Wortlaut, aber doch dem klaren Sinne nach verpflichteten, England zu bekriegen“. Als William Pitt von dem Abschluß dieses Vertrages erfuhr, schlug er vor, man solle sogleich Spanien den Krieg erklären und seine Flotte und seine Kolonien angreifen. — Den serbischen Ansprüchen auf Bosnien und die Herzegowina gegenüber verweist Federn darauf, daß der erste, der die Okkupation der beiden Provinzen durch Österreich anregte, Nikola von Montenegro war, der im Frühling 1875 den Kaiser Franz Josef in Dalmatien aufsuchte, um ihm diesen Vorschlag zu machen. Im folgenden Jahre bot Rußland bei der Begegnung des Kaisers mit dem Zaren Alexander dem Zweiten in Reichstadt Österreich nicht nur die Besetzung, sondern die Inneziehung des größten Teils von Bosnien und der Herzegowina an. Welche Ratschläge mag nun die russische Regierung ihrem serbischen Schützling in jenen entscheidenden achtundvierzig Stunden von der Überreichung der österreichischen Note bis zu der serbischen Antwort erteilt haben? Auffallender und bezeichnenderweise ist über die Telegramme jener zwei Tage kein Wort

Literarische Rundschau

im russischen Orangebuch enthalten! Ganz andere „Versehen“ noch deckt Federn im englischen Blaubuch auf, dessen Einleitung und Zusammenstellung ein besonders dunkles Kapitel in der wahrlich nicht ehrenvollen Geschichte der englischen Politik bildet. Darin aber können wir Federn nicht beistimmen, wenn er meint: „Wir können Frankreich vergeben, obwohl es sich und uns bitteres und sinnloses Unrecht zufügt, denn wir können seinen Haß doch wenigstens verstehen. Und wir wissen aus zu vielen Zeugnissen, daß die große friedliebende Masse des Volkes durch eine schändliche Presse und durch leichtfertige Staatsmänner irreführt ward und wird.“ Wir glauben, daß wir heute noch weit mehr Grund haben als Blücher 1815 zu sagen: „Dieses Volk und der Charakter der ganzen Nation ist so gesunken, daß sie keine Rücksicht mehr verdienen“, und Frankreich und die Franzosen als ein „verruchtes Land“ und ein „verworfenes Volk“ zu bezeichnen. Blücher erklärte, er habe „bei kein Franzosen eine Suppe genossen“. Diesen Standpunkt müssen wir auch heute einnehmen. — Federns verdienstvolles, sehr geschickt und zuverlässig gearbeitetes Buch, das uns heute schon ganz historisch anmutet bei der Ueberfülle der Ergebnisse und Ereignisse, die auf uns in den eineinhalb Kriegsjahren eingestürzt sind, ist wärmstens zu empfehlen.

x^a.

Zeppelin. Der Mensch. Der Kämpfer. Der Sieger. Herausgegeben von Dr. Adolf Zaager. Stuttgart, Robert Luz.

Zaagers Zeppelinbuch ist nicht eine vom Herausgeber verfaßte Biographie, sondern eine in chronologischer Reihenfolge geordnete Sammlung von Dokumenten, Zeitungsausschnitten, Zitaten aus den Jugenderinnerungen und aus Reden des Grafen, die, zusammen genommen und zeitlich geordnet, allerdings eine Biographie ausmachen. An Einheitlichkeit, Kraft und Anschaulichkeit eines Lebensbildes wird diese Beschreibung hinter derjenigen eines einzigen Verfassers zurückstehen; ihr Wert liegt in den einzelnen authentischen Dokumenten. Sehr reizvoll sind die Schilderungen der im Schloß Oberghrsberg bei Konstanz verlebten Jugend des Grafen, die zum Teil Zeppelins Kindererzählungen, den Briefen seiner Mutter und den Lebenserinnerungen seines Hauslehrers Moser entnommen wurden. Von besonderem Interesse ist uns heute auch die Militärtausbahn des Grafen mit dem berühmten kühnen Patrouillenritt im Juli 1870. Im Jahre 1890, in dem General Zeppelin seinen Abschied nimmt, beginnt die eigentliche Erfinderarbeit des Grafen. Nun folgen die Jahre der Konstruktion und Ausarbeitung des Zepiems; 1899 wird das erste Luftschiff erbaut, das 1900 dreimal aufsteigt und dreimal Fiasko macht. Die langen und schweren Kämpfe gegen die Mitwelt, gegen die Geldnot und gegen den Luftgeist kommen in den zitierten Dokumenten ergreifend zum Ausdruck. Wahrhaft erschütternd klingt der Notruf in der „Woche“ vom 3. Oktober 1903, wo der Graf schreibt: „Eine kurze Spanne Zeit — und Witterung, Sturm und Wellen werden mein lagerndes Material un verwendbar gemacht haben, meine letzten geschulten Gehilfen werden mir nicht mehr zur Verfügung stehen — die letzten Mittel, die ich selber zu diesem Zweck zu opfern vermag, werden erschöpft sein — und die Gebrechen des Alters oder der Tod werden meinem Schaffen ein Ziel gesetzt haben.“ Es ist von typischer Bedeutung, was die öffentliche Meinung vor und nach Entschwerden über Zeppelin und seine Erfindung zu sagen gewußt hat, und in welchem Ton lächelnder Überlegenheit man sich gerade in Fachkreisen über den genialen Mann und sein Werk äußerte. Sehr schön kommt in den schwereren Zeiten wie auch in den Tagen des Gelingens und der unumstrittenen Berühmtheit der unerschütterliche Charakter und die innere Größe des Menschen Zeppelin zum Ausdruck. Der Glaube und die Hingabe an das Werk, die natürliche Bescheidenheit, die Selbstbeherrschung, die Güte gegen Gehilfen und Arbeiter, all diese Eigenschaften glänzen um so heller in den Tagen des Unglücks, der immer wieder zerstörten Hoffnungen. Zaagers Biographie enthält eine Liste der Zeppelin-Probefahrten, der Havarien und glücklichen Landungen, die eine ganze Geschichte ohne Kommentar erzählen, die Geschichte der Erfindung, die durch Unglück und Mißgeschick hindurch zum Sieg gelangt. Aber wohl die für uns Heutige interessantesten unter den interessanten Dokumenten sind die Berichte und Feldpostbriefe über die Kriegsfahrten der Luftschiffe. Aus „Dagens Robeter“ ist eine Unterredung mit einem deutschen Luftschiffer entnommen, die sehr anschaulich die Eindrücke und Empfindungen des Luftpiloten während einer Fahrt über die Nordsee in Nacht und Winter schildert. Eine neue Erfahrungs- und Empfindungswelt tut sich da auf. Auch der Kampf zwischen Luftschiff und Kriegsschiff und die gefährvolle Fahrt über Feindesland wird geschildert. Diese und andere zeitgenössische Dokumente entschädigen für den Mangel an persönlicher Gestaltung, welcher der Biographie in der gewählten Form anhaften muß.

90.

Literarische Neuigkeiten.

Von Neuigkeiten, welche der Redaktion bis zum 15. Januar zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

- Altman.** — Heimatsdienst im ersten Kriegsjahr. Jahrbuch des Bundes Deutscher Frauenvereine. 1916. Im Auftrage des Bundes Deutscher Frauenvereine herausgegeben und bearbeitet von Dr. Elisabeth Altman-Gottheiner. Mit 8 Abbildungen im Text und auf 4 Tafeln. 304 S. Leipzig und Berlin. B. G. Teubner. 1916.
- Birt.** — Novellen und Legenden aus verklungenen Zeiten. Von B. Birt. 306 S. Leipzig, Quelle und Meyer. 1916.
- Bötsche.** — Von Wundern und Tieren. Neue naturwissenschaftliche Pflandereien. Von Wilhelm Bötsche. 276 S. Stuttgart und Berlin, Deutsche Verlags-Anstalt. 1915.
- Bruiner.** — Die germanische Helde Sage. Von J. W. Bruiner. (Aus Natur und Geisteswelt, Bd. 486.) 139 S. Leipzig und Berlin, B. G. Teubner. 1915.
- Carnegie.** — Carnegie Endowment for International Peace. Year Book for 1915. 1-1 S. Washington, Carnegie Endowment 2 Jackson Place. 1915.
- Chamberlain.** — Deutsches Wesen. (Ausgewählte Aufsätze.) Von Houston Stewart Chamberlain. 185 S. München, F. Brudmann N.-G. 1916.
- Cronik.** — Chronik des Deutschen Krieges nach amtlichen Berichten und zeitgenössischen Kundgebungen. Sechster Band: Von Mitte Juni bis Mitte Juli 1915. Mit 4 Karten. 450 S. München, C. S. Beck'sche Verlagsbuchhandlung Ostarr. 1915.
- Dantberg.** — Lotte Bernis Irrtum. Drei Akte von Hans Dantberg. 64 S. München, Sugo Schmidt. D. S.
- Delbrück.** — Frau Seltenheit und Tante München. Ein Familienroman voll Ernst und Humor aus dem Gesellschaftsleben der Gegenwart. Von Kurt Delbrück. 277 S. Halle (Saale), Richard Mühlstein (Max Gröffe). 1915.
- Donzow.** — Groß-Polen und die Zentralmächte. Von Dmytro Donzow. 63 S. Berlin, Carl Kroll. 1915.
- Endres.** — Die Türfel. Bilder und Skizzen von Land und Volk. Von Franz Karl Endres, Kgl. Bayer. Hauptmann im Generalstabe, Kaiserlich-Ottomanischen Major a. D. Mit einem Bildnis des Verfassers. 301 S. München, C. S. Beck'sche Verlagsbuchhandlung Ostarr. 1916.
- Euden.** — Die Träger des deutschen Idealismus. Von Rudolf Euden. 251 S. Berlin, Allstein und Co. 1915.
- Faßbender.** — Wollen eine königliche Kunst. Gedanken über Ziel und Methode der Willensbildung und Selbsterziehung. Von Prof. Dr. Martin Faßbender, Geheimer Regierungsrat. Zweite Auflage. 282 S. Freiburg i. Br., Herdersche Verlagsbuchhandlung. 1916.
- Fechner.** — Kommende Kunst? Von Hanns Fechner. 69 S. Halle a. d. S., Buchhandlung des Waisenhauses. 1915.
- Feldmann.** — Mit der Heeresgruppe des Prinzen Leopold von Bayern nach Weizgrund hinein. Kriegsberichte. Von Dr. Wilhelm Feldmann. 119 S. München, C. S. Beck'sche Verlagsbuchhandlung Ostarr. 1916.
- Finstler.** — Die homerische Dichtung. Von Georg Finster. (Aus Natur und Geisteswelt, Bd. 496.) 113 S. Leipzig und Berlin, B. G. Teubner. 1915.
- Gast.** — Deutschland und Südamerika. Von Dr. P. Gast, Professor an der Technischen Hochschule Laden. 42 S. Stuttgart und Berlin, Deutsche Verlags-Anstalt. 1915.
- Gesundbrunnen.** — Gesundbrunnen 1916. Kalender. Herausgegeben vom Rührerbunde. 192 S. München, Georg D. W. Callwey. D. S.
- Graevenig.** — Die militärische Vorbereitung der Jugend in Gegenwart und Zukunft. Von Dr. George von Graevenig, Hauptmann a. D., zurzeit Kompagnieführer. 54 S. Stuttgart und Berlin, Deutsche Verlags-Anstalt. 1915.
- Gumpert.** — Herzblättchens Zeitvertreib. Unterhaltungen für kleine Knaben und Mädchen zur Heranziehung und Entwicklung der Begriffe. Begründet von Della von Gumpert. Neue Folge. 18. Band. Herausgegeben von Berta Wegner-Zell. Mit 14 Farbendruckbildern, 1 Kunstbeilage und 25 Abbildungen im Text. 276 S. Berlin und Glogau, Carl Flemming N.-G. D. S.
- Gumpert.** — Töchter-Album. Unterhaltungen im häuslichen Kreise zur Bildung des Verstandes und Gemütes der heranwachsenden weiblichen Jugend. Begründet von Della von Gumpert. Neue Folge. 18. Band. Herausgegeben von Berta Wegner-Zell. Mit 10 Farbendruckbildern und zahlreichen Abbildungen im Text. 520 S. Berlin und Glogau, Carl Flemming N.-G. D. S.
- Haedel.** — Ewigkeit. Weltkriegsgedanken über Leben und Tod, Religion und Entwicklungslehre von Ernst Haedel. 128 S. Berlin, Georg Reimer. 1915.
- Haedecke.** — Die Schlacht bei Dennewitz ein Sieg Bernadottes. Studie zur Vorgeschichte des 6. September 1813. Von Dr. Richard Haedecke. 48 S. Berlin, Schall und Rentel. 1916.
- Haering.** — Lieber in der Heimat. 1914-1915. Von Theodor Haering. 39 S. Tübingen, S. Laupp'sche Buchhandlung. 1915.
- Hausenstein.** — Belgien. Notizen von Wilhelm Hausenstein. Mit 32 Abbildungen. 48 S. München, Georg Müller. 1915.
- Heine.** — Fern von Paris. Erzählungen von Anselma Heine. 257 S. Berlin, Egon Fleischel und Co. 1915.
- Hermann.** — Vom gesicherten und ungesicherten Leben. Ernst Pflandereien von Georg Hermann. 246 S. Berlin, Egon Fleischel und Co. 1915.
- Hermann.** — Heinrich Schön jun. Roman von Georg Hermann. 392 S. Berlin, Egon Fleischel und Co. 1915.
- Hofmannsthal.** — Österreichischer Almanach auf das Jahr 1916. Herausgegeben von Hugo von Hofmannsthal. 223 S. Leipzig, Insel-Verlag. 1916.
- Insel.** — Insel-Almanach auf das Jahr 1916. 223 S. Leipzig, Insel-Verlag. 1916.
- Kalender.** — Kriegs- und Friedens-Kalender für den deutschen Feldsoldaten, Bürger und Landmann auf das Jahr 1916. Herausgegeben von Anton Jendrich. 80 S. Stuttgart, Franck'sche Verlagsbuchhandlung. D. S.
- Kessler.** — Das deutsche Belgien. Beiträge zur Geschichte, Volkswirtschaft und zur deutschen Verwaltung. Herausgegeben von Otto Kessler. 159 S. Berlin, Karl Sigismund. 1915.
- Kleinberg.** — Franz Grillparzer. Der Mann und das Werk. Von Prof. Dr. Alfred Kleinberg. Mit einem Bildnis Grillparzers. (Aus Natur und Geisteswelt, Bd. 513.) 124 S. Leipzig und Berlin, B. G. Teubner. 1915.
- Kronfeld.** — Krieg und Soldat in der Spruchweisheit. Sentenzen aus drei Jahrhunderten. Von Heraklit bis Hindenburg. Gesammelt und herausgegeben von Dr. E. M. Kronfeld. 158 S. München, Hugo Schmidt. D. S.
- Lange.** — Die Frauenbewegung in ihren modernen Problemen. Von Helene Lange. Zweite, umgearbeitete Auflage. 144 S. Leipzig, Quelle und Meyer. D. S.
- Lenz.** — Nacht und Wirtschaft. Von Friedrich Lenz. Erster Teil. Die Voraussetzungen des modernen Krieges. 235 S. München, F. Brudmann N.-G. 1916.
- Linzen.** — Aus Krieg und Frieden. Von Karl Linzen. 197 S. Kempten und München, Jos. Kösel'sche Buchhandlung. 1916.
- Loe.** — Robert Franz-Brevier. Herausgegeben von Didi Loe. Mit einem Geleitwort und einem Bildnis. 51 S. Leipzig, Breitkopf und Härtel. 1915.
- Luben.** — Goethe über Deutschlands Zukunft. Das Faust-Gespräch. Aus „Nüchtern in mein Leben“ von Heinrich Luben, weitland Professor der Geschichte in Jena. 89 S. Berlin, Carl Curtius. 1916.
- Matthias.** — Wie erzählten wir unsern Sohn Benjamin? Ein Buch für deutsche Väter und Mütter. Von Dr. Adolf Matthias, Wirtlichen Geheimen Oberregierungsrat. Zehnte, vermehrte Auflage. 310 S. München, C. S. Beck'sche Verlagsbuchhandlung Ostarr. 1916.
- Mehlis.** — Gestalten des Krieges. Von Dr. Georg Mehlis, Professor an der Universität Freiburg. 75 S. Tübingen, J. C. V. Mohr (Paul Siebeck). 1915.

Literarische Neuigkeiten

- Müller.** — Das Gedächtnis und seine Pflege. Von Alfred Leopold Müller. Mit 22 Abbildungen. 91 S. Stuttgart, Francksche Verlagsbuchhandlung. 1915.
- Müller.** — Fröhliches aus dem Krieg. Von Fritz Müller. Mit Bildern von Ludwig Verwald. 120 S. Hamburg-Großborsfel. Deutsche Dichter-Gedächtnis-Stiftung. 1915.
- Müller.** — Die deutsche Not. Eindrücke und Bekenntnisse. Von Johannes Müller. 301 S. München. C. S. Beck'sche Verlagsbuchhandlung Ostarr. West. 1916.
- Müller.** — Reden über den Krieg. Von Johannes Müller. Heft 5. Der Krieg als religiöses Erlebnis. 39 S. München. C. S. Beck'sche Verlagsbuchhandlung Ostarr. West. 1916.
- Müller.** — Tropen. Der Mythos der Reise. Artkunden eines deutschen Ingenieurs. Herausgegeben von Robert Müller. Anno 1915. 278 S. München, Hugo Schmidt. D. J.
- Müller.** — Macht. Völkerverhältnisse Grundlagen des gegenwärtigen Atlantischen Krieges von Robert Müller. Wien. 102 S. München, Hugo Schmidt. D. J.
- Muthesius.** — Der Deutsche nach dem Kriege. Von Dr. Ing. Hermann Muthesius, Architekt und Gehobener Regierungsrat, Nicolaessee. Zweite Auflage. 63 S. München, F. Brudmann A.-G. 1916.
- Nautillus.** — Dichters Lied und Leid. Literarische Plauderei. Von Nautillus. Neuheftesgruß der Familie Artur Seemann zur Jahreswende 1915 auf 1916. 38 S. Leipzig, C. A. Seemann. D. J.
- Nautillus.** — Freilebender für Götina. Victoria und Thea gesungen von Nautillus. Neuheftesgabe 1916. Leipzig, C. A. Seemann. D. J.
- Ottmann.** — Belgien. Von Victor Ottmann. Mit 45 Abbildungen, darunter zwei in farbiger Wiedergabe. 38 S. Pletersfeld und Leipzig, Verlag und Kasting. D. J.
- Paffionel.** — Paffionels Tagebuch. Hinterlassene Papiere eines gefallenen französischen Landwehrmanns. Bearbeitet und herausgegeben von Willy Norbert. 128 S. Berlin-Charlottenburg, Vita Deutsches Verlagsbuchh. D. J.
- Pfeilschifter.** — Deutsche Kultur, Katholizismus und Weltkrieg. Eine Abwehr des Buches „La guerre allemande et le Catholicisme“. Herausgegeben von Georg Pfeilschifter, Professor der Theologie an der Universität Freiburg i. Br. 494 S. Freiburg i. Br., Herdersche Verlagsbuchhandlung. 1915.
- Pintbus.** — Deutsche Kriegesreden. Herausgegeben und eingeleitet von Kurt Pintbus. 451 S. München, Georg Müller. 1916.
- Plenge.** — Der Krieg und die Volkswirtschaft. Zwischen Zukunft und Vergangenheit nach 16 Monaten Wirtschaftskrisis. Von Prof. Dr. Johann Plenge. 142 S. Münster i. W., Borgmeyer und Co. 1915.
- Plenge.** — Aus dem Leben einer Idee. Begleitwort zu einer Denkschrift über eine Unterrichtsanstalt zur Ausbildung praktischer Volkswirte. Von Prof. Dr. Johann Plenge. 142 S. Münster i. W., Borgmeyer und Co. D. J.
- Prilge.** — Der Kampf um die Dardanellen. Von Major E. N. Prilge, Adjutant d. Exzellenz des Marshalls Liman von Sanders. Mit einem Vorwort von Ernst Jacb. Nebst Karten und Bildern. 112 S. Weimar, Gustav Kiepenheuer. 1916.
- Quelle.** — Belgien und die französischen Nachbargebiete. Eine Landeskunde für das deutsche Volk. Von Otto Quelle. 126 S. Braunschweig, George Westermann 1915.
- Ranke.** — Ranke's Meisterwerke. Neunter Band: Gelehrte Wallenstein's. 489 S. Zehnter Band: Kleinere Schriften. 482 S. München und Leipzig, Duncker und Humblot. 1915.
- Rauscher.** — Belgien heute und morgen. Von Ulrich Rauscher. 142 S. Leipzig, S. Hirschel. 1915.
- Reden.** — Deutsche Reden in schwerer Zeit. Herausgegeben von der Zentralkasse für Volkswirtschaft und dem Verein für volkswirtschaftliche Kurse von Berliner Hochschullehrern. Dritter Band. 381 S. Berlin, Carl Heymann. 1915.
- Schäfer.** — Lebensdag eines Menschenfreundes. Roman von Wilhelm Schäfer. Dritte Auflage. 410 S. München, Georg Müller. 1916.
- Schalek.** — Tirol in Waffen. Kriegserlebnisse von der Tiroler Front. Von Alice Schalek. Mit 36 Abbildungen. 118 S. München, Hugo Schmidt. D. J.
- Schneider.** — Studien zu Heinrich von Kleist. Von Hermann Schneider, Professor an der Universität Berlin. 130 S. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung. 1915.
- Schwarzlopf.** — Das kleine Glied. Erzählung von Nikolaus Schwarzlopf. 208 S. Stuttgart und Berlin, Deutsche Verlags-Anstalt. 1915.
- Sommer.** — Wiedergeburt. Deutsche Sonette aus Trafen. Von Robert Sommer. 33 S. Gießen, Otto Rindt. 1915.
- Spemann.** — Spemann's Alpenanfender für 1916. Stuttgart, W. Spemann. D. J.
- Stowell.** — The Diplomacy of the war of 1914. The Beginnings of the war. By Ellery C. Stowell, Assistant professor of international law Columbia University. Nothing extemate, nor set down aught in malice. 728 S. Boston and New York, Houghton Mifflin Company. 1915.
- Sudermann.** — Die entgötterte Welt. Eigenische Bilder aus kranker Zeit. Von Hermann Sudermann. 333 S. Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger. 1916.
- Sommb.** — Sommb's Tagebuch. Aufzeichnungen eines gefallenen Engländers. Gefunden, bearbeitet und herausgegeben von Willy Norbert. 132 S. Berlin-Charlottenburg, Vita Deutsches Verlagsbuchh. D. J.
- Vollbehr.** — Kriegsbilder-Tagebuch des Malers Ernst Vollbehr. 127 S. München, F. Brudmann A.-G. 1915.
- Welt-Panorama.** — Das große Welt-Panorama der Reisen, Abenteuer, Wunder, Entdeckungen und Kulturstaaten in Wort und Bild. Fünfzehnter Band. 480 S. Stuttgart, W. Spemann. D. J.
- Wieber.** — Friedrich Gentz über die Ursachen der französischen Revolution. Der Ursprung der französischen Revolution nach dem Urteil ihrer zeitgenössischen Gegner. Von Dr. phil. Walter Wieber. 78 S. Kassel, Pillardy und Augustin. 1915.
- Wiese.** — Gedanken über Menschlichkeit. Von Leopold von Wiese. 126 S. München und Leipzig, Duncker und Humblot. 1915.
- Wildenbruch.** — Ernst von Wildenbruch. Gesammelte Werke. Herausgegeben von Berthold Uzmann. Band 1 und 5. Berlin, G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung. 1915.
- Witkop.** — Kesselberg und die deutsche Dichtung. Von Philipp Witkop, Prof. a. d. Universität Freiburg i. Br. Mit 6 Tafeln. 230 S. Leipzig und Berlin, B. G. Teubner. 1916.
- Wundt.** — Die Nationen und ihre Psychologie. Ein Kapitel zum Weltkrieg. Von Wilhelm Wundt. 151 S. Leipzig, Alfred Kröner. 1916.
- Zoff.** — 1809. Dokumente aus Österreichs Krieg gegen Napoleon. Herausgegeben von Otto Zoff. 72 S. Leipzig, Insel-Verlag. D. J.
- Zöllner.** — Goldes Weltträsel. Die Naturwissenschaft und christliche Offenbarung. Naturwissenschaft und Wunder. Durch die Naturwissenschaft zur Erkenntnis Gottes. Von Friedrich Zöllner, Professor der Astrophysik an der Universität Leipzig. 238 S. Wiesbaden, Emil Abbt. D. J.
- Zweibrück.** — Bismarck und Österreich. Herausgegeben von Franz Zweibrück. 111 S. Leipzig, Insel-Verlag. D. J.

Für die Redaktion verantwortlich: Hellmuth Soltan, Berlin-Zehlendorf.

Verlag: Gebrüder Paetel (Dr. Georg Paetel), Berlin. Druck: Piesersche Hofbuchdruckerei, Alsenburg. Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Übersetzungsrechte vorbehalten.

Japan und Nordamerika.

Von

Alfredo Hartwig.

Große Ereignisse pflegen ihre Schatten vorauszuwerfen. Diese Vorboten, die ihrerseits wieder kriegerischer, politischer oder wirtschaftlicher Natur sein können, ihrem inneren Werte und Zwecke nach richtig zu erkennen und zu schätzen, ist eine der Hauptaufgaben der Diplomatie. Je mehr nun die Diplomatie eines Volkes dieser Aufgabe des Vorsehens und Vorhersehens sich gewachsen zeigt, desto günstiger wird die Lage ihres Volkes, nicht nur im Frieden, sondern auch seine Vorbereitung für den Krieg sein. Nicht ein Krieg, sondern der Krieg ist vorherzusehen und vorzubereiten, damit das eigene Volk unter möglichst günstigen Bedingungen in das Völkerringen eintreten kann.

Neben persönlicher Tüchtigkeit und Befähigung für seinen Beruf im allgemeinen muß der Diplomat auch die Sprache des Aufenthaltslandes verstehen, damit er imstande ist, die Presse des Landes zu lesen und mit den verschiedenen Bevölkerungskreisen in Verbindung zu treten. Das wichtigste Rüstzeug des Diplomaten, das Lesen in der Psyche der Völker, besonders des Volkes, bei dessen Regierung er beglaubigt ist, wird ihm dann zu Gebote stehen und seinen Maßnahmen die richtige Fährte weisen. Nicht minder wichtig ist eine umfassende Geschichtskennntnis, und zwar nicht vom Standpunkte bloßer Jahreszahlen aus, sondern auf der Grundlage einer Erkenntnis der einheitlichen Triebfedern und Beweggründe, die der Politik eines Volkes das Gepräge gegeben haben.

Wie nun ein Teil unserer Diplomaten mit zu wenig aufmerksamem Verständnis an der Geschichte und den Grundlinien der englischen Politik durch den Lauf der Jahrhunderte hindurch, an den Sturmeszeichen in Rußland und Italien vorübergegangen ist, so scheint ihnen nicht voll zu Bewußtsein gekommen zu sein, wie große Ereignisse sich zwischen den beiden mächtigen Rivalen um die Herrschaft des Stillen Ozeans, Nordamerika und Japan, seit Jahrzehnten vorbereiten oder bereits entwickelt haben. Was sich heute zwischen England und Deutschland abspielt, der Versuch, einen unangenehmen Konkurrenten abzuwürgen, das wird morgen sich wiederholen zwischen Japan und

Nordamerika und England, und übermorgen zwischen England und dem Sieger aus dem früheren Kampfe als neuem Konkurrenten. Der wirtschaftliche Charakter des Weltkrieges ist nicht zum wenigsten von denen verkannt worden, die noch weit über die ersten Kriegseignisse hinaus nur an die Mächtschaften des aufgestachelten Revanchegedankens in Frankreich und an die Tätigkeit des Panlawismus glauben wollten, während ihnen der eigentliche Drahtzieher im Weltkriege verborgen blieb.

Ähnlich erging es uns mit Japan. Weil wir ihm unsere Bildungsstätten in äußerst zuvorkommender Weise erschlossen, sein Heer zu einer starken Waffe umgewandelt hatten, glaubten wir seiner ewigen Dankbarkeit versichert zu sein, die auch vorhalten sollte, nachdem wir mit dazu beigetragen hatten, ihm die Früchte seines Sieges über China zu schmälern. Noch vor wenigen Jahren war Japan deutschfreundlich, und erst diplomatische Unachtsamkeit von unserer Seite — daß wir nämlich in dem auftauchenden englischen Pressediplomaten Morrison, der es in kurzer Zeit bis zum offiziellen Ministerberater brachte, in falscher Geringschätzung keinen Feind zu erblicken vermochten — führte den Umschwung herbei. Japan wurde in seiner Regierung aus wirtschaftlichen Gründen deutschfeindlich, ohne etwa deswegen Freund Englands zu werden, in dessen weltwirtschaftlichem Egoismus es ebenfalls seinen Gegner erblicken mußte. Der Grundsatz, Asien den Asiaten, das heißt in erster Linie den Japanern, vertrug so wenig ein Tsingtau, wie es ein Hongkong, Manila oder Indien ertragen kann. In Deutschland glaubte Japan keinen energischen Helfer, sei es aktiv, sei es auch nur passiv, für seine nächste Zukunft sehen zu können, nachdem dieses so deutliche Beweise andauernden Mißverständens der englischen Pläne gegeben hatte. So entschloß sich Japan, den Lufttakt seiner imperialistischen Politik, soweit nichtasiatische Staaten in Frage kommen, Deutschland gegenüber aufzuspielen und durch die Forderung der Auslieferung von Kiautschou in den Krieg gegen Deutschland einzutreten, den es auch mit dieser Tat aktiv abschloß und nunmehr den Kriegszustand latent ließ.

Der Krieg hat keinerlei Begeisterung in Japan ausgelöst, und die Behandlung der deutschen Gefangenen, die Bezeichnung der Gräber von Tsingtaus heldenmütigen Verteidigern als „Heldengräber“ ist keine Heuchelei, keine Unwahrheit der Empfindungen. Die deutschen Häuser in Japan arbeiten heute wie zuvor, und ihre einzige Beschränkung besteht eben darin, daß England die Ausfuhr deutscher Waren unterbindet und damit auch den Handel Deutschlands mit Japan auf Umwegen unmöglich macht. Bei dieser Gelegenheit sei auch darauf hingewiesen, daß Japan nicht in dem Maße den brutalen Überfall auf uns gemacht hat, wie es dem Ultimatum vom 19. August 1914 zufolge den Anschein hatte, das in Deutschland im allgemeinen so unerwartet kam, nachdem man Anfang August noch in Berlin Japaner als Bundesgenossen auf die Schulter gehoben hatte. Mit der Bezeichnung der Japaner als die „Preußen Asiens“ hatten wir das Vorhandensein oder gleichzeitige

Japan und Nordamerika

Einimpfung einer idealen Politik sowie Übertragung gewisser Eigenschaften und Tugenden vorausgesetzt, ohne auf den Grundgedanken japanischer Politik und die Grundzüge des japanischen Charakters Rücksicht zu nehmen. Die Ausnutzung der Konjunktur war für Japan eine Selbstverständlichkeit, eine logische Folge der japanisch-asiatischen Politik, die aus ihrem wahren Gesichte auch beim Ausbruch des Krieges gar kein Hehl machte, wie die Meldungen der japanischen und der ausländischen Presse zeigten, die ihrer Bedeutung halber in einigen kurzen Streiflichtern hier wiedergegeben sein sollen:

Schon vor Beginn des Krieges war Japan naturgemäß in ständiger Verbindung mit dem englischen und französischen Kabinette, wie eine Meldung aus Paris vom 1. August 1914 offen zugibt. Die Haltung Japans stand von vornherein fest; konnte doch der Berichterstatter der Times in Tokio bereits am 31. Juli melden, daß der Minister des Äußeren die Versicherung gegeben habe, treu am japanisch-englischen Bündnis festhalten zu wollen; und so fügte Paris am folgenden Tage hinzu, daß Japan offiziell sich an den Vertrag halte. Die anscheinend inspirierten Meldungen aus Tokio, die wohl für die weitere Öffentlichkeit bestimmt waren, hatten allerdings gesagt, daß Japan eventuell still bleiben werde, solange der Krieg nur lokalisiert bleibe und Indien im englischen Interesse nicht gefährdet sei. Inwieweit die Lokalisierung gehen sollte und welcher Art die Gefährdung Indiens sein müsse, um Japan zum Eingreifen dem Vertrage nach zu nötigen, wurde allerdings nicht ausgesprochen. Aber bereits am 6. August — die Meldung stammt vom 6. — gibt das japanische Konsulat in Shanghai offiziell bekannt, daß Japan ein Geschwader, sowie ein Heer von zehntausend Mann für den Feldzug nach Tjingtau, bzw. Kiautschou bereitstelle und außerdem noch zehntausend Mann zur Entlastung der englischen Garnisonen in Tientsin und Peking, die somit für den europäischen Kriegsschauplatz frei würden. Nach Londoner Meldungen vom 7. August tritt Japan bereits aus seiner Reserve heraus und gibt offiziell dem „Foreign Office“ in London bekannt, daß es im Falle eines Krieges treu auf Englands Seite stehen werde. Die Folgen dieser Stellungnahme zeigten sich sofort: Am nächsten Tage meldet schon Tokio, daß zwei Geschwader nach der japanischen See ausgegangen seien, um deutsche Schiffe abzufangen, eine Nachricht, die am folgenden Tage aus Tokio dahin ergänzt wurde, daß es sich um das erste und zweite Geschwader handle, wobei auch die, wie sich später herausstellte, richtigen Namen der beiden kommandierenden Admirale genannt wurden. Ein Zufall bringt am 9. bzw. 10. August ein Rabel aus Tokio in London verstimmt an, in dem von der „Stellung eines Ultimatums“ die Rede ist. London nimmt an, daß es sich um ein Ultimatum Japans gegen Deutschland handelt. Der Moment zur Überreichung des Ultimatums an Deutschland schien aber noch nicht gekommen zu sein, wenngleich eine Meldung aus Petersburg vom 13. die Kriegserklärung nahe bevorstehen läßt.

Wenn nun auch mit der Fortnahme von Kiautschou die kriegerischen Aktionen gegen Deutschland beendet waren, so liegt doch andererseits für Japan kein Grund vor, den Versuch eines Sonderfriedens mit Deutschland zu machen; denn wie Japan ein finanziell schwaches England und Rußland braucht, so muß es seine eigenen Finanzen für künftige Ereignisse leistungsfähig machen, indem es unsern Feinden Waffen liefert. Japan würde ebenso wie Nordamerika versuchen, auch uns Waffen und Kriegsmaterial zukommen zu lassen, schon des eigenen Vorteils wegen, weil es dadurch zwei Ziele erreicht: die Fortsetzung des Krieges und somit Schwächung eines Teils seiner Gegner und andererseits die Stärkung seiner Mittel zum großen eigenen wirtschaftlichen Entscheidungskampfe seiner Zukunft, der Auseinandersetzung mit Nordamerika und später mit England.

Seit Jahren haben Nordamerika und Japan in ihrem Interessentkämpfe um den Stillen Ozean sich als Gegner erkannt. Nordamerika suchte seine Absatzgebiete nach China zu vergrößern und bedurfte, um diesen Bestrebungen den notwendigen Nachdruck verleihen zu können, gewisser Etappenstraßen und Stützpunkte. Zu diesem Zwecke annektierte es zunächst 1898 Hawaii, das damals selbständige Republik war. Der amerikanisch-spanische Krieg mit der geschickten Inszenierung des kubanischen Aufstandes und der Versenkung der „Maine“ war von seiten der Vereinigten Staaten ein weiterer Auftakt um die Vorpostenstellung Manila. Dieser innerste Grund ist damals nur von wenigen erkannt worden; man sah im allgemeinen lediglich die brutale Vergewaltigung Spaniens, das der Monroeoktrin zum Opfer fallen mußte, und empfand von diesem Gesichtspunkte aus lebhaftes Mitleid mit dem Volke, dessen Vorfahren einst die Länder der neuen Welt entdeckt hatten und dessen Schiffe nun als lebende Scheiben den weittragenden Geschützen der Yankee zu einer fast sportlichen Betätigung dienten. Die Abtretung der Philippinen und Puerto Rico im Frieden von Paris vom 10. Dezember 1898 waren der Preis dieses geschäftlichen Unternehmens. Japan mußte damals zähneknirschend zusehen, wie Nordamerika somit eine asiatische Macht wurde und in die Reihe asiatischer Großmächte einzutreten sich anschickte. Wie Manila aber die letzte Station für Nordamerika auf dem Wege nach China ist, so bedeutet sein Besitz für Japan die Sicherung eines Vorpostens gegen das Eindringen irgendwelcher fremden Mächte nach China und dem asiatischen Markt am Stillen Ozean und überdies eine wichtige Etappe auf dem Wege, der über die australische Inselwelt nach dem neuen Erdteile führt. Sodann aber würden die Philippinen den Japanern Südkina und Hongkong in die erwünschte Nähe rücken und einen engeren Zusammenschluß mit Siam unter gleichzeitiger Bedrohung der französischen hinterindischen Besitzungen ermöglichen. Britisch Borneo und Singapore als Beherrscher der Malakka-Strasse winken als weitere wünschenswerte Ziele, womit gleichzeitig die Bedrohung des englisch-indischen Reiches erkennbare Gestalt annehmen würde. Die Japaner haben übrigens

Japan und Nordamerika

in ihrer Presse schon vor dem Weltkriege gar kein Hehl daraus gemacht, wie sie sich die Eroberung der Philippinen denken. Die Entfernung von dem an der Südwestküste von Japan belegenen Kriegshafen Sasebo bis nach Manila ist von der Flotte in höchstens fünf Tagen zurückzulegen. Der Angriff auf Manila selbst könnte allerdings wegen der starken Befestigungen auf den vorgelagerten Inselchen nur auf indirektem Wege erfolgen, indem an einem westlicher gelegenen Hafen, dessen Namen allerdings die japanische Zensur zu nennen nie erlaubte, die Truppenlandungen vorgenommen werden müßten. Denn die Landseiten von Manila sind japanischen Berichten nach wenig geschützt, da der Urwald und andere natürliche Hindernisse einen starken Schutzgürtel gezogen haben, der allerdings, dem heutigen Stande der Kriegstechnik und den Erfahrungen im Weltkriege nach, ebensowenig dauernde Schwierigkeiten bieten dürfte wie Sümpfe und Hochgebirge. Diese japanischen Zukunftspläne sind jedenfalls schon bestens vorbereitet durch die Besetzung von Formosa, das, nur zwei Dampfertage von Manila entfernt, im Frieden von Shimonoseki am 17. April 1895 an Japan fiel und nun als vorgelagerter Stützpunkt eine direkte Bedrohung der Philippinen darstellt.

Vor der Hand sind das alles aber noch weitgesteckte Ziele, und Japan ist klug genug, nicht gleichzeitig an die Bewältigung mehrerer Riesenaufgaben zu gehen, von denen jede einzelne ein Programm bedeutet.

Die vorläufige Unzweckmäßigkeit kriegerischer Maßnahmen Nordamerika gegenüber veranlaßte die Japaner nun nicht etwa zu einem untätigen Abwarten, sondern vielmehr zu einer regen Wühlarbeit nach amerikanischem Muster. Auch hier zeigte sich der Gelbe als gelehriger Schüler. Die Philippinen und ebenso Ceylon wurden von japanischen Emissären überschwemmt, die durch Aufhebung und Aufwiegelung der Urbewohner in jeder Weise den betreffenden Landesregierungen Schwierigkeiten zu bereiten suchten. Hawaii ist ebenfalls schon stark im japanischen Interesse vorbereitet. Planmäßig hat sich auch hierher eine starke japanische Einwanderung ergossen, die den Berichten nach an Zahl der nordamerikanischen Bevölkerung bereits überlegen sein soll und in der Hauptsache aus gebildeten Männern besteht, so daß Nordamerika in der unangenehmen Lage ist, den Feind von außen und von innen erwarten zu müssen. Zwar sind die Amerikaner bemüht, unter Zuhilfenahme der natürlichen Bedingungen Honolulu möglichst zu befestigen und die Garnisonen zu verstärken. Allein die Japaner haben auch hier bereits strategisch für sie günstige Plätze zur Landung herausgefunden und lassen sich auch durch die nordamerikanischen Angaben nicht täuschen, wonach die nordamerikanischen Garnisonen schon vor etwa drei Jahren fünfzehntausend Mann stark gewesen sein sollen. Diese Truppenzahl unter dem Schutze starker Befestigungen müßte naturgemäß in der Lage sein, einen mehrfach stärkeren Gegner an der Landung zu verhindern. Allein man darf hier nicht vergessen, daß die Qualität der Soldaten eine ganz verschiedene ist, daß Japan sich Nachschübe leisten kann,

wie sie für Amerika unmöglich sind, und daß endlich Japan durch sein vorzüglich arbeitendes Spionennetz ganz genau über die effektive Truppenzahl unterrichtet ist und mindestens ein Drittel der Zahl als amerikanischen Bluff abzieht!

Gleichzeitig mit diesen die Etappenstraße vorbereitenden Maßnahmen streckte Japan auch nach Südamerika seine Fühlhörner aus, um sich hier japanische Zentren zu gründen, neue Absatzgebiete zu schaffen und möglichst politische Verbindungen zu erreichen.

Bei diesen Bemühungen fand Japan zwei wichtige Bundesgenossen vor: die wachsende Erkenntnis und somit Abneigung der süd- und mittelamerikanischen Staaten gegenüber der imperialistischen Politik Nordamerikas und die gegensätzlichen wirtschaftlichen Grundanschauungen in den betreffenden Ländern.

Südamerika ist allmählich aus seiner Begeisterung für die „Große Schwester“ erwacht. Alle Versuche der nordamerikanischen Regierungsreisenden, wie Knog, Root usw., die Besuche der Handelskammern, Kongresse und selbst Leddys Mundwerk können an der Tatsache einer fortschreitenden Aufklärung nichts mehr ändern. Diesem Gedanken hat ein früherer Minister Brasiliens auf einem Festmahle die treffende Form gegeben: „Die einzige Grenze, die der nordamerikanische Ehrgeiz kennt, ist Kap Horn!“ Während ein anderer sagte: „Südamerika hat die Gestalt eines Schinkens; Onkel Sam hat guten Appetit, er wird den Schinken verzehren!“ In vertraulichen Stunden machen die diplomatischen Vertreter der lateinischen Staaten aus ihrem Herzen gar keine Mördergrube und gestehen offen zu, daß sie hinsichtlich der Zukunft ihres Vaterlandes von schweren Sorgen erfüllt sind. Die Monroedoktrin gilt eben nicht mehr als Schutzhort der lateinischen Schwestern; im Laufe der Zeit hat sie, wie Garcia-Calderon in seinem Buche über die lateinischen Demokratien ausführt, „eine wesentliche Veränderung ihres Inhaltes erfahren; langsam geht sie von der Verteidigung zur Intervention, von der Intervention zum Angriff über.“

Während man so unter dem Samtpfötchen die wahren Absichten Onkel Sams erkannt hat, sieht man sich gleichzeitig unter der Hand nach einem Retter um. Zwei Mächte kommen nach Ansicht der Südamerikaner in Betracht: Deutschland und Japan. „Um sich gegen den Imperialismus der Yankee's zu verteidigen“ — sagt Calderon — „würden die amerikanischen Demokraten fast ein Bündnis mit Deutschland oder sogar die Waffenhilfe Japans hinnehmen; überall sind die Yankee's gefürchtet. Auf den Antillen und in Zentralamerika nimmt die Feindschaft gegen die angelsächsischen Eindringlinge fast die Form eines lateinischen Kreuzzuges an.“ Interessant ist an diesem offenen Zugeständnisse des peruanischen Diplomaten, daß Deutschland immerhin noch das kleinere von zwei Übeln ist; um so bemerkenswerter, als Peru noch heute gänzlich im französischen Fahrwasser schwimmt und Raymond Poincaré das Vorwort zu dem Buche geschrieben hat. Frank-

Japan und Nordamerika

reich ist das Land der Zivilisation und der wahren Freiheit; Hilfe bringen aber kann es nicht, und an England denkt man überhaupt nicht, sondern betrachtet es mit Nordamerika zusammen als Brüder mit gleichen Kappen. Die Annexion der Falklands-Inseln ist nicht vergessen!

Auf Einzelheiten im Systeme der Nordamerikaner kann hier nicht eingegangen werden. Ihre Tätigkeit als Bankiers und Eisenbahner besonders in Zentralamerika ist ja hinlänglich bekannt. Ihre Haupterfolge liegen aber nicht auf wirtschaftlichem, sondern auf politischem Gebiete, indem sie nach Möglichkeit eine ruhige Entwicklung der lateinischen Republiken durch andauernde Anzettelung von Revolutionen und Aufständen zu hindern suchen. Bismarck hat einmal den Ausspruch getan, daß es das Geschäft Englands sei, andere Völker mit dem Gespenste einer Revolution zu bedrohen. Das Wort paßt ebenso auf Nordamerika im Verhältnis zu den übrigen Staaten des amerikanischen Kontinentes, mit dem einzigen Unterschied, daß Nordamerika mit dem Gespenst der Revolution nicht nur droht, sondern vielmehr das Gespenst lebendig werden läßt! Es gibt dort wohl keine größere Revolution, bei der Nordamerika nicht seine Hand im Spiele gehabt hat. Stets ist das Spiel dasselbe: Will ein Präsident sich nicht freiwillig den nordamerikanischen Wünschen, sei es in bezug auf Konzessionen, Anleihen, Landerwerb oder ähnliche Bestrebungen unterordnen, so werden unzufriedene Elemente rebellisch gemacht, um auf diese Weise den nordamerikanischen Wünschen gefügige Männer ans Ruder zu bringen. Typisch hierfür sind die Verhältnisse in Mexiko. Was Nordamerika mit bewaffneter Intervention nicht erreichen konnte, weil die Macht der nordamerikanischen Soldaten nur so weit reicht wie die Geschütze der Schiffe, das will es nun schaffen, indem es das Land durch Bestechungen und Aufstände in andauernden Revolutionen hält. Der schwächere Kandidat wird so lange gegen den stärkeren bewaffnet, unterstützt und ausgespielt, bis die Rollen getauscht sind und der bisherige Schützling wieder durch einen anderen geschwächt wird. Ein risikoloses Geschäft, das seine Zinsen spätestens in dem Augenblick tragen muß, wo das erschöpfte Land zu ernsterem Widerstande nicht mehr fähig sein wird, ist politisch kaum denkbar. Vom Sturze Porfirio Diaz', des Löwen von Oaxaca, an bis zur Kaltstellung Pancho Villas ist das Intrigenspiel Nordamerikas deutlich zu verfolgen. In dieser nur dem persönlichen Vorteil dienenden politischen Methode der Ausnutzung fremder Staaten und Völker sind Nordamerika und England sich gleich und zeigen den gemeinsamen völkischen Ursprung. Auf der einen Seite ist das Schlagwort vom Schutze der unterdrückten kleinen Staaten, von dem Kampfe für Zivilisation und Recht; auf der anderen Seite das Schlagwort der Monroe-Doktrin, das Amerika den Amerikanern vorbehalten will. In beiden Fällen ist dieser Spekulation auf die Beschränktheit und Leichtgläubigkeit der andern der gleiche volle Erfolg beschieden.

Als letztes Mittel dient dann die Intervention, die natürlich in einem geschäftlichen Gewinne, in einer neuen Phase der Beaufsichtigung durch Nordamerika seinen Ausdruck findet. Es sei hier nur an die Interventionen im Acregebiet, in Cuba, Santo Domingo, Nicaragua, Venezuela und den verschiedenen kleinen Staaten Zentralamerikas erinnert.

Andererseits sind es aber gerade die wirtschaftlichen Verhältnisse der lateinischen Republiken, die den Japanern das Eindringen erleichtern. Sieht man doch in Kalifornien seitens der großen landwirtschaftlichen und industriellen Syndikate die japanische Einwanderung gar nicht so ungern, weil diese billige Arbeitskräfte schafft und somit ein Gegengewicht gegen die steigenden Ansprüche der übrigen, besonders der nordamerikanischen Arbeiter bietet. Das gleiche Spiel wiederholt sich in Südamerika, wo den großen Unternehmern, besonders in der Landwirtschaft, mehr an billigen Arbeitern als an politisch sicheren Einwanderern gelegen ist.

Die Japaner haben sich von Machtproben und gewalttätigen Mitteln in Südamerika ferngehalten und zunächst unter dem Mantel der Einwanderung sich Eintritt in die südamerikanischen Staaten verschafft. Die Aufnahme und Erfolge, die Japan hier erreicht hat, sind ganz verschiedenartige. Das Hauptgewicht wurde naturgemäß auf die Westküste gelegt; auf der Ostküste wurde nur in Brasilien der Versuch einer Kolonisation gemacht. 1912 wurden für Ansiedelungen im Ribeira-Tale allein mit zwei Dampfern 3819 Personen gelandet; 1913 stand die japanische Einwanderung über die Haupthäfen Rio und Santos mit 7122 Personen gleich hinter den Deutschen an siebenter Stelle, wie aus nachstehender Statistik hervorgeht: 75665 Portugiesen; 40540 Spanier, 30375 Italiener, 10685 Türken, 7356 Russen, 7356 Deutsche, 7122 Japaner, 2218 Österreicher, 1420 Franzosen, 706 Engländer, 372 Griechen, 294 Argentinier, 235 Nordamerikaner. Über die sonstigen Häfen wanderten in der gleichen Zeit nur 3500 Personen ein.

Hierbei ist zu bemerken, daß bei den meisten einwandernden Völkerschaften auch die Zahl der Frauen und Kinder nicht gering zu sein pflegt, während die Japaner nur in den allerseltensten Fällen Frauen mitbringen. Als bei einer großen Einwanderung in Panama einmal einige wenige Frauen gezählt wurden, war dies geradezu ein Ereignis. Um so höher aber ist die Zahl der japanischen Einwanderer zu bewerten und ein desto willfährigeres Material stellen sie als leichtbewegliche Truppe in der Hand ihrer Regierung dar. Zu großen wirtschaftlichen Folgen hat es aber die japanische Einwanderung in Brasilien nicht gebracht, und man wird wohl in der Annahme nicht fehlgehen, daß diese Besiedelung auf der Ostküste nur ein taktischer Vorwand war, um auch von dieser Seite aus als Zwischenstation Japaner nach dem zweitwichtigsten Teile Nordamerikas, der Kanalzone, zu werfen. Man darf die japanische Einwanderung mit keiner anderen Einwanderung vergleichen. Nordamerika weiß sehr wohl, daß der einwandernde japanische Kuli oder

Krämer nur eine Maske ist, hinter der sich ein geschulter militärischer Apparat verbirgt. Vor einigen Jahren erschien eine trotz mancherlei Übertreibungen viel zu wenig beachtete Broschüre „Banzai“, in der nach Art des „Seestern 1906“ in fesselnder Weise der Überfall Kaliforniens durch die Japaner geschildert und meisterhaft dargestellt wurde, wie aus den Schlupflöchern, aus dem unterirdischen San Francisco, aus der endlosen Zahl der Köche, Wäscher, Arbeiter und Kulis plötzlich Soldaten mit ihren Offizieren entstehen und der unterirdischen Stadt überwältigend entsteigen, ehe Nordamerika instande ist, seine Milizen herbeizurufen.

Auf der Westseite von Süden nach Norden bis Kalifornien herauf nimmt mit wenigen Unterbrechungen die politische Bedeutung der japanischen Einwanderung und wirtschaftlichen Betätigung zu. Handelte es sich ernsthaft um landwirtschaftliche Siedelungen, so würde es nahe liegen, im Süden Chiles in der Nachbarschaft der deutschen Kolonien Anschluß und Land zu suchen. Der Form halber hatte die „Japanische Gesellschaft für Auswanderung“ 1909 durch ihren Bevollmächtigten Sabao Mitaya mit chilenischen Grundeigentümern Verhandlungen angeknüpft, um hunderttausend Hektar im Süden zu erwerben. Allein von einer Erteilung der Erlaubnis oder einer Anfrage wegen Verweigerung der Terrains oder gar der Ausführung des Planes hat man nie etwas gehört. In der Kammer hat man zwar mehrfach Stellung gegen die japanische Einwanderung genommen; aber nur vom rassenhygienischen Standpunkte, weil man sich von einer Vermischung keinerlei Vorteile versprach. Dagegen fand eine lebhaftere Einwanderung nach dem Minen- und Salpeterdistrikte Nordchiles, der Provinz Tarapaca, statt, so daß sich 1914 eine der ersten dortigen Zeitungen, „El Tarapaca“, beklagte, daß immer mehr Japaner nach dem Norden Chiles kämen und der letzte Dampfer allein tausend gebracht hätte. Das Blatt schloß seine Betrachtungen mit dem Vorschlage, eine Kopfsteuer zu erheben. Es ist aber eine eigenartige Tatsache, daß außer der von Nordamerikas Gnaden abhängenden Republik Panama kein Staat eine Kopfsteuer auf gelbe oder ausgesprochen japanische Einwanderer erhoben hat. In Chile ist der japanische Einwanderer im Verkehrsleben eine überaus seltene Erscheinung; der Zug nach Norden wird ihn auch hier den Schauplatz seiner Tätigkeit haben verlegen lassen.

Dagegen haben die Japaner in Chile einen Erfolg errungen, der wirtschaftlich weit über die lokale Bedeutung hinausgeht, indem sie vor nunmehr bald zehn Jahren die Schifffahrtslinie Hongkong, Japan, Valparaiso, Callao, Salina Cruz der „Toyo Kishen Kaisha“ schufen, wodurch Japan zum ersten Male direkt und auf eigenen Dampfern die Verbindung nach Südamerika herstellte. Die Rentabilität dieser Linie dürfte allerdings vorläufig noch in der Zukunft liegen; denn zunächst war wenig Aussicht vorhanden, den Sonnenraum auf der Ausreise auszunutzen. Die Rückreise dagegen war durch den Salpeter zum Teil gedeckt. Trotzdem muß Japan zu Propagandazwecken

diese Linie halten; und es ist für die politischen Verhältnisse bezeichnend genug, daß sie nicht nur von Japan, sondern auch von Mexiko subventioniert wird. Von diesem vorwiegend politischen Zwecke abgesehen geht die handelspolitische Bedeutung der Linie für Japan aus der Tatsache hervor, daß die japanischen Kaufleute nun in der Lage sind, mit einmaligem Umladen ihre Güter nach der Ostküste Südamerikas zu bringen, falls nicht in absehbarer Zeit eine direkte Linie ins Leben gerufen werden sollte. Sodann aber gewinnt die Linie Anschluß an die Bahnen nach Bolivien, mit dem Anfang April 1914 ebenfalls ein Handelsvertrag abgeschlossen wurde. Die große Längsbahn, die, unter nordamerikanischer Leitung und von nordamerikanischem Kapitale erbaut, einmal den ganzen Kontinent durchschneiden wird und zum Teil schon fertiggestellt ist, erfährt auf diese Weise eine Bedrohung, die in der Zukunft einmal von Bedeutung werden kann. Wenn auch der Bau dieser Bahn nicht in dem Maße wie der Panamakanal von militärpolitischen Rücksichten diktiert wurde, so haben diese doch ein wichtiges Wort mitgeredet. War doch der Zusammenschluß der sogenannten „A. B. C.“-Staaten von dem Gedanken getragen, alle Streitigkeiten untereinander auf friedlichem Wege beizulegen und sich jede Einmischung Nordamerikas zu verbitten, um auf diese Weise Reibungen mit der „Großen Schwester“ vorzubeugen und Interventionen zu vermeiden. Diese Union hat also einen ausgesprochenen Defensivcharakter mit der Spitze gegen Nordamerika. Dazu kommt, daß die nordamerikanischen Interessen in Chile weit über das Maß reiner Handelsinteressen hinausgehen und eine Bedrohung hier, sei es durch Japan allein, sei es durch Japan als Bundesgenossen gegen Nordamerika, von starker Rückwirkung auf die Gestaltung der militärischen Lage sein müßte. Durch den Übergang der Chuquicamata-Minen in die Hände des Guggenheimkonzerns, wodurch Chile unbestritten zum zweiten Kupferlande der Welt wird und nahe an den ersten Platz heranrückt, beherrschen die Nordamerikaner den Kupfermarkt. Es liegt aber ebenso auf der Hand, daß die Ausschaltung dieser Betriebe die Munitionserzeugung Nordamerikas in einem künftigen Kriege auf das schärfste beeinflussen würde. Sodann besitzen die „Bethlehem Steel Works“ in den Eisenlagern von El Toso mit die besten Gruben der Welt, die im Eisen- und Stahlbedarfe der nordamerikanischen Union unter kriegerischen und ebenso vermutlich auch bald unter friedlichen Verhältnissen gar nicht mehr zu missen sein werden. Von welcher Bedeutung diese Toso-Minen sind, geht aus dem vor wenigen Tagen (27. Januar) veröffentlichten Geschäftsberichte der Gesellschaft hervor, der ganz offen zugibt, daß die Erwerbung der Toso-Minen für die wirtschaftliche Entwicklung der Gesellschaft entscheidend geworden ist. Hatte doch die Gesellschaft bis dahin gar keine eigenen Eisenerzlager von Bedeutung gehabt, sondern war für ihre Versorgung auf Ankäufe angewiesen, die aus den Riesenlagern in der Gegend des Oberen Sees stammten, oder aus Buffalo, oder gar auf dem Seewege aus Cuba oder

Schweden bezogen werden mußten. Dem Erwerbe dieser Gruben, der in weit-sichtiger Weise von dem Leiter des Unternehmens, Charles M. Schwab, schon vor dem Kriege getätigt wurde, dankt das Unternehmen seine gegenwärtig hohe Rentabilität und die Möglichkeit, den Riesenbestellungen der Entente gerecht zu werden. Der Ankauf der Tofo-Gruben, deren Erzgehalt durchschnittlich achtundsechzig Prozent bei geringem Phosphorgehalte aufweist, mit der gleichzeitigen Lahmlegung der in Corral im Süden Chiles etablierten mächtigen Hochofenanlagen der französischen „Société Hauts Fourneaux Forges et Aciéries du Chili“, hängt unzweifelhaft mit den Kriegsvorbereitungen der Entente zusammen. Die Minen, deren Wert beinahe nicht zu ermessen ist, waren noch vor wenigen Jahren ein kaum beachtetes Objekt, das mit ver-hältnismäßig sehr geringen Kosten für Deutschland zu erwerben gewesen wäre. Endlich ist Nordamerika im Frieden aber auch auf den Salpeter als Düngestoff für seine Landwirtschaft stark angewiesen und bezüglich seiner Sprengstoffindustrie überhaupt abhängig. Schon diese letztere Betrachtung zeigt den außerordentlichen Wert, den ein Eingreifen Japans an unserer Seite in diesem Kriege gehabt hätte oder in Zukunft haben würde. Es besteht doch wohl kaum noch ein Zweifel darüber, daß der Weltkrieg sich heute bereits in einem ganz anderen Stadium befinden würde, wenn die nordamerikanische Munitions-erzeugung gehemmt worden wäre.

Bolivien andererseits aber ist das Hauptzinnland der Welt und birgt auch sonst noch eine Fülle von Mineralschätzen, deren Hebung nur eine Frage der Zeit und die Beachtung weitsichtiger Politiker in vollstem Maße verdient. Mit seinen Sympathien aber steht sowohl Chile, das weitaus den besten Soldaten Südamerikas stellt, und ebenso Bolivien nicht auf Seite der Yankee, wenn man auch nicht behaupten kann, daß sie unbedingt Anhänger Deutschlands sind.

Die kriegerischen Verwicklungen in Europa wurden nun von Japan sofort in sehr geschickter Weise auszubenten versucht. Schon im Frühjahr 1915 erwartete man in Valparaiso mit dem nächsten eintreffenden japanischen Dampfer den Direktor der japanischen „Toyo Kishen Kaisha“, Herrn Marimoto, der mit der chilenischen Regierung und den beteiligten kaufmännischen Kreisen angeblich rein geschäftliche Dinge besprechen, aber auch eine Ausstellung japanischer Waren in die Wege leiten wollte, die im September in Santiago eröffnet werden sollte. Diese Ausstellung sollte sehr reichhaltig beschickt werden und besonders diejenigen Artikel berücksichtigen, die wegen des Krieges aus Europa nicht mehr an die Gestade des Stillen Ozeans gelangen konnten. Anfang September ist dann die Ausstellung im Pavillon Paris der Quinta Normal im Beisein des Präsidenten feierlichst eröffnet worden, sehr zum Leidwesen der Nordamerikaner, die es viel lieber gesehen haben würden, wenn Japan weiter in den Krieg eingegriffen hätte. Statt eines Abnehmers von Munition zeigte der Gelbe sich als unerwünschter Konkurrent.

Wesentlich anders vom japanischen Standpunkte aus liegen die Verhältnisse in Peru. Peru war zunächst von jeher ein Land mit ausgesprochen französischen Interessen, was schon darin seine Erklärung findet, daß die französische Militärmission seit langen Jahren die ausschließliche Bildungsstätte für den peruanischen Heeresersatz bildet. Erst ganz allmählich, und zwar durch die in Deutschland bis zum Ausbruch des Krieges tätigen peruanischen Offiziere, findet auch einmal eine aufklärende Stimme Raum. Die Schlagwörter „Kultur“, „Zivilisation“, „Menschenrechte“ usw., die uns aus der Literatur, besonders aus den Kriegsveröffentlichungen unserer Gegner, der Franzosen und Italiener, so absolut geläufig sind, gehören gleichermaßen in Peru zum eisernen Bestande der Presse, während sie dank der weit nüchternern Auffassung der Chilenen nur in der bezahlten Presse zu finden sind und vom gebildeten Chilenen jedenfalls nur in seltenen Fällen, zum Beispiel bei den Wahlkämpfen, herangezogen werden. Wenn Graf Okuma gelegentlich einmal ganz Südamerika als mit in das „Interessengebiet“ Japans eingezogen bezeichnete, auf das als Anlieger des Stillen Ozeans Großjapan einen berechtigten Anspruch erheben könnte, so ist doch Peru dasjenige Land Südamerikas, in dem die japanischen Politiker ein „Neues Japan“, ein Shin Nippon, zu erschaffen hoffen. Daß in diesem Programm eine starke Überhebung und Einmischung in die peruanischen Interessen liegt, stört die Japaner ebensowenig wie eigenartigerweise die Peruaner selbst. Allerdings ist hierbei zu betonen, daß Peru von allen südamerikanischen Staaten mit der gelben Einwanderung am vertrautesten ist. Beruht doch der Reichtum des Landes zum größten Teile auf den Erträgen seiner Zuckerrohrplantagen, deren Besitzer, die in den meisten Fällen gleichzeitig einflussreiche Politiker des Landes sind, das größte Interesse an billigen Arbeitskräften haben und daher an siebzigttausend Chinesen beschäftigen sollen. Peru ist auch der einzige Staat Südamerikas, wo der Chinese sich mit den verschieden einheimischen Rassen verbindet, wo er eigene Stadtviertel mit ganz chinesischem Leben hat, und wo auch die Töchter besserer Stände dem chinesischen Golde sich bisweilen gefügig zeigen, während man zum Beispiel in Chile kaum eine Inassin eines Bordells finden wird, die auf das Werben eines Chinesen eingehen würde. Bedeutend ist jedenfalls die seßhaft gewordene japanische Einwanderung auch nicht; und die wichtigste Spur ihrer kommerziellen Tätigkeit ist auch hier die 1913 ins Leben gerufene Ausstellung japanischer Erzeugnisse, die allerdings im Unterschied von Chile eine dauernde sein soll. Es dürfte wohl kaum einem Zweifel unterliegen, daß auch hier das Meer der Einwanderer am Brennpunkte der Interessen, am westlichen Ausgange des Panamatkanals, einmal wieder auftauchen wird.

Ecuador mit den ungefähr 7900 Quadratkilometer großen Galapagos-Inseln hat das Interesse der Japaner bisher wenig gelockt, obwohl die strategische Bedeutung dieser Inseln Japan mindestens ebenso bekannt sein dürfte wie Nordamerika, das schon mehrfach den Versuch gemacht hat, von

Japan und Nordamerika

den leitenden Staatsmännern Ecuadors diese Inseln als Kohlenstation und Flottenstützpunkt zum Schutze der südamerikanischen Staaten zu erhalten. Die Ablehnung dieses Besuches wurde dann prompt mit Anzettelung einer Revolution beantwortet, um vom Nachfolger vielleicht zu erreichen, was der Vorgänger im Interesse der Unabhängigkeit seines Landes und der lateinischen Schwestern verweigert hatte. Wenn man japanischen Berichten folgen will, so könnte die Ablehnung des nordamerikanischen Angebotes darin ihre Erklärung finden, daß Japan sich auf diese ungefähr achthundert Seemeilen vom Kanal entfernten Inseln ein Vorkaufrecht gesichert habe, mit dem Nordamerika einfach zu rechnen hätte, falls es nicht Gefahr laufen wollte, sofort in eine ernste Abrechnung mit dem gelben Konkurrenten treten zu müssen.

Alles Interesse Japans, für das seine sonstigen Bemühungen in Südamerika nur Mittel zum Zweck sind, konzentriert sich auf den Panamakanal, auf die Kanalzone, auf die angrenzenden oder vorgelagerten Staaten, insbesondere Mexiko und Panama. Mexiko mit seinen etwa siebzehn Millionen Einwohnern ist, von Unbeginn seiner Selbständigkeit, den Nordamerikanern ein Stein des Anstoßes gewesen; einerseits wegen der Tüchtigkeit seiner Soldaten, gegen die Nordamerikas Unternehmungen zu verschiedenen Malen kläglich gescheitert sind, und sodann wegen des politischen Scharfblickes mancher seiner Machthaber. Mexiko ist sich wohl bewußt, der einzige wirkliche Pufferstaat und Hemmschuh für die imperialistischen Pläne der Monroedoktrin zu sein. Die bereits erwähnte Längsbahn, deren strategische Bedeutung auch von Mexiko vollauf erkannt ist, kann nur dann den nordamerikanischen Plänen in vollem Umfange dienstbar gemacht werden, wenn sie in allen Fällen ein Nordamerika freundliches oder besser gesagt unterwürfiges Mexiko durchzieht. Andernfalls würde der Panamakanal nur eine Versorgung auf dem Seewege erfahren können, die namhaften Störungen ausgesetzt werden kann. Eine Zeitlang schien es fast, als sollte es Nordamerika gelingen, in Mexiko festen Fuß zu fassen, indem vor einigen Jahren mit der mexikanischen Regierung wegen Errichtung einer Kohlenstation in der Magdalenenbucht ein Abkommen getroffen wurde. Wie weit die praktische Ausführung dieses Abkommens dann gediehen ist, habe ich leider nicht in Erfahrung bringen können. Die Stimmung in Mexiko wurde aber in der Folgezeit immer mehr Nordamerika abgeneigt, so daß sich Mexiko 1911 entschloß, wegen der starken Opposition im eigenen Lande den Vertrag nicht mehr zu erneuern. Dieser Schritt konnte aller Vermutung nach aber nur erfolgen, wenn eine starke Rückendeckung gegeben war. Ein interessantes Streiflicht auf die Vorgänge hinter den Kulissen wirft die Tatsache, daß zu den Jahrhundertstufen 1910 in Argentinien und Mexiko ein japanischer Kreuzer mit einem Spezialgesandten geschickt wurde, um die „brüderlichen Grüße des Morgenlandes“ zu überbringen, wobei besonders bei Mexiko auf die alte Überlieferung hingedeutet werden sollte, daß zwischen dem alten

Volke der Azteken und den Japanern verwandtschaftliche Beziehungen bestanden hätten. Es scheint aber, daß diese Betonung der „Brüderlichkeit“ doch einen realen Hintergrund hat. Mexiko besitzt in der Inselgruppe Revilla Gigedo eine Hauptinsel Socorro, die, auf dem Wege zwischen Honolulu und dem Panamakanale liegend, einen vortrefflichen Flottenstützpunkt oder eine Kohlenstation abgeben könnte. Japan behauptet nun, auch bezüglich einer etwaigen Benutzung dieser Inseln ein Abkommen mit Mexiko geschlossen zu haben, so daß es mit einem gewissen Rechte Mexiko als seinen „Verbündeten“ bezeichnen könne.

Mit diesen Vorfällen war natürlich Nordamerika der Fehdehandschuh hingeworfen, den es mit viel Geschick aufnahm und das Land in eine Kette von Revolutionen stieß, deren Ende noch gar nicht abzusehen ist. Mexiko sah sich nun nach einem Bundesgenossen um, den es bereitwilligst in Japan fand. Dieser Freund schien vollauf in der Lage zu sein, nicht nur Mexiko, sondern überhaupt Südamerika vor der Ländergier der Vereinigten Staaten zu schützen. Gegen das Landheer, das Nordamerika allenfalls mobil machen könnte, reichen die mexikanischen Truppen aller Voraussicht nach aus, und den Seeweg könnte Japan unterbinden, besonders wenn seine Bedrohung oder Lahmlegung des Panamakanals im gegebenen Augenblicke glückte. In welcher Weise diese Bedrohung erfolgen kann, ist bei dem starken Zustrom japanischer Elemente bereits angedeutet. Die Japaner haben schon lange vor dem Kriege die Nordamerikaner darauf aufmerksam gemacht, daß am Kanal doch leicht einmal „Unfälle“ vorkommen könnten, wenn zum Beispiel nicht sorgsam mit Sprengstoffen umgegangen würde oder sonstige „Unglücksfälle“ sich ereigneten. Die Japaner betrachten nämlich den Nordamerikaner vom militärischen Standpunkte aus als minderwertig, nennen ihn feige und belustigen sich über sein militärisches Werbesystem, dem nur solche Elemente zum Opfer fielen, die sich sonst auf anständige Weise ihr Brot nicht verdienen könnten. Deshalb macht es ihnen auch ein ganz besonderes Vergnügen, Nordamerika möglichst häufig und ausführlich unter die Nase zu reiben, was alles von der Sicherheit des Kanals abhängt und rechnen den Amerikanern vor, daß sie rund dreizehntausend Seemeilen brauchen würden, um nach den Philippinen zu gelangen, statt zweitausenddreihundert, wenn dem Kanal ein „Unfall“ zustößen sollte. Dazu käme noch, daß die Amerikaner in einem solchen Falle außerstande sein würden, ihre Dreadnoughts in abschbarer Zeit vom Atlantischen Ozean nach dem Stillen Ozean zu bringen oder gar zu spät kommen würden, falls einmal der Angriff auf die Westseite des Kanals oder Kalifornien sich etwas plötzlich ereignen sollte. Zum Troste wird den Amerikanern dann vorgehalten, daß ja auch die japanischen Küsten ungeschützt seien, wenn einmal die amerikanischen Geschwader früher da sein sollten, als die japanischen sich gesammelt hätten, wobei deutlich zwischen den Zeilen zu lesen ist, daß man in diesem Falle die Rückkehr der japanischen Schiffe von der Westküste Amerikas meint! Jeden-

falls darf ausgesprochenermaßen die amerikanische Flotte den Panamakanal bei einer Mobilmachung „nicht in Ordnung“ finden.

Nordamerika verfolgte angesichts dieser Sachlage mit mißtrauischem Blicke die Beziehungen seiner südlichen Nachbarn mit dem Lande der aufgehenden Sonne und fand sich bald veranlaßt, die Aufmerksamkeit seiner Behörden auf die geschilderten Vorgänge zu lenken. Am 2. April 1912 bereits nahm der Senat in Washington eine vom Senator Lodge eingebrachte Resolution an, die den Präsidenten Taft aufforderte, über die Tätigkeit der Japaner an der Magdalenenbucht zu berichten. Eine japanische Gesellschaft wollte nämlich dort große Ländereien zu Kolonisationszwecken erwerben. Der mexikanische Minister erklärte darauf, Mexiko denke gar nicht daran, dort den Japanern eine Kohlenstation zu gewähren. Inwieweit der Minister hier die Wahrheit gesagt oder nur „das Gesicht“ gewahrt hat, wird die Zukunft erweisen.

Der Ausbruch des Weltkrieges gab beiden Gegnern Gelegenheit, einander näher zu rücken und nunmehr das Visier stark zu lüften. Zunächst paßten die Ansprüche und Absichten Japans auf Kiautschou gar nicht in das Programm der Nordamerikaner, die aus ihrer Abneigung gegen die Japaner kein Hehl machten und den Wunsch äußerten, Kiautschou möge an China zurückgegeben werden. Ebenso sollte Samoa, nachdem es am 29. August 1914 von den Engländern besetzt worden war, die hier am 9. September eine provisorische Verwaltung eingerichtet hatten, auf keinen Fall in japanischen Besitz gelangen. Es ist interessant zu beobachten, wie wenig Vertrauen Nordamerika in allen diesen Fragen England entgegenbringt. Die Geschäftsfreunde kennen sich offenbar und wissen, daß bei jedem von ihnen alles „business“ ist. Denn bereits am 10. September müssen die Nordamerikaner feststellen, daß ihre Anfrage an England, ob Japan auch keine mit der Integrität der amerikanischen Besitzungen in Widerspruch stehenden Unternehmungen beabsichtige, bislang ohne Antwort geblieben ist. Vorsichtshalber geht daher bereits am 12. des gleichen Monats ein starkes nordamerikanisches Geschwader nach den Philippinen ab, während gleichzeitig die Flotte im Stillen Ozean nach Möglichkeit verstärkt wird. In gleicher Weise wird ergänzend am 15. Dezember beschlossen, auch den Schiffsbestand in den chinesischen Gewässern zu erhöhen. Am 20. Oktober gelingt es dann den Japanern, die deutschen Marschall-, Mariannen- und Karolineninseln zu besetzen und so einen neuen Etappenposten zu gewinnen. Daß es sich auch hier um eine dauernde Besiedelung handeln soll, ergibt sich daraus, daß bereits am 29. Oktober achtzig Beamte und elfhundert Auswanderer von Japan zur Verwaltung und Besiedelung ausgesandt wurden. Eigenartig berührte allerdings nach diesem Vorgehen die Bekanntmachung des australischen Kriegsministeriums vom 24. November, daß Japan die bisher besetzten deutschen Inseln im Stillen Ozean Australien überläßt; die definitive Entscheidung über ihren Besitz soll allerdings erst nach dem Kriege erfolgen.

Welchen Zweck die Japaner mit dieser ganz offensichtlich nur einem vorübergehenden politischen Ziele dienenden Abmachung verfolgen, ist nicht klar ersichtlich, da wir ja jetzt von der Welt abgeschnitten sind. Man kann nur annehmen, daß hiermit eine Ablenkung von zu aufmerksamer Beobachtung gerade dieser Gegenden bezweckt werden sollte.

In diese Vorgänge spielt nun noch der eigenartige „Unfall“ der „Azama“ hinein, die am 7. Februar 1915 in der Turtlebay an der Küste Niederkaliforniens auflief. Bereits einige Zeit vor diesem Ereignisse berichtete der Kapitän des von San Franzisko kommenden nordamerikanischen Dampfers „Aztec“, daß er vier Kriegsschiffe, drei japanische und den englischen Kreuzer „Newcastle“, in der Magdalenenbucht Südkaliforniens angetroffen habe, von denen das erste seiner Ansicht nach die japanische, ihm wohlbekannte „Azama“ gewesen sei. Merkwürdigerweise gelang es Nordamerika nicht, über diese abenteuerliche Fahrt aufklärende Gewißheit zu erlangen; wollte man die Nachricht überhaupt für wahr halten, so sprach die Wahrscheinlichkeit dafür, daß es Schiffe gewesen waren, die bei der Falklandschlacht „Schmiere“ gestanden hatten. Es wurde indessen in den Zeitungen geschrieben, daß die Beobachtungen des Kapitäns auf einem Irrtum beruhen müßten, sofern ihn nicht gar seine Phantasie genarrt habe. Am 7. Februar stellte es sich aber heraus, daß der Kapitän sich nicht geirrt hatte, sondern daß der Kreuzer „Azama“ in der Turtlebay auf Grund gelaufen sei und vermutlich verloren gegeben werden mußte. Bald darauf wurde vom japanischen Admiralstabe mitgeteilt, daß das Schiff nur aufgelaufen, aber keine Gefahr für Schiff oder Mannschaft vorhanden sei. Was sich nun bei diesen monatelangen „Bergungsarbeiten“ hinter den Kulissen abgespielt hat, werden erst spätere Zeiten offenbaren. Tatsache ist, daß die „Azama“ wieder flott wurde, nachdem sie ohne irgendwelche Beschädigung ihre Nase aus dem Schlick gezogen hatte. Auch ihr weiterer Aufenthalt und Verbleib entzieht sich unserer Kenntnis.

Wenn man berücksichtigt, daß Mexiko der natürliche Bundesgenosse Japans im Angriffsriege gegen Nordamerika ist und Japan andererseits der natürliche Beschützer Mexikos sowie der übrigen Staaten Südamerikas in der Verteidigung ihrer Unabhängigkeit gegenüber Nordamerika, während endlich die Hauptbedrohung des Panamakanals zu Lande in einem Anmarsche von Mexiko aus durch die zentralamerikanischen Republiken liegt (abgesehen von einer in der Kanalzone selbst auftretenden feindlichen Truppe!), so bekommt dieser merkwürdige Unfall in einem der besten Häfen Mexikos einen eigenartigen Beigeschmack.

Den Nordamerikanern blieb nach diesen Ereignissen weiter nichts übrig, als in Mexiko mit erhöhten Kräften nach bewährtem Muster zu arbeiten und der Sicherung des Kanals doppelte Aufmerksamkeit zu widmen, falls sie sich in ihrem Munitionsgeschäfte nicht stören lassen und das Risiko eines japanisch-mexikanischen Krieges auf sich nehmen wollten.

Japan und Nordamerika

Von der militärischen Sicherung des Kanals im Westen und Osten abgesehen, galt es, der „freien“ Republik Panama strikte Vorschriften über die Beschränkung und Kontrolle der Einwanderung naheulegen. Man kann beinahe sagen, daß nächst der Gebietsfrage die Einwanderungspolitik der wichtigste Beweggrund für die Startung der Republik Panama gewesen ist. Colombia, das Mutterland Panamas, hatte zu den seltenen Ausnahmen unter den lateinischen Staatsbildungen gehört, die die nordamerikanische Gefahr erkannten und daher den Wünschen Nordamerikas nicht das verlangte Interesse abgewinnen konnten. Unter den Ereignissen während des Krieges sei nur zum Beispiel an die Beschuldigung Englands erinnert, daß sich in Colombia deutsche drahtlose Stationen befänden, die es dem deutschen Kreuzergeschwader ermöglicht haben sollten, sich so lange der Verfolgung zu entziehen. Nordamerika sollte damals auf Geheiß Englands im Namen der Zivilisation intervenieren, um die Colombianer an ihre Pflichten zu erinnern. Eine energische Widerlegung seitens Colombias erledigte dann die Angelegenheit in dem Sinne, daß man nicht wieder darauf zurückkam.

So glaubte es Nordamerika vorauszusehen, daß Colombia einem Schutzwalle gegen Nordamerika in Form einer japanischen Einwanderung keinerlei Schwierigkeiten bereiten und sich noch weniger geneigt zeigen würde, Nordamerika einen Teil seines Gebietes als Schutzzone für den Kanal einzuräumen. Daher war die Lostrennung Panamas von Colombia im nordamerikanischen Sinne eine politische Notwendigkeit, deren Folgen sich auch bald zeigten.

Bereits im Jahre nach seiner Gründung wurde in Panama ein Gesetz erlassen, das allen Asiaten die Einwanderung verbot. Trotz mannigfacher Verschärfungen in den Folgejahren wuchs jedoch die Zahl der japanischen Einwanderer ständig. Arbeitete Nordamerika mit Bestechungen, so „schmierte“ Japan mit gleichem Geschick. 1913 erfolgte dann eine neuerliche Verschärfung der Einwanderungsbestimmungen, indem, bei Strafe von einem Jahre Zwangsarbeit, Nordafrikanern, Syrern, Chinesen und Türken das Land und der Zutritt verboten und gleichzeitig die Schiffskapitäne bei Zuwiderhandlungen mit harter Strafe belegt wurden. Es ist charakteristisch für die Natur dieses Gesetzes, daß die Japaner in der Aufzählung nicht genannt wurden, wodurch am deutlichsten die antijapanische Tendenz erhellt, aber auch gleichzeitig deutliche Furcht vor Japan zum Ausdruck kommt. Man wollte eben damals im Weißen Hause keine Spannung, von der man nicht wissen konnte, welche Formen sie bei der Unsicherheit der europäischen Lage annehmen könnte. Am 25. November 1914 wurde dann in Panama ein Gesetz erlassen, wodurch der Präsident der Republik ermächtigt wurde, alle Ausländer ohne Ausnahme gegebenen Falles des Landes zu verweisen. Bezeichnender Weise hat Japan auch gegen dieses Gesetz gar keinen Widerspruch erhoben.

Von derartigen politischen Maßnahmen abgesehen, haben die Nordamerikaner den Westausgang des Kanals besonders stark geschützt. So ist

zum Beispiel die Küstenartillerie auf die volle Stärke von etwa dreißig Kompagnien gebracht worden; was nichts anderes bedeutet, als daß mit der Friedensbesetzung der schweren Geschütze endgültig aufgeräumt und die Besatzungsstärke hier auf dauernden Kriegsbestand gebracht worden ist. Neuerdings sollen auch nach einer Meldung der „Agence Fournier“ vom 20. Dezember 1915 seitens der amerikanischen Regierung bei nordamerikanischen Fabriken zweihundert Küstengeschütze größeren Kalibers (meist 34,5 Zentimeter) in Auftrag gegeben worden sein, die zur Befestigung der kalifornischen Küste und des Panamakanals dienen sollen. In erster Linie soll Balboa zu einer Festung ersten Ranges umgestaltet und ausgebaut werden. Außerdem sind von dem amerikanischen Kongresse allein vom 1. Januar 1915 bis zum 20. Juni 1915 von den bewilligten 394 399 149 Dollars für diesen Zeitraum 14 698 873 Dollars für Befestigungen des Kanals verausgabt worden. Für die gegenwärtigen Bauten des Kanals und seiner Verzweigungen stehen nach dem vor kurzem veröffentlichten Berichte mehr als 365 Millionen Dollars noch zur Verfügung. Bemerkenswert ist, daß diese sehr umfangreichen Neuanlagen unter anderem ein Trockendock und zwei Kohlenstationen vorsehen. Endlich hat der republikanische Kongreßabgeordnete für Chicago, Fred A. Britten, der dem Bundesausschusse für Flottenangelegenheiten angehört und erst vor kurzem aus Japan in seine Heimat zurückkehrte, im Kongreß zu Washington Gesetzesvorlagen eingebracht, denen in erster Linie eine maritime Verstärkung der amerikanischen Westküste und aller zum Schutze der amerikanischen Interessen im Stillen Ocean dienenden Faktoren zugrunde liegt. Der Schwerpunkt der militärischen Zwecke für die Flotte soll an die Westküste Amerikas verlegt und eine neue Flotte von vier Großkampfschiffen und einer starken Unterseebootflotte eigens dafür geschaffen werden. Mit diesen Plänen hängt aller Wahrscheinlichkeit die Meldung aus Washington vom 10. Februar 1916 zusammen, wonach der Senat die Gesetze über die Errichtung einer Schiffswerft an der kalifornischen Küste zum Bau von Dreadnoughts sowie über Erhöhung der Kadettenzahl der Marineakademie in Annapolis um dreihundert Stellen angenommen hat.

Diese Flottenverstärkung geht unabhängig von dem riesigen neuen Flottenprogramm, das Nordamerika vor kurzem aufgestellt hat und auf das Japan umgehend mit Bewilligung in gleicher Zahl und Höhe antwortete. Nach den Erklärungen des japanischen Marineministers im Haushaltsausschusse handelt es sich bei dem von dem Landesverteidigungsausschusse bewilligten neuen Marineprogramm um den Bau von zwei Geschwadern, von denen jedes vier Überdreadnoughts und vier Panzerkreuzer zählen wird. Die Kosten dieses Programms, dessen Erledigung fünf Jahre, von 1917 bis 1922, in Anspruch nehmen wird, betragen, abgesehen von den erforderlichen Vorbereitungsarbeiten im laufenden Jahre, 254 Millionen Yen, die wohl zum großen Teile durch die Munitionsaufträge Rußlands gedeckt werden.

Wenn nun auch von Osten her ein japanischer Angriff auf den Kanal weniger zu erwarten ist, so wäre es doch nicht ausgeschlossen, daß einmal ein kombinierter Angriff von Japan und einem Bundesgenossen ausginge. Dieser Möglichkeit hofft Nordamerika durch eine starke Bewaffnung seiner Küsten von Newyork bis zum Kanale hinab begegnen zu können. Bisher waren die Küsten durch einhundertachtzig Millimeterkanonen geschützt, die aber den Kampf gegen die weittragenden Waffen der modernen Schlachtschiffe nicht aushalten können und somit zusammengeschossen sein würden, ehe ihr Feuer das Schiff erreichte. Die erste der neuen Riesenkanonen von vierzig Zentimetern ist soeben im Hafen von Newyork zum Weitertransporte nach dem Panamakanale eingetroffen. Im ganzen sollen sieben dieser Riesengeschütze auf den Befestigungswerken Platz finden, die den Eingang des Panamakanals schützen. Wie viele von diesen Geschützen überhaupt in Auftrag gegeben worden sind, entzieht sich natürlicher Weise der Kenntnis. Amerikanische Blätter sprechen davon, daß achtzehn für Newyork, zehn für San Franzisko und auch für Boston und andere wichtige Küstenplätze bestimmt sein sollen. Die neuen Geschütze sollen fast fünfzehn Meter lang sein, während die alten Einhundertachtzig-Millimeter-Geschütze nur über zwölf Meter verfügten; ihr Gewicht beträgt einhundertdreißig Tonnen gegen siebenundfünfzig; ein Geschosß der alten Geschütze im Gewichte von vierhundertfünfzig Kilogramm wurde einundzwanzig Kilometer weit geschleudert, während es die neuen bei eintaufendachtzig Kilogramm auf fast dreiunddreißig Kilometer bringen sollen. Nach fünfzig Schüssen soll die Kanone allerdings verbraucht sein.

Außer diesem direkten Schutze seiner Küste hat es sich Nordamerika angelegen sein lassen, einen natürlichen Schutzgürtel um den Kanal zu ziehen, der zwar noch nicht vollständig geschlossen ist, immerhin aber bereits in seinen Hauptteilen das zukünftige Bild zeigt. Die Verhältnisse lagen hier insofern schwerer, als die vorgelagerte Inselwelt den verschiedensten Herren angehört und eine genaue Überwachung kaum ermöglicht. Dazu kommt, daß ein großer Teil der Inseln in englischem Besitze ist und sich somit von vornherein Reibungsflächen bieten. Dieselben Inseln, die den britischen Landbesitzungen Schutz gewähren, sind wichtige strategische Angriffsbasen gegen den dahinterliegenden Panamakanal. Die Ausschaltung der strategischen Bedeutung liegt hier gleichermaßen im nordamerikanischen Interesse, wie die Beibehaltung im englischen.

Auch in der diplomatischen Behandlung dieser Fragen zeigt es sich, daß England in Nordamerika einen ebenbürtigen Gegner gefunden hat und daß das strupellose Veruuzen des Augenblicks und das geschickte Ausspielen der Interessen ein gemeinsamer, die gleiche Abstammung deutlich verratender Zug ist. Gleiche Brüder, gleiche Rappen!

Die Sperrung der Zufahrtsstraßen zum Kanal durch die Inselwelt hindurch war die Aufgabe, die sich der nordamerikanischen Politik hier bot; der

Golf von Mexiko und das Karaimische Meer mußten zu einem amerikanischen mare clausum umgewandelt, Britisch-Honduras und Jamaika als Enklaven im nordamerikanischen Besitze zur Untätigkeit verurteilt werden. Der Krieg gegen Spanien mit dem Erwerbe der politischen Vormachtstellung in Cuba brachte zunächst die westliche Zufahrt zwischen dem westlichen Teile Cubas und der Südspitze Floridas unter die Herrschaft des Sternenbanners; der westliche Ausläufer Cubas sicherte die Straße von Yucatan, während der östliche Teil als gewaltiger Niegel sich vor das Karaimische Meer legt. Die kriegerische Erwerbung von Puertorico sicherte nach der westlichen Seite die Mondpassage, während die östliche, bis nach Venezuela hinüberreichende Inselwelt teils englischer, holländischer, französischer oder venezolanischer Besitz ist und somit noch eine Fülle politischer Aufgaben für die Zukunft bietet. Zunächst aber galt es, die gewaltige Lücke zu beseitigen, die durch die dem Kanal am bequemsten vorgelagerte Insel Haiti gebildet wird. Hier mußten zwei Staatswesen, die sich selbst nicht immer freundschaftlich gegenüberstanden, den nordamerikanischen Interessen gefügig gemacht werden: die Mulattenrepublik Santo Domingo und die Negerrepublik Haiti.

Santo Domingo bot insofern mehr Schwierigkeiten, als diese Republik sich einer ziemlichen inneren Ruhe erfreut und daher wenig Gelegenheiten zu Interventionen gibt. Nordamerika hat daher vorläufig nichts weiter erreichen können als die Einbringung eines neuen Einwanderungsgesetzes im Sommer 1912, wonach nur Kaukasiern die Einwanderung gestattet ist, während bei Angehörigen der übrigen Rassen die jedesmalige Erlaubnis der Regierung von Santo Domingo eingeholt werden muß.

Wesentlich günstiger lagen die Verhältnisse in dem ewig unruhigen Haiti selbst. Im vorigen Jahre (1915) hatte es in Haiti wieder einmal eine von Nordamerika inszenierte Revolution gegeben, bei der die letzte Regierung gestürzt wurde und die nunmehr Nordamerika genehme Regierung sofort unter Entsendung eines Kriegsschiffes und Androhung eines Ultimatus vor die unangenehme Wahl gestellt wurde, entweder sich den nordamerikanischen Wünschen gefügig zu zeigen und eine nordamerikanische „Schutzherrschaft“ anzunehmen oder einfach nordamerikanische Kolonie zu werden. Den neuen schwarzen Machthabern schien die Aufgabe ihrer Selbständigkeit in der erstgenannten Form annehmbarer zu sein, und somit steht also heute Haiti unter der Schutzherrschaft des Sternenbanners und ist de facto unter das Niveau einer nordamerikanischen Provinz hinabgesunken. Jede Selbständigkeit hat aufgehört, wie aus der kurzen Darstellung der sieben den Vertrag bildenden Artikel und Bestimmungen hervorgeht: Zunächst haben sich die Nordamerikaner durch Anstellung eines amerikanischen obersten Zollbeamten, der bei allen Ausgaben mitzustimmen hat, die Kontrolle gesichert. Diese wird dadurch besonders wirksam gemacht, daß in jedem Hafen der Republik ein nordamerikanischer Zollamtsleiter die Aufsicht führt, so daß tatsächlich

Haiti nicht mehr die freie Verfügung über seine eigenen Einnahmen hat. Militärisch findet die Abhängigkeit von Nordamerika darin ihren Ausdruck, daß zunächst einmal alle Revolutionäre entwaffnet werden müssen und nordamerikanische Offiziere die Leitung des haitischen Heeres und der Polizei übernehmen. Um aber wenigstens den Schein zu wahren, als stehe Haiti noch die freie Verfügung über sein eigenes Gebiet zu, wird Nordamerika ein Marinestützpunkt und eine Kohlenstation in der San Nikolaß-Bucht abgetreten. Daß es sich bei dieser Bestimmung jedoch nur um eine Wahrung der Form handelt, geht daraus hervor, daß die Festlegung dieser letzteren Bestimmung integrierender Bestandteil des Gesamtvertrages über die Schutzherrschaft ist. England mußte nun hier nicht nur stillschweigend zusehen, wie seine Perle der Antillen, Jamaika, zu einem machtlosen Faktor im amerikanisch-karaischen Meere entwertet wurde, sondern sich auch ohnmächtig die andere Bedingung der Schutzherrschaft über Haiti gefallen lassen, daß nämlich keine andere Nation außer Nordamerika in Zukunft auf der Insel Land erwerben dürfte. Somit enthält diese neueste Ausnutzung der europäischen Konjunktur durch die Vereinigten Staaten eine leichte Tönung, die uns nicht entgehen sollte.

Die gänzliche Festlegung der Nordamerikaner auf eine deutschfeindliche Kriegsindustrie ist, abgesehen von den Richtlinien, die sie unserem zukünftigen Verhalten zu Nordamerika geben sollte, im nordamerikanischen Interesse selbst ein taktischer Fehler gewesen, von dem wir Nutzen ziehen müssen, sobald sich die Gelegenheit hierzu bieten wird. Sie ermöglichte es Japan, sich mit aller Macht seinen asiatischen Problemen zuzuwenden und außerdem zwei andere Ziele zu verfolgen: die Bereicherung seines Staatsfäckels durch Kriegslieferungen an Rußland und die Unbahnung neuer diplomatischer Beziehungen, wozu nicht zum mindesten die Wiederaufnahme der Beziehungen zu Deutschland, wenn auch vorläufig noch in passiver Form, gehört.

Seinem Streben, in China eine führende Stellung als Vormacht Asiens zu erlangen, ist Japan während des Krieges erheblich näher gekommen. Nachdem Japan zunächst am 29. August 1914 das „selbstlose“ Unerbieten an China gerichtet hatte, bei etwaigen Unruhen im Innern sich japanischer Truppen zur Unterdrückung zu bedienen, und diese Hilfe abgelehnt worden war, stellte es bereits am 15. September die Forderung freier Hand. China protestiert lebhaft, indem es seinen Ruf gleichzeitig an England und Rußland ergehen läßt, die ihrerseits aber viel zu beschäftigt sind, um sich in die Probleme des Ostens mischen zu können. So bleibt China nur übrig, am 23. September durch eine Sondergesandtschaft die Unterstützung der Vereinigten Staaten zur Aufrechterhaltung der Integrität Chinas zu erbitten. Nordamerika ist aber geschäftlich so in Anspruch genommen, daß es dem Rufe nicht folgen kann, sondern die Sache als „verpaßte Gelegenheit“ buchen muß, die sich so leicht nicht wieder einholen lassen wird. Dagegen erzwingt

Japan nunmehr am 6. Oktober von China die Erlaubnis, die Schantung-Bahn zu verwalten, während China den Betrieb übernehmen darf, der bisher in deutschen Händen gelegen hatte. Der 12. Oktober bringt sodann die Besetzung der bereits auf chinesischem Gebiete liegenden Endstation, Tsinanfu, der Schantung-Bahn, durch zwei Kompagnien japanischer Infanterie, denen sich englische Truppen anschließen dürfen. Neuchlerisch erklärt England am 13. Oktober auf den Protest Chinas, daß es nicht in der Lage sei, Japan von der Besetzung abzuhalten. Die weiteren Vorgänge des Winters 1914/15 sind wenig bekannt; erst am 15. Februar 1915 beginnen die Verhandlungen wieder in ein ernstes Stadium zu treten, da Japan droht, bei weiterer Weigerung Chinas militärische Rüstungen treffen zu müssen. Endlich, am 5. März, haben die Vereinigten Staaten Zeit, in Tokio gegen eine Beschränkung der Integrität Chinas Protest zu erheben, der naturgemäß ohne jede Wirkung verhallt. Der 7. Mai bringt dann das Ultimatum an China binnen zweier Tage, dem gegenüber China jeden Widerstand aufgibt. Wirtschaftlich hat Japan seine Konkurrenten ausgeschaltet und es fertig gebracht, daß, nachdem die deutsche Handelsflotte ihre Tätigkeit eingestellt hat und auch die englische von der Bühne abgetreten ist, das gesamte Transportwesen im fernen Osten in japanische Hände übergegangen ist. Nordamerika ist zwar bemüht, auch hier im Frühen zu fischen, indem die unter Kontrolle des Morgan-Konzerns stehende „American Hawaii Steamship Co.“ mit sechsundzwanzig Dampfern und einem Gesamttonnagehalte von 177 000 Tonnen den Dienst zwischen Amerika und Ostasien aufgenommen hat. Allein man wird wohl unter Berücksichtigung der augenblicklichen Verhältnisse in Nordamerika und seiner politisch-geschäftlichen Festlegung annehmen können, daß auch dieser Entschluß unserer Feinde unter die Rubrik „Zu spät“ zu buchen sein wird, die schon so manche Unternehmung gegen uns aufgenommen hat.

Es entbehrt hier nicht eines pikanten Beigeschmackes, daß Herbert Spencer in einem politischen Briefe vom 26. August 1892 an den japanischen Baron und Politiker Kaneko Kentaro die Ansicht ausspricht, „daß die Politik Japans die sein sollte, sich die Amerikaner und Europäer so weit als möglich vom Leibe zu halten“, und ihm wörtlich den Rat gibt: „In Verfolgung der Politik, die ich Ihnen angedeutet habe, sollten Sie auch den Küstenhandel nicht aus der Hand geben und hier jedweden fremden Einfluß verbieten und ausschalten. Halten Sie sich fremde Rassen nach Sunlichkeit vom Leibe.“

Dieser Spencersche Brief, der zwar als „vertraulich“ bezeichnet ist, von dem aber, gemäß dem Wunsche des Schreibers selbst, der Baron Ito in Kenntnis gesetzt werden sollte, verdiente es, als Propagandamaterial in allen neutralen oder ententefreundlichen Staaten veröffentlicht zu werden; er enthält ein Programm! (Veröffentlicht in der „London Times“ am 18. Januar 1904; abgedruckt bei Lafcadio Hearn „Japan“, Ein Deutungsversuch. 1912.)

Selbstverständlich ist Japan nicht gewillt, später England wieder an dieser Schifffahrt teilnehmen zu lassen. Wie die „Associated Press“ am 29. Januar 1916 aus Tokio melden mußte, hat der japanische Minister des Äußeren rundweg erklärt, Japan denke zwar nicht daran, sich von seinen Verbündeten zu trennen, aber die chinesische Frage müsse Japan nun einmal als seine ureigenste Angelegenheit betrachten. Indem England durch die großen Zugeständnisse gegenüber Japan in Indien sich die Zügel hat aus der Hand nehmen lassen, verzichtete es stillschweigend darauf, Japan daran hindern zu können, sich Chinas als eigensten Interessengebiet zu versichern und somit zum gewaltigsten Kolonienbesitzer der Welt zu werden; doppelt mächtig, weil Mutterland und Kolonie aneinandergrenzen und durch keine Kriegskombination räumlich außer Berührung gebracht werden können. Der Kampf Yuanschikais um die Kaiserkrone ist der letzte Versuch eines starken Politikers um die Selbständigkeit seines Vaterlandes; und die angezettelte Revolution, deren japanische Drahtzieher leicht erkennbar sind, zeigt deutlich, daß Japan gelernt hat, nach englischem und amerikanischem Rezept zu arbeiten und eine ebenso egoistische Politik zu verfolgen wie seine christlichen Vorbilder. Japan hat somit wiederum in diesem Kriege Gelegenheit, einen außerordentlich wichtigen Erfolg unblutig zu erringen und seine imperialistischen Pläne auch gegenüber England und Nordamerika ein gutes Stück vorwärts zu bringen.

So beginnt sich hier, ganz abgesehen von dem indischen Problem, die tiefe Kluft zu zeigen, die in Wahrheit zwischen den japanischen und englischen Interessen besteht und die zu ihrem Teile ebenfalls das Unnatürliche des augenblicklichen Bündnisses erweist. England wollte Japan als Söldner benutzen, wie es so viele andere schon bereitwillig gefunden hatte. Während die andern Vasallen aber in törichtem Deutschenhaß und schreckhafter Furcht vor dem „Militarismus“ noch immer Englands Fahne als Wahrzeichen der Zivilisation, der Kultur und des Rechtes ansehen und den Krieg für Englands eigene Interessen als „heiligen Krieg“ betrachten, schwenkt Japan, um so mehr, als es von vornherein nie daran dachte, seine Selbständigkeit aufzugeben, allmählich ein, weil es den Fehler in der eigenen Rechnung sieht und die Risse, die sich durch die Grundmauern des Vierverbandes hinziehen. Die Stimmen in den Zeitungen mehren sich, die offen eine Umkehr fordern. Wer ungetrübten Auges die Vorgänge in der Welt verfolgt und die Stimme eines Volkes nicht nach dem Phrasentum bei offiziellen Empfängen und den hohlen Unterhaltungen auf Garden Parties und Tennispartien beurteilt, der wird nicht überrascht gewesen sein, als am 21. Januar dieses Jahres der Hearst'sche Internationale Nachrichtendienst von dem Feldzuge meldete, der in einem Teile der Presse von Tokio gegen das englisch-japanische Bündnis geführt wird. Diese Angriffe waren zwar bis zu einem gewissen Grade von deutschfreundlichem Sinne getragen, wie er eben in einem Teile des japanischen Volkes vorhanden ist; doch gaben sie in erster Linie dem Empfinden Ausdruck,

daß England einer vollständigen Durchführung des japanischen Programms gegenüber China im Wege stünde. Bezeichnend war, daß die Regierung zu diesen Presseäußerungen sich schweigend verhielt und auch nicht einschritt, als das Blatt „Jamato Shimbun“ einen in mehreren Fortsetzungen erschienenen Artikel „Eine Botschaft an England“ herausgab, worin offen erklärt wurde, daß die Ententemächte den Krieg verlieren würden und daß, selbst wenn man diesen ungünstigsten Ausgang nicht annähme, die Aufrechterhaltung der freundschaftlichen Beziehungen zwischen Japan und England eine Unmöglichkeit wäre. Interessant ist, daß der Artikel zum Schluß andeutet, daß es nach dem Kriege zu einer Annäherung zwischen Deutschland, Japan und Rußland kommen werde, auf der Grundlage, daß Deutschland und Rußland freie Hand in Westasien und Indien bekommen würden, während Japan in China unbehelligt bliebe.

Auch die Anregung des Vierverbandes, China zum Kriege gegen die Mittelmächte zu drängen, wozu anscheinend die eigenen Kräfte nicht mehr ausreichen, ist in Japan auf ganz entschiedenen Widerstand gestoßen. Der japanische Minister des Äußern hat, der „Associated Press“ zufolge, gar kein Hehl aus seiner Ansicht gemacht, daß bei einem Anschlusse Chinas an die Entente Verwicklungen mit den im Osten ansässigen Deutschen nicht zu vermeiden seien, was wiederum zur Störung des Friedens in Ostasien beitragen müßte.

Die Erkenntnis, daß Japan seine eigenen Wege wandelt, beginnt auch in den Köpfen der Entente aufzudämmern. Fernand Farjanel bespricht in dem zweiten Dezemberhefte der „Revue des Deux Mondes“ die Lage im fernen Osten und bemerkt hierzu, daß der dauernde Besitz Tsingtau in Japans Hand gleichbedeutend mit einer Vernichtung des Gleichgewichtes wäre und den Grundsatz der Integrität Chinas über den Haufen werfe. So beliebt zwar ein Bündnis Japans mit Rußland bei allen japanischen Parteien sei, so sehr beginne die günstige Beurteilung des Bündnisses mit England zu schwinden, weil England eben dieselben Interessen wie Japan in China habe und außerdem mit Nordamerika befreundet sei. Der Artikel wirft auch ein eigenartiges Streiflicht auf die Tatsache, daß Japan sich bisher nicht bereit erklärt habe, Truppen nach dem europäischen Schauplatz zu senden. An sich sei zwar Japan bereit gewesen, mit dem Dreiverbände ein Trutz- und Schutzbündnis abzuschließen; die Rücksicht, die England und Frankreich aber auf Amerika nehmen müßten, habe das Projekt zum Scheitern gebracht.

Das sind Stimmen und Stimmungen, an denen man nicht achtlos vorübergehen sollte. England ohne Japans Wohlwollen oder gar im Unfrieden mit Japan wird nicht mehr imstande sein, sein Weltreich zu halten. Das strahlendste Juwel seiner Krone, Indien, muß herausfallen, wenn feindliche Hände an der Fassung rütteln. Nordamerika als Bundesgenosse für England hat nur sehr problematischen Wert. Umgekehrt ändert sich das Bild

Japan und Nordamerika

aber auch nicht allzusehr. Wer gewohnt ist, schon für sich andere ins erste Treffen zu schicken und selbst in zweiter Linie zu bleiben, hat noch weniger Lust, für fremde Interessen einzuspringen oder gar sich zu opfern. Durch Japan aber wird Nordamerika stets in Schach gehalten und zum passiven Zuschauer verurteilt, der froh sein muß, wenn er nicht in das Schauspiel verwickelt wird. Auf eine kriegerische Auseinandersetzung mit Japan kann es aber Nordamerika in absehbarer Zeit nicht ankommen lassen, sondern muß den Krieg vermeiden, so lange als Japan ihm nicht die Entscheidung aufzwingt. Sagt doch der bekannte nordamerikanische General Homer Lee selbst, daß sein heterogenes Volk, das zur Hälfte aus Fremdlingen bestehe, Japan nie besiegen werde.

Die Richtlinien unserer künftigen Politik sind gegeben, wenn der Weltkrieg das deutsche Volk und in erster Linie seine Diplomaten endlich gelehrt haben sollte, daß eine stets auf das Wohlgefallen anderer abgestellte Politik zur splendid isolation führen muß, während Klugheit und stolzes Selbstbewußtsein als Zeichen innerer Stärke auch wahrhafte Freunde herbeizieht und dem Herrn der Situation die Ausnutzung des Augenblicks als Preis bietet. Das stolze Wort Bismarcks, das er 1887 bei den Beratungen der Heeresverstärkung gegen den Vorwurf eines „Wettkriechens vor Rußland“ sprach, muß in erweitertem Umfange wieder zu Ehren und Geltung kommen: „Die Zeit ist vorbei; um Liebe werben wir nicht mehr, weder in Frankreich noch in Rußland!“ Was zwischen Japan und Nordamerika oder vielleicht auch schon zwischen Japan und England, oder wie die verschiedenen Konstellationen sein mögen, vorgeht, liegt zwar geographisch für uns in weiter Ferne. Die Ereignisse deswegen aber nicht mit gespanntester Aufmerksamkeit zu verfolgen, wäre ein politischer Fehler ersten Ranges. Wer Weltpolitik treiben will, darf nie glauben, müßiger Zuschauer sein zu dürfen, sondern muß stets nach dem Grundsatz handeln: *Mea res agitur!*

E. M. Arndt in den politischen Strömungen nach den Freiheitskriegen.

Von
Ernst Müsebeck.

Die Entwicklung des europäischen Kultur- und Staatensystems während des neunzehnten Jahrhunderts wird in allen ihren Aktionen und Reaktionen durch die Ideen von 1789 bestimmt. Darin liegt ihre zentrale Bedeutung, daß sie kategorisch eine Stellungnahme der einzelnen und der politischen Gemeinschaften erheischten, daß sich die Geister schieden, sobald sie einmal von den Lebensproblemen gepackt wurden, wie sie die französische Revolution aufgeworfen hatte: von dem Freiheitsdrange der Individuen, die Fesseln der einseitigen Verstandeskultur abzustreifen und die Schranken der sozial-ständischen Gebundenheit zu durchbrechen; von dem Willen, gegenüber der alleinigen Verkörperung der Staatsautorität in der Person des Monarchen auch die Volkseinheit im öffentlichen Leben zur Geltung zu bringen und die Volksrechte gegenüber dem Herrscherrechte in politischer Selbstbestimmung darzustellen, kurz, den demokratischen und den nationalen Gedanken als vorwärtstreibende Kräfte in die Wirklichkeit umzusetzen.

So scharf E. M. Arndt den kosmopolitischen Gleichheitscharakter, das rationalistische Moment der Bewegung, ihren reinen und naiv-natürlichen, nur auf das Diesseits gerichteten, eudämonistischen Individualismus, weiter den despotischen, auf die Herrschaft eines Volkes, ja eines Mannes sich gründenden Universalismus Napoleons abgelehnt hatte, die geistige und politische Bedeutung jener Grundgedanken in ihrer sittlichen Vertiefung durch den klassischen Idealismus und durch die preussische Reform war ihm nie zweifelhaft geworden¹⁾. Die französische Revolution blieb ihm stets der Anfang einer neuen Periode der Weltgeschichte, mit ihr begann „die dritte große Epoche des Christentums“, sie war gleich der Reformation eine Notwendigkeit, die jeder geistig Lebendige mit sich verarbeiten mußte. Ihrer eigentümlichen Ausprägung für die deutsche Kultur und für das deutsche politische Leben hatten ja alle seine Schriften und Lieder während der letzten zehn Jahre gegolten. Selbst vor den schärfsten Maßregeln gegen die widerstrebenden

¹⁾ Für die geistig-politische Entwicklung Arndts vor 1815 vgl. mein Lebensbild, E. M. Arndt, Bd. I. Gotha, Fr. Andr. Perthes, 1914, die betreffenden Abschnitte.

Fürsten war er nicht zurückgeschreckt. Immer von neuem hatte er seinem Volke den gewaltigen Ernst seiner Anschauung verkündigt, daß bei der Erziehung des Menschengeschlechtes und bei der Erziehung der Staaten alles Große und alles Zukunftssichere in der Gegenwart nur vom Volke ausgehen könne. Selbst die ursprünglich naturgeschichtlich und aus dem unmittelbar empfundenen Gemeinschaftsbewußtsein heraus erwachsenen Tatsachen des Volkes und Vaterlandes, die einst die Romantik zuerst wieder als solche empfunden und ihrer Totalität nach mit dem Leben der Individuen verbunden hatte, waren von ihm geschichtlich und ethisch vertieft, als sittliche Erlebnisse einer enthusiastischen Persönlichkeit verkündigt.

Die Mißerfolge auf dem Wiener Kongresse und im zweiten Pariser Frieden für die Neugestaltung Deutschlands änderten an dieser Haltung nichts. Offen sprach er es aus, daß die meisten Grundsätze, welche einst die erste Volksversammlung Frankreichs im Sommer 1789 aufstellte, „die Anerkennung der ewigen Zeit und Geschichte“ besäßen, daß Menschen allein die Schuld trügen, wenn sie schlecht verwirklicht wurden. Mehr als je sah Arndt es als die ihm von seinem Genius zugewiesene Arbeit an, den Regierungen und dem Volke die zukünftigen Ziele der deutsch-nationalen Einheit, Macht und Freiheit darzustellen. Ihnen wurden jene Aufsätze gewidmet, die in den Heften des von ihm in Köln herausgegebenen „Wächters“ erschienen, in ihrer Gesamtheit die geistig-politische Stellung Arndts während der Übergangsjahre 1815/16 scharf beleuchten, die Aufgaben des ganzen Volkes geschichtlich für die gegenwärtige Lage festlegen wollen. Es sind „Die Aristokratie“, „Fantasien zur Berichtigung der Urteile über künftige teutsche Verfassungen“, „Ein Wort über die Pflege und Erhaltung der Forsten und Bauern im Sinne einer höheren, d. h. menschlichen Gesetzgebung“, und „Zum neuen Jahr“. Alle diese Arbeiten setzen, abgesehen von den früheren über den Bauernstand und seine Stellvertretung im Staate, die Gedankengänge namentlich zweier Schriften aus dem Jahre 1814 fort oder berichtigen sie: „Über künftige ständische Verfassungen“ und „Beherzigungen vor dem Wiener Kongreß“. Gegen drei Formen des staatlichen Lebens hatte sich Arndt von Beginn seiner öffentlichen Tätigkeit an gewandt: gegen den Despotismus als die willkürliche, durch kein Gesetz gebundene Herrschaft eines Einzigen, die ihm als solche die schlechteste Staatsform repräsentiert, gegen die Oligarchie und gegen die reine Aristokratie, deren beste Art höchstens in einer rechtlichen Mittelmäßigkeit zum Ausdruck kommen sollte. Die geschichtliche Bedingtheit dieser Formen ließ er unberücksichtigt, würdigte sie nur nach ihrer abstrakten Idee, weil, wie er meinte, die Grundmauern aller dieser Staatsgebäude durch die Gedanken von 1789 zerstört waren. Ein neues Geschlecht rang nach einer neuen Form der politischen Gemeinschaft, und Arndt hatte ja in jenen beiden Schriften es ausgesprochen, daß nur eine von unten, von den einzelnen Individuen aus sich erhebende, verfassungsmäßig durch ein Abkommen zwischen

Fürst und Volk festgelegte Demokratie den Ansprüchen des neuen Lebens in Deutschland gerecht werden könne. Ihr Wesen suchte er deshalb jetzt, wo der Friede wiederhergestellt war und nach allen Mißerfolgen die harte politische Arbeit im Innern begann, in festeren Umrissen zu bestimmen. Scharf wurde die eigene Anschauung von der herkömmlichen geschieden. Demokratie ist ihm nicht gleichbedeutend mit der Herrschaft der Menge; ein Zustand, der ihm vielmehr eine Innatur, ein Zeichen der gesellschaftlichen Auflösung, eine politische Krankheit zu sein scheint; sondern mit Demokratie bezeichnet er diejenige Staatsform, in der alle herrschen können, „welchen Gaben der Herrschaft gegeben sind“. Darin liegt ein Moment des ewig Wandelbaren, des vorwärts Drängenden, das jeden Stillstand der politischen Kräfte verhindert, aber es birgt zugleich die Gefahr in sich, das Gleichgewicht, den Zusammenhang mit dem geschichtlich Gewordenen zu verlieren, von einem Extrem in das andere zu fallen, weil das Ringen um die erste Stelle, neben jener Freiwerdung aller starken, regierungstüchtigen Energien das eigentümliche Kennzeichen der reinen Demokratie, die Reibungsflächen der Geister in allzunähe Berührung miteinander bringt. In der ethischen Unbedingtheit der reinen Demokratie fand Arndt die Idee des vollkommenen Staates, aber er sah, wie schon aus dem zuletzt Gesagten hervorgeht, zu gleicher Zeit die Unmöglichkeit, sie politisch durchzuführen, sie blieb ihm „ein idealischer Traum aus dem Lande von jenseits“. Wie er sich auf dem Gebiete der auswärtigen Politik hütete, das Christentum in seiner religiösen und ethischen Ausbildung als Zeugnis für den nationalen Gegensatz oder gar den Krieg schlechthin, als Zeugnis für den Machtgedanken des Staates anzurufen, sondern einen prinzipiellen Dualismus zwischen staatlicher Machtpolitik und absoluter Ethik festlegte, der nur in der Praxis gemildert, nicht aber in sich aufgehoben werden könne, so blieb er in der inneren Politik stets ein unbedingter Gegner jener liberalen Doktrinäre, die in völliger Verkennung des Verhältnisses zwischen Ethik und Politik die Zeit herannahen glaubten, ihr angeblich absolut gültiges Staatsideal durchzusetzen. Die Völker selbst, so heißt es in dem Aufsatz „Die Aristokratie“, haben sich einen Ausgleich zwischen jenen Disharmonien in der gesetzlichen Monarchie geschaffen: der Regent herrscht nicht über das Gesetz, sondern mit ihrem Willen durch das Gesetz. Diese Staatsform garantiert zwar nicht die höchste Glückseligkeit, sie verheißt einem Lande nicht den größten Reichtum seiner Bewohner oder möglichst geringe Abgaben und Lasten, aber in ihr herrscht, und darauf kommt es Arndt an, „das lebendigste Gefühl der Kraft und die fröhlichste Freiheit des Geistes“. In der gesetzlichen Harmonie bleibt den menschlichen Kräften der freieste Spielraum, doch so, daß an der höchsten Spitze eine Schranke erscheint, welche die völkervernichtende Kühnheit dämonischer Naturen zügelt. Der Herrscher steht da als „ein lebendiges Gesetz mit gewaltigem Arm und mit gezücktem Schwerte, er ist der erhabenste Schatten der Macht und Majestät, das Ebenbild der

göttlichen Majestät“, und als solches unverantwortlich, weil das Volk selbst es sich gesetzt hat. In einer gesetzlichen Monarchie sind die aristokratischen und demokratischen Kräfte in der rechten Weise gemischt, sie kämpfen und ringen miteinander um die höchste Freiheit des Volkes, und weil es sich um das ganze Volk handelt, werden in einem rechten, gesetzlichen Königtume die demokratischen Elemente stets überwiegen müssen.

Als ein hohes Beispiel solchen gesetzlichen, demokratischen Königtums galt Arndt Großbritannien, nächst ihm Schweden. Aber er ist weit entfernt davon, die Einrichtungen beider Länder etwa in Deutschland nachahmen zu wollen. Nie geht ihm die Erkenntnis des differenzierenden Einflusses verloren, den die geographische Lage und die klimatischen Verhältnisse eines Landes, die natürliche Anlage seiner Bewohner und die geschichtliche Entwicklung auf das politische Schicksal der Völker selbst ähnlichen Charakters ausüben. Ferner steht dem vaterländischen Wesen Frankreich nach dem Verlauf seiner Geschichte und nach der Eigenart seiner Verwaltung. Die Einheit der Herrschaft, die hier schon seit Jahrhunderten gilt, und die zentralistische Gleichförmigkeit seines Beamtenorganismus widersprechen der aufs neue festbegründeten Vielheit des deutschen Staatensystems, die der Verfasser allerdings auch jetzt noch für ein „entsetzliches Unglück“ der deutschen Geschichte und Gegenwart hält, und der Mannigfaltigkeit ihrer Entwicklung so sehr, daß das Nachbarreich uns nur „zu dem Bewußtsein unserer Eigentümlichkeit und zu dem Bewußtsein der Stelle helfen kann, worauf wir in der Weltgeschichte stehen und worauf wir stehen sollen“. Trotz seiner unitarischen Neigungen, trotz der glühenden Sehnsucht nach einer äußeren Darstellung der deutschen Einheitlichkeit in Kaisertum und Reichstag hatte sich Arndt bereits Ende August 1815 soweit mit jener Vielheit für die nächste Zukunft abgefunden, daß er den Hauptnachdruck auf die Herstellung landständischer Verfassungen in den kleinen und mittleren Staaten, landschaftlicher Versammlungen in den großen Staaten legt, die Weiterbildung einer einheitlichen deutschen Verfassung ganz beiseite läßt: Sein Ziel ist nicht der radikale Unitarismus, die Aufhebung des eigentümlichen Stammesbewußtseins, sondern die Einschränkung der Souveränität der Fürsten zugunsten der einheitlichen Macht, der sorgsame Schutz aller Individualitäten des Stammes und der Landschaft, wie sie sich in Kultur und Sitte, in politischer und kirchlicher Verfassung gebildet haben. Die deutschen Staaten werden einmal mit einer unvollkommenen und schlechten Dorfgemeinheit verglichen, in der unnatürliche und gezwungene Verhältnisse jeden Bauern zu einer mangelhaften Wirtschaft verurteilen. Er hatte sicherlich die preussische Verordnung vom 22. Mai im Auge, als er die Sätze niederschrieb, daß in den wichtigeren Staaten zunächst mit großen, aus direkter Volkswahl hervorgehenden Gesamtvertretungen noch nicht gerechnet werden dürfe, sondern daß man sich mit einem aus den Provinzialständen abgeordneten Ausschusse werde begnügen müssen. Es war

selbstverständlich, daß dem Verfasser der Fantasien über ein zukünftiges Deutschland und über künftige ständische Verfassungen solche Ausschüffe nicht das Endziel der Entwicklung darstellten; er hielt sie jedoch für eine Einrichtung, die fortbildungsfähig und deshalb erstrebenswert sei. Zu fest war seine Seele jetzt trotz aller gelegentlichen Rücksälle mit der geschichtlichen Problemstellung verwachsen, daß es niemals Aufgabe des Politikers sein könne, das Vollkommene zu schaffen, sondern daß er danach trachten müsse, das nach den eigentümlichen Umständen des Volkes und Landes Mögliche zu erreichen. Wichtiger noch als die schnelle Beendigung der Kämpfe um die Teilnahme des Volkes an der Regierung und ihre restlose Bewilligung, als die schnelle Herstellung papierner, eidesmäßig bekräftigter Verfassungen war ihm der Kampf selbst, das unablässige geistige Ringen um die Freiheit und die höchsten Güter eines nationalen Volksstaates, bis sie sich in den Herzen der Bürger festgewurzelt hätten, das politische Leben im eigentlichen Sinne. Erst diese Tatsache, so schreibt er, „drückt dem Papiere das rechte Bestätigungsiegel auf, das ist die Verfassung, die in der starken Brust erfaßt ist“.

Mit dieser Verschiebung der ganzen Frage von dem politisch-sozialen auf das ethisch-individuelle Gebiet blieb Arndt seiner Art getreu, die ihre beste Kraft aus dem deutschen Idealismus erhalten, und er blieb den tiefsten Grundsätzen getreu, auf denen sich einst die preussische Reform vollzogen hatte. Dem Verfasser der „Fragmente über Menschenbildung“ galt es nach wie vor für eine Eigentümlichkeit des deutschen Geistes, daß ihm die menschliche Freiheit am höchsten stehe, daß er im Verhältnisse zu ihr die politische Freiheit geringer einschätze. Aber er warnte vor einer Überschätzung des an sich edlen Strebens, das ihm ja selbst in Fleisch und Blut übergegangen war, vor einer Beringschätzung des Politischen, und er versuchte es nur, den politischen Begriff der demokratischen Freiheit, wie er ihn verstand, fester in dem Allgemeinmenschlichen zu verankern. Die Einseitigkeit des antiken Heidentums lag in seiner „irdischen Aristokratie der Stärke und Gewalt“, in der Vollendung des Persönlichen. Das Christentum umfaßte zuerst von allen Religionen die ganze Menschheit, die Totalität des Tatsächlichen. Die Gleichheit der Seelen sollte auch „eine größere politische und leibliche Gleichheit“ zur Folge haben, „eine Art himmlischer Demokratie auf Erden“ schaffen. Aber die Geschichte ging einen langsamen Gang. Die christlichen Staaten des Mittelalters blieben aristokratischer Natur, auch das deutsche Reich. Seine Kultur erhielt ein besonderes Gepräge durch die „große germanische Lebendigkeit“. Ihr gelang es, in dem Zeitalter fröhlicher, unbefangener Kindheit vom zwölften bis sechzehnten Jahrhundert eine so große Mannigfaltigkeit des Lebens in den Kulturzentren Nürnberg, Straßburg und Köln zu entfalten, wie sie jetzt in den größten deutschen Staaten nicht vorhanden sei. Die Männer, welche uns die Kunst des Mittelalters aufhellten, gaben uns

erst „den großen Schlüssel zu unserer Geschichte in die Hand, und durch sie erst verstehen wir die Größe und Herrlichkeit des Volkes, welchem wir angehören“. Und nun entwarf Arndt in den „Fantasien“ ein so glänzendes Bild von der künstlerischen Herrlichkeit des Mittelalters, daß es scheinen könnte, als wäre der frühere Gegensatz zur katholisierenden Romantik aufgehoben. Die Kämpfe zwischen Papsttum und Kaisertum, die ihn einst so erschüttert hatten, traten zurück. Die prunkvollen, ihm bisher oft so unsympathischen Formen der Hierarchie rückten in den Hintergrund vor dem „innerlichen Geiste des Christentums“, der in ihnen lebte. Nirgends wurde die positive Bedeutung der Reformation so wenig hervorgehoben als hier. Es überwog der Eindruck der „herben und unseligen Zeit“, wo die kindliche Unschuld des Volkes zum Bewußtsein erwachen sollte. Deutschland wurde ein unglückliches und ohnmächtiges Land von 1600 bis 1800, weil es das Alte verloren hatte und das Neue noch nicht finden konnte, und von 1800 bis 1813 war es eins der unglücklichsten Länder. E. M. Arndt kam in dieser Schrift dem Geiste der Romantik bis an die äußerste Grenze entgegen, die ihm seine eigentümliche Persönlichkeit setzte. Der Aufenthalt in dem rheinischen Mittelpunkte katholischen Lebens und das eifrige Studium mittelalterlicher Geschichte wirkten nach. Ihr zauberhafter Reiz traf in seiner Seele verwandte Seiten. Und er sehnte sich in diesen Tagen nach Ruhe, nach stillem Genuß. Es war nach der harten, entsagungsvollen Arbeit der letzten Jahre eine Zeit geistiger Ermüdung, in der solche Sätze niedergeschrieben wurden. Er flüchtete sich in das Land der Vergangenheit, wo die Gegenwart sich so unsicher gestaltet hatte. Heiße Sehnsucht nach einfacher, kindlicher Größe, die ihn über die schwankenden Ereignisse des Augenblicks hinüberhelfen sollte, überfiel seine Seele. Arndt durchlebte hier in Köln Momente tragischer, innerer Spannung. Waren sie überwunden, dann trat die lebensvolle Wirklichkeit mit ihren herben Gegensätzen, mit ihrer männlich-freudigen Arbeit wieder in ihr Recht. Sie leuchtete bereits in dem Geleitworte „Zum neuen Jahr“ hervor. Durchaus in versöhnlichem Tone war auch diese Schrift gehalten. Die Herrlichkeit des Mittelalters wirkte nach. Das Große und Gewaltige aller religiösen Ideale wurde bereitwillig anerkannt, aber ebenso die Überwindung jener naiv-religiösen Anschauung betont, sobald das Gefühl der individuellen Selbständigkeit im Menschen erwachte. Die Reformation war „ein gewaltiges Verhängnis, eine unvermeidliche Not, der Wille der Vorsehung“, damit die Größe und Weite des christlichen Glaubens sich offenbaren könne. Es kam ihm einer Ver-spottung Gottes gleich, zu sagen, die seit der Revolution verflossenen Jahrzehnte seien ein Scherz, von dem allmächtigen Leiter der Dinge zugelassen, um den Menschen zu beweisen: was ihr haben wollt, ist schlechter, als was ihr habt. Gerade der Kirchen als der körperlichen Formen des inneren christlichen Geistes Aufgabe sei es, die ganze neue Zeit in sich zu verarbeiten und mit sich geistig zu verbinden. Von der katholischen Kirche versprach er sich

kein Verständnis für die Aufgaben der Zeit. Nach seiner Meinung fehlte ihr die neuschaffende Vollkraft, sie achtete nicht auf die Individualitäten der Völker, sie bestand hartnäckig auf das Alte, auf die Herrschaft des italienischen Geistes in der Hierarchie, während es seit der Reformation Deutschland sei, das sich als den Propheten des neuen Geistes offenbart habe. Dieser deutsche Geist deckt sich mit dem protestantischen Wesen. „Der Geist des Protestantismus aber ist ein demokratischer im Gegensatz des rein monarchischen Katholizismus. Dieser Geist will und muß in alle Verfassungen das Seinige hinein-tun, und darum wird der Protestantismus noch herrschen, bis das monarchische Prinzip in Europa von dem demokratischen so durchdrungen und gesättigt ist, daß die beiden Kräfte, deren gehörige Mischung allein einen vollkommenen Staat bilden kann, in ein friedliches und einträchtiges Gleichgewicht gekommen sind.“

Damit hatte Arndt den Punkt gefunden, an dem der politische Begriff der demokratischen Freiheit in Verbindung zu dem allgemein-menschlichen, zu dem humanen der protestantischen Ethik trat, ohne ihn jedoch inhaltlich-dogmatisch irgendwie festzulegen. Der politische Geist der neuen Zeit, für den neben der Reformation die Revolution ein sichtbares Zeichen war, befand sich in Übereinstimmung mit dem religiös-sittlichen Prinzip des Protestantismus, ja er war ohne dieses undenkbar. Die Lösung des Individuums aus allen überkommenen korporativen Banden kirchlicher und staatlicher Natur, seine natürliche Freistellung und Begründung, aus ihr folgend seine sittliche Verpflichtung für die Gemeinschaft, wie Arndt sie sich einst auf seinen Reisen errungen hatte, bildeten seine unverrückbare Grundlage. Dieser demokratische Geist der Zeit charakterisierte sich nach seiner Meinung in der Bedeutung der „europäischen, d. h. der öffentlichen Meinung“, die alles vorher voneinander Getrennte miteinander verbunden habe. Sie würde nicht von einzelnen gemacht, wie wohl ihre Widersacher annähmen, sondern sie ist „eine aus dem Christentum allmählich entwickelte geistige Gewalt, und keine irdische Macht vermag die Fluten und Stürme zu bändigen, womit sie über die Welt hinbrauset“. In ihr sammeln sich die Vulkane vieler edlen Gemüter. Arndt weiß es wohl, daß ihre Führer beschuldigt werden, die Nation aufzurühren, und er will diese Beschuldigung nicht ganz ablehnen, aber die Not der Völker hat sie aufgerufen. Nach beiden Seiten warnte er vor Übertreibungen in dem Ringen des Alten mit dem Neuen, hoffend, daß der notwendige Kampf im deutschen Vaterlande nimmer in einen blutigen ausarten, sondern daß das Volk durch Mäßigkeit und Festigkeit gesunde Verfassungen sich verdienen werde, denn „politisch muß das Volk, das einmal über den Berg gekommen ist, weiter wollen. Die politische Kraft der Völker ist eine bloße Naturkraft, die nicht stillstehen kann, sondern in jeder Bewegung, die von Natur fortschießt, mit fortschießen muß“. Maßvoll wie seine Ausführungen über den Geist der Zeit waren auch Arndts Pläne für seine Umsetzung in die politische

Wirklichkeit. Die „Fantasien“ lassen die einheitliche Gesamtvertretung Deutschlands ganz außer acht in der Erkenntnis, daß hier der Faden der Entwicklung zunächst abgeschnitten sei; sie treten für eine Wiedereinführung der vormaligen Landstände in den einzelnen Staaten ein, freilich nicht der Landstände des sogenannten letzten Gebrauchs, die ganze Volksklassen von der Vertretung ausschlossen, sondern unter Teilnahme aller Stände. Ihre Befugnisse wurden in großen Umrissen bestimmt: Anteilnahme an der Gesetzgebung, so daß kein neues Gesetz ohne ihre Einwilligung erlassen werden könne, das Recht zur Steuer- und Abgabebewilligung, Verpflichtung der Regierung zur Rechenschaftsvorlage über den Verbrauch der bewilligten Mittel, Verantwortlichkeit der Minister bei voller Unverantwortlichkeit des Herrschers. Nicht nur die Wahl, sondern auch die Abstimmung sollte nach Ständen erfolgen, ein bedeutsames Zugeständnis, das der Schreiber der Romantik machte, der Landtag alle Jahre abgehalten werden. Ausschüsse blieben zurück. Für die größeren Staaten verlangte er ständige Ausschüsse in der Hauptstadt, weil, wie bereits ausgeführt wurde, nach seiner Meinung die Zeit für direkte, allgemeine Landtage in diesen Ländern noch nicht gekommen sei. Die allgemeine Pressfreiheit und die Unabsetzbarkeit der Richter außer in Disziplinarfällen bildeten auch jetzt wichtige Punkte seines Programms.

Über damit ist Arndts eigentümliche Denkart, nach der er den Ausbau des politischen Lebens in Deutschland während dieser kritischen Periode zu gestalten suchte, noch nicht in ihrem ganzen Umfange bestimmt. Er hatte die demokratische Freiheit zunächst durch eine feste monarchische Spitze, dann durch die scharfe ethische Formulierung, durch die Verbindung mit der sittlichen Norm des Christentums, die den einzelnen der Gemeinschaft absolut verpflichtete, bedeutsam eingeschränkt. Eine weitere Begrenzung erfuhr der Begriff durch den Wert, der dem Grund und Boden des Landes für das öffentliche Leben eines Volkes zugemessen wurde. In allen seinen agrarpolitischen Arbeiten hatte der Verfasser darauf hingewiesen, der „kurze Katechismus“ ihn seinen Lesern in den weiten Gefilden Rußlands als das Bindeglied zwischen Fürst und Volk hingestellt, als das sachliche Interesse, dem beide in gleicher Weise verpflichtet seien. Die Schrift über künftige ständische Verfassungen aus dem Jahre 1814 beschäftigte sich eingehend mit der Ordnung dieser Verhältnisse. Der Aufsatz „Ein Wort über die Pflege und Erhaltung der Forsten und Bauern im Sinne einer höheren, d. h. menschlichen Gesetzgebung“, der 1820 infolge scharfer Angriffe und einseitiger Entstellungen seitens der Gegner mit einer Einleitung versehen und noch einmal im Sonderdruck ausgegeben wurde, nahm diese Gedankengänge von neuem auf. Sie gipfeln in der Forderung an die Regierungen, „unmittelbare Majorate des Staats“ für den Adel und den Bauernstand einzurichten. Nur ein Teil des Grund und Bodens bleibt frei, veräußerlich, der andere fest, unveräußerlich, und zwar so, daß der Adel allein auf die Besitzer solcher unmittelbaren

Staatsmajorate übergeht, während nach englischem Vorbilde die übrigen Glieder der bisherigen adligen Familien dem Bürgerstande zugezählt werden. Darin lag bereits ein Unterschied zu den Ansprüchen des romantischen Feudalismus, wie sie in diesen Jahren wiederholt gestellt wurden. Noch bedeutender war ein anderer Gegensatz. Der Feudalismus legte den Hauptnachdruck auf die Familie, die Bindung des Geschlechtes, das persönlich-korporative Moment. So etwa de la Motte-Fouqué in seinem Briefwechsel mit Friedrich Perthes „Etwas über den deutschen Adel, über Ritterfinn und Militärbre“. Arndt kam es auf den Grund und Boden, auf die Bindung des Landes, auf das sachliche Moment an, und er verwahrte sich ausdrücklich dagegen, mit seiner Forderung in die Bahnen der alten Lehnsvorfassung mit ihren persönlichen und dinglichen Rechten zugunsten des Adels einzulenken. Für sie gab es nur eine scharfe Kampfansage. Jene von der Regierung ausgehende, also gewissermaßen staatssozialistische Bindung eines Teiles des Grund und Bodens schien ihm bei dem demokratischen Charakter des Zeitgeistes für die Sicherheit des Staates notwendig zu sein, sie bildete für ihn „den Grund des Gebäudes aller Verfassung“, wichtiger als diese selbst. Lehnte es Arndt auch ausdrücklich ab, hierdurch etwa das Stimmrecht der übrigen Bürger nach dem Vorbilde Möser's und Rehberg's irgendwie einschränken zu wollen, so erhielt seine demokratisch-monarchische Staatsform doch einen aristokratisch-agrarischen Unterbau, dem er Zeit seines Lebens treu blieb. So konnte es nicht an Spannungen fehlen, die ihn mit der industriellen Entwicklung Preußens und Deutschlands wenigstens in einen ideellen Gegensatz brachten, sprach er es doch offen aus, daß die verschiedenen Ordnungen der Gesellschaft nach einem nur mit Gefahr des Staates zu beseitigenden Naturgesetze nicht nebeneinander, sondern untereinander gestellt seien. Ähnliche Geltung hatte für Arndt die unvermischte Reinheit des Volkstypus. In der Durcheinandermengung verschiedener Rassen, die angeblich die Veredelung der Typen und das gegenseitige Verständnis heraufzuführen sollte, sah er ein Unglück für alle Teile. Das Eigentümliche, das Ursprüngliche gehe verloren. Nach wie vor warnte er die Deutschen davor, französisches Wesen in sich aufzunehmen oder jüdischen Geist mit sich zu verbinden, weil beide Völker auf jener gefährlichen Spitze der Bildung angelangt seien, die in der Regel zum Abgrund führe; Gedanken, die schon in der „Einkleitung zu historischen Charakterschilderungen“ ausgesprochen waren und später in den volkpsychologischen Forschungen wieder aufgenommen wurden.

Das waren drei starke Schutzmauern, mit denen E. M. Arndt den Begriff der demokratischen Freiheit umgab, um seine Ausartung zu jenen Ideen der natürlichen und kosmopolitischen Gleichheit zu verhüten, die in der französischen Bewegung eine so verhängnisvolle Rolle gespielt hatte. Gegenüber diesen Einschränkungen hielt er desto energischer an der Gleichheit aller Stände und Klassen vor dem Gesetze, an der staatsbürgerlichen Rechtsgleich-

heit, fest. In ihr lag die irdische Versöhnung von reich und arm, vornehm und gering. In der Majestät des Gesetzes sah er weiter die politische Freiheit verankert, ja er stellte den Satz auf, daß ihr eigentlicher Begriff „die höchste und ausnahmslose Herrschaft des Gesetzes“ bedeute.

Und wohin wandten sich nun seine Hoffnungen zur Verwirklichung aller dieser Gedanken, wenn er die politische Lage Deutschlands, des „glänzenden Siegeskindes des vorigen Jahres“, betrachtete? — Seine Augen wandten sich nach dem Lebendigen, auf die erste Großmacht des Landes, auf Preußen. Immer enger hatten sich ja im Laufe des letzten Jahrzehntes die Beziehungen Arndts zu diesem Staate gestaltet. Die politische Übersicht des ersten Teiles des „Geistes der Zeit“, geschrieben 1805, hatte Preußen von Deutschland abgefondert behandelt, das Geleitwort „Zum neuen Jahr“ 1816 stellte es an die Spitze der Erörterungen über die deutsche Politik. Zwar verhehlte er sich nach den Erfahrungen des zweiten Pariser Friedens nicht, daß die Macht dieses Staates zunächst „mehr in der Meinung als in der Wirklichkeit“ bestehe, allein gerade dieses Mißverhältnis zwischen der tatsächlichen politischen Lage und den starken sittlichen Energien, die es für die Größe und Freiheit Deutschlands in die Waagschale gelegt hatte, ließ ihm nach seiner Meinung gar keine andere Wahl, als trotz der gegnerischen Stimmen im eigenen Lande auf der beschrittenen Bahn weiterzugehen. Preußen kann, schrieb er, „ohne kühnes Wagen und freies Wollen gar nicht bestehen“, und wenn es weiterstrebt, „wird es in Deutschland einen sonnigen Olymp des Ruhmes und der Freiheit aufrichten, um dessen Glanz die Fürsten und Völker des Vaterlandes sich versammeln und gegen dessen unzerbrechliche Felsen alle unsere Feinde mit vergeblicher Wut stürmen werden“. Wie geringwertig mutet gegenüber solchen prophetischen Worten der Wunsch an, mit dem Oesterreichs Politik bedacht wird, es möge die Quellen seines deutschen Ursprungs nicht vergessen, aus denen die habsburgische Herrschaft entsprungen sei. Die Stellung Hollands und der Schweiz betrachtete er mißtrauischen Blickes. Es blieb ihm unsicher, ob diese Staaten sich auch stets ihrer Zugehörigkeit zu der germanischen Kultur bewußt bleiben oder nicht in das fremde Lager, sei es Frankreichs oder Englands, übergehen würden. Das Urteil Arndts über den deutschen Bund und die künftige Bundesversammlung hatte sich nicht günstiger gestaltet. Ihm blieb es unbegreiflich, „wie so viele Souveränitäten, alle mit souveränen Ansprüchen, zu einem Zuge und zu einer Richtung für die Geschichte und Sorgen des Vaterlandes geeinigt und zusammengehalten“ werden, wie sie die Aufgaben für die einheitliche Gestaltung des Reiches lösen sollten, die er ihnen einst bestimmt hatte. Auf's innigste verbunden mit dem deutschen Wesen war für ihn Skandinavien. Hier suchte und fand die romantische Lebenskunst des Patrioten, der dem aus sich selbst heraus schaffenden Volkstum im Gegensatz zu dem angeblich künstlich arbeitenden Geiste zünftiger Diplomatie wieder zu neuer Wirklichkeit verhelfen wollte, die ursprüngliche Form germanischer

Kultur am reinsten, weil das Christentum in den nordischen Reichen nicht im Kampfe mit dem Heidentum sich durchgesetzt und so dessen Werte zerstört, sondern neben ihm sich herangebildet hatte, und weil nicht fremde Völker über die Halbinsel geflutet waren. Sage und Lied der erhabenen Vorgeschichte galten noch als Zeugnisse des lebendigen Geistes der Vergangenheit. Selbst die großen Gestalten der letzten Jahrhunderte waren durch sie verklärt und zu Volksheroen umgeformt, so Gustav Wasa und Karl der Zwölfte. Des gemeinsamen Ursprungs sollten sich Schweden und Deutsche bewußt bleiben, ihre Anpassungs- und Bildungsfähigkeit eine einheitliche germanische Volkskultur für die Zukunft schaffen. Von Dänemark erwartete Arndt einen engeren Anschluß an das Reich; es könne als „selbstherrlicher Staat“ nicht mehr bestehen, und er warnte es, „die herrlichen teutschen Landschaften, welche die jetzige Dynastie auf ihren Thron gesetzt haben, fast gleich eroberten Provinzen willkürlich und ohne alle Verfassung regieren zu wollen“. Die englische Politik erschien ihm in einem für das Vaterland ungünstigen Lichte. Ihre Haltung während des vergangenen Jahres in allen deutschen Fragen blieb unvergessen. Der einzigartigen Machtstellung Großbritanniens wurde er, mochte der Vertreter der eigentümlichen Rechte eines jeden Volkes auch den Kolonialbesitz grundsätzlich verurteilen, weil unentwickelte Rassen dadurch leicht zu Sklaven der Kulturnationen herabgewürdigt würden, durchaus gerecht. Trotz seines Glaubens, daß in dreißig bis fünfzig Jahren alle amerikanischen, von Europa abhängigen Gebiete selbständig sein würden, sah er für die kommende Zeit ein Wachstum des englischen Einflusses auf die Weltpolitik voraus. Die Herrschaft über Afrika werde eine neue Epoche des Inselreiches beginnen, in Indien und Australien könne es für Jahrhunderte die Oberhand aufrechterhalten. Und selbst wenn es alle Kolonialgebiete verliere, sinke es doch nicht in den Abgrund, weil die stolze und freie Einrichtung seines Staates, die Tüchtigkeit seiner Bewohner ihm stets einen vornehmen Platz im europäischen Völkerleben zuweisen würden. Seine Kenntnis über England hatte sich gerade jetzt durch das Studium des Vinckeschen Buches „Darstellung der inneren Verwaltung Großbritanniens“ (Berlin 1815) vertieft, einer Arbeit, der vielleicht eine starke Bedeutung für den deutschen Liberalismus zukommt, soweit er sich später geschichtlich orientiert. Aus der Abneigung Arndts gegen allzu große Staaten erklärt sich seine Warnung an Rußland bei aller Dankbarkeit, die er gegen das Herrscherhaus und die Nation infolge ihres Ausharrungsvermögens in den letzten Kämpfen empfand, vor weiteren Eroberungen, namentlich Konstantinopels, sich zu hüten. Daß auf dem Balkan neue Wirren zum Ausbruch kommen, daß die Türken, falls sie nicht zum Christentum sich bekehrten und dann als das geborene Herrschervolk jene Gebiete von neuem sich erwürben, durch alle europäischen Mächte nach Asien zurückgeworfen würden, galt ihm als sicher, und er hoffte, daß um das östliche Becken des Mittelmeeres herum ein großes Reich der lingua franca

entstehen werde. Sobald Italien von der Starrheit seiner geistigen und politischen Formen sich befreit hätte, in die es durch die katholische Hierarchie hineingepreßt sei, werde die Kraft der Nation im Leben der europäischen Völker sich geltend machen, ebenso wie des von ihm so geliebten spanischen Volkes, wenn sich der Sinn des Königs nicht verblendet zeige. Das Urtheil über die französischen Verhältnisse lautete nicht ungünstig. Er prophezeite dem Volke eine ruhigere Zukunft, wenn es sich vor dem Einflusse der Ultras hütete, und wenn die europäische Politik dem jungen Könige von Rom die Mittel nehme, seine Ansprüche einst durchzusetzen. Freilich: Für Deutschland blieb Frankreich auch in Zukunft der natürliche Gegner. Dem Versuche des Erzbischofs de Pradt von Mecheln, die Blicke der Deutschen, namentlich der preussischen Politik von dem westlichen Nachbar abzulenken und auf Rußland als den eigentlichen Gegner Mitteleuropas hinzuweisen, mußte er mit starkem Mißtrauen begegnen. Arndt stand jeder Bündnispolitik zunächst ablehnend gegenüber. Hätten nicht Deutschland und Preußen es in den Friedensverträgen 1814/15 büßen müssen, daß sie nicht allein aus selbständiger Kraft imstande gewesen waren, das Werk der Befreiung zu vollbringen, daß sie fremder Hilfe bedurften? — Ließ nicht besonders England es dem aufstrebenden preussischen Staate fühlen, daß es selbst im Nordwesten des Festlandes, auf altem deutschen Gebiet, die Oberhand behalten wollte? — So verfochten seine Schriften in der auswärtigen Politik immer wieder das Ziel, die Unabhängigkeit Deutschlands und Preußens von dem Willen der Großmächte zu begründen. Um einst seinen deutschen Beruf erfüllen zu können, mußte Preußen so weit gekräftigt sein, daß es stets nach seinen Vorteilen und Interessen zu handeln vermochte, sobald es ein Bündnis mit einer auswärtigen Macht einging. Erst dann war Deutschland nicht mehr „das Puppentheater des europäischen Gleichgewichts“. Von jeder prinzipiellen Doktrin, sei es für die West- oder die Ostmächte, frei, schon seit 1815 die notwendige Auseinandersetzung zwischen Oesterreich und Preußen erkennend, sah der Patriot darin sicheren Blickes den vornehmsten Grundsatz des künftigen führenden Staates Deutschlands, und er ist in den folgenden Jahrzehnten nie an ihm irre geworden, hierin ein echter Vorläufer der Machtpolitik Bismarcks und der ihm verwandten Publizistik. Welches aber war der sicherste Weg zu diesem Ziel? — Als de Pradts Schrift in den letzten Heften des „Wächters“ 1816 von ihm besprochen wurde, da wies Arndt sein Volk noch einmal mit ernstem Nachdruck darauf hin, daß bei dem unvollkommenen, durch den Wiener Kongreß geschaffenen Zustande Europas alles auf die Erkenntnis dessen ankomme, was bei den gegenwärtigen Verhältnissen möglich und nötig sei. Möglich und nötig aber war ihm für Deutschland und für Preußen die Erziehung des Volkes durch sich selbst und durch den Staat für den Staat zu Bürgern, die demokratische Politisierung der Gemeinschaft

und aller ihrer Glieder in dem angegebenen Sinne. Dahin sollten alle berufenen Lehrer und Vertreter der öffentlichen Meinung im Unterrichte und in der Presse, in allen Korporationen und Verbänden wirken, dazu bildete das weitere Mittel eine aus dem Heimischen und dem Vaterländischen heraus gewachsene Verfassung als die gesetzmäßige Vereinbarung zwischen Fürst und Volk. —

Mit diesen Ausführungen sind die Forderungen und Ziele umschrieben, die Arndt an die politische Tätigkeit in den Jahren nach den Freiheitskriegen stellte. Sie decken sich in allen wesentlichen Zügen mit dem ethischen Liberalismus, jener Form des Gesamtliberalismus, die in unserer parteigeschichtlichen Forschung bisher zu wenig einerseits von dem nativ-natürlichen Liberalismus der französischen Revolution, andererseits von dem doktrinär-abstrakten Liberalismus geschieden wurde, der in Deutschland von 1820 an immer stärker die Oberhand gewann¹⁾. Die Ideen von 1789 hatten den Begriff der einheitlichen Gesellschaft gegenüber der Staatsidee geschaffen, sie durch den weiteren Begriff der Gleichheit in ihren einzelnen Gliedern uniformiert, eine einförmige, demagogisch gerichtete Massenorganisation hergestellt. Demgegenüber vollbrachte der Liberalismus in Deutschland zunächst das Werk der persönlichen Differenzierung durch seine ethische Tendenz, die er als das Erbe des klassischen Idealismus übernahm. Der sichere Boden, auf dem der deutsche Liberalismus ursprünglich steht, ist der ethisch an den Staat gebundene Individualismus, der bei voller Betonung der persönlichen Freiheit doch die starke Einheit zwischen Mensch und Staatsbürger herzustellen suchte, den Willen des Staates zur Macht als einen Ausdruck seines eigentümlichen Wesens ansah, jeden einzelnen als autonome, nach eigenen Gesetzen lebende Größe empfand. In die Reihen dieses ethischen Liberalismus gehören Männer wie Gneisenau und Boyen, Schleiermacher und Arndt, der Greifswalder Jurist Schildener und der Berliner Buchhändler Reimer, die Holsteiner Hegewisch und Graf Heinrich Ranzau, später die pommerschen und ostpreußischen Edelleute v. Rathen und Graf Max Schwerin, Magnus v. Brünneck und Ernst v. Sacken-Carputsch, also Angehörige aller Volkskreise. Ihr Ziel ist die Übertragung der sittlichen Ideale des deutschen Klassizismus, wie sie in der preußischen Reform begonnen wurde, von einzelnen, durch Bildung und Besitz bevorzugten Individuen auf das politisch-soziale Leben der Volkseinheit und aller ihrer einzelnen Glieder. Arndts politisch-literarische Arbeit war der erste Versuch,

¹⁾ Vgl. hierüber meinen Aufsatz „Die ursprünglichen Grundlagen des Liberalismus und Konservatismus in Deutschland“, Korrespondenzblatt des Gesamtvereins der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine 1915, auch als Sonderabdruck bei E. S. Mittler und Sohn, Berlin 1915, erschienen.

die Ideale der Klassik in ihrer letzten Begründung, die Beziehungen des einzelnen zur Gemeinschaft, selbstverständlich nicht die unendliche Größe, wie sie in den Helden Königsbergs und Weimars zur Erscheinung gelangte, in einem geschichtlich gegebenen Volkstum zu verwirklichen, er formte die Idee des Humanen realistisch um, indem nicht nur die einzelnen mit einer ausgeprägten Persönlichkeitskultur, sondern auch das Volk als ihr Träger, als handelnd für die eigenen Geschicke begriffen und gefordert wurde; aber nicht als eine von dem Denker oder Politiker willkürlich entdeckte, von der Vergangenheit nicht berührte Totalität, die sich nur in ihrer Abstraktion durchzusetzen braucht, sondern als eine durch die Geschichte, also notwendig bestimmte, durch den Willen der Gegenwart vorwärts geführte, also freie Totalität. Aufgabe des handelnden Staatsmannes ist es danach, diese beiden Pole des einheitlichen Volkstums fest aneinander zu binden, die möglichen Mittel zu finden, die diese Einheit weiter führen können. So ergab sich als leitender Grundsatz dieses ethischen Liberalismus nicht eine sittlich-politische Doktrin von absolutem Werte, sondern die Auffassung, das Volk selbst politisch für seine Entwicklung verantwortlich zu machen, das heißt es in seinem öffentlichen Leben zu versittlichen. Der verstorbene Walter Sohm nennt in seiner Probevorlesung „über die Soziallehren Melanchthons“ den ethisierenden Humanisten den *praeceptor Germaniae* für das gesamte soziale Leben des absoluten Staates durch die Versittlichung der Familie und der Familien-erziehung, des Staats- und Kirchenbegriffes. Eine parallele Erscheinung bildet der ethische Liberalismus für die konstitutionellen Staatsformen Deutschlands während des neunzehnten Jahrhunderts; nur daß sie in ihren Wirkungen so jäh gehemmt wurde durch die doktrinären Ideen des abstrakten Liberalismus und die reaktionären der Restauration. Sollte jetzt nicht die Zeit gekommen sein, in ernster Friedensarbeit solche Forderungen zur politischen Tat umzugestalten, wo sich aller Parteien ohne Unterschied ähnliche Hoffnungen und Zukunftsideale bemächtigt haben, wo keine ohne demokratische Grundlage Zukunftswerte verwirklichen kann?

Aber damit ist Arndts eigentümliche Stellung in den politischen Strömungen nach den Freiheitskriegen noch nicht in ihrer vollen Wirklichkeit gekennzeichnet. Es wurde bereits erwähnt, wie stark er im Spätsommer 1815 den Anschauungen der katholisierenden historischen Romantik entgegenkam, und es hieße seine Persönlichkeit verkennen, wenn man den Einfluß der romantischen Lebenskunst auf das Wachstum seiner Geistesart nicht beachten wollte. War nicht der Begriff des individuellen, geschichtlich gegebenen, von allen andern unterschiedenen Volkstums, das nach eigenen, ihn immanenten Gesetzen lebte, eine Entdeckung der Romantik? — Arndt schöpfte aus dem Reichtum ihrer

Quellen, wenn er immer wieder die große Einheit seines deutschen Volkes als etwas Lebendiges und Leidendes empfand, als eine natürliche Größe, mit der jeder einzelne unwiderruflich verwachsen ist, die auch der Genius nicht entbehren kann. Aber die Politiker und Literaten der historischen Romantik blieben bei der naturgeschichtlichen Verbindung des einzelnen mit dem Volksganzen stehen, das notwendige Durchgangsstadium bildeten die sozialen Gruppen und Korporationen. So gingen die aus der Romantik stammenden Parteienanschauungen des Konservatismus von einem anders gearteten Individualismus aus als der ethische Liberalismus, von dem ständisch-sozial und korporativ-naturgeschichtlich an den Staat gebundenen Individualismus. Arndts Wege gingen über dieses Zeichen hinaus. Auch er hat in seinem langen Leben stets das natürliche Verbundensein mit den Elementen der Abstammung und Geburt betont, und es fehlte nicht an Zeiten, wo er sich nach der schlichten Ein- und Unterordnung unter diese gegebenen Verhältnisse zurücksehnte. Aber er empfand solche Stunden als Schwäche, und seine Seele unterließ es nicht, in rastloser Arbeit immer wieder den scharfen Schnitt zu ziehen, der den einzelnen in herbe Einsamkeit hineinzieht und ihn dann von sich aus mit sittlicher Tat die selbstgewollte, nicht geschichtlich gewordene Einordnung vollziehen läßt. Daß er von den politischen Folgen dieser konservativ-romantischen Erkenntnis des Individualitätsbegriffes nicht unberührt blieb, wurde bereits erwähnt. Die während des Frühjahrs 1813 zu Breslau niedergeschriebenen „Fantasien für ein zukünftiges Deutschland“ hatten freies und gleiches, aber indirektes Wahlrecht aller wirtschaftlich Selbständigen in Stadt und Land für die Volksrepräsentation verlangt, demgemäß auch Stimmabgabe nach Köpfen. Ähnliches forderten später Fries und Pfizer, vielleicht in Anlehnung an Arndts Schrift. Unter dem Einflusse Steins vollzog sich dann eine Annäherung an die historische Romantik. Das organisch Gebundene erschien ihm wichtiger als die atomistische Vereinzelung der Individuen bei der Wahl. Die Schrift „Über künftige ständische Verfassungen“, die etwa in der ersten Märzhälfte 1814 erschien, vertrat die Wahl nach Ständen, ohne jedoch die Abstimmung an sie zu binden. Der „Wächter“ zog auch diesen letzten Schluß zugunsten des konservativ-romantischen Gedankens. Ein stark konservativ-romantisches Element findet sich natürlich auch in der hohen Wertschätzung festgewurzelter Agrarverhältnisse für den Staat gegenüber den wechselnden Ansprüchen des leicht beweglichen Bürgertums. Und noch eins muß wenigstens berührt werden, obwohl es nicht in den Kreis der politischen Erwägungen gehört: E. M. Arndt hat in der Form seiner Schriften und Lieder nie die romantische Darstellungs- und Lebenskunst zu überwinden vermocht, er blieb formell stets von ihr bedingt. Aber ihn deshalb der Romantik zurechnen zu wollen, wie es bisher geschah, ist unrichtig; ebenso unrichtig wie bei Schleiermacher. Inhaltlich gehören beide sowohl ethisch wie politisch dem klassischen Idealismus an, sie haben die praktischen Postulate der Romantik überwunden. Die Reaktion

war, von sich aus gesehen, durchaus im Rechte, wenn sie beide auf die Liste der Demokraten setzte, denn ihre vornehmste politische Forderung blieb die bewußte Arbeit des Volkes an der Gestaltung seiner Geschichte, ihr Leben war ein unaufhörlicher Widerstand gegen die bewußtlose Einordnung der Massen, sei es in den absoluten Polizeistaat der von der Aufklärung beeinflussten oder in den naturgeschichtlich-altständischen Staat der von der Romantik geleiteten Reaktion. —

In der Schrift „Über Anmut und Würde“ sagt Schiller einmal: „Wenn ein monarchischer Staat auf eine solche Art verwaltet wird, daß, obgleich alles nach eines einzigen Willen geht, der einzelne Bürger sich doch überreden kann, daß er nach seinem eigenen Sinne leben und bloß seiner Neigung gehorche, so nennt man dies eine liberale Regierung.“ Der Dichter kennzeichnet damit die Aufgabe des Monarchen, den Willen seines Volkes zu erkennen und mit dem eigenen zu verbinden, er will eine innere Versöhnung der beiden so leicht auseinanderstrebenden Kräfte des Regierungs- und Volkswillens heraufführen, doch so, daß die vorwärtstreibende Macht stets der Herrscher bildet. Die fortschreitende demokratische Politisierung und Ethisierung des ganzen Volkes, wie sie Arndt fordert, vertieft das Problem, das Schiller mit jenen Worten stellt, erhebt es aus der künstlerischen Welt des Unbewußten in die politische Welt des Bewußten, will auch hier die Idee zur Realität gestalten. Ein nationaler Staat soll durch die Natur der gegebenen Verhältnisse, durch die Geschichte seiner Territorien und durch den Willen des Volkes heranwachsen, in dem über alle Gegensätze zwischen Herrscher und Staatsbürgern, über alle Reibungen zwischen politisch-notwendiger Staatsmacht und sozial-freier Volkskultur doch die ethische Harmonie der ganzen Einheit als das oberste Gesetz und das letzte Ziel den Sieg behält. Die Staatsauffassung Arndts ist eine demokratische Monarchie. Demokratisch nicht verstanden als Parteiprogramm im späteren Sinne, sondern als lebendige und bewußte Teilnahme aller Volksklassen an allen Fragen der Politik und Kultur, als immer stärkere Mobilisierung aller Kräfte, die zur Mitarbeit fähig sind, zur Verwirklichung der Freiheit und Größe des nationalen Kultur- und Machtstaates. Und Monarchie nicht verstanden im herkömmlich-demokratischen Sinne als wesentlicher Zierat ohne eigenen Willen, abhängig von einer zufälligen Parlamentsmehrheit, sondern in wahrhaft monarchischem Sinne als die höchste Personifizierung des Volkswillens mit eigenen, durch die Verfassung bestimmten, nur dem Herrscher zukommenden Machtvollkommenheiten in der inneren Verwaltung und in der auswärtigen Politik. Der Monarch allein hat die Gewalt über Krieg und Frieden, über Bündnisse und Verhandlungen mit auswärtigen Mächten, er allein ernennt die Beamten, Richter und Befehlshaber. Nur ihm kommt das Oberkommando über das Heer zu, in dem Arndt — allerdings gemäß

dem Geiste der Zeit mehr in einem milizartigen Volkshcere als einem großen, alle wehrfähigen Glieder umfassenden stehenden Heere — das Rückgrat der deutschen Einheit gegen alle Angriffe erkannte. In dem König- oder Kaisertum gelangt gewissermaßen der Zusammenhang des Volkes mit dem Ewigen zum Ausdruck, in ihm vollzieht sich eine enthusiastische Steigerung des Politischen zum Religiösen; nicht als Gottesgnadentum, sondern als ein Volkswille, der den Tiefen und Mannigfaltigkeiten seiner Kräfte einen sicheren Halt in der Höhe und Einheit der persönlichen Majestät geben will. Die demokratische Monarchie erscheint als politische Staatsform und als ethische Staatsgesinnung. In dieser Verbindung verschwindet der Gegensatz zwischen Fürst und Volk unter dem höheren Begriff des monarchisch-nationalen Staates. Es hat nicht an Stimmen gefehlt, welche solche Gedankengänge Arndts eine Utopie gescholten haben. Sie wären es in der That, wenn er die Möglichkeit ihrer restlosen Verwirklichung hätte behaupten wollen. Aber keiner stand solcher abstrakten Anschauung ferner als er. Diese Harmonie zwischen Volkswillen und Herrscherwillen, diese demokratische Monarchie, wie sie Schiller unbewußt und kosmopolitisch schaut, und wie sie Arndt in starker Anlehnung an den deutschen Idealismus im hellen Bewußtsein der Geschichte seines Volkes als nationales Ziel aufstellt, bleibt für ihn stets im Gebiete der Ethik verankert, bleibt mit andern Worten ein Postulat der unendlichen geschichtlichen Entwicklung, eine sittliche Forderung. Sie aber ist es, die auch die Gegenwart an unser deutsches Volk stellt. Wir sollen in jener Annäherung ein Erbe verwalten, das der ins Politische gewandte klassische Idealismus uns als köstliches Gut hinterlassen hat, das auch die aus der Romantik stammenden konservativen Anschauungen nach einer hundertjährigen Entwicklung als das ihrige anzuerkennen vermögen.

Krupski.

Eine Erzählung aus dem Kriege.

Von

Carl Busse.

(Schluß.)

Um diese Zeit kam auch über Polen und Litauen der Frühling . . . spät, aber doppelt schön nach dem langen, langen Winter. Keiner von uns in seinem bisherigen Dasein hatte ihn schon so mit jeder Faser und Faser miterlebt, keiner war der Erde je so vertraut gewesen, wie er es in diesem Kriege wurde. Hier zu Hause begrüßt man den Frühling ja auch, man macht einen Spaziergang, man läßt die Fenster etwas länger offen, man freut sich, daß der Krokus schön blüht. Aber unser polnischer Frühling damals war ein Frühling zu jeder Stunde des Tages und der Nacht: wir fühlten ihn als Wärme, wir rochen ihn als Atem und Duft des Bodens, wir sahen ihn in grünen Spitzen und dicken, glänzenden Baunknospen, wir hörten ihn als Lerchenlaut aus der Höhe, wir empfanden ihn als Kraft, Glück, Unruhe in uns selber. So muß das Tier ihn erleben . . . das Tier des Waldes und des Feldes.

Viele von uns saßen mundfaul irgendwo in der Sonne und starrten vor sich hin. Auch Krupski hatte da einen Platz am Rain. Die Beine herangezogen, die Arme lose über die Knie gehängt, einen Halm zwischen den Lippen: so hab ich ihn oft gesehen, abseits von den Kameraden ins Grüne blickend. Ich ließ ihn sitzen, denn schlimmer fast als alle Entbehrungen, die man im Felde zu ertragen hat, ist für viele Menschen die ständige Gemeinschaft mit andern. Man ist gezwungen, beinahe in jedem Augenblick die unmittelbare Nähe zufällig zusammengewürfelter Leute zu ertragen, und das Männliche, allzu Männliche kann einem auf die Dauer zur Qual werden. Jeder will einmal ganz allein sein . . .

Die feiner Empfindenden nahmen auch wohl darauf Rücksicht, so gut das überhaupt möglich war. Und wenn sich einer absonderte, so ließ man ihn. Ich habe um Krupski oft genug einen Bogen gemacht. Einmal aber standen wir zusammen vor all diesem gläubigen Grünen und Sprießen, das mitten in Krieg und Zerstörung etwas Erschütterndes hatte. „Schön,“ sagte Krupski und machte so eine umfassende Armbewegung. Als ich nur nickte, sprach er nach einer Weile: „In Czempowo wird es ebenso sein. Und weiter drüben

in Rußland auch. Und in Deutschland nicht anders. Ja, wenn wir nach Frankreich gekommen wären, anstatt hier nach dem Osten, dann würden wir auch dort die grünen Spitzchen sehn. Überall ist Frühling.“

Er sog die Luft ein, als wollte er sie schmecken. „Das Leben ist herrlich. Es gibt nichts Größeres als das Leben. Aber immer noch schießen sich die Menschen tot. Wissen Sie eigentlich, warum und weshalb?“

Darauf war nicht zu antworten, und er erwartete es wohl auch nicht. Mit einem kurzen Lachton holte er sein Tabakbüchschchen vor und begann eine Zigarette zu drehen. Sie schien ihn irgendwie zu beruhigen. „Wenn ich philosophiere,“ meinte er lächelnd, „muß es mit mir nicht richtig sein. Ich muß wieder mehr um die Ohren haben.“

Das war wohl der Frühling, der ihm wie uns allen im Blute lag. Auf die meisten von uns hatte er eine aufreizende Wirkung. Jeder sumimte und sang; nachts sprachen die Leute im Traum; und selbst die schreibfaulsten Kerle kritzelten eine Feldpostkarte an Frau oder Liebste daheim. Wie ein feiner Weinrausch teilte sich dieser Frühling auf fremder Erde uns mit; man wartete auf etwas und wußte selbst nicht, worauf; man lachte ohne Grund und war ohne Grund traurig . . .

Nach wie vor saß Krupski gern allein in der Sonne. Er, der in dem lähmenden Schlackerwetter des ausgehenden Winters vor Lust und Laune nur so gesprüht hatte, daß er uns damals allen atmosphärischen Einflüssen entrückt schien, war jetzt manchmal kaum wiederzuerkennen. Tagelang war er fast schläfrig, gähnte viel, tat kaum den Mund auf, starrte gedankenlos ins Grüne und blinzelte in die Sonne. Den Dienst tat er ganz mechanisch, ohne jede Teilnahme. Und plötzlich dann, als ob er erwache, riß er sich zusammen, war für Stunden wieder der Tollste, drängte sich zu gefährlichen Aufgaben und konnte einem in seiner lauten und überstürzten Unruhe auf die Nerven fallen.

Er hat damals in solchen Zwischenzeiten seine abenteuerlichsten und tollkühnsten Streiche vollbracht — Taten, die in der Regimentsgeschichte verzeichnet sind. An Gelegenheit war kein Mangel, denn als ob die Russen trotz ihrer schlechten Aufklärung den bald danach einsetzenden allgemeinen Angriff geahnt hätten und sich vorher noch unserer Stellungen hätten bemächtigen wollen, stießen sie fast tagtäglich vor. Sie hatten nicht nur neue Reserven herangezogen, sondern auch ihre Artillerie sehr verstärkt, und nur mit Mühe und Not konnten wir uns der Übermacht erwehren. Oft genug mußten wir zurück, aber ebenso oft nahmen wir dem Feind das eroberte Gelände auch wieder ab, so daß es ein Hin und Her gab, bei dem niemand gewann und jeder nur verlor. Sehnsüchtig warteten wir auf Verstärkung, sehnsüchtiger noch auf das Einsetzen der Gesamtoffensive, die uns Luft schaffen mußte.

Da war, am Anfang dieser erneuten Kampfstätigkeit der Russen, eine Batterie, die uns ganz verteufelt zudeckte und deren Stellung einfach nicht festzustellen war. Unsere Flieger gaben sich die größte Mühe — umsonst.

Schließlich erbot sich Krupski zu einem letzten Versuch. Als polnischer Bauer verkleidet, eine magere Ziege hinter sich herzerrend, machte er sich daran, die Batterie auszukundschaften. Daß es auf Leben und Tod ging, wußte jeder; nur nach langem Zögern hatte der Hauptmann seine Einwilligung gegeben. Aber das Wagnis gelang. Es war ein halbes Wunder, daß Krupski wiederkam, doch es war noch besser, daß er die genauesten Angaben machen konnte. Unsere Artillerie hat dann so herübergefunkt, daß wir für alle Zeiten vor dieser Batterie Ruhe hatten. Krupski war natürlich der Held des Tages, und es wurde allgemein erzählt, daß er für das Eiserne Kreuz erster Klasse eingeeben sei.

Als ich darauf anspielte, zuckte er gleichmütig die Achseln. In jenem raschen Umschwung, der lezt hin bei ihm so häufig war, schien sich sein Wesen schon wieder von höchster Anspannung zu träger Erschlaffung gewandt zu haben. Er philosophierte, und davor hatte er selbst mich ja gewarnt. Kaum noch spöttisch, nur gleichgültig sagte er: „Wenn ich es wirklich kriege — was ist das eigentlich? Leb ich deshalb einen Tag länger? Schenkt mir einer Czempowo dafür zurück? Pumpt mir Herr Cohn in Polajewo einen Tausendmarkschein darauf? Illusion, mein Lieber, alles Illusion!“

Trotzdem ich ihn und seine Art doch allmählich kannte, bekam ich einen roten Kopf und erwiderte ihm scharf, es sei sehr traurig, daß er von einem unserer höchsten Symbole so zu reden wage.

Mein Ton war deutlich genug, aber während er sonst mit heiterem Lachen und einem Scherz darauf antwortete, strich er diesmal über die Stirnhärchen und erwiderte mit der alten Gleichgültigkeit: „Symbole . . . ach Gott, Symbole! Das ist es ja eben! Was sind Symbole anderes als Einbildungen? Als Notbehelfe der Phantasie? Für den einen ist die Fahne ein Heiligtum, für den andern ein Lappen. Der Glaube macht hier, wie in der Religion, alles. Und wenn man den Glauben nicht hat?“

„Dann ist das sehr traurig!“ gab ich ihm, noch immer ziemlich schroff, zurück.

„Vielleicht,“ nickte er. „Ich habe noch nie behauptet, daß es ein Vorzug ist.“ Und schüttelt halb für sich den Kopf: „Wie Sie sich gleich aufregen! Sie müssen mehr Zigaretten rauchen. Zigaretten beruhigen fein. Ich rauche jetzt mehr als je. Da geht der Rauch so sachte hin, hält sich einen Augenblick als Wölkchen und ist verschwunden. Ein polnischer Dichter hat darüber ein Lied gemacht. Eigentlich ist alles ebenso . . . alles gleichgültig. Kommen Sie her . . . ich drehe Ihnen eine Papiros . . . ich bin viel duldsamer als Sie!“

Was sollte man da machen? Schließlich kam es ja nicht darauf an, was einer für Ansichten über Eiserne Kreuze hatte, sondern nur darauf, daß er Leistungen vollbrachte, die ihn der Auszeichnung würdig zeigten. Nun, und über Krupskis Leistungen konnte wahrlich kein Zweifel obwalten. Er hätte mir und jedem andern Prediger mit Fug antworten können: „Bevor ihr redet, tut mir doch erst einmal nach, was ich getan habe!“ Da wäre man,

obwohl man ehrlich seiner Pflicht und Schuldigkeit nachkam, auf die einfachste Weise abgeführt gewesen.

Aber es blieb, trotzdem ich mir dies alles vorhielt, ein leises Unbehagen in mir zurück — ein Unbehagen, das sich auch nicht minderte, als Krupski in der Woche darauf uns durch ein neues tollkühnes, wenn auch militärisch nicht so wichtiges Stückchen verblüffte. Ja, mein Unbehagen ward eher größer als geringer. Mir gefiel da etwas nicht. Diese letzten abenteuerlichen Streiche hoben sich jäh aus einer wachsenden Ermattung und Interesselosigkeit. Es war etwas Gewaltfames und Gewolltes darin, nicht mehr die naive, aus gutgelauntem Egoismus fließende Selbstverständlichkeit. Krupski spielte förmlich mit der Gefahr. Als ob sie ein Reiz wäre, der ihn einen Tag lang aus irgendeiner Lähmung aufpeitschte. Jedesmal aber dauerte die Lähmung hinterher länger. Bei dem wechselnden Vor und Zurück lagen wir oft in irgendeinem Stall oder sonstigem Quartier Seite an Seite. Manchmal wickelten wir uns auch unter freiem Himmel in unsere Mäntel. Da habe ich unserm Krupski einmal ehrlich meine Meinung gesagt. Krieg sei am Ende kein Sport. Und es wundere mich, daß er, der das Leben doch für das Größte halte, es oft genug so leichtsinnig aufs Spiel setze.

Aber er erwiderte achselzuckend: „Sie nehmen alles zu schwer. Unkraut vergeht nicht. Erinnern Sie sich, was mein Großvater zu meinem Vater sagte: Wer nichts hat, dem passiert auch nichts. Nun also . . . es ist wirklich keine Besorgnis vomnöten.“

Und der Erfolg gab ihm auch immer recht.

So lagen die Dinge, als wir Verstärkungen erhielten und nun daran denken konnten, ernsthaft mit den Russen abzurechnen. Es war die Zeit, als auf der Riesenfront im Osten die allgemeine Angriffsbewegung einsetzte, die zuletzt zu so großartigen Ergebnissen führen sollte. Wir hatten sibirische Regimenter uns gegenüber, und man muß ihnen nachsagen, daß sie sich glänzend schlugen. Da war besonders ein Wald, in dem sie sich festgesetzt hatten und aus dem wir sie trotz aller Mühe nicht herausbrachten. Zweimal stürmten wir vergeblich; viele brave Kameraden haben dort den Tod gefunden. Wir waren nachher so erschöpft, daß wir uns erst einmal ausruhen sollten. So wurden wir zurückgenommen und als Reserve in ein Dorf hinter der Front gelegt.

Dort erreichte uns seit Tagen zum ersten Male wieder die Feldpost. Krupski stand neben mir, als sie verteilt wurde. Es hatte sich viel aufgesammelt, und bald war alles mit den Gaben und Grüßen aus der Heimat beschäftigt. Auch Krupski hatte einen Brief. Er ließ sich Zeit, ihn zu öffnen; er mochte sich denken können, was er brachte.

Aber plötzlich höre ich neben mir einen seltsamen, kurz abbrechenden, wie mit Gewalt unterdrückten Laut, und als ich aufsehe, steht Krupski mit wunderlich aufgerissenen Augen da. Er zittert. Es reißt ihn, als ob er aufschreien muß; er öffnet und schließt den Mund; wie unter elektrischen Schlägen zuckt

sein Gesicht in jeder Muskel. Als ich ihn anrufe, blickt er zu mir hin, wie wenn er sich erst bestimmen müsse, wer ich sei. Da packt ich seinen Arm: „Was ist Ihnen, Menschenkind?“ Auch die Kameraden werden aufmerksam.

Schon in der nächsten Sekunde hat er sich wieder in der Gewalt. Er reißt sich zusammen. „Nichts,“ sagt er, „gar nichts. Nein wirklich!“ Aber ich schiebe meinen Arm unter den seinen, und wir gehen ein wenig weiter.

„Ich habe da einen Brief bekommen,“ spricht er unterwegs mit belegter, wie durch Anstrengung brüchiger Stimme.

Er sieht sich nach den Kameraden um, und plötzlich geht er schneller und schneller. „Bitte, kommen Sie! Bitte, kommen Sie mit!“

Das war keine einfache Bitte mehr, das war inbrünstiges Flehen, als hinge Seligkeit oder Verdammnis davon ab. Teufel ja, ich fühlte mich mit einem Male sehr ungemütlich. Aber ich blieb natürlich an seiner Seite. Über einen in kümmerlichen Überresten am Boden liegenden Zaun, dessen besserer Teil schon als Feuerung verbraucht war, traten wir in einen verwüsteten Obstgarten. Nur vereinzelt Bäume standen noch unbeschädigt und aufrecht da. Aber es war hier wenigstens ruhig. Niemand war sonst in der Nähe.

Da gab mir Krupski den Brief: „Lesen Sie!“

Während er auf und ab, vor und zurück lief, überflog ich die paar Zeilen.

Ich muß wohl verblüfft den Kopf geschüttelt haben, denn mit einem Sprunge ist Krupski bei mir, packt mich wie mit Schrauben und sagt fast heiser: „Was steht darin? Lesen Sie laut!“

Ohne Widerrede habe ich ihm den Willen getan. Es war die Mitteilung des Lotteriejahrs, daß sein Loos in der jetzt laufenden Maiziehung der preussisch-süddeutschen Klassenlotterie mit einem Gewinn von sechzigtausend Mark gezogen worden wäre und daß ihm zwei Wochen nach Ziehungsende die genannte Summe unter den üblichen Abzügen gegen Einzahlung des Hinterlegungsscheines zur Verfügung stünde.

Fast mit jedem Worte, das ich las, schien sich die krampfartige Spannung in Krupskis Wesen zu mildern. Jedes Wort trank er mir förmlich von den Lippen. Als ich die Zahl nannte, lösten sich seine Hände von mir, und er atmete tief auf.

„Also kein Wahnsinn,“ sprach er, . . . „Sie sehen das auch, Sie lesen das auch, es steht mit deutlichen Buchstaben da, es ist wahr.“

Auch jetzt noch bettelten seine Augen unsicher flimmernd um eine Bestätigung. Aber als ich, vielleicht doch ein wenig neidisch, ihm erklärte, daß er ein „Schweineglück“ hätte, wiederholte er die Summe wie sinnlos ein paarmal, und dann brach in ungeformten Lauten der Jubel aus ihm heraus. Tränen schossen ihm in die Augen. Er schlug die Hände vor die Augen und heulte . . . ich kann es nicht anders nennen . . . heulte in Halbtrönen vor Seligkeit.

„Ich bin verrückt,“ sagte er dazwischen, „nicht wahr?“ Und als könne er es nicht mehr ertragen, breitete er die Arme aus, sah umher, als suche er ein Ziel, und stürzte auf den nächsten Baum zu, den er aus Leibeskräften

schüttelte. Der Stamm bog sich, der Wipfel schwang wild hin und her, der ganze Baum schien die Beute jähen Sturmes zu sein.

Reuchend vor Anstrengung ließ Krupski davon ab. Er lachte halb verlegen, als er mein verdutztes Gesicht sah. Einen Augenblick dachte ich wirklich, er sei plötzlich übergeschnappt. Sechzigtausend Mark — nach allen Abzügen waren es ja eigentlich nicht viel mehr als fünfzigtausend — waren gewiß kein Pappenstiel, und wenn sie mir in den Schoß gefallen wären, so hätte ich mich gleichfalls wie ein Narr gefreut. Aber Krupski . . . Krupski war von dem unverhofften Glück einfach umgeworfen. Er war wie berauscht, er war nicht mehr der, der er gewesen war.

Ich sehe es noch vor mir, wie er in halber Ekstase die geballten Hände hob und mich anschrte . . . so, als stünden noch Tausende von Menschen neben und hinter mir.

„O, ihr . . . ihr,“ stammelte er wie rasend, „ihr könnt das ja nicht begreifen! Aber ich . . . alle Jahre hab ich nichts anderes gedacht und geträumt! Gut, man hungert . . . es ist nicht schlimm, man gewöhnt sich daran. Aber kein Geld haben, kein Geld haben, das ist jämmerlich, das demütigt, das zerfrisst einen. Wo man hinsieht: alles ruft, lockt, bietet sich dar. Alles bittelt: Nimm mich mit! In den Schaufenstern stehen Rosen in hundert Farben; schöne Mädchen lachen einen auf der Straße an; Flaschen, gute, verstaubte, warten, daß man ihnen die Hälse abschlägt; und herrliche Städte, Berge, Meere wundern sich, daß man nicht zu ihnen kommt. Aber man hat kein Geld! Man hat kein Geld, um das alles zu nehmen, weil der Herr Großvater Aufsummen verjubelt hat. Was soll man da tun? Erst will man mit dem Kopf gegen die Wand rennen. Dann spielt man, und wenn man Glück hat, kann man vierzehn Tage oder vier Wochen leben, ohne zu knickern. Bis das Elend wieder da ist! Psia krew, was ist das ekelhaft! Nur Verschwenden ist schön!

„Und nun, Herrgott! Herrgott!, ist das alles mein, und ich bin noch jung, ich kann das alles noch haben, ich kann mir Czempowo kaufen und reisen, und wenn ich will, kann ich einen ganzen Rosenladen plündern, und alle weißen, roten, gelben einer schönen Frau vor die Füße schütten!“

Ganz außer sich war er. Er tat beinahe so, als hätte er nicht sechzig oder fünfzig Tausend, sondern ebenso viele Millionen gewonnen. Er schwärmte und phantasierte, lebte wie ein kleiner Fürst und streute mit seligen Händen das Gold aus.

Als ich ihn darauf aufmerksam machte, daß er seinen Gewinn doch wohl überschätzte, stritt er lebhaft dawider und erklärte mir (was aus seinem Munde doppelt komisch klang), daß alles auf die Einteilung ankäme. Ein wenig ging er mit seinen Ansprüchen auch herunter. Er würde es sich natürlich noch überlegen, ob er Czempowo nun gleich zurückkaufe. Vorläufig hätte er noch jedenfalls hunderttausend köstliche Möglichkeiten.

Es war ihm offenbar störend, daß ich rechnete, wo er schwärmte. Selb-

Krupski

sam: dieser Mensch, der im Grunde doch bei der Einschätzung aller Werte sonst so skeptisch war, machte sich in diesem Falle künstlich blind und wollte nicht nüchtern sein. Es schien mir beinahe, als täte es ihm leid, mir den Brief gezeigt zu haben. Er verstummte nun auch und bat, als wir uns trennten, nur noch, den Kameraden nichts zu sagen. Das versprach ich ihm.

In der Stille und ganz für mich selbst habe ich hinterher noch manche Viertelstunde über Krupski nachdenken müssen. Ich hatte noch niemals einen Menschen gesehen, auf den der Besitz mit solcher ausschließlichen Leidenschaftsmacht wirkte. Ja, ich hätte früher solchen Menschen, wenn mir einer davon erzählt hätte, wahrscheinlich glatt verachtet. Aber bei Krupski war es damit doch nicht getan. So sehr er mich immer wieder befremdete, so sehr bewegte und rührte er mich auch. Vielleicht, weil er das tote Geld im Augenblicke sozusagen in Schönheit und Leben umsetzte. Eine ungestüme, lechzende Genußgier berauschte ihn; sie hatte etwas von dem maßlosen Begehren eines Kindes. Und unwillkürlich sagte man sich: was muß seine Natur bei solchen Anlagen entbehrt und gelitten haben — gelitten durch die Unmöglichkeit, sich jemals ungehemmt ausgeben zu können! Ich denke mir, es müßte ganz ähnlich sein, wenn man mich, den Bücherwurm und Nachkommen einer langen Beamtenreihe, von den Büchern und den klaren Verhältnissen eines geordneten Bürgerdaseins abgesperrt hätte. Erst jetzt verstand ich eigentlich ganz unmittelbar, weshalb Krupski, dem Vater und Mutter ziemlich fernstehen mochten, ewig mit allen seinen Gedanken in Liebe und Haß um seinen Großvater kreiste. Der Großvater hatte noch etwas Ganzes und Einheitliches sein können, aber indem er sich rücksichtslos ausgelebt hatte, hatte er den Enkel gleichzeitig zu einem Tantalus-Schicksal verurteilt. Alle seine Leidenschaften und Neigungen hatte er ihm vermacht, nicht aber mehr die Mittel, sie zu befriedigen. So mußte unser Krupski wohl zwiespältig werden und wirken, doch es sprach für die Unverwüstlichkeit seiner Natur, daß er noch immer so viel forsche Lustigkeit aus dem Zwiespalt gerettet hatte. Der Skeptiker und Spötter war, wofür ich eben das beste Beispiel erhalten hatte, auch ein heimlicher Phantast, und sowie er Möglichkeiten sah, schoß seine Phantasie dahin wie ein lange gehemmter Renner, der endlich freie Bahn bekommt. An ganz bestimmte Ziele hat er schwerlich gedacht. Ich zweifle selbst, daß es ihm mit Czempowo völlig Ernst war. Mit dem Namen des verlorenen Gutes nannte er wohl nur eine vage Sehnsucht, die aus irgendeinem sentimentalen Eckchen seines Herzens stammte und mit der er sich selber liebenswürdig betrog. —

Die Kameraden hockten an diesem Ruhetage herum und lasen die eingetroffenen Zeitungen, die zwar ein paar Tage alt waren, aber doch von der Welt daheim Kunde gaben.

Ich vertiefte mich gleichfalls in eins der Blätter. „Steht noch nichts von Frieden darin?“ fragte Krupski, der dazu kam. Ich schüttelte nur den Kopf und gab ihm, was ich schon gelesen hatte.

Nachts schliefen wir zu dritt in einer kleinen Stube. Die Fenster standen offen, denn die Nacht war warm und leicht dunstig. Krupski hatte sich noch einen Arm voll Stroh geholt und schüttete sein Lager höher auf. „Wenn nur dieser langweilige Krieg erst zu Ende wäre!“ brummte er. Ich habe ihn noch getröstet: vorläufig hätten wir ja Ruhe. Aber er antwortete nicht.

Aus der Ruhe ist dann leider doch nichts geworden. Im Gegenteil: wider Erwarten wurden wir schon um dreiundeinhalb Uhr des Morgens alarmiert und von neuem nach vorn gezogen. Der Wald, in dem sich die Russen festgesetzt hatten, sollte unter allen Umständen genommen werden. Unsere Artillerie war schon an der Arbeit; sie lenkte das Feuer der feindlichen Geschütze auf sich. Stundenlang ging es über unsere Köpfe, und da wir wußten, was uns bevorstand, war die Stimmung ernst. Auch Krupski, der gerade in solchen Lagen immer einen Wis oder eine schnoddrige Redensart bei der Hand hatte und auf diese Weise manchmal befreiend wirkte, blieb heute still. Ich drehte mich nach ihm um und nickte ihm zu. Da hatte er ein merkwürdiges, wie festgefrorenes Lächeln um die Lippen — später dachte ich: wie Kinder, die nicht weinen wollen.

Das Warten war übrigens auch schrecklich. Die Offiziere sahen nach der Uhr; wahrscheinlich sollte der Angriff gleichzeitig auch auf den Nachbarfronten vorgetragen werden. In weit auseinandergezogenen Linien wurden wir endlich zum Sturm angesetzt. Denn wir hatten eine ganze Strecke freies, nur von hohem Unkraut überwuchertes Feld vor uns, das so gut wie gar keine Deckung bot. So gingen wir sprungweise, in weiten Abständen von Mann zu Mann, vor, lagen dann wieder glatt an die Erde geschmiegt, wurden von einem Kommando jäh aufgerissen, um ein paar Meter weiter den Boden noch inniger zu bedrängen, und kamen unter dem wütenden Feuer der Russen schließlich an den Wald heran. Als wir ihn erreicht hatten, war das Schlimmste überstanden. Der Feind zog es vor, kämpfend zurückzugehen.

Aber die Feldstrecke hatte viel Blut gekostet. Und obwohl das berauschende Gefühl, daß wir vorwärtsgekommen waren, und daß man selber heil und lebendig den Kampf überstanden hatte, jeden zuerst so ausfüllte, daß kaum ein flüchtiger Gedanke den minder Glücklichen galt, so griff es mir doch jäh ans Herz, als ich hörte, daß unter den fehlenden Leuten auch Krupski war. An meinem Schreck merkte ich eigentlich erst, wie nahe er mir im Laufe der letzten Wochen gekommen war, was ich vor mir selbst niemals hätte wahr haben wollen. Zwei Leute hatten ihn fallen sehen — schon bald nach dem ersten „Sprung auf... marsch! marsch!“ Kaum ein paar Schritte hatte er getan, da war er lautlos gestürzt. Ob er tot war, ob nur verwundet, wußte niemand.

Da sind wir ihn suchen gegangen . . . ich und zwei andere Kameraden.

Doch er kam uns selber schon entgegen, etwas unsicher noch und taumelnd. Ja, es stellte sich zu unserer Freude bei näherer Untersuchung heraus, daß er überhaupt nicht verletzt war. Nach seiner Erzählung hätte er bald nach dem

Krupski

Auffspringen plötzlich einen kurzen, heftigen Schlag oder Stoß verspürt, und mehr wisse er selbst nicht. Erst vorhin sei er wieder zu sich gekommen. Er hätte gar keinen Schmerz, nur noch eine wunderliche Benommenheit.

Der Fall war merkwürdig genug, aber man erlebt im Felde viel Un-erklärliches. Ich weiß, daß man Leute aufgelesen hat, die nicht die geringste Spur einer Verwundung zeigten. Dennoch waren sie tot. Unzweifelhaft tot. Um so besser, daß es bei Krupski glimpflicher abgelaufen war. Fast im Triumph haben wir ihn angebracht, und die Freude war groß.

An seiner Leiblichkeit hatte er also keinen Schaden gelitten. Nur etwas stiller war er. Er sprach am Abend davon, für kurze Zeit Heimatsurlaub zu erbitten. Aber er hatte selber kein rechtes Zutrauen zur Erfüllung seines Wunsches. Wenn man es recht bedachte, war er ja auch wirklich erst verhältnismäßig kurze Zeit an der Front, und wir hatten genug Leute, die schon seit Kriegsbeginn mittaten, ohne die Heimat seitdem wiedergesehen zu haben. Außerdem wurde jetzt, wo die Offensive von den Karpathen bis zur Ostsee im vollsten Gange war, jeder Mann gebraucht.

Er konnte es sich demnach an den fünf Fingern abzählen, daß er keinen Erfolg haben würde. Aber er war dann doch verärgert oder vielmehr verstimmt, als er den ablehnenden Bescheid erhielt. Ich hatte erwartet, daß er schimpfen und den ganzen Militarismus in Grund und Boden verdonnern würde, doch sein Mundwerk, das sonst so leicht und schnell lief, blieb stumm. Er rauchte nur eine Zigarette nach der andern, und während der nächsten schweren Tage sah ich immer wieder, wie er den Tabak zwischen den Fingern rollte. Ich bilde mir heute ein, daß es mit einer unruhigen Hast geschah, aber man legt sich später ja viel zurecht.

In diesen Tagen, in diesen schweren Tagen haben wir die Russen von Stellung zu Stellung getrieben. Mit einer fabelhaften Fähigkeit setzten sie uns immer neuen Widerstand entgegen. In der Geländebenutzung, in der Verteidigung geschickt gewählter und vorbereiteter Stellungen waren sie geradezu Meister. Raum hatten wir sie irgendwo hinausgeworfen, so saßen sie zwei, drei Kilometer weiter schon wieder in irgendeiner vorzüglichen Deckung. Ja, sie stießen dazwischen auch immer wieder einmal vor und wagten selbst Nachtangriffe, so daß wir verteufelt auf dem Posten sein mußten.

Krupski war während dieser Zeit sonderbar. Sein ganzes Wesen schien sich umzudrehen. Ich glaubte zuerst, er baue heimlich an seinen Luftschlößern und lebe schon in Tagen, die ihm alle seine Wünsche erfüllen sollten. Aber dazu war er eigentlich zu gedrückt. Er sprach auch niemals mehr von seinem Gewinn; ganz gegen seine frühere Art sprach er überhaupt wenig. Wo war die unbekümmerte Offenheit geblieben, die mich häufig genug verblüfft hatte? Nur für das Nächste hatte er noch Sinn: was morgen sein würde, und dann: ob noch immer keiner an Frieden dachte.

Auffallender war etwas anderes. Es gab natürlich gerade jetzt Tag für

Tag Aufgaben, zu denen man kühne und intelligente Leute brauchte. Nun hatte sich Krupski, wie gesagt, von jeher besonders bei gefährlichen Erkundigungen bewährt, und wenn dazu Freiwillige aufgerufen wurden, war es allmählich fast schon Tradition, daß er als Erster vortrat. Aber wie mit einem Schlage war es jetzt auch damit vorbei. Das erstemal konnte man noch glauben, er hätte die Aufforderung überhört. Doch als er jetzt bei allen solchen Gelegenheiten ruhig im Gliede blieb, gab es rings ein heimliches Verwundern und Kopfschütteln. Halb erstaunt, halb fragend streifte ihn der Blick der Leute, der Kompagnieführer selbst schien in wichtigen Fällen manchmal geradezu auf ihn und seine Meldung zu hoffen. Vergebens. Und das hatte allmählich etwas Peinliches, etwas Beklemmendes. Unwillkürlich glaubte man sich berechtigt, von ihm, der nicht umsonst das Kreuz trug, etwas anderes zu erwarten.

Trotzdem hat ihm keiner ein Wort gesagt. Wir hatten einen sehr vernünftigen Hauptmann, der sich sein Teil denken mochte. Es geschieht nämlich öfter, daß tüchtige Leute, die lange draußen waren und Schweres bestanden haben, mit einem Male müde, mürbe und lässig werden. Sie sagen sich dann wohl: Wir haben es nun lange genug gemacht, jetzt mögen es einmal die anderen tun! Das ist menschlich, und erfahrungsgemäß geht dieser Erschlaffungszustand bei den meisten nach einiger Zeit wieder vorüber. Krupski stand allerdings noch nicht ein Vierteljahr im Felde, aber er hatte doch schöne Leistungen hinter sich, und da er überhaupt zu den Menschen gehörte, die sich ungestüm in alles Neue hineinstürzen, aber bald den Spasß daran verlieren, war es am Ende kein Wunder, wenn er jetzt einmal aussetzte. Das schob sich in Kürze wohl ganz von selbst zurecht.

So ungefähr mochten die Offiziere, so auch die Kameraden denken — es machte keiner deshalb den Mund auf. Selbst ich, der Krupski vielleicht am besten kannte, hätte solcher Erklärung damals wohl zugestimmt. Aber eine geheime Beklemmung lag wie ein Bann auf mir. Sie wuchs eigentlich von Tag zu Tag, als wäre hier etwas nicht in Ordnung.

Und eines Nachts bin ich aufgewacht, als sähe mich einer an.

Es war nichts. Die Kameraden schliefen im Stroh. Einer warf sich unruhig. Einer stöhnte im Traum. War das Krupski?

Ich wollte nicht an ihn denken, doch es zwang mich etwas, das stärker war. Ich sah ihn vor mir, wie er uns kürzlich, als wir den Wald genommen hatten, etwas unsicher entgegengam — glücklicherweise unverletzt — merkwürdigerweise unverletzt —

Und wie ein Blitz hat mich der Gedanke durchzuckt, daß dies alles schon Komödie war.

Ekelhaft war der Gedanke. Er fiel mir mitten in das kurze, nächtliche Wachsein hinein. Er ließ sich nicht scheuchen. Und ob ich mich vor mir selber geschämt, ob ich ihn mit dem Willen aus meiner Nähe verbannt, ob ich mich selber wahnsinnig gescholten habe, — fern irgendwo wartete dieser

Gedanke auf einen unbewachten Augenblick, um sich von neuem einzuschleichen und von mir Besitz zu nehmen.

Als müßte ich mir selber das Unsinnige und Niederträchtige der Vorstellung beweisen, habe ich Krupski von da an beobachtet und belauert — in halber Angst, in Neugier und Mißtrauen — wie einen Freund oder Feind. Und immer stärker drängte sich mir das Gefühl auf, daß es sich bei ihm nicht um jene vorübergehende Kriegsmüdigkeit handelte, die schließlich jeden einmal befallen kann. Wäre er unlustig gewesen! Hätte er geraunzt und geschimpft! Hätte er unter Fluchen mitgetan!

Aber es war etwas anderes. Es war schlimmer. Oder sah ich nur so überscharf? Legte das einmal erwachte Mißtrauen auch harmlose Dinge falsch und übertrieben aus? Es waren ja alles nur Kleinigkeiten, auf die ich stieß. Keine an sich erzählenswert, jede einzelne unbedeutend, jede einzelne vielleicht von Zufallscharakter. Aber aufgerechnet ergaben sie eine Summe, alle zusammen waren sie kein Zufall mehr.

Weiße Gott, ich habe es noch immer nicht glauben wollen. Ich habe mein Mißtrauen, das neben einer unbestimmten Teilnahme einherlief, erwürgen wollen. Ich habe mir nicht zu denken erlaubt, was mir doch von Stunde zu Stunde deutlicher war. Eine seltsame Verwirrung und Aufgewühltheit war in mir: Freundschaft, Sorge, Zorn, Scham, Verachtung, die manchmal zu stiller Empörung schwoll. Da lief er herum, dieser Krupski, lief herum mit dem Kreuz, auf das wir alle eigentlich noch stolz waren, und benahm sich . . . benahm sich . . .

Ja, wie soll ich das sagen? Ich habe das brutale Wort lange vor mir selbst gescheut. War es nicht ein Wahnsinn, es gerade auf ihn anzuwenden? Stellte man da nicht alle Begriffe auf den Kopf? Aber es half nichts: wie er sich benahm, das war feige, feige! Er drückte sich in aller Stille, wo er irgend konnte. Drückte sich in einer jämmerlichen Weise, wie sie gerade ihm am allerwenigsten erlaubt war.

Und hier ist mir immer eins rätselhaft und unverständlich geblieben.

Mein Himmel, einem Menschen von seiner Überlegenheit und Komödiantengeschicklichkeit stehen schließlich auch beim Militär mancherlei Wege offen, um auf gute Art aus der Front zu kommen, sei es ins Lazarett, sei es auf irgendein warmes und behagliches Pöstchen, auf dem man nicht gefährdet ist. Wenn Krupski also, von allen ängstlichen und feigen Trieben seiner seltsamen Mischnatur plötzlich unterjocht, es darauf abgelegt hätte, sich in Sicherheit zu bringen, so hätte gerade er bei einiger Vorsicht nicht einmal Verdacht erregt. Denn was er geleistet hatte, war uns doch allen noch frisch in Erinnerung. Aber er gab sich offenbar nur geringe Mühe, sein Verhalten zu bemänteln. Ob dabei die Gleichgültigkeit mitsprach, die er gegen das Urteil der übrigen Menschen empfand; ob er so von einer einzigen Idee besessen war, daß alles übrige zurücktrat und keinen Wert mehr für ihn hatte; ob er vielleicht in

seiner Art doch viel ehrlicher war, auch in den häßlichen Schwankungen seiner Natur ehrlicher und unbekümmeter, als unsereiner sich vorstellen kann, — darüber bin ich mir bis heute nicht ganz klar geworden.

Mehr als einmal habe ich mit mir gerungen, ob ich ihn nicht aufschütteln sollte — ihn anschreien und anblasen wie einen Mondsüchtigen! Aber ich habe mich geschämt. Alles andere, schien mir, kann man einem Manne leichter sagen. Und immer auch noch eine letzte Hoffnung: er wird es selber fühlen und sich hoch reißen! Er muß ja rot werden, wenn er sein Kreuz ansieht!

Hätte ich ihn damals ganz allein gehabt wie früher manchmal — wer weiß, ob ich nicht doch gesprochen und ihm einen moralischen Rippenstoß versetzt hätte! Aber ebenso wie er mich früher gesucht hatte, schien er mich jetzt zu meiden. Gerade als wäre es ihm leid, daß er mir den Brief gezeigt hatte. Und ich selbst konnte mich auch zu keiner Harmlosigkeit zwingen. Ich konnte ihm nicht in die Augen sehen. Das geht mir immer so und ist wohl ein Erbteil aus empfindsamer Jünglingszeit. Als ich einmal ein Dienstmädchen meiner Mutter, das uns nach allen Ecken und Ranten bestohlen hatte, zur Rede stellen und aus dem Hause weisen sollte, da war ich sicherlich verlegener als das Frauenzimmer.

Die Kameraden waren immer noch harmlos. Erst als Krupski bei einer kleinen, kaum der Rede werten Plänkelei wieder eine zweifelhafte Rolle spielte, begann der eine oder andere stutzig zu werden. Sie wehrten sich wohl zuerst gegen den Verdacht wie ich, sie brumnten und schüttelten den Kopf, sie sprachen in Andeutungen davon, und allmählich wuchs ein Raunen und Reden im ganzen Zug. Alles noch heimlich . . . aber man konnte fast beobachten, wie es weiter drang, wie auch die Vorgesetzten allmählich mißtrauisch wurden.

Es war schrecklich. Ich hatte das Gefühl, als ob etwas über uns schwebte, sich auf uns senkte, uns bedrückte — etwas, das doch niemand anzufassen wagte.

Der Zugführer blieb vor Krupski stehen. Ich sehe noch sein mager gewordenes, energisches Gesicht mit dem Durchzieher.

„Sind Sie krank?“ fragte er. Mir war, als wäre es lautlos still, als hielte jeder den Atem an. Das Herz begann mir zu klopfen.

Einen Augenblick schien sich Krupski zu besinnen. Hätte er ja gesagt! Ich glaube, nicht nur mir wäre ein Stein vom Herzen gefallen.

Aber Krupski sagte nein. Unbegreiflicherweise!

Der Leutnant hatte es wohl nicht erwartet. Ich sah, wie sich seine Lippen fester schlossen. Er hatte etwas auf der Zunge; es zuckte leicht um seinen Mund, als wollte er noch ein paar Worte hinzufügen. Und ich — nein, jeder einzelne fühlte und hörte die Worte förmlich, die er nun halblaut sagen würde, die Worte: Dann nehmen Sie sich vielleicht etwas zusammen!

Aber er sagte sie nicht. Zögernd wandte er sich und schritt weiter.

Das war am Vormittag des 11. Juni. Am Spätnachmittag liefen wichtige Meldungen und Befehle ein. Aus mancherlei Anzeichen schlossen wir, daß etwas im Gange war. Aber die Nacht blieb ruhig.

Am Tage darauf verstärkte sich der Geschlächtkampf. Fortwährend kreisten Flieger über den feindlichen Stellungen. Ein Gerücht wollte wissen, daß von Süden her neue russische Truppenmassen anrückten und große Teile der Front in unserem Abschnitt schon im Kampfe stünden. Auch wir erwarteten jeden Augenblick den Befehl zum Eingreifen. Doch auch dieser 12. Juni brachte ihn noch nicht. Es wurde Abend, und nach dem heißen Tag zog ein Gewitter auf. Ein kurzer Regenschauer, der erste nach langer Trockenheit, begleitete es.

Die Leute legten sich früh hin. Niemand konnte wissen, wann wir morgen heraus mußten und was uns bevorstand. Mit fünf anderen Kameraden, unter denen sich auch Krupski befand, war ich in einem ziemlich geräumigen Holzstall untergebracht. Wir wollten uns gerade ausstrecken, als Krupski durch eine Ordonnanz zum Kompagnieführer befohlen ward.

„Ich?“ fragte er, jäh erschreckend. „Was ist denn los?“ Mit fahrigen Bewegungen machte er sich fertig. „Nicht mal seine Nachtruhe hat man!“ Es sollte in der alten spöttischen Art herauskommen, aber es gelang nicht recht.

Wir Zurückbleibenden sahen uns nur an. Möglicherweise handelte es sich um einen harmlosen Auftrag oder dergleichen. Doch glaubte keiner recht daran. „Der Alte wird sich ihn wohl mal vorknöppen!“ meinte ein Charlottenburger. „Kann auch wirklich nichts schaden!“ Dabei drehte er sich um, gähnte und schlief nach wenigen Minuten. Die meisten machten es ihm nach. Mich aber hielt eine merkwürdige Erregung munter. Mir war, als komme der Stein ins Rollen und als erfülle sich ein Schicksal.

Seltam: in diesem Augenblick, hier in dem dunklen Holzstall, als ich auf Krupskis Rückkehr wartete, brannte mir das Herz mit einem Male in unfählichem Mitleid. Verraucht waren Zorn, Ärger, Verachtung und was sonst noch in letzter Zeit mein Empfinden gegen ihn bestimmt hatte. Er tat mir nur noch unendlich leid, und in einer Aufwallung, die ihr sentimental nennen mögt, nahm ich mir vor, herzlicher gegen ihn zu sein und ihm nach Kräften wieder zuzuhelfen.

Aber als er nach einer knappen halben Stunde zurückkam, schloß mir trotz der besten Vorsätze die alte Sprödigkeit auch jetzt die Lippen, so daß ich kein Wort herausbrachte und mich sogar schlafend stellte. Nur daß Krupski sich etwa nicht einbildete, ich wäre feinetwegen wach geblieben!

Ach, er hätte wahrscheinlich verdammt wenig darauf geachtet! Ich kränkte mich heimlich selbst über meine Torheit und hörte mehr, als ich sah, wie er schweren Trittes zu seinem Platz tappte. Gewohnheitsgemäß, wie jeden Abend, zog er die Uhr auf und warf sich dann auf die Strohschütte. Eine halbe Stunde oder auch eine ganze lag er regungslos still. Ich wußte, er schlief nicht, während die Kameraden tief und regelmäßig atmeten oder gar getrost schnarchten. Auch ich konnte keinen Schlaf finden. Die Luft in dem dunklen Stalle, der nur ein hochangebrachtes enges Fensterchen hatte, ward immer heißer und drückender. Aber zuletzt muß wohl doch ein paar Minuten

lang ein Dämmern über mich gekommen sein, denn als ich die Augen öffnete, stand der Lichtkegel einer Taschenlampe, deren Aufblitzen ich nicht bemerkt hatte, in dem dunklen Raume, und als ich mich halb aufrichtete, sah ich, wie Krupski drüben hantierte.

An meiner Bewegung hatte er wohl erkannt, daß ich wach war. Vorsichtig trat er über die Füße der Kameraden und sagte halblaut: „Es ist unerträglich hier! Können Sie auch nicht schlafen?“

Er stand, während ich ihm antwortete, schon an der halb angelehnten Tür, die kleine Taschenlampe, deren Schein über mich hinwegirrte, in der Hand. Sein Gesicht hatte etwas Fables, vielleicht nur in dem Halbschimmer des zurückfallenden Lichtes. Sekundenlang zögerte er, dann sprach er gepreßt: „Draußen wird es besser sein!“

Den Ton kann ich nicht wiedergeben. Es war wie ein verhaltenes Flehen darin, wie eine scheue, verzweifelte Bitte: Komm mit! Laß mich nicht allein!

Dabei stieß er schon die Tür auf und trat ins Freie. Ohne Besinnen bin ich ihm nachgegangen.

Es war draußen nicht viel frischer als drinnen. Das kurze Gewitter hatte keine Abkühlung gebracht. Vor uns, in der dunklen schwülen Nacht, dämmerten die Felder. Die Luft war so ruhig, daß die Flamme des Streichholzes, an dem ich mir eine Zigarre anzündete, groß und ruhig zu Ende brannte.

Krupski rauchte, wie immer, Zigaretten. Er rauchte schneller als sonst. Gleichsam durstig atmete er den Rauch ein, während er auf dem Rain, der die Felder vom Gehöft schied, neben mir herging . . . immer vom Schuppen angefangen bis drüben zu der Undeutung eines Reisigzaunes. Als wäre er zu einer Unterhaltung verpflichtet, sprach er in kurzen, abgerissenen Sätzen davon, daß er „Lungenraucher“ sei und deshalb gut und gerne bis fünfzig Zigaretten am Tag vertrage, aber nicht eine einzige Zigarre. In Pausen redete er weiter . . . gleichgültige Dinge. Was plappert er da? dachte ich gequält. Es hatte keinen Sinn, darauf zu antworten.

Als er dessen inne ward, daß ich immer nur schwieg, stockte er und ward gleichfalls still. So gingen wir wortlos nebeneinander . . . hin, her, hin, her, gerade als müßten wir für Geld die kleine Strecke ablaufen.

Drüben stieg dunstig der Mond auf. Unendlich traurig hing er über den fruchtlosen Feldern. In seiner matten, umschleierten Helle ward das Land noch trostloser.

Und wie wir so ziellos in das fremde, traurige Land hineinsahen, und das Schweigen sich immer länger dehnte, fühlten wir wohl, daß jetzt keiner mehr an die letzten gleichgültigen Worte anknüpfen konnte. Wie Steine, die man sinnlos in die Luft wirft, waren sie zu Boden gefallen, und es war besser, drinnen auf's muffige Stroh zu kriechen, als das zwecklose Spiel zu wiederholen.

Da sagte Krupski mit einem Male, während er am Schuppen stehen blieb: „Ich habe Sie einst zur Hasenjagd nach Czempowo eingeladen. Ich fürchte,

Krupski

ich muß die Einladung zurückziehen. Wir werden keine Hasen zusammen in Czempowo schießen.“

In Art und Ton der Worte lag noch ein letzter Anklang der spöttischen Leichtigkeit, mit der er zu reden pflegte, aber gleichsam verschleiert und gebunden.

Als hätte ich ihn nicht verstanden, erwiderte ich zögernd: „Ich glaubte, Sie würden das Gut nun grade kaufen.“

Er sah kurz auf, nickte ein paarmal und beschäftigte sich umständlich mit seiner Zigarette.

„Morgen um neun Uhr beginnt der Tanz,“ sagte er nach einiger Zeit. „Die Leute wissen es noch nicht.“

Überrascht hob ich den Kopf. Und er? Woher mußte er es? War er deshalb vorhin zum Alten befohlen worden? Ich weiß nicht, was ich alles gefragt und geredet habe, denn wie bei jeder Befehlsansage erfüllte mich sofort jene kribbelnde Erregung, die durch den ganzen Körper läuft. Ich bin auch nicht stehen geblieben, sondern ein paar Schritte auf und ab gegangen. Da hörte ich, wie Krupski hinzufügte: „Ich bin zum Zug Ginzberg kommandiert. Als Gefechtsordonnanz.“

In diesem Augenblick habe ich mich umgedreht und ihn angesehen. Aber er blickte nicht auf. Und jäh begriff ich oder ahnte wenigstens dunkel, was hinter seinen Worten stand. Der Hauptmann wollte ihm die Möglichkeit geben, sich zu rehabilitieren. Er schickte ihn als Gefechtsordonnanz in den Feuerzug, der als erste Sturmwelle vorstoßen sollte. Er stellte ihn auf einen wichtigen und gefährdeten Posten, für den man besonders tapfere Leute ausucht.

Was war vorhergegangen? Hatte der Alte unter vier Augen mit ihm gesprochen? Hatte er ihm gesagt, was der Leutnant verschluckt hatte? Niemand weiß es. Krupski hat nichts weiter erzählt, und der Hauptmann ist zwei Monate später bei Rowno gefallen — am gleichen Tage, als ich meine Kugel bekam.

Einen Atemzug lang fühlte ich es wie Befreiung von dumpfer Spannung. Es war gut so. Mir war, als hätte der Alte wieder einmal das Rechte getroffen. Vielleicht empfand es doch auch Krupski wie eine Erlösung.

Er atmete tief auf, warf seine Zigarette fort und setzte sich, als ob er müde wäre, auf eine umgelegte Leiter, die längs des Schuppens lehnte. Den Kopf in die Hand gestützt, sah er dem Restchen Tabak zu, das sich auf dem Boden langsam verzehrte.

„Ja,“ sagte er, als spinne er nur einen Gedanken weiter, „Sie haben damals das richtige Wort gebraucht . . . damals, als der Brief kam. Von meinem ‚Schweineglück‘ haben Sie gesprochen — herrlich, herrlich! Psia krew, es ist wirklich ein Schweineglück: der ganze Kober wird einem voll Futter geschüttet, bevor man geschlachtet wird! Es ist ein Glück zum Verrücktwerden!“

Meinen kurzen Einwurf beachtete er nicht. Er sprach weiter, als spräche er zu sich und dem Boden, auf den er niedersah.

„Einunddreißig Jahre bin ich nun. Ein Duzend Jahre hab ich gelebt und gelungert, gespielt und weiß Gott was getan. Bin doch immer unten geblieben, ein armer Teufel, immer durstig nach allem, was ich nicht haben konnte. Und jetzt könnt ich's haben . . . hier halt ich's . . . in meinen Händen halt ich's . . . ein ganzes Vermögen . . . sechzigtausend Mark und jede Mark mein! Aber da ist nun dieser verfluchte Krieg, und man soll sich totschießen lassen, ohne einen Pfennig angerührt zu haben. Verstehen Sie, daß man darüber wahnsinnig werden kann?“

Ich wollte ihm seine Schwarzseherei ausreden. Es sei doch alles Einbildung. Wir würden eines Tages bei Paszewski noch vergnügt den Frieden begießen. Überhaupt begriffe ich nicht, weshalb er jetzt plötzlich auf so törichte Gedanken käme, während er früher, bei weit größeren Gefahren, niemals damit gerechnet habe.

Was man eben in solchen Fällen vorbringt . . .

Mit einer halben Handbewegung schob er meinen Allerweltstrost beiseite.

„Früher,“ erwiderte er achselzuckend, „. . . früher war manches anders. Sie wissen doch: Wer nichts hat, dem passiert auch nichts, pflegte mein Großvater zu sagen. Nun also! da war ich sicher. Da hatte ich nichts zu verlieren. Da konnt ich dem Schicksal auf der Nase tanzen! Aber nun bin ich doch reich, und passen Sie auf: nun wird sich das Schicksal rächen.

„Phantastereien, denken Sie jetzt, blöder Aberglaube! Mag sein. Wer viel gespielt hat, wird immer abergläubisch. Er weiß, alles ist Zufall, aber so komisch es klingen mag: es lebt dennoch auch darin eine dunkle, unerkennbare Gesetzmäßigkeit. Die Kugel von drüben . . . die nimmt natürlich ihren vorgeschriebenen Weg, ganz gleich, ob ich heut eine Million gewonnen habe oder nicht. Aber ich bin nicht mehr der gleiche; ich bin vielleicht verwandelt, bin durch das Bewußtsein dessen, was ich zu verlieren habe, unsicher gemacht, verwirrt, strebe mit allen Kräften danach, dieser Kugel zu entgehn und werde gerade dadurch falsch geführt.

„Ich fühle das . . . ich fühle es selber ganz deutlich. Je mehr ich dem Schicksal ausweichen will, um so sicherer werde ich in seinen Weg getrieben. Ich entgehe ihm nicht, verlassen Sie sich darauf, ob es nun morgen geschieht oder in acht Tagen oder später. Unheimlich ist das oft; man kann nichts dagegen tun. Damals, als der Leutnant fragte, ob ich krank sei, . . . ich hab ja sagen wollen. Und jäh die verwirrende Furcht, es könnte falsch sein, — da hab ich nein gesagt. Wußte im Augenblick darauf selber, daß es Wahnsinn war. So ist es mit allem. Ich hab doch um Heimatsurlaub gebeten. Aber ich habe voraus gewußt, daß ich ihn nicht bekomme. Das hat mich von vornherein gelähmt. Sonst hätte ich es wohl dringlicher gemacht, und er wäre mir am Ende bewilligt worden. Alles wäre dann gut gewesen, nicht wahr? Denn ich wäre natürlich nicht mehr zurückgekommen.“

Krupski

War er toll? Er sagte das ganz ruhig, ganz gleichmütig, als wäre es die selbstverständlichste Sache der Welt.

„Reden Sie doch keinen Unsinn!“ unterbrach ich ihn unwirksam.

Und er, ohne den Kopf zu heben, immer nach dem Boden hin: „Ach so . . . es kränkt Sie. Bitte, ich möchte Sie nicht kränken. Aber zurückgekehrt wäre ich gewiß nicht. Wundert Sie das? Sie als Deutscher müssen wohl anders denken . . . es ist euer Krieg, es geht um eure Macht, euren Staat, eure politische Zukunft. Doch nehmen Sie mich! Bin ich ein Deutscher? Soll ich mich totschießen lassen für euer Deutschland, das nicht mein Vaterland ist?“

„Nein, nein — ich will mich überhaupt nicht totschießen lassen! Ich will nicht sterben . . . hören Sie . . . jetzt nicht, jetzt am allerwenigsten! Das müssen Sie doch begreifen!“

„Und doch wird es kommen. Seit ich das Geld habe, fühle ich es. Seit ich das Geld habe, denke ich jede Nacht daran. Es ist grauig, grauig!“

Zum ersten Male blickte er mich wieder voll an, wie hilfeschend, fahl und mit entsetzten Augen.

„Verachten Sie mich! Bitte!“ sagte er halb höhnisch und halb wimmernd, . . . „tun Sie sich keinen Zwang an! Macht mit mir, was ihr wollt! Lacht mich aus. Zeigt mit Fingern nach mir! — Ich hab Angst . . . Angst!“

Er zitterte. Es schüttelte ihn hin und her. Halb zusammengebrochen saß er da, die Hände krampfhaft um die Leiterstange gepreßt, häßlich mit dem gleichsam erschlafften Unterkiefer, ein winselnder Schwächling. Und das grollende Widerstreben, das in den letzten Minuten meine Teilnahme fast verdrängt hatte, schwoll mir im Augenblick jäh als Verachtung und Ekel hoch.

Posteufel, ich will mich nicht besser machen als ich bin, und Furcht habe ich manchmal auch gehabt, Furcht kann jeder haben, das ist eine Sache, die von der Phantasie und den Nerven abhängt. Aber ein tüchtiger Kerl hat doch soviel Kern und Willen, daß er die Zähne zusammenbeißt und die Furcht nicht zeigt! Daß er seine feigen Instinkte herunterpeitscht! So habe ich Krupski an den Schultern geschüttelt: „Menschenkind, zum Donnerwetter, reißen Sie sich doch zusammen!“

Fast heftig entfuhr es mir und trug wohl etwas von der üblen Empfindung mit, die mich beherrschte.

Er wurde sofort still. Er stand auf. Er schlug die Augen nicht nieder, sondern sah mich im Gegenteil ganz ruhig und unverwandt an.

Und obwohl ich eben noch gemeint hatte, daß er sich bis in die Knochen hinein hätte schämen sollen, fühlte ich statt dessen nun selber eine wachsende Scham, daß ich seinen Augen auswich und halb verlegen, halb entschuldigend sagte: „Nehmen Sie es nicht übel, Krupski. Ich denke ja nur an Sie. Und wenn Sie schon auf sich selbst keine Rücksicht nehmen, so tun Sie es wenigstens auf den Rock, den wir tragen, und auf Ihr ehrlich verdientes Kreuz.“

Ein kurzer, zornig stöhnender Laut, schon im Entstehen halb erstickt, brach aus seinem Munde. Mit bösem Blick streifte er das schwarzweiße Band, und seine Hand zuckte, als wollte er es abreißen.

„Ich habe das nicht haben wollen,“ sprach er hart. „Ich habe gleich keine ganze Freude daran gehabt. Mir war das, als hätte ich eine Schlinge am Halse.“

Mit zusammengezogenen Brauen, wie der Ankläger eines Schicksals, das er nicht gewollt hatte, stand er vor mir.

Da klang von fern durch die Stille der Nacht ein Schuß herüber. Unwillkürlich zuckten wir beide und horchten angespannt. Wir hörten die Rufe der Posten, die sich verständigten.

Es blieb still. Es war nichts.

Aber als sich nun Auge und Ohr von der Weite wieder abwandten, war es, als hätte sich mit der kurzen Unterbrechung irgend etwas geändert. Krupski trat aus dem Schatten des Schuppens in das trübe Mondlicht hinaus. Er stand aufrecht am Rain und blickte über das nächtliche Land.

„Verzeihen Sie, Dieter,“ sprach er mit halber Wendung, „ich habe Sie behelligt und Ihnen den Schlaf geraubt. Aber heute nacht habe ich einen Menschen gebraucht. Nun ist es gut. Ich bin Ihnen dankbar. Sie werden allmählich wohl schön müde sein.“

Ich war wirklich müde. Eine tiefe Abspannung hatte mich in der letzten Minute befallen. Ich redete noch etwas herum und fragte ihn, ob er nicht mitkäme.

Aber er schüttelte den Kopf: „Ich habe noch ein paar Zeilen zu schreiben. Meine Taschenlampe muß so lange reichen. Nur mein Tabak geht zur Neige. Würden Sie mir wohl mit Zigaretten aushelfen?“

Ich gab ihm alles, was ich hatte. Da sagte er, fast mit einem Lächeln: „Sie können auch ganz beruhigt sein. Es wird sich morgen oder später keiner zu genieren brauchen.“

Ehe ich noch völlig begriff, nickte er mir zu und ging um den Schuppen herum.

Ich aber bin rot geworden wie ein Schuljunge. Die paar wunderlichen Worte, in denen schon wieder ein wenig Überlegenheit lag, griffen mir gleich kühlen Händen ans Herz.

Es wird sich keiner zu genieren brauchen . . .

Das sind überhaupt die letzten Worte gewesen, die ich von Krupski gehört habe. Am nächsten Morgen nickte er mir nur von weitem zu. Sein Gesicht war übernächtlich und erschien mir schmaler, aber es war ganz ruhig . . . fast starr in seiner ungewohnten Ruhe.

Gegen achteinhalb Uhr wurde uns mitgeteilt, daß ein Sturmangriff bevorstünde. Punkt neun Uhr begann er. Zug Ginzberg bildete die erste

Krupski

Sturmwelle. Schon um zehn Uhr war alles vorüber. Der Heeresbericht konnte in zwei Zeilen melden, daß südöstlich der Straße Mariampol—Kowno die vordersten russischen Linien genommen waren.

Als ich Krupski wiedersah, lag er kühl und still mit vielen andern gefallenen Kameraden zusammen. In schnurgerader Reihe, wie zur Parade ausgerichtet, hatte man sie alle nebeneinander gelegt, und unweit davon klangen schon die Spaten, die das gemeinsame Grab aushoben.

Die Starrheit der letzten Stunden war von dem Gesicht gewichen. Es schien nicht wie bei den meisten Toten strenger und älter, sondern jünger und jugendhafter. Aber jetzt, im Liegen, fiel mehr als je die kurze Haarnarbe auf, die sich in die Stirn hineinzog.

Es gab noch eine große Verwunderung, als der Hauptmann am Grabe einige Worte sprach. Das war bisher noch niemals vorgekommen, denn der Alte war kein Redner und machte nicht viel Geschichten. Wir begriffen es auch erst, als er nach einem kurzen allgemeinen Abschiedsgruß abgehakt und schnaufend noch besonders auf Krupski kam. Er gab uns bekannt, daß Krupski in einer letzten Willenserklärung, die er heute früh beim Feldwebel niedergelegt hätte, sein beträchtliches Vermögen für die bedürftigen Kinder gefallener Kompagniekameraden bestimmt habe.

Später erfuhren wir näheres. Auch dieses Testament war doch wieder ganz Krupski. Er erklärte darin in seiner bekannten Art, daß er den lebhaften Wunsch habe, das ihm plötzlich zugefallene Geld allein zu verzehren. Da ihm das Schicksal diesen Wunsch aber wahrscheinlich versage, so wolle er wenigstens verhüten, daß die Summe an den Staat zurückfalle, denn er selber hätte erfreulicherweise keinerlei Anhang und Verwandtschaft. So bestimme er also, daß im Falle seines Todes die sechzigtausend Mark für die bedürftigen Kinder gefallener Kompagniekameraden verwaltet würden, mit der Bedingung, daß erstens die Kinder von Berufssoldaten davon ausgeschlossen seien, da ihre Väter von vornherein mit dem Risiko des Berufes hätten rechnen müssen; daß zweitens überhaupt höchstens zehn Kinder in Betracht kommen dürften und sie den entfallenden Teil der Summe bei ihrer Großjährigkeit erhalten sollten. Auf diese Weise hätte jeder Bedachte wenigstens ein leidliches Sümmdchen in der Hand, und es würde vermieden, daß sich das Geld, wie es sonst zu geschehen pflege, in niemals hin und her reichenden Bettelpennigen verkrümele.

Ein Kamerad, der zu Hause einen kleinen kümmerlichen Milchhandel betrieb, lachte über das ganze Gesicht, als er davon hörte. Er meinte, er sei nun noch einmal so ruhig, seit er wisse, daß sein dreijähriges Mädelschen unter Umständen eine feine Partie werden könne. Und der Krupski sei doch ein großartiger Kerl gewesen. Wenn einer etwas dagegen habe, soll er es nur sagen.

Aber sie waren alle der gleichen Meinung. Ja, als wir später, nach weiteren Verlusten, neuen Erfas erhielten, habe ich manchmal, wenn wir in Ruhfestellung lagen, zugehört, wie die alten Leute den neuen von Krupski

erzählten. Sie erzählten von seinem Überbrettel und seinen Karikaturen, sie erzählten, wie er auf dem Panjewagen angekommen wäre und wie er das Schwein herangeschleift hätte, sie erzählten, daß er neun Russen gefangen, und daß er als polnischer Bauer verkleidet die Batteriestellung ausgekundschaftet hätte. Einer wußte immer mehr als der andere, und die neuen staunten die alten Leute ernsthaft und fast ein bißchen ehrfurchtsvoll an, weil sie das alles noch miterlebt hätten. Allmählich, glaube ich, haben die alten Leute selber so etwas wie Hochachtung vor sich bekommen, und unausgesprochen schwebte über allem, was sie von Krupski berichteten, die Meinung, daß es dergleichen heute, bei dem schwächer werdenden Erfaß, natürlich nicht mehr gäbe.

Wie oft habe ich mich da gewundert! Sie hatten doch sämtlich auch die peinliche letzte Zeit Krupskis miterlebt, aber sie schien in ihnen allen glatt ausgelöscht. Und später, wenn sie einst wirklich alt geworden sein werden, dann wird jeder in seinem Kreise wohl so sachte einen kleinen Legendenkranz um Krupski geschlungen haben.

Ich habe da zuerst nicht mitkönnen. Ich bin stumm geblieben und habe an die Nacht denken müssen, wo ihn das Jämmerliche so ganz besiegt hat. Auch die letzten Worte, die mir immer nachgegangen sind, haben das Bild nicht austilgen können. Aber ich sagte schon: als ich später im Lazarettzug heimfuhr, in den vielen, vielen einsamen Stunden, habe ich lange über ihn hin und her gesonnen, und vieles verstand ich damals, was ich früher nicht verstand. Immer noch wehrt sich etwas in mir gegen sein Wesen, es bleibt ein problematischer Rest, mit dem ich nichts anfangen kann, doch ich fühle, wie der starke innere Widerstand, den ich dem Lebenden entgegensetzte, mehr und mehr erlahmt. Ich habe Krupski jetzt in der Erinnerung fast wie einen Freund gern, und am Ende geht es mir wie den alten Leuten der Kompagnie. Wenn er das wüßte, würde er mit seinem überlegensten Lächeln über uns Deutsche spötteln, die erst glücklich wären, wenn sie einem anderen Menschen den idealen Löffel auf der Nase angebracht hätten. Das schien ihm ja stets so komisch . . .

Und manchmal denke ich auch, daß ich selber wohl zu eng gewesen bin und zu viel Vorurteile unbesehen mitgeschleppt habe oder noch mitschleppe. Es lacht mir jetzt ab und zu einer über die Schulter, als wollte er sagen: Auf der andern Seite wohnen auch Menschen!

Mein Bruder behauptet, der Krieg hätte mich verändert. Ach ja, der Krieg . . . er ist gewiß groß und furchtbar, und immer muß man staunen, wie viel technische Wunder er geschaffen oder herausgebracht hat. Sein ganzes Leben kann man von all den Erlebnissen zehren.

Aber auch im Krieg ist das größte Erlebnis immer nur der Mensch.

Wie die Franzosen sich zum Kriege stimmten.

Von

Mathieu Schwann.

Vor drei Jahren ungefähr erhielt ich aus Paris ein Buch zugeschickt: Victor Margueritte: Les frontières du cœur. Roman. Dixième mille. Wie die beigelegte Karte zeigte, hatte der Verfasser die Zusendung selber veranlaßt. Ich habe das Buch damals gelesen; ich habe es nicht besprochen und dem Verfasser nicht gedankt, denn da war etwas im Wege: „die Grenze meines Herzens“. Da konnte ich nicht hinüber. Die Fabel des Romans ist kurz: ein Deutscher heiratet eine Französin. Da kommt der Krieg von 1870; die Kaiserproklamation in Versailles — und die Ehe bricht auseinander. Als die junge Frau den Bericht über die Vorgänge in Versailles liest, sagt sie dem Gatten: „Ihr triumphiert nur über unsere Fehler. Ihr waret nur stark durch unsere Schwäche.“ —

„Er blickte sie streng an, ohne Güte, mit religiösem Ernst: Wenn ihr durch eure Fehler verloren habt, so haben wir ebenso infolge unserer Tugenden gewonnen. Der Ewige allein hat das gewollt!“

„Sie spottete: Ja — unser Gott — notre Dieu! . . . Das heißt Euer Gott, der Euer Eigentum ist, der Gott des Raubes, der Brandstiftung, des Mordes.“

„Mit Augen voll Haß boten sie einander die Stirne. Familie, Vaterland, Religion reckten sich wie gierige Eumeniden zwischen ihnen auf. In dem schaurigen Zusammenbruch war alles untergesunken, Altäre, Haus und Heim — nichts mehr blieb! . . . Betroffen starrten sie auf die Trümmer.“ —

Das Buch erschien im Jahre 1912. Es behandelte den Krieg von 1870 in dieser Art. Die Frau bedient sich der politischen und chauvinistischen Schlag- und Schimpfworte von 1912 — im Jahre 1871! Das ist schriftstellerisch unehrlich. Und menschlich?! Wozu erscheint ein solches Buch nach vierzig Jahren? Warum sagt der Verfasser, es sei ein Roman, während es eine politische Agitationschrift ist? — Ich weiß: damals hätte ich den Verfasser in diesem Sinne öffentlich zurückweisen sollen. Aber ich nahm ihn nicht ernst, und dann kam dazu die Frage, ob eine angesehenere politische Zeitung eine Abweisung in diesem Sinne würde aufgenommen haben. „Es ist nicht opportun,“ solche Gegensätze schärfer zu betonen. Wie manchmal laß ich in jener Zeit diese Begründung! —

Ein Jahr später erhielt ich von einem Freunde das Buch von Georges Bourdon: *L'énigme allemande*. Ich las es und legte es zurück. „Die Menschen sind ja verrückt“ — sagte ich mir. Sie sehen Gespenster. Führt man sie vor Wirklichkeiten, so bleibt ihr Blick dennoch so, wie der ihn hat, der in der Dämmerung wandert und überall nach Unheimlichkeiten späht. Am hellen Tage hat er dennoch das Bewußtsein, daß in der Nacht da und da, wo er vorüberging, nicht alles sicher und in Ordnung war. Er läßt sich's nicht ausreden, und wenn die Dämmerung kommt, kommen ihm auch die alten Gedanken wieder.

Bourdon war damals durch Deutschland gereist, um sich zu überzeugen, ob Deutschland den Frieden oder den Krieg wolle? Überall und ausnahmslos bekam er die Antwort: Deutschland will keinen Krieg; Deutschland kann gar keinen Krieg gebrauchen; es braucht den Frieden. Von Riederlen-Waechter, dem er übrigens einige merkwürdig romanhafte Dinge nachsagt, empfing er den Eindruck, daß er den Frieden wolle, aber: „man beobachte die Bosheit seines klaren Auges, die auf Sekunden nur darin funktelt, und das gleich darauf seinen Abglanz wieder verliert und erstarrt; man betrachte, mit welcher Sicherheit er, wenn er sich unserer Sprache bedient, scheinbar zögernd genau den rechten Ausdruck und die Nuance zu finden weiß: das Wort, das entscheidet oder ausweicht, und man begreift: welche Art von Fechter da vor einem steht. . .“ Alles in Deutschland will den Frieden, so sagte ihm der Staatsmann. Und Bourdon fügt hinzu: „Gut, aber der 14. Juni 1912 — bemühte sich der Reichstag da auch um den Frieden, als er das neue Militärgesetz annahm? Als das kriegerische, lanzenstarrende Deutschland neue Schwerter zu seiner Rüstung hinzufügte, war das auch um des Friedens willen? Wenn der Staatsmann, hierüber befragt, versucht hätte, seine Gedanken in einer unzweideutigen Formel auszudrücken, so würde er ohne Zweifel geantwortet haben: ‚Das wird sein, wofür man will‘. Herr von Riederlen hat mir diese Äußerung nicht gemacht; aber während er sprach, glaubte ich sie in meinen Ohren klingen zu hören.“ —

Man beachte — so wollen wir nun einmal sagen — die stilistische Mache! Ihr Zweck ist: interessant, sensationell zu sein, den Leser in einem leichten Gruseln zu erhalten und ihn davor zu bewahren, dem ehrlichen Worte des deutschen Staatsmannes zu glauben. Aber nicht bloß Absicht steckt in dieser Aufmachung, sondern auch ein Unterbewußtes: der Berichterstatter ist ein Gespensterfeher, und seine Gespenster bleiben in ihm, er läßt sie sich und keiner kann sie ihm ausreden.

Wenn der Deutsche sich an die Lehre und Worte Bismarcks erinnert, daß eine offene und ehrliche Politik in den meisten Fällen erfolgreicher sei als die Feinspinnerei früherer Zeiten; wenn wir uns erinnern, für wie entscheidend und ausschlaggebend unser großer Kanzler die genaue Ausdrucksweise im diplomatischen Verkehr hielt; wie er in kleinen Anklarheiten, Irrungen,

Wie die Franzosen sich zum Kriege stimmten

Ungenauigkeiten die Quelle oft großer Verstimmungen und Verirrungen erkannte; und wenn man nebenbei bemerkt, daß in Preußen-Deutschland die „Exakttheit“ doch gerade nicht bloß an den Knöpfen der Uniform geübt wird, so empfindet man jene französische Deutung der genauen Ausdrucksweise Riederlen-Waechters geradezu lächerlich.

Ich spreche hier von meiner Empfindung im Jahre 1913; bei dem Anheil, das dieser Art von Deutung deutschen Willens und Handelns entsprang, weicht die Empfindung des Lächerlichen hinter einer härteren und schärferen zurück, und man möchte wünschen, daß die Hysteriker — Bismarck nannte sie grob „Schwäger und Schwindler“ — aus der Politik ihre Hände ließen, denn dieses Handwerk bedarf starker, ruhiger, feinfühligere Hände, wenn nicht entsetzliches Unheil in die Welt kommen soll. —

„Wir wünschen nur den Frieden,“ sagte dem Franzosen unser Reichstagspräsident. Aber wie Riederlen Boshafte im Blick hatte, so hatte Kämpf „furchtsame Augen“. —

Von den Politikern ging Bourdon zu den Professoren. v. List beteuert, daß im Jahre 1911 kein Mensch in Deutschland an den Krieg mit Frankreich gedacht habe. Die Professoren und ihr Einfluß werden so geschildert, daß jeder Deutsche sagen wird: „Nein, solcher Unsinn! In Deutschland der ‚Herr Professor‘ gleich dem Scheich ul Islam, ‚der die Macht hat, den Kalifen abzusetzen.‘“ — Dann gibt der Franzose die „Porträts“ der Befragten. Exzellenz Schmoller, „der zu Hause im Überrock und in gestickten Pantoffeln arbeitet,“ macht „mit seinem langen weißen Bart den Eindruck des Weihnachtsmannes“. Auf deutsch nennt man das eine Karikatur, aber der Scherz, die „impression“ wäre ja daneben geraten, hätte Bourdon sich bemüht, seinen Landsleuten ein ernsthaftes Porträt des deutschen Gelehrten zu geben. So folgte er einer alten französischen Gewohnheit, die aber in diesem ernststen Zusammenhange zur Nichtsnutzigkeit wird. Irrte nun Schmoller auch darin, daß er nach dem französischen Berichte geäußert haben soll, die elsass-lothringische Frage sei das einzige, was die beiden Länder trenne, so betonte doch auch er: Deutschland ist voll guten Willens, und eine Gefahr für den Frieden besteht nur in Frankreich. Und wie Schmoller, so Wagner: Deutschland will nichts von Frankreich. Aber der persönliche Eindruck: „schrecklich und jovial“. Und wie die Genannten, so wollte ein ungenannter Historiker „nur den Frieden“. Und wie die Gelehrten, so die großen Herren.

Fürst Lichnowsky glaubt nicht an den Krieg. Aber er spricht dem Franzosen von der Idee der Revanche. Jedes schon etwas überreife Volk bedürfe eines nationalen Idols, und vielleicht sei jetzt die Hoffnung der Revanche dieses Ideal, das zu persönlichen Opfern entflamme; es sei übrigens möglich, daß ein solcher Glaube dem Glauben an den Messias gleiche, der sich niemals verwirkliche, der aber bestimmt sei, den Mut der Menschheit aufrecht zu erhalten und sie zu trösten. — Man sieht, daß der Fürst sich über den an sich

beunruhigenden Gedanken des Revanchestrebens sehr philosophisch hinwegzuhelfen suchte. Aber Bourdon knüpft an seine Worte eine Erinnerung an Gambetta: „Der Patriotismus sei bei einem besiegten Volke der notwendige Mystizismus; der Kultus der Fahne lehre das Selbstopfer, das Martyrium. Und nur dann habe man das Recht, an einen Kultus, der die hohe Begeisterung des Leidens erwecken könne, zu rühren, wenn man eine andere Begeisterung des Leidens, der Selbstaufopferung, den Kultus des Vaterlandes an seine Stelle setze.“ —

So wird der Wahnsinn als das Berechtigte und Natürliche erklärt, denn dieser ganze „Mystizismus“ wird inhaltlos. Revanche — Vergeltung — Rache — das ist kein Inhalt; es ist auch keine Idee, sondern eine Verneinung, die sich wie eine Beseffenheit ertötend und erkältend über das Leben eines Volkes legt und es daran hindert, seinem ferneren Leben einen starken Inhalt zu finden. Und ganz undeutsch, aber echt französisch, erscheinen mir die weiteren philosophischen Betrachtungen, die Lichnowsky da angestellt haben soll: er wünsche, daß die peinlichen Kriegserinnerungen einzuschlummern begännen. „Aber der Schlaf ist nicht der Tod. Die Idee der Revanche schläft, aber sie lebt. Vergessen wir nicht, daß alle militärischen Vorkehrungen Frankreichs, wenn sie auch fern von jeder herausfordernden Absicht sind, auf ein und dasselbe nationale Ziel gerichtet sind. Wenn wir an der Stelle der Franzosen wären, würden wir ein schlechteres Gedächtnis als sie haben?“

Wir scheinen der Suggestion, die Frankreich auf uns ausgeübt hat, doch stark verfallen gewesen zu sein. Denn nicht um das bessere oder schlechtere Gedächtnis handelt es sich bei alledem, nicht um die Frage, ob wir an Stelle Frankreichs anders gehandelt haben würden, sondern darum handelt es sich ganz allein: welches Denken und Handeln wird von der Geschichte, der bisherigen Entwicklung und der voraussichtlichen Entwicklung der Zukunft gerechtfertigt? Schon galt es ja nicht mehr, das Gleichgewicht der Großmächte, wie es sich im achtzehnten Jahrhundert in Europa allmählich festgesetzt hatte, zu erhalten, sondern das neue Gleichgewicht der Weltmächte zu finden, von denen sich einige schon so sehr im Besitze fühlten, um die Welt zu dritt mit Ausschluß und Umgehung Deutschlands unter sich zu verteilen. Dieser Frage werden wir in anderem Zusammenhange noch näher zu treten haben. Hier sei nur erwähnt: auch Lichnowsky erklärte, daß es überall in Deutschland nur Sympathie für Frankreich gebe, daß der Friede für die deutsche industrielle Ausbreitung notwendig sei, daß aber das Geheimnis des Friedens weniger in den deutsch-französischen, als in den deutsch-englischen Beziehungen liege. Und nochmals die Philosophie: für eine Gesamtheit gebe es, wie für das Individuum, eine Notwendigkeit, sich ohne Ende zu entfalten und beständig bei Strafe des Verfalles seinen Reichtum und seine Macht zu vermehren. Dieser Hinweis war richtig in bezug auf wachsende In-

Wie die Franzosen sich zum Kriege stimmten

dividuen und noch wachsende Völker. Aber es gibt auch ausgewachsene und stillstehende Völker, die nur noch ihre Renten beziehen und genießen wollen . . .

Wie Lichnowsky sprach Fürst Haszfeld, und wie die beiden Prinz Schönauich-Carolath: Deutschland will den Frieden. Auch Haszfeld sah in England den Treiber. In seinem Berichte über den Besuch bei dem Fürsten Haszfeld finde ich Bourdon auf einem merkwürdigen Wege. Die Fürstin zeigt ihm ein kleines französisches Buch „voll rohen und niedrigen Chauvinismus . . . von absurder Geschichte“ usw. „Wie sollte ein Franzose in Gegenwart von Deutschen durch solche Flegelleien nicht in Verlegenheit geraten?“ — fragt er. — Wir fragen weiter: Wie heißt das Buch? Wer ist der Verfasser? Man möchte den so energisch Abgeschüttelten doch kennen. Aber nicht bloß „man“ — wir Deutsche, sondern auch die Franzosen vor allem mußten erfahren, was von solchem Menschen und Buch zu halten sei. In Frankreich mußte der Verfasser, der da seinem Werke die Sympathien der Gutwilligen zu rauben suchte, festgenagelt werden. Bourdon verschweigt den Titel des Buches und den Namen des Verfassers. —

Etwas arg verworren erklingen sodann die Worte, die Graf Oppersdorf über die Ursachen der Gefahren, woraus die Kriege hervorgehen, geäußert haben soll. Mag der Berichterstatter sich auch hier verhört haben, wie er sich in den „Porträts“ versah, so hat er die ehrliche Meinung des Grafen doch sicher nicht mißverstanden: der gute Wille Deutschlands ist vollkommen.

Überall dringt dieser Ton durch, bei Theodor Wolff, wie bei Hermann Sudermann, wobei auch noch der warmherzige Dichter zu Wort kommt, und nicht minder stark bei Dr. Walther Rathenau. Doch hier treffe ich zum erstenmal auf eine andere Ansicht über Elsaß-Lothringen. Aus der Perspektive der Zukunft stellt er die Frage: „Wer von uns kann sich schmeicheln, zu ahnen, welches später die Formen der Staaten und Reiche sein werden oder was der Lebenswettkampf aus Europa machen wird? Enorme Hypothesen, die den Verstand überfluten! Was gelten da im Rückblick wohl unsere Grenzzänkereien? Dann wird man bemerken, daß sie keineswegs der Haupteinfaß waren, sondern ein kleiner Zeitvertreib.“ — Hier stimme ich zu mit dem Bemerkten, daß ich nachzuweisen suchen werde, daß die „Elsaß-Lothringische Frage“ auch jetzt und alle die Zeit her für die Franzosen nicht die Hauptsache war und ist, sondern ein Vorwand, ein erster Ansatzpunkt sozusagen.

Zuvor müssen wir Bourdon noch ein Stück Weges folgen. Zunächst zu den Alldeutschen. Aber ehe er uns bei den Einzelnen, bei dem General Reim, dem Grafen Reventlow, den er einen „gentleman“ nennt, einführt, schiebt er eine zwanzig Seiten lange Beschreibung der Alldeutschen ein, die mit den Worten beginnt: Une race exécration, ce sont les pangermanistes.

So der Anfang der Kriegserklärung dieses Friedensmannes, in der er dann seinen Franzosen eine derartig fluchwürdige Bande beschreibt, daß wir Deutsche uns wundern müssen, uns selber nie geschämt zu haben, mit dem einen oder anderen dieser nichtswürdigen Rasse in Berührung gekommen zu sein. Ich frage mich, woher hat denn dieser Fremde all die Einsicht gewonnen? Hat er so intim mit den Leuten verkehrt, daß er sie uns zeichnen kann: „gelbe Haut, trocknen Mund, den Blick grün vor Gallsucht. Sie leben nicht im Hellen, sie fliehen das Licht; verborgen in ihren unterirdischen Gewölben klaben sie Traktate aus, schlagen Zeitungsartikel nach, sitzen wie angenagelt über Landkarten, messen Winkel aus, zanken über Sexte und Grenzlinien.“ — Na, wenn sie so in ihren Grüften hocken und all diese schwierigen und unerfreulichen Dinge tun, so muß man sich als Deutscher eben nicht wundern, selten oder niemals solchen finsternen Giftmischern begegnet zu sein. Wo und wie aber hat der Franzose sie getroffen? Nur in seiner Phantasie? Und wäre es dann eine Arbeit im Dienste des Friedens gewesen, seinen Landsleuten vorzuschwindeln, in Deutschland liefen oder säßen nicht nur ein Duzend solcher merkwürdigen Individuen herum, sondern ein paar Hunderttausend, ein paar Millionen, ja eigentlich, wenn man in seiner Art logisch weiterrechnet, bestände nahezu das ganze deutsche Volk aus solchen Scheusalen. Une race exécrationnelle — da wird dann dieser Anruf des französischen Hasses etwas anderes, als eine bloße rhetorische Floskel. Er rechnet nämlich: der Alldeutsche Verband mit seinen 30 000 Mitgliedern, der Wehrverein mit 55 000 Mitgliedern und 150 000 Anhängern, der Flottenverein mit 1 200 000 Mitgliedern, der Kolonialverein. Dazu dann die Zeitungen, Zeitschriften, die der Sache unmittelbar und mittelbar dienen — es sind ungefähr alle — und dann gehören die Leser dieser Zeitungen doch auch noch dazu, und das wird nahezu mittelbar oder unmittelbar das ganze Deutschland sein.

Und nun höre man die Verbrechen, die diese Alldeutschen fort und fort begehen! Sie wollen die deutschen Schulen im Ausland vermehren — das will und tut natürlich kein Franzose. Sie wollen die Nationaldeutschen überall unterstützen, wo sie mit fremden Nationalitäten im Wettkampfe stehen — das ist doch der Gipfel der Niedertracht. Sie wollen im Volke das Gefühl eines notwendigen Imperialismus erwecken. — Haben von hundert Deutschen wohl drei eine richtige Vorstellung davon, was diese fremde Einfuhr „Imperialismus“ bedeutet? Wenn der Deutsche das Wort hört, so denkt er wohl: „imperium — imperator“ und er übersetzt: „Kaiser!“ Und er folgert: „Aha, gut kaiserlich sollen wir sein. Ja, warum denn nicht? Das sind wir ja so schon!“ —

Oder haben dem Franzosen zu seiner „Porträtmalerei der Alldeutschen“ vielleicht doch lebendige Modelle gestanden? Hat er sie sich vielleicht unter den französischen Nationalisten und Ultramontanen oder bei den russischen Panflawisten ausgesucht? Von daher drangen nämlich zu uns seit Jahren

Wie die Franzosen sich zum Kriege stimmten

so gallföchtige Wuttschreie. Aber er nennt ja Namen: der ehemalige Präsident des Reichstags, der Fürst von Stolberg-Wernigerode, gehörte dazu, dann der General von Liebert, der General von Gersdorff, der Graf von Reventlow, der General Reim, Herr Kurt von Stranz, der Großindustrielle Rirdorff. Merkwürdig! Und diese Männer haben alle gelbe Haut und grüne Augen? Andere stecken in den Redaktionen der Zeitungen, „der Rheinisch-Westfälischen Zeitung, der Leipziger Neuesten Nachrichten“ usw. usw. Selbst Herr Bachem eilt ihnen mit der Kölnischen Volkszeitung zu Hilfe, wenn's nottut, und nicht minder Herr Erzberger mit der Germania.

„Das Wesen, die Truppen, die Führer, die Mittel, die Organe der Alldeutschen — so sind sie,“ erzählt der Franzose, und alle nannte er sie mit Namen; nur den einen französischen Verfasser jener Broschüre voll Flegeleien gegen Deutschland nannte er seinen Landsleuten nicht, wie wir sahen. — Wohl um des Friedens willen, nicht wahr? Muß einem bei solcher Art nicht der Gedanke kommen, daß der Mann, den man in Deutschland mit allem freundlichen Entgegenkommen aufnahm, kein ehrlicher Mann, sondern ein perfider Sendling der französischen Kriegshezer war?

Doch gestehen wir ihm immer noch den guten Glauben zu, aber erkennen wir dann auch, wie einer sich da selber und damit andere belog! Wir haben es mit einem Gespensterseher zu tun, und heute wird er sogar erwidern: wie richtig seine Ahnung, seine Befürchtung, sein Mißtrauen gewesen sei, das beweise doch klar und deutlich der Ausbruch des Krieges. Ja wohl, der Krieg beweist etwas, nur das nicht, was dieser Wahn-Sinnige glaubt. Wir werden es sehen.

In dem Berichte über seine Unterredung mit dem Grafen Reventlow findet sich folgende Stelle. Bourdon sprach von all den Opfern, die Frankreich seit vierzig Jahren für den Frieden gebracht habe. Der Graf dagegen ungläubig: „Sie haben Opfer für den Frieden gebracht?“

„Opfer, so gewiß und, wie es scheint, so schlecht verstanden, daß ein Teil der öffentlichen Meinung nicht daran zweifelt, ihr lauertet nur auf den Augenblick, um mit sicherem Schlag euren Sieg von 1871 zu vollenden.“

Da fiel selbst der sogenannte Alldeutsche aus den Wolken, und Graf Reventlow erwiderte: „Was für eine Idee! Was für ein unbegreiflicher Irrtum! . . . Wir unseren Sieg vollenden? Was meinen Sie damit? Nehmen Sie denn an, daß es im Jahre 1870 unser Ziel gewesen sei, Frankreich niederzuschlagen? Wahrhaftig handelte es sich damals um etwas ganz anderes, um etwas Positives und Wesentliches für das Leben Deutschlands selbst: seine geschichtliche Stunde hatte geschlagen, da es seine Einigung finden mußte. Gehen Sie doch bei uns herum, und Sie werden nirgendwo einem vorgefaßten feindlichen Gefühl gegen Frankreich begegnen: eine gewisse Bitterkeit nur ist da von der Enttäuschung zurückgeblieben, die der Vertrag vom 4. November verursacht hat.“ —

Und wie schließt nun Bourdon diese Unterhaltung? Der Graf hatte gesagt, daß er nichts von der Zukunft wisse, daß er aber auch nichts bemerken könne, das einen Grund zur Beunruhigung für uns abgeben könne. „Wir sind auf alles gefaßt.“

„Wir sind auf alles gefaßt“: die trockenen Lippen des Grafen von Neventlow hatten diese unerschrockenen Worte mehr geätzt, als gesprochen. Der ganze Pangermanismus mit seiner plumpen Selbstgefälligkeit bestätigte sich darin.“

Doch ein effektvoller Schluß — nicht wahr? Aber mit einem Willen zum Frieden hat er nichts mehr gemein. Nur wieder die hysterische Sucht, aus dem geraden Wort eines ehrlichen Mannes das herauszudeuten, was die geliebten Leser hören wollen, was man ihnen selber einreden will. —

Bedürfen wir der Zeugnisse noch mehr? Sollen wir uns auf die langen Deklamationen eines Alfred Kerr einlassen, den doch kein Mensch in Deutschland als Politiker ernst nehmen wird? Er bläst seine kritisch-literarischen Seifenblasen, und je bunter sie schillern, um so mehr Freude hat er daran. Aber Herr Bourdon hat gerade ihn ernst genommen und eine lange Zeit bei ihm „mit Schaudern“ zugebracht. Vor wem? Vor Alfred Kerr oder vor seinen „Offenbarungen“ des deutschen Wesens? Kerr sagte ihm, in Deutschland gäbe es sehr wenige Leute, die an dem Ausgange eines Krieges mit Frankreich zweifelten. Mußte er sich das von Kerr bestätigen lassen? Oder wußte man das nicht schon lange in Frankreich selbst? Da gab es doch sicherlich noch viel weniger Leute, die an dem Ausgange eines solchen Kampfes zweifelten. Das Bündnis mit Rußland hätte ja im anderen Falle keinen Zweck gehabt und das Bündnis mit England auch nicht und das Bündnis mit aller Welt auch nicht, wonach man alle die Jahre offen und laut schrie. Von einem Siege über Deutschland aus eigener Kraft war man in Frankreich schon längst nicht mehr überzeugt. — Aber: „Die Hunnen waren wieder da!“ — das ist das Schlußwort, womit Bourdon seinen Bericht über Kerr schließt. Herr Kerr mag sich einmal fragen, warum gerade sein Eindruck den Ausdruck erzeugte: das Wort, woran die französische „Philologie“ der Gasse Feuer fang. —

Maximilian Harden: „Das Reich will nichts von Frankreich!“ Trotzdem Herr Bourdon schließt, bei Harden habe er „la griffe du fauve“ empfunden. Wenn damit Nietzsche's „blonde Bestie“ gemeint sein soll, so weiß Bourdon nichts von Nietzsche, und von Harden hat er nichts verstanden. —

Ein Offizier des Generalstabes und Württemberger obendrein betont, daß Deutschland keine Kriegsabsichten habe trotz aller militärischen Rüstungen der letzten Jahre; Helfferich, Fürstenberg, die Finanziers und Bankleute sagen: „Wir wollen Frieden, wir wollen nichts von euch“; Bourdon geht in die Schulen, zu den Lehrern, und sie zwingen ihn einen Augenblick lang zu der rhetorischen Frage: „Warum nicht zugestehen, daß der starke Hauch von

Wie die Franzosen sich zum Kriege stimmten

Humanität und Leben der Reihe nach nun auch die deutsche Seele zu umspielen und darin die verderblichen Fermente zur Auflösung zu bringen beginnt, die nur für den Haß und den Tod arbeiten?" Man höre eine solche Frage und frage wieder, ob es nach den Diensten, die der deutsche Geist der Menschheit geleistet hat, eine arrogantere Sprache gibt, als diese? Der chauvinistische Dünkel übersteigt den des Engländer's noch, der das „Ich“ immer groß und das „Du“ meistens klein schreibt. Und Bourdon zählt zu den „Unterrichteten“ seiner Nation. Solche Leute überredet man doch nicht und überzeugt sie nicht; sie kommen, wie Schiller von den Weibern sagt, immer wieder zurück auf ihr erstes Wort, „wenn man Vernunft gesprochen stundenlang.“

Und das tat auch der Reisende, den Bourdon auf der Fahrt von Breslau nach Berlin traf; er tat es ausgezeichnet, obgleich er dem Franzosen am Anfang sagte: „Ihr versteht uns nicht; vielleicht begreift ihr uns nie.“ Und der Hauptgrund davon sei der, weil der Franzose dem Deutschen nicht glaube. Die durchschnittliche Meinung in Frankreich sei eben: ein Deutscher ist ein brutaler Kerl oder ein Lügner oder beides zusammen. Der Deutsche behielt mit diesem Urteil recht.

Im nächsten Kapitel war der Balkankrieg ausgebrochen, und Bourdon fährt heraus: Deutschland, der Schützer, der Lehrer und Lieferant der Türkei, durch einen unwiderstehlichen Aufstand der Slawen in seinem Prestige getroffen — die russische, die französische, die englische Presse sorgen dafür, daß alle Welt das erfährt — Deutschland zögert nicht, seinem Temperament gemäß aus diesen Ereignissen „eine brutale Folgerung zu ziehen“: es vermehrt sein Heeresbudget und die Friedensstärke seines Heeres. —

Einen Augenblick, bitte! Erstens treibt Deutschland keine Prestigepolitik. Bismarck trieb eine ganz solide und reelle Machtpolitik, und von seinen Nachfolgern wird man wohl nicht behaupten können, daß sie sich anstatt für die reelle Macht gerade für das deutsche Prestige besonders eingefest hätten. Zweitens fühlte sich darum Deutschland auch nicht in seinem Prestige durch die Niederlagen der Türken getroffen, sondern das war nur die Behauptung seiner „guten“ Nachbarn. Drittens zog das Reich seine Folgerungen nicht aus den Balkanereignissen, sondern das Indianergeheul an seinen Grenzen, die vom Zaun gerissenen Behauptungen, in der Türkei sei Deutschland von Frankreich geschlagen worden, die deutsche Artillerie von der französischen, Krupp von Creusot, die tollhändlerische Freude jener Ententeppresse zeigten Deutschland ohne jede Maske die wahre Gesinnung der Humanitätshauchfabrikanten. Alles das offenbarte restlos, was man mit Deutschland vorhatte und worauf man hinarbeitete. Also kam die deutsche Antwort: Vermehrung des Heeresbudgets um zweihundert Millionen Mark, Vermehrung der Friedensstärke um hundertfünfzigtausend Mann. Michel ist sehr gutmütig und hat lange Geduld, aber so gutmütig ist er nicht, sich bei sehenden Augen das Fell über die Ohren ziehen zu lassen.

Nun aber wird Bourdon einen Augenblick „gerecht“, soweit er das kann. Warum ergriff Deutschland die Gelegenheit nicht und schlug los? Österreich und Rumänien seien bereit gewesen, 1200 000 Mann guter Truppen darzubieten; Frankreich, noch mit seiner Rekruteninstruktion beschäftigt, hätte in der ersten Linie kaum zweihunderttausend Mann aufstellen können; und es sei kein Geheimnis gewesen, daß Rußland trotz eines schon ansehnlichen Apparates seine „Reorganisation noch nicht zu Ende geführt hatte“. Deutschland hielt trotzdem zurück und „praktizierte in der Tat den Frieden“.

Trotz allem: Deutschland zog eine „conclusion brutale“, während Frankreich sich bloß „damit beschäftigte“, à instruire ses recrues, und Rußland die Vollendung seiner Reorganisation betrieb. Das ist die Sprache des nicht tendenziösen Berichterstatters, nicht wahr? Das gleiche Tun in Frankreich und in Rußland ist eine ganz harmlose Beschäftigung, während es in Deutschland zu einer brutalen Konklusion wird. — Darum zum Schluß!

Die „Elsaß-Lothringische Frage“! Das war die Fahne, die der Franzose vor sich hertragen ließ. Als die Dinge sich nun in den letzten Jahren so gefährlich zuzuspitzen begannen; als man selbst im Elsaß erkennen mußte, daß die Spielerei mit dieser „Fahne“ einmal furchtbar ernst werden könne: da fanden sich die vernünftigeren Elsässer aus allen Parteien zusammen und nahmen dem Franzosen ihre Fahne aus der Hand. „Wir wollen keinen Krieg um unsere Sache,“ sagten die Elsässer . . . „Wir können warten und werden warten.“ Und dazu noch ein wenig unvermeidliche Rhetorik, die mehr wie eine Entschuldigung ihres Verhaltens in der Vergangenheit, als wie eine Anklage gegen Deutschland erklang: „Man hat aus uns Opfer des Prinzips gemacht: Gewalt geht vor Recht. Wir setzen das andere Prinzip dagegen: Das Recht hört auf, wenn die Gewalt den Vorrang hat.“

Nach solchen Erklärungen, die manchmal noch in weit günstigeren Worten für Deutschland zum Ausdruck kamen, die hier und da sogar wie ein freiwillig abgegebenes Plebiszit für Deutschland klangen, hätte Frankreich sich sagen müssen: Also, da habe ich nichts mehr zu suchen und nichts mehr zu tun. — Aber weit gefehlt! Zu einem wirklich männlichen Entschlusse fand man die Kraft in Frankreich nicht. Als man ihm die Fahne Elsaß-Lothringens aus der Hand nahm, ergriff seine Hand eine neue Fahne, die mystische Fahne des Rechts. Und diese schwenkte man nun und schrieb Fluch und Verderben über Deutschland, wenn es sich vor dieser Fahne nicht verneige. Bourdon wird wie so viele zum Träger dieser Fahne.

Wieder der Wahnsinn! Was soll das? Was will man? Heute, im Kriege sagt man es offen: Auflösung Deutschlands! Man sagt es bis hinauf zu den Spitzen der französischen Intelligenz. Die Mitglieder der Akademie sagen es, die Minister und der Präsident, die Klerikalen sagen es, wie die Republikaner, wie die Royalisten und Sozialisten, die Radikalen sagen es und die Bischöfe und Erzbischöfe. So frage ich: War es je anders? Sehen wir einmal zu!

Wie die Franzosen sich zum Kriege stimmten

Als man es vor hundert Jahren für nötig erachtete, den französischen Absolutismus, den Absolutismus der reinsten Selbstsucht, aus Europa wieder zurückzudrängen, stellten die europäischen Mächte zum ersten Male Preußen unmittelbar Frankreich gegenüber. Der Staat und das Volk, das am meisten unter der fremden Willkürherrschaft gelitten, das bei der Zurückweisung dieser am meisten geleistet hatte, wurde zum Nachbarn Frankreichs gemacht in Rheinland, Westfalen, an der Mosel, an der Saar, an der Nahe. Die romantisch-demokratische Theorie, unter deren Bann ja halb Europa geraten war, war von der Geschichte als unreife, lebensfeindliche Macht zurückgewiesen worden. Sie hatte Frankreich selbst unter die Herrschaft der Jakobiner, der Septembermörder, des Mob und dann unter diejenige Napoleons gebracht. Sie hat auch im weiteren Verlaufe immer wieder versucht, Frankreich unter die Herrschaft des Radikalismus, der Boulangisten, der Nationalisten und Kriegshezer zu bringen, bis es ihr heute wiederum damit „glückte“. Sie hat aber auch, wo man ihr in Deutschland anhing, ihre negative Macht der politischen Zersetzung erwiesen, so in der Konfliktzeit, wo die politischen Torheiten auf ihre Rechnung zu schreiben sind, so schon vorher im Frankfurter Parlament, dessen Unfruchtbarkeit lediglich ihr Werk ist. Daß sie in Deutschland nicht obsiegte, hat seinen Grund darin, daß sich neben dem demokratischen Theorienrecht die allgemeine Wehrpflicht durchsetzte, womit nicht nur eine körperliche und materielle Kräftigung, sondern auch eine geistige und seelische Auswägung erzielt wurde. So wandelte sich diese politisch-geistige Infusion, die von Westen in Deutschland eindrang, hier zu einer stärkenden Macht: sie rief „das Volk“ zum Mittum auf, von der Herrschaft aber hielt sie es fern.

Raum aber hatte sich der neue Zustand einigermaßen befestigt, so schickte Frankreich einen seiner Dichter aus. Viktor Hugo kam an den Rhein, und von hier aus verkündete er seinen Landsleuten, in diesen neupreußischen Grenzländern warte alles mit gespannter Sehnsucht und innigster Hoffnung auf die Wiederkunft des französischen Adlers. Dem Dichter gaben deutsche Dichter die Antwort: „Sie sollen ihn nicht haben — den Rhein!“, und die Wacht am Rhein brauste auf. Aber: „Vous ne nous croyez pas“ — Ihr glaubt uns nicht — sagte der deutsche Reisende Herr Bourdon, und das war damals, in den vierziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts, schon so: die Franzosen glaubten uns nicht.

Solange sich nun in Mitteleuropa Preußen und Österreich gegenseitig im Wege standen, war Frankreich der Tertius gaudens. Als aber Preußen im Jahre 1866 so mächtig emporstieg, kam die „Revancheidee“ in Frankreich auf, und sie lautete natürlich nicht „Elsaß-Lothringen“, sondern bezeichnend genug: „Rache für Sadowa!“ — Preußen war zu stark geworden. Thiers sagte es öffentlich im Parlament. Er sprach in einem Atem von dem Gleichgewichte Europas und dem französischen Übergewicht. Das bedeutete für den Franzosen ja dasselbe.

War nun diese Stärkung Preußens eine Bedrohung Frankreichs? — Keineswegs! Aber sie bedeutete — das ist gar keine Frage — eine Verschärfung der französischen Strebungen gegen Osten. La frontière du Rhin — die alten französischen Grenzen — Belgien — so lauteten die Titel dieser Strebungen, worauf man in Frankreich nie verzichtet hatte und nicht verzichten wollte. Heute wirft die politische Heuchelei uns vor, daß wir einen Vertrag, der im Jahre 1839 abgeschlossen wurde, wie einen Fetzen Papier behandelt hätten. Dem steht gegenüber, daß wir diesen Vertrag gehalten haben von 1839 bis 1914. Für Frankreich war dieser Vertrag schon in den sechziger Jahren nichts weiter als ein Fetzen Papier, da von ihm aus damals an Bismarck die Anfrage kam, wie Preußen sich zu einer Annexion Belgiens stellen würde. Wären wir die Narren gewesen, Frankreichs Ausdehnungsgelüsten gegen Osten zuzustimmen und uns wegen seiner „Entschädigung“ durch Belgien mit England zu überwerfen, so hätten wir seine Finger auch weiter in unseren Angelegenheiten verspürt, denn bis 1870 sprach man am Rhein und der Nordsee entlang in der „guten Gesellschaft“ noch vielfach Französisch und man trank da nicht minder viel Bordeaux. Das Feld zu allerhand nicht bloß spirituellen Eroberungen schien da für Frankreich noch offen. Seit 1871 aber wurde das anders. Wir hatten den Krieg nicht begonnen, um Frankreich niederzuschlagen, wie wir hörten. Wir hatten ihn noch weniger unternommen, um Elsaß-Lothringen zu erobern, sondern der Krieg wurde uns aufgedrängt. Es war der Krieg der Kaiserin, dem ganz Frankreich zustimmte. Von Frankreich wollten wir nichts, auch Elsaß-Lothringen nicht, nichts als daß es seine Finger aus Deutschland herausließ. Die Folge des Krieges aber war, daß Frankreich nicht nur die Rheingrenze nicht gewann, sondern daß seine Grenze gänzlich vom Rheine zurückgewiesen wurde. Um das Gebiet der französischen Strebungen aber zog das Reich einen Stachelndrahtzaun, und damit wurde den Franzosen eine große „Hoffnung“ abgeschnitten. Eine Hoffnung — vielleicht sogar eine erweiterte Lebensmöglichkeit?

Wir müssen schärfer zusehen. Bei allen Vorzügen fehlt es den Franzosen an etwas. Und was einem fehlt, das haßt man entweder an dem, der es hat, oder man sucht es sich selbst zu gewinnen, sei es durch Liebe, durch List oder Gewalt. Bourdon nennt uns das, was er haßt: den „Germanismus“, und das heißt hier nichts anderes, als die Erstarkung des deutschen Nationalgefühls. Das Weltbürgertum war den Franzosen lieber, weil es den Deutschen der Franzöisierung zugänglicher machte. — Bourdon deklamiert ferner gegen die „force“. Und das ist nicht bloß die Gewalt, sondern auch die Kraft, die Macht an sich. — Also könnten wir schließen: es fehlt Frankreich an männlicher Kraft. Daher dann die „unglaubliche Unwissenheit“ über deutsche Dinge in Frankreich, denn zur Bereicherung realen Wissens gehört eben männliche Entschlossenheit. Daher aber auch sein Wahnsinn, da es bequemer ist, das uns Passende zu glauben, als uns über die Wirklichkeit zu unter-

Wie die Franzosen sich zum Kriege stimmten

richten. Daher ferner das ewig beunruhigende Gefühl der Unterlegenheit und in Verbindung damit die steigende Gereiztheit, sich zu holen, was ihm fehlt. Und wieder daher die Selbstbemitleidung, die Tränenfeligkeit, die Sentimentalität, womit man sich an die Welt wandte, die eigene Schwäche immer verhüllend mit der florumhüllten Fahne von Elsaß-Lothringen. Das war die Selbsttäuschung und der Vorwand.

Was Frankreich vor 1870 wollte, lebte wieder auf, als seine Wunden sich zu schließen begannen. Es war der Wille zum französischen Übergewicht in Europa. Der Wille aber stand allein, die Kraft fehlte. Aus sich heraus konnte es sie sich nicht nehmen, weder quantitativ aus seinen „zwei Kindern“ noch qualitativ aus seiner natürlichen Veranlagung. Denn das war nun einmal so: die germanischen Elemente seiner Bevölkerung waren die Organisatoren seines Lebens, die normannischen, schwäbischen, fränkischen Elemente in der Normandie, im Elsaß, in Lothringen, in Nordfrankreich. So bildete der Verlust Elsaß-Lothringens einen wirklichen Verlust an Lebenskraft. Aber schon vor 1870 hatten die ehemals germanischen Elemente nur ausgereicht, Frankreich im Range einer Großmacht zu erhalten. Eine Weltmacht zu schaffen, dazu reichten die eigenen Kraftquellen nicht aus. Vor 1870 wollte darum Frankreich mehr. Es suchte den Weg, den einst der erste Napoleon gewiesen hatte. Auf diesem Wege aber stieß es mit Preußen zusammen.

Nicht viele gab es in Deutschland und Frankreich, die diese Lage der Dinge klar erkannt hatten. Von allen Früheren ist mir der einzige Friedrich List als derjenige bekannt geworden, der sich hierin ein richtiges Urteil gebildet hatte. Er hatte den Mangel, den natürlichen Mangel des französischen Volkes an „jenen Eigenschaften“ erkannt, die nötig sind, „um eine Nation auf den höchsten Standpunkt der Macht und des Reichthums zu erheben“. Trotzdem hatten die Franzosen sowohl die deutsche Macht mit allen Mitteln bekämpft, als sie auch, nachdem Deutschland für eine Zeit ausgeschieden war, mit England um die Weltsuprematie in die Schranken getreten waren. Und List hatte aus diesem Grunde ein volles Verständnis für das Streben Frankreichs nach dem linken Rheinufer und nach Belgien. Denn von hier aus würden sie leicht den Weg wiedergefunden haben, wie sie ihn einst fanden: „zur Ems, zur Niederweser und Niederelbe.“ — „Indem sie so den kräftigsten Teil der germanischen Rasse des Kontinents auf den romanischen Stamm ihrer Nationalität impfen, verschaffen sie ihrem Nationalkörper diejenigen Eigenschaften, die ihm erforderlich sind zur Erlangung der Weltsuprematie¹⁾.“ Hier waren

¹⁾ Es ist das durchaus keine Listische Phantasie. List kannte Frankreich; er las die französischen Zeitungen, die Parlamentsdebatten, wo Mecklenburg, Oldenburg, Hannover, Braunschweig, Holstein, sämtliche Häfen des Nordmeers als alte französische Domänen angesprochen werden und gegen den Zollverein die Regierung scharf gemacht wird. — Diese Fragen werde ich in dem demnächst bei Georg Reimer erscheinenden Buche „Der Sinn der deutschen Geschichte“ ausführlicher behandeln.

in Land und Volk alle die Fähigkeiten vorhanden, das zu schaffen, was in Frankreich immer nur unter künstlicher Pflege bis zu einem gewissen Grade gediehen war: Handelsgeist, der Geist der großen Unternehmung, der Geist der Industrie, der Wille, die Lust am Meere und zu einer großen Flotte. Alles, was notwendig war, wollte Frankreich im Weltringen bestehen, das besaßen diese Niederdeutschen. Das fast gleichzeitige Einströmen englischen und französischen Kapitals in unseren Kohlenbergbau an der Ruhr ist darum nicht nur vom Standpunkte des rein materiellen Gewinnstrebens zu betrachten. Denn wo immer England damals seinen Fuß hinsetzte, versuchte Frankreich den seinigen sofort daneben zu setzen. Um die Kraft der Niederdeutschen aber war Preußen immer mehr mit Frankreich in Wettbewerb getreten. Aller Voraussicht nach mußte Frankreich auf diesem Wege um so mehr den kürzeren ziehen, als die Deutschen in Preußen mehr und mehr die Hoffnung ihrer nationalen Zukunft erblickten, die ihnen doch von Frankreich und der Fremdherrschaft her niemals kommen konnte.

Mit dem Erstarken Preußens aber, der deutschen Nordostmacht, wachte auch in Deutschland die Erinnerung wieder auf an die geschichtliche Aufgabe, die Deutschland zu lösen berufen war. Diese Aufgabe muß Deutschland erfüllen, es muß sie erfüllen, wie es sie aus seiner Geschichte und der Geschichte Europas verstehen muß und allein verstehen kann. Und sie drückt sich sehr einfach in dem Satze aus: das Gebiet der Ordnung und Kultur in Europa gegen den Einbruch der Barbarei zu beschützen und dieses Gebiet selbst nach Osten hin zu erweitern.

Einer solchen Aufgabe kann Deutschland nur gerecht werden, wenn es bei sich selbst Ordnung und Kultur in Pflege nimmt und in Pflege behält. Dafür aber ist die enorme Leistung auf allen Gebieten der Lebensführung und die Erhöhung der Lebenswerte der unumstößliche Beweis.

Einer solchen Aufgabe kann Deutschland ferner nur gerecht werden, wenn es seines Rückens sicher ist, wenn es nicht fort und fort befürchten muß, daß einer oder mehrere seiner „zivilisierten“ Nachbarn ihm in den Rücken fallen. Und gerade von Frankreich her hat Deutschland bei dieser schweren Aufgabe nie eine Förderung erfahren, wohl aber mehrfache Hemmungen; ja, Frankreich hat versucht, diese Aufgabe Deutschland zu entreißen. Seine wiederholten Versuche aber sind gescheitert, seine polnischen Nachenschaften nicht minder als der Rieserversuch Napoleons des Ersten gegen Polen und Rußland, und was Frankreich als Milliardenlieferant in Rußland bewirkte, das zeigt die Geschichte heute deutlich. Die nichtsinnige Idee der Revanche verwandelte diesen „goldenen Segen“ in einen Fluch für beide Länder, für Frankreich und Rußland, und zu einer Quelle unendlichen Leids für ganz Europa. Das ist die „positive Kulturarbeit“, die Frankreich in Rußland leistete, das das traurige Ergebnis seines widernatürlichen Strebens, Deutschland von seiner Aufgabe zu verdrängen. War doch sein Bestreben nichts anderes als

Wie die Franzosen sich zum Kriege stimmten

die natürliche Ordnung, die geographische und historische Schichtung der Völker in Europa, wie sie nun einmal war, zu durchbrechen und aufzuheben.

„Le droit!“ — Bourdon's Anrufung des Rechtes — wie steht es damit? Sein Recht ist das Recht, wie es der Franzose versteht und wie es der Deutsche nie verstehen kann und darf, will er sich nicht selber aufgeben. Auf dem Wege, den Bourdon zeigt, wächst nicht das Recht und nicht der Friede, sondern die Phrase, die Lüge, der Krieg. Elsaß-Lothringen war nicht die Frage, sondern ein bequemer Mantel, das Wesentliche zu verhüllen. Das Wesentliche aber war die wachsende Stärkung und Lebenskraft Preußens und Deutschlands. Hinter der Revanche für 1870 steht die Revanche für Sadowa, hinter ihr die Forderung des linken Rheinufers und dahinter: die Zerstückelung Deutschlands. Jetzt, wo sie den Schein, den Frieden erhalten zu wollen, ja nicht mehr zu wahren brauchen, reden die Herren jenseits der Vogesen wieder einmal aufrichtig. Die Zerteilung Deutschlands ist wieder das Programm.

Es gibt ein höheres Recht, ein natürliches, das sich in der Geschichte stets wieder offenbart, und es lautet: Kein Volk, und wäre es das älteste, und wäre es im Besitze der halben Erde, hat das Recht, eine neue Lebenskraft und Schaffensfreude, die sich der Menschheit und ihrem Leben darbieten, vom Leben abzuschneiden und zu verdrängen. Diese höhere Lebenskraft wird und muß sich schließlich gegen ihre Vergewaltiger dennoch durchsetzen und sie daran verhindern, sie lediglich zur Vermehrung ihrer Renten zu mißbrauchen.

Auf diesem Rechte steht Deutschland. Und von diesem Rechte ist bei Bourdon und in Frankreich keine Rede, und in England nennt man es „deutsche Anmaßung“. Deutschland aber muß dieses Recht vertreten, nicht nur im eigenen Interesse, sondern nicht minder im Interesse der menschlichen Kultur, die ihm seine geschichtliche Aufgabe und damit seine Pflicht gestellt hat. Die Aufgabe umschließt die „elsaß-lothringische Frage“, wie sie für uns in Deutschland allein existierte, und sie war eine Frage viel mehr an Elsaß-Lothringen, als über Elsaß-Lothringen. Will und kann Elsaß-Lothringen die ungeheure und schwere Aufgabe, die auf Deutschland lastet, anerkennen? Kann und will es sie vom Gesichtspunkte der Menschenkultur anschauen lernen, anstatt dabei zu verharren, im Schatten seiner Kirchtürme über polizeiliche Ungeschicklichkeiten und bureaukratische Verletzungen seines Eigenstolzes zu klagen? Kann und wird es begreifen lernen, daß das, was sich hier gegenüberstand und gegenübersteht, ja nichts anderes war und ist, als das Recht der eigenen Art und das Recht der Gesamtheit?

Stehen sie sich aber gegenüber, so gibt es keine Lösung, sondern immer nur die Unterwerfung des Schwächeren durch den Stärkeren. Und das ist nicht so, weil die einen hier Elsässer und Lothringer heißen und die anderen Deutsche, sondern das ist stets und überall so. Aber die beiden Rechte müssen sich nicht gegenüberstehen, sondern sie können sich auch ergänzen. Und dann kommt es zu einer großen inneren Harmonie, wo der einzelne Ton

erst durch das Mitschwingen der anderen seine höchste und schönste Fülle erhält, weil einer den anderen stärkt. So aber müßte es sein zwischen Elsaß-Lothringen und uns. Und es muß und kann erst so sein, wenn man in Elsaß-Lothringen gelernt hat, daß man die deutsche Kraft nicht schwächen darf, sondern daß man der allgemeinen Kulturaufgabe wegen verpflichtet ist, sie zu stärken. Der ungeheueren Gefahr wegen, die von Rußland her, nicht vom Slaventum, sondern von Rußland, als der asiatischen Offensivmacht, droht, ist Preußen zu einer Zusammenhaltung, zu einer Erhaltung seiner Macht und Kraft gezwungen. Dieser Zwang setzt sich fort bis in die Zucht und Zuchtwahl der Familien hinein. Er erzeugt hier die stramme Unterordnung des Individuums unter den Staatsgedanken; er erzeugt die herbe Ablehnung westlichen romanisch-demokratischen Liberalismus, so daß ein allzutiefes Sich-einlassen auf westliche Probleme und politische Theorien dem geborenen Preußen als bedenklich erscheinen muß. Er fürchtet von ihnen — und doch wohl nicht ganz mit Unrecht — eine Lockerung der staatlichen Macht, eine Zersetzung der gesellschaftlichen Ordnung. Aber Preußen kann sich ohne allzugroße Einbuße diesen ausschließenden Konservatismus nur erlauben, weil sein ganzes Wesen auf dem Grunde des Protestantismus dennoch individualisierend und fortschrittlich gerichtet ist. Preußen muß vorwärts kraft seines innersten Wesens, kraft seiner politisch-geographischen Lage in Europa — am Ostrande der europäischen Kultur. Und dieser Zwang hat sein Wachstum verhindert, sich schon gleich über der Wurzel in Zweige und Äste zu spalten und zum Buschwerk zu werden; er hat das starke Stammwachstum erzeugt, das eine breite Krone zu tragen vermag; aber noch immer ist es so: wo ein neuer Zweig sich entfalten will, da verlangt es gleichsam um so festere Angliederung und Bindung an sein eigenes Stammwachstum. Diese Durchdringung mit „preußischer Staatsnotwendigkeit“ empfand man überall in Deutschland zuerst als alarmierend. Die Eigenart setzte sich zur Wehr, wie im Elsaß, aber allmählich erkannte sie doch, daß der preußische Einschlag, der Einschlag der staatlichen Pflicht und des völkischen Gewissens, sie viel mehr stärkte, als schwächte. Und längst steht es so, daß Preußen sich in den Rheinländern selbst die Wacht am Rhein und die Hüter des Stromes errang. Und die Wacht in den Vogesen?

Hier steht das Recht, dessen Anerkennung Deutschland von Elsaß-Lothringen fordern muß: Deutschlands Rücken zu sichern — ihn sichern zu helfen. Nicht nach Westen geht die Blickrichtung der deutschen Entwicklung, sondern nach Osten: Preußen ist die östliche Vormacht der Kultur Europas. Hier liegt seine, hier liegt unsere erste und vornehmlichste Aufgabe, an deren Verfolgung und Verwirklichung uns niemand nachhaltiger gehindert hat, als: Frankreich. Alle unsere unmittelbaren Bewegungen gegen Westen sind nichts als Reflexbewegungen, wozu uns unsere eigene Lebenssicherung zwang, und keine einzige ward von dem positiven Willen geleitet, den Bestand Frankreichs

Wie die Franzosen sich zum Kriege stimmten

zu erschüttern. Umgekehrt aber war der Wille Frankreichs von Anfang an positiv gegen die Stärkung Preußens, gegen die Einigung Deutschlands gerichtet. Und damit wird es niemals anders, so lange Deutschland an seiner Westgrenze Bevölkerungsschichten hat, die glauben, Brücken und Vermittler zwischen zwei Kulturen sein zu müssen. Es gibt keine zwei Kulturen, sondern nur eine einzige: die der Menschheit. Was da überbrückt werden soll, ist die Kluft zwischen zwei völkischen Eigenarten. Je tiefer und breiter aber die Kluft ist, um so stärker müssen die Brückenpfeiler sein, die an jedem Ufer die Brücke zu tragen berufen sind. Und erst dann lohnt sich ein Brückenschlag, wenn ein Verkehr über die Brücke erwartet werden kann. Dazu aber zeigte Frankreich bisher gar keine Neigung, im Gegenteil, alle Stege, die da vorläufig gespannt wurden und werden sollten, stellte es in die Rechnung seines Willens zur Revanche und zur feindlichen Invasion. Deutschlands Rücken war nichts weniger als sicher, denn jeden französischen Agitator empfing man im Elsaß mit unverhohlener Sympathie, und man bediente sich der Aufhebung des Paßzwanges nicht im Sinne Deutschlands, sondern im Sinne Frankreichs. Das Recht Deutschlands wurde nur von den Allerwenigsten verstanden und anerkannt.

Erst wenn dieses Recht im Bewußtsein der Elsaß-Lothringer lebendig wird, so werden auch die Brücken wirklich stark, die nach Westen führen sollen. Erst wenn Deutschlands Rücken sicher ist, wenn Frankreich anfängt, uns zu glauben, und wenn es damit die Fähigkeit gewinnt, zu begreifen, daß unser Wille nicht einem närrischen Macht- und Größenwahnsinn entspringt, sondern einer harten Notwendigkeit, dem harten Gebote der Pflicht, kurz, daß wir müssen, was wir tun, erst dann wird auch die Möglichkeit eines Verkehrs erscheinen, eines Ausgleichs und einer Verständigung zwischen zwei völkischen Eigenarten.

Leute aber wie den Herrn Bourdon können wir als Dolmetscher nicht anerkennen. Statt auf die Wogen, goß er das Öl in die Flammen.

Die Politik Österreichs im griechischen Freiheitskampfe 1822—1829.

Nach den Briefen des Hofrates v. Gens an Franz
Freiherrn v. Ottenfels.

Von

Josef Krauter.

„Was hilft alle Schreibung gegen blinde Übermacht auf einer, unheilbare Dummheit auf der andern und Erbärmlichkeit auf allen Seiten?“

Mit diesen Worten hatte Gens, kurz vor Ausbruch des russisch-türkischen Krieges 1828—1829, die Situation in Europa gekennzeichnet. Kürzer und prägnanter könnte man die Wirklichkeit nicht fassen — sie sind der Inhalt des jahrelangen Ringens Rußlands mit Österreich im Kampfe gegen und für die Türkei. Wenn wir diese diplomatischen Kämpfe überblicken, so sehen wir, mit welcher Falschheit und schleichender Tücke Rußland sich des sogenannten Freiheitskampfes der Griechen bediente, um sein Ziel — Zertrümmerung der Türkei, Durchfahrt durch die Dardanellen — zu erreichen.

Wie merkwürdig ist doch die Parallele von damals und heute! Auch heute ist Rußland mit England und Frankreich verbündet, damals hatte sich Rußland von der Heiligen Allianz, die es selbst begründet, losgesagt, um den Weg nach Konstantinopel zu gewinnen, nimmt den griechischen Freiheitskampf zum Anlaß, sich mit England zu verbünden, dem dann auch noch Frankreich beitrifft. Rußland war die „blinde Übermacht“, Frankreich und England und alle Griechenfreunde in Europa stellen uns die „Erbärmlichkeit“ der politischen Ideen in Europa dar, und unter „unheilbarer Dummheit“ verstand Gens die Türkei, weil sie allen Ratschlägen und Projekten, die Gens oder Metternich ausdachte, um Rußland an einem gewaltsamen Eingreifen in der Türkei zu hindern — oft ein starres „Nein“ entgegensetzte.

Die Briefe des Hofrates v. Gens an Franz Freiherrn v. Ottenfels, den Internuntius in Konstantinopel 1822—1832, sind eine wichtige historische Quelle für diese Zeit.

Erstlich hatte Gens das vollkommene Vertrauen des Fürsten Metternich. Gens hatte oft die Depeschen auszuarbeiten, teils nach kurzer Rücksprache mit Metternich, teils auch oft auf eigene Verantwortung. Bei Gens liefen alle Depeschen von allen Höfen Europas zusammen; er war von allem unterrichtet, was in den einzelnen Staaten vorging. Kein anderer wie er hatte

Die Politik Österreichs im griechischen Freiheitskampfe 1822—1829

einen so klaren Überblick über den politischen Stand der europäischen Staaten. Gens berichtet nun dem Gesandten Österreichs in Konstantinopel über die Verhältnisse in Europa und über die „orientalische“ Frage, und daher erscheinen seine Briefe als Momentbilder des jeweiligen Standes der Dinge in Europa.

Ottensfels hebt selbst in seinen Erinnerungen hervor, daß er absichtlich die Freundschaft des Gens gesucht und diesen Briefwechsel angestrebt habe; weil die Depeschen oft nicht genau ausdrücken, was man will — diese Briefe sollten ihm als Ergänzung der offiziellen Depeschen dienen.

1823.

Türkei und Rußland.

Im Vordergrund des Gedankenaustausches zwischen Ottensfels und Gens stehen natürlich die Verhältnisse in der Türkei und Rußland.

Der Aufstand der Griechen hatte die Türkei in die größte Schwierigkeit versetzt.

„Meine Ansicht,“ sagt Gens, „steht fest, für die Türkei bleibt nichts mehr übrig, als zu kapitulieren.“ „Die Türken haben an mir einen ihrer aufrichtigsten Freunde; und ob ich gleich ein besserer Christ bin als alle diese Revolutionshunde, die heute gegen die ungläubigen Barbaren bellen, so wünsche ich doch dem osmanischen Reiche eine lange und gesicherte Dauer und werde von diesem Wunsche nicht weichen, wenn zuletzt auch ganz Europa gegen mich aufstehen sollte.“ „Die allgemeine Lage für die Türkei ist sehr schlecht. Nur gewaltige Energie (wovon ich nichts sehe) oder baldige große Konzessionen können jetzt die Insurrektion hindern; wenn diese nicht etwa durch ihre eigene innere Zwietracht gestürzt wird, worauf man denn doch nicht mit Zuversicht rechnen kann.“

Zudem stand die Türkei in einem gespannten Verhältnisse zu Rußland, das seinen Gesandten Strogonoff von Konstantinopel am 10. August 1821 abberufen und somit die diplomatischen Beziehungen zur Pforte abgebrochen hatte. Es waren nun von seiten Österreichs die größten Anstrengungen geschehen, eine Ausöhnung zwischen beiden Staaten herbeizuführen. Dagegen hatten sich von seiten Rußlands und der Türkei große Schwierigkeiten erhoben. Rußland stellte an die Türkei große Forderungen. Durch den Ferman der Pforte für die Errichtung einer türkischen Handelsmarine sah sich Rußland in den Provinzen am Schwarzen Meere sehr schwer geschädigt und forderte Abhilfe dagegen.

Gens riet Ottensfels, in dieser Frage eine vermittelnde Rolle zu spielen, und glaubte, daß eine große Freiheit der Schifffahrt im Schwarzen Meere dem Handel Österreichs wenig oder gar keinen Eintrag tun werde.

Die Forderungen der Russen betreffs der Festungen im Schwarzen Meere findet Gens ungerecht, alles Recht stehe da auf seiten der Türken. Seine

einzigste Hoffnung ist da auf die Nachgiebigkeit Alexanders gerichtet, wenn diese nur irgendwie mit äußerem Anstande bewirkt werden kann. Geng tröstet Ottenfels immer wieder, daß von Rußland keine Gefahr drohe, da Kaiser Alexander zu sehr mit den Angelegenheiten in Westeuropa beschäftigt sei und daher die Beendigung der östlichen wünsche. Er ziehe zwar hundertzwanzig- bis hundertfünfzigtausend Mann im Westen zusammen, das dürfe aber niemanden beunruhigen, da diese bloß den Anhängern der revolutionären Faktion zum Schrecken gereichen würden. —

Aber Geng hatte sich getäuscht. Rußland stellte betreffs der Schifffahrt immer größere Forderungen, die Türkei zeigte sich wieder hartnäckiger und drohender in den offiziellen Notizen; besonders der Ferman über die befestigten Plätze am Schwarzen Meere war nach Geng' Urteil „unstreitig die größte aller Bestialitäten, deren sich die Pforte heute schuldig machen konnte, und die Artikel 4 und 9 desselben können allerdings nie, so wenig von uns und anderen als von Rußland geduldet werden. „In den Bemerkungen über die Navigationsakte hat der russische Kaiser recht, und wir müssen ihm bis auf den letzten Mann beistehen.“

Da erhob Rußland ein furchtbares Geschrei, als in Bukarest der Flüchtling Billara, der sich als Schatzmeister der Provinz Veruntreuungen zuschulden kommen ließ, vom Pascha von Silistria gefangen genommen wurde. Das war für Rußland ein neuer Vorwand zu Beschwerden gegen die Türkei.

Geng ist vollkommen überzeugt, Kaiser Alexander wünsche nichts weniger als die Komplikation mit der Pforte zu beendigen und die Wiederherstellung der Gesandtschaft bei der Pforte. Geng fürchte aber —, für einen Gesandten in Konstantinopel müsse man den richtigen Mann wählen. Wäre dies aber nicht der Fall, so befürchte er die Möglichkeit eines neuen Zwistes, und die Lage wäre noch kritischer als sie jetzt schon ist.

Ungeachtet dieser Verhältnisse ruft er aus: „Wir fühlen den Druck der gegenwärtigen Lage; können wir aber mit gutem Gewissen in den Kaiser dringen, daß er sich der Gefahr neuer und zehnmal ärgerer preisgebe? Würden Sie (Ottenfels) die Verantwortung übernehmen wollen? Ich wahrlich nicht. Der Fürst hat das nämliche Gefühl! Er wünscht und fürchtet zugleich die Wiederherstellung der russischen Mission!“

Erst im Juli erfährt Geng durch Lebzelter, daß die Dinge in Rußland schlecht stünden, daß man in Rußland erbittert sei über den schlechten Fortgang der Navigation mit der Türkei. Das ganze Geschrei in Petersburg drehe sich um die Schifffahrt im Schwarzen Meere; könne man da diesen Beschwerden abhelfen, so werde alles wieder gut und aller Hader wieder zu Ende sein. Denn die anderen Vorwände seien nur Lückenbüßer.

Solange der Kaiser Alexander nicht seinen eigenen, abgefonderten Weg einschlage, solange er noch mit uns zu Rade gehe und alle seine Schritte mit uns konzertierte, fürchte Geng wenig oder nichts. Bisher könne man nur

lesteres annehmen. Im Juli sagt Gens wieder: „An dem Tage, wo der Kaiser von Rußland erklären wird, daß er seinen Gesandten wieder nach Konstantinopel schickt, wird der Friede der Welt für lange Zeit besiegelt sein. An der Feier dieses Tages werden Sie (Ottenfels), mein Freund, Ihren wohlverdienten Teil haben. Sorgen Sie, daß er bald erscheine.“

Da sich aber die Türkei sehr widerwärtig benahm, so ist auch Gens darüber untröstlich.

„Ich sehe nur zu deutlich, wie schlecht unsere Sachen in Konstantinopel stehen; wie umwölkt der Horizont auf jener Seite von Europa ist und welche Ungewitter uns von dort her treffen können und früher oder später treffen werden. Wenn ich das Glück hätte, einen halben Tag mit Ihnen zu verleben, so würden Sie bald die Überzeugung gewinnen, wie hoch die orientalische Frage auf meiner politischen Leiter steht, und daß mein Meister unablässig darin herumstreift. Ich seufze aus diesem Grunde nach dem Ende des spanischen Krieges.“

Gens sieht den Schwerpunkt der Krisis nicht in Petersburg, sondern in Konstantinopel. „Der Knoten, der heute gelöst werden muß, um uns von allen Sorgen über das künftige Schicksal der orientalischen Länder zu befreien, muß ausschließlich in Konstantinopel gelöst werden.“

Gens sieht ganz richtig jetzt schon, daß die griechische Frage für die nächste Zeit eine der wichtigsten politischen Fragen der europäischen Politik werde. „Die türkisch-griechische Frage muß in den nächsten Jahren ein Objekt der wesentlichsten Erwägungen für die europäischen Kabinette werden. Es ist ein Zeitpunkt, vor dem ich zittere, aber der eintreten muß, wenn wir nicht noch ganz anderen Revolutionen als die bloße Losreißung der Griechen im Archipelagus auf gut Glück entgegengehen wollen.“

Inzwischen ist eine Zusammenkunft zwischen den beiden Kaisern in Czernowitz betreffs der russisch-türkischen Angelegenheit vereinbart worden. Gens fürchtet sich auf diese Zusammenkunft. In Konstantinopel ist die Hauptgefahr. „Eine einzige unglückliche Depesche aus Konstantinopel (denn dort allein sehe ich die Gefahr) könnte eine Wendung in die Sache bringen. Das Herz wird mir nicht wenig klopfen in den Tagen, wo ich die ersten Nachrichten vom Fürsten zu erwarten habe.“

„Als ich den Fürsten an den Wagen begleitete, war es mir, als sähe ich ihn in eine große, furchtbare Schlacht fahren. Wir werden siegen, wir müssen siegen. Gott sei mit uns allen!“

Glücklicherweise hatten Ottenfels und Lord Strangford in Konstantinopel in der Schiffahrtsfrage einen vollständigen Sieg errungen; die Türkei hatte in allen wesentlichen Punkten den russischen Forderungen nachgegeben.

Gens berichtet über die Zusammenkunft: „Ein Kurier aus Lemberg vom 10. hat endlich allen unseren Besorgnissen ein Ziel gesetzt. Der Fürst war an diesem Tage (er war nämlich erkrankt und in Lemberg zurückgeblieben) schon in der vollkommensten Genesung, die Krankheit ist abgetan. Seine Ab-

Josef Krauter

wesenheit von Czernowiz, obgleich immer sehr zu bedauern, schien doch der Hauptsache keinen wesentlichen Nachteil gebracht zu haben. Die beiden Kaiser hatten sich bereits am sechsten Tage wieder getrennt, aber nach allem, was man uns meldet, war der Kaiser von Rußland *comme de raison* mit den Resultaten und Berichten von Konstantinopel im höchsten Grade zufrieden gewesen. Beschließen konnte man freilich in Czernowiz unter so bewandten Umständen nichts, da aber Graf Nesselrode sich am 11. nach Lemberg begeben hatte, um dort mit dem Fürsten alle nötigen Verabredungen zu treffen, so dürfen wir jetzt doch das Beste erwarten."

"Die einzige noch offene Frage, die wegen Räumung der Fürstentümer, wird meines Erachtens so schwer nicht zu beseitigen sein, als Sie (Ottenfels) zu fürchten scheinen, und in keinem Falle kann ich mir denken, daß ein so vortrefflich geführtes und nun schon so weit gediehenes Werk an dieser einzigen Klippe scheitern sollte."

Die Insurgentenfrage wurde auch in Czernowiz nicht berührt, darin hatte Rußland selbst eingewilligt, diese Frage wollte man „*ajournieren*".

1824.

Metternich ließ nach der Zusammenkunft in Czernowiz an alle Höfe schreiben: „Die russisch-türkische Sache ist aus.“ Auch Geng meint, sie ist es nach meiner innigsten Überzeugung. Die Frage der Evacuation ist jetzt schon so bescheiden gestellt, daß die Türken ihr nicht mehr ausweichen können. Der Kaiser Alexander hat keinen anderen Wunsch mehr, als den Streit beendigt zu sehen. Ist Minciaty einmal in Konstantinopel, so wird die russische Mission sofort hergestellt werden.

Die Hauptrichtung der österreichischen Politik ist, die griechische Frage von der Evacuationsfrage zu trennen. Ottenfels hat in Konstantinopel nur auf die Räumung der Fürstentümer von türkischen Truppen zu dringen.

Aber auch in dieser Frage hatte die Türkei eine starre Politik getrieben. Es hatte Geng schon früher Ottenfels bekanntgegeben, der Türkei doch begreiflich zu machen, sie solle aus freien Stücken die Fürstentümer von Truppen räumen und nicht erst gedrängt und im äußersten Momente nachgeben. Doch Ottenfels war nicht imstande, dies durchzusetzen, weil Galib Pascha und besonders Mahmud der Zweite so starrköpfig waren. Schließlich hatte nun doch die Türkei auch in dieser Frage nachgegeben.

Veinlich berührt war Geng, daß auch hier die Pforte erst auf die Drohung des englischen Gesandten L. Strangford nachgegeben, und Geng fordert Ottenfels auf, der Pforte ins Gewissen zu reden und sich beim österreichischen Hofe zu entschuldigen; denn Österreich habe immer eine wohlmeinende Politik der Türkei gegenüber verfolgt, während die Englands immer unsicher und dunkel gewesen. Die Türkei sollte doch bedenken, daß noch die

Zeit kommen könne, wo ihr nur Österreich beistehen werde. Wenn sie aber von Frankreich und England ihr Heil in der Not erwarte, so könne sie sich verrechnen.

Geng ist unwillig über die militärische Untätigkeit der Türkei. Der Pascha von Skodra tue nichts, und ebenso die anderen. Er erwarte von den Unternehmungen zu Lande und zur See nichts; selbst die Hilfe der Ägypter werde nicht viel helfen, da die griechischen Schiffe dem Transporte auflauern werden und der türkischen Aktion es an Einheitlichkeit fehle.

Wiederholt gibt Geng seinem Unmut über die unzulängliche militärische Führung und den Mangel an militärischen Taten Ausdruck. Taten müssen entscheiden — nicht diplomatisches Gewäsch. Kann die Türkei ohne Griechenland bestehen? Darauf müsse man antworten: Es gibt heute nur ein paar sehr entscheidende Fragen, die mit Beiseitesetzung aller leerer Phrasologie verhandelt werden müssen. Ich bitte ums Wort; die erste heißt: „Kann das ottomanische Reich in Europa neben einem (größeren oder kleineren) unabhängigen Griechenland bestehen?“ Die Kabinette müssen ja oder nein antworten. „Ja, es kann bestehen.“ „Gut! so sucht diese Überzeugung der Pforte beizubringen! Durch Gründe nämlich, nicht durch Drohungen. Ihr müßtet denn unsinnig genug sein, diese Drohungen erfüllen zu wollen, mit anderen Worten, unsinnig genug, um die Pforte, die Ihr erhalten wolltet, zur Anerkennung ihres eigenen Heiles durch ein Mittel zu zwingen, welches ihren Untergang beschleunigen und besiegeln würde. In diesem Falle, nämlich, wenn Ihr die Existenz des türkischen Reiches mit Unabhängigkeit der Griechen vereinbar glaubt — bleibt nichts übrig als reine Neutralität. Überlast es den Griechen, der Pforte das Thema zu beweisen.

„Nein, es kann nicht bestehen!“

Wohlan, wenn das Eure Meinung ist, so legt Euch eine andere Frage vor: Wollt Ihr das türkische Reich oder ein unabhängiges Griechenland? Denn wenn sie erweislich unvereinbar sind, so müßt Ihr wählen. Ihr wählt das letzte? Das türkische Reich muß ja doch zerfallen. Halb verfallener Leichnam — barbarische Ausgeburt — Pestbeule usw. usw. So viel elende Gemeinplätze, als Euch beliebt! Ich aber frage weiter: Wollt Ihr es mit eigener hoher Hand zerstören? Habt Ihr das Recht dazu? Und wenn die schändlichen Theorien des Jahrhunderts es Euch zusprechen. — Habt Ihr berechnet, was auf Eure Heldentat folgen wird? Laßt wenigstens die Türken kämpfen, so lange sie können, und fallen, wenn sie nicht mehr können, da es Euch einmal gleichgiltig ist, daß sie fallen. Von Verlängerung des Blutvergießens — Länderzerstörung und anderen solchen Schrecken — sprechen nur noch alte Weiber oder listige Betrüger. Also auch in diesem Falle — Passivität.

Ihr wählt das erste? Das türkische Reich ist Euch zuletzt denn doch noch wichtiger als die Freiheit der Griechen? Dann sapere aude! Das türkische Reich ist nicht mehr zu retten, wenn ihm nicht aktiver Beistand ge-

leistet wird. Nur Rebellen — Freunde und Russen —, beide ungefähr vom gleichen Wert auf meiner Wage, können das Gegenteil lehren.

Ihr wagt es nicht? Die sogenannte Meinung erhebt sich gegen Euch? Die Journalisten tun Euch in den Bann? Geht zu Bett, vergrabt Eure Kunst und überlaßt Gott Euer künftiges Schicksal!

Dies, mein Freund, ist der Stoff zum Protokoll einer Konferenz, worin die große Frage des Augenblicks, nicht im Sinne einer diplomatischen Intrige, sondern einer ungeheuren Weltbegebenheit verhandelt würde!

Werden wir eine solche Konferenz erleben? „Schwerlich!“

Ja, diese Griechenfrage, diese beschäftigt Gens fortwährend! Er erkennt ihre große Bedeutung für Österreich. „Im nächsten Winter,“ schreibt G. im April 1824, „kommt die griechische Sache an die Tagesordnung. Dann mag Gott Ihnen und uns beistehen.“ Außer Gens denkt niemand an die Frage. Nur er hat sich die Mühe genommen, aus den verschiedensten Quellen ein wahrheitsgetreues Bild über die griechischen Unternehmungen zusammenzustellen, da die Berichterstattung der österreichischen Konsuls, des Weiß in Korfu und des Zen in Patras, so schlecht war, daß der österreichische Hof nur wenig unterrichtet war. Daher tritt Gens für einen tüchtigen Berichterstatter ein, der politisch und militärisch schnell und zuverlässig den Wiener Hof informieren soll. „Es ist die größte Wichtigkeit für uns, nicht bloß die Griechen, sondern auch die Engländer genau zu beobachten! Wir wissen nichts, was von Prevesa bis zum Süden von Morea vor sich geht.“ Für diese Nachlässigkeit werde die rächende Nemesis nicht ausbleiben. G. wirft in der griechischen Frage Metternich Leichtsin, Vernachlässigung vor, nur G. hat dieser Frage die verdiente Aufmerksamkeit geschenkt. Ja, er hat einen eigenen Vortrag für den Kaiser ausgearbeitet, um seine Idee, im jonischen Meer einen tüchtigen Berichterstatter zu haben, bei der Regierung durchzusetzen, und es wurde Hauenschild dafür in Aussicht genommen und zum Generalkonsulatsverweser, zuerst in Zante und dann in Korfu, bestimmt.

Gens war es also, der auf die großen Interessen Österreichs in der Adria hinwies und auf die Gefahr, die das Protektorat Englands über die jonischen Inseln für Österreich mit sich brachte. Daher verlangt er tüchtige Vertreter auf Korfu und in Griechenland, um gut unterrichtet zu sein. Wir müssen G. für den Scharfblick dankbar sein, den er auch hier wieder zeigte, und müssen auch da seinen Vorwurf gegenüber Metternich als ganz begründet erkennen.

Gens war es auch, der zuerst die Intrige der russischen Politik erkannte. Wohl ist er noch im Juni der Überzeugung, daß Kaiser Alexander der Beendigung des Geschäftes in Konstantinopel, der Ausöhnung zwischen Türkei und Rußland, keine Hindernisse in den Weg legen werde. Doch daß die Wege Rußlands sich von denen Österreichs trennen, ja daß die Allianz mit Rußland die freie Beweglichkeit der österreichischen Politik gehindert hat — so bei Portugal, weil sich sofort Rußland zurückgesetzt fühlte und sich darüber

beklagte —, daß alles hat Geng erkannt und ausgesprochen. „Rußland herbe Wahrheiten zu sagen, haben wir verlernt.“ Wiederholt hat Geng bemerkt, daß Metternich nachgiebig ist gegenüber Tatitscheff, daß Instruktionen und Depeschen wiederholt schärfer und schroffer ausfallen, als sie ohne Einfluß des Tatitscheff ausgefallen wären.

Geng beklagt es, daß dem Wiener Hofe jetzt nichts mehr übrig blieb als die stille Opposition mit Schmeicheleien zu verkleistern, wenn jenes Kabinett auch den Unsinn seiner Präntensionen noch so weit treibt.

Aber schon im September erkennt Geng, daß Rußland, besonders der Kaiser, vor Ungeduld brennt, die Unterhandlungen über die Pazifikation der Griechen zu eröffnen. „Daß aber Rußland die griechische Frage fallen ließe — nein! mein Freund! Das bitte ich Sie auch im Traume nicht zu hoffen! Wohin diese unseligste aller Verhandlungen führen wird, das ist heute nur noch Gott bekannt, aber bis auf die Hefen werden wir den bitteren Kelch auszutrinken haben.“ „Der Kaiser kann die Griechen nie und nimmermehr ihrem Schicksale preisgeben — so spricht nicht bloß Tatitscheff und die Tausende erbitterter Stodkrussen, die mit ihm Chorus machen — so spricht Messelrode — so spricht der Kaiser selbst auch in seinen besten und ruhigsten Momenten. Er hofft freilich — in namenloser und unbegreiflicher Verblendung — die starke kollektive Sprache, die energische Stellung, die Drohungen der europäischen Allianz würden unfehlbar und ebenso sicher als in Neapel, Piemont, Spanien, der Pforte dergestalt imponieren, daß sie als Mémoire sur la pacification — mit einigen Modifikationen! — mit Dank und Kniebeugung huldigend annehmen werde. Er will freilich vom Krieg nichts hören, aber nicht etwa, weil er fest entschlossen wäre, lieber die Griechen als den Frieden aufzugeben, nein! bloß weil er fest überzeugt ist, daß die Unterhandlung gar nicht fehlschlagen kann, wenn nur die Alliierten ihre Schuldigkeit tun. Daß der Plan seines Kabinetts barer Unsinn ist, das ahnt er gar nicht, und Messelrode gerät in Wut, wenn man es ihm nur von fern andeutet.“

Damit hatte Geng ganz richtig die zögernde Politik des Kaisers Alexanders gekennzeichnet. Während nach der Zusammenkunft von Czernowitz die Evaluation der Fürstentümer als Hauptforderung Rußlands gegolten und schließlich die Türkei hierin nachgegeben hatte, wurde dieser Punkt zurückgestellt und nun die griechische Frage in den Vordergrund gerückt. Geng fürchtete dabei die Intervention der Höfe, weil er die feste Überzeugung hatte, daß sie nichts zur Lösung der Schwierigkeiten beitrage, wohl aber neue und schwere Verwicklungen herbeiführen könnte, und weil im Hintergrund immer die Beforgnis irgendeines unerwarteten Streiches von seiten Rußlands bestehen bliebe.

Geng hatte Ottenfels immer Klage geführt, daß außer ihm in Wien (auch der Fürst mit eingeschlossen) niemand die türkisch-griechische Komplikation in ihrer vollen Wichtigkeit beherzigt: „Nach meiner innigsten Überzeugung ist diese heute bei weitem die größte Sache, die uns vorliegt.“

„Mag es in den anderen Ländern drunter und drüber gehen — das macht nichts: Osterreich wird in seinen Grundrechten nicht erschüttert, in seinen Hauptverhältnissen nicht gestört. Ganz anders ist es mit dem Gange und den Schicksalen unserer östlichen Nachbarstaaten beschaffen, hier gilt es Aufrechterhaltung oder Untergang unseres ganzen politischen Systems. Hier handelt es sich um Leben und Tod.

„Der Fürst betrachtet diese großen Gegenstände zwar nicht aus einem von dem meinigen abweichenden Gesichtspunkte, wir sind vielmehr einig, so oft wir darüber sprechen.

„Aber es beunruhigt und betrübt mich so sehr, daß er ihnen nicht die Zeit und die Aufmerksamkeit widmet, womit er andere, weit weniger wichtige, behandelt. Er teilt meine schweren und doch wahrlich wohlbegründeten Sorgen nicht lebhaft genug, er meint zuweilen, ich sehe auf dieser Seite zu schwarz in die Zukunft. Er zählt auf das Glück, womit er bisher diese verwickelte Sache geführt — das heißt hingehalten hat, er beschäftigt sich ungern mit entfernten Gefahren, er liebt überhaupt alle die Dinge nicht, wobei er nicht unmittelbar eingreifen kann, und möchte Übel, die er nicht zu bezwingen vermag, sich selbst und anderen lieber völlig weg demonstrieren.

„Je mehr ich ihn in solcher Stimmung sehe, desto stärker glaube ich auch verpflichtet, meine Gedanken auf die kritischen Verhältnisse zu konzentrieren, aus welchen über kurz oder lang nicht zu berechnende Verlegenheiten für uns hervorgehen werden. Weder Sie (Ottenfels) noch ich werden diese Verlegenheiten aufhalten. Aber lassen Sie uns wenigstens gemeinschaftlich alle unsere Kräfte aufbieten, um dem Augenblick der Gefahr nicht unvorbereitet entgegenzugehen. Gewähren Sie mir wenigstens die Genugtuung, daß Sie meine Besorgnisse nicht für leere Träume ansehen und daß ich vollkommen recht habe, wenn ich die Sache, an welcher wir zu arbeiten berufen sind, hoch über jede andere stelle.“

Genz kam auf die Stärkung der österreichischen Seemacht in der Adria zu sprechen, und er ist von der großen Wichtigkeit derselben so überzeugt, daß er alles aufbieten werde, um den Fürsten dazu zu bewegen. Da klagt er nun Ottenfels: „Leider stehe ich in derlei Dingen ganz allein, und was ich nicht aufs Tapet bringe, spricht kein anderer je aus. Die Untätigkeit und Sorglosigkeit, die über dergleichen Dingen in der Staatskanzlei herrscht, ist eine wahrhaft türkische. Ich bemerke dies sine ira et studio... Mit dem Fürsten komme ich recht gut fort, so lange es Dinge gilt, wo ich unmittelbar eingreifen kann; sobald es sich aber um Fragen handelt, wobei andere Departements konkurrieren oder gar um Maßregeln, die Geldanweisungen erforderten — bin ich aufs Haupt geschlagen. Mit unseren Seekriegsmitteln muß aber etwas geschehen, wenn nicht die schlimmsten Folgen entstehen sollten.“

Genz ist immer der Warner, der Mahner, wenn irgendwo und besonders

im Südwesten für Österreich Gefahren im Anzuge sind. Gens redet da wiederholt auch Metternich ins Gewissen und setzt alle Hebel in Bewegung, um bei dem Mangel der Initiative und bei dem schleppenden Gange der österreichischen Verwaltung wenigstens die ärgsten Schäden abzuwenden.

Als der österreichische Handel in den levantinischen Gewässern im Jahre 1825 in eine kritische Lage kam, da war es wieder Gens, der sich dieses Geschäftes annahm, der Metternich mündlich darüber einen Vortrag hielt und alles in Bewegung setzte, um die „Sicherheit unseres Handels und die hart bedrohte Ehre unserer Flagge aufrechterhalten zu können“.

Leider waren alle seine Bemühungen umsonst, da alle Vorschläge, die Marine zu verstärken, beim Kaiser auf großen Widerstand gestoßen sind. „Der Kaiser will nichts davon hören, verweist uns auf ein oder zwei Schiffe, die in bedürftigem Jahre von Palermo abberufen werden sollen, und tritt der Meinung der Hofkammer gegen die unserige und die des Hofkriegsrats bei. Es ist ein wahrhaft niederschlagendes Resultat. Indessen bereue ich die vielfältige fruchtlose Mühe und Arbeit, die ich seit Jahr und Tag an dieses Geschäft gewendet habe, keineswegs. Ich habe meine Pflicht getan, für den Ausgang war ich nicht verantwortlich. Wir müssen *bonne mine à mauvais jeu* machen, mit Mut und Energie werden wir dem Lumpengesindel der Seeräuber doch wohl noch die Spitze bieten. Nur muß jeder tun, was er vermag, und sich durch keine übertriebene Furcht vor Responsabilität zurückhalten lassen.“

1825.

Zu den wichtigsten Ereignissen in der orientalischen Frage gehörte die Petersburger Konferenz und die auf derselben beschlossene Intervention bei der Türkei betreffs der griechischen Frage.

Wir müssen uns die schwierige Stellung des Wiener Hofes vor Augen halten. Gens und Metternich wollen vom Terrain des Rechtes und der Loyalität nicht weichen. Metternich will und kann die Türkei nicht aufgeben, diese aber ist schwer imstande, den Griechenaufrstand niederzuschlagen. Was blieb nun Metternich anderes übrig, als der Türkei immer einzureden, Rußland nachzugeben, um ja ein bewaffnetes Einschreiten Rußlands zu verhindern. Der Aufstand der Griechen ist nach Ansicht Metternichs und Gens' eine Revolution gegen die legitime Autorität der Türkei; daher das Wüten der beiden gegen die Griechen. „Unsere Sache ist zunächst nur, daß die Revolution aufs Haupt geschlagen werde; mag dies nun durch den Teufel oder seine Großmutter geschehen.“

Die Griechen sollen von den Türken geschlagen werden, wie und mit welcher Hilfe, das ist gleichgültig. Nun kam die Petersburger Konferenz. Da hatte Lebzeltern mit der Anerkennung der Unabhängigkeit Griechenlands gedroht.

Das war natürlich nur Gaugelspiel, um Nesselrode in Verlegenheit zu

bringen und zur Erklärung zu drängen, daß Rußland die Unabhängigkeit Griechenlands nicht wolle, sondern unter der Souveränität der Türkei, unabhängig nur in der inneren Verwaltung.

Genz erklärte, er fürchte die Unabhängigkeit der Griechen weniger als einen Krieg Rußlands mit der Türkei. Denn dieser würde unmittelbar den Untergang des türkischen Reiches zur unvermeidlichen Folge haben. Österreich ist nur äußerlich für die Unabhängigkeit Griechenlands, nicht aber in Wirklichkeit. Das müssen sie der Bedeutung der öffentlichen Meinung, die nun einmal für die Griechen in Europa ist, zugestehen. Sie dürfen ihre wahre Absicht nicht öffentlich aussprechen, denn sie müssen Rücksicht nehmen auf diese öffentliche Stimmung, da der stärkste Minister diese nicht geringschätzen dürfe.

Im Grunde ging Metternich nicht konsequent in dieser Haltung vor; aber der Wiener Hof war eben in einer großen Klemme. Er will die Allianz mit Rußland nicht brechen — Rußland will die Türkei zur Approbation seiner Einmischung in die griechische Angelegenheit zwingen — Der Wiener Hof will Aufrechterhaltung der Türkei — was blieb aber übrig, als Vermitteln, die Türkei zur Nachgiebigkeit drängen, um einen Krieg, der die Vernichtung nach der Auffassung des Wiener Hofes bedeutet, zu vermeiden. Daher geben sie lieber einen Teil ihres Prinzips preis und stimmen für die Unabhängigkeit Griechenlands, denn dies ist für Österreich das kleinere Übel.

Genz fühlt diese Inkonsequenz und seufzt: „Niemand ist tiefer als ich von der Ungerechtigkeit und Ungültigkeit unseres ganzen Unternehmens durchdrungen. Selbst der Fürst, der freilich oft eine Sprache führt, worauf man auf ganz andere Gesinnungen und eine gewisse Hoffnung und Zuversicht, hier einen großen Sieg zu erringen, schließen könnte, denkt im Grunde wie ich, in Stunden des Ernstes gesteht er es mir auch.

„Ob wir früher den jetzigen Verlegenheiten hätten vorbeugen können, will ich nicht untersuchen. Genug! Heute steht es nun einmal so, daß wir Rußland nur durch rastloses Manöuvrieren auf guten Wegen erhalten können.“

Das Ergebnis der Petersburger Konferenz war sehr kläglich. Die Gesandten der vier Mächte sollten beauftragt werden, mit der Pforte in vertrauliche Verhandlungen zu treten, um eine Intervention der Mächte zur Beendigung der Wirren im Orient zu erlangen.

Genz sah nun die Lage wieder sehr günstig. Es handelte sich nur darum, die Pforte dazu zu bringen, diese Intervention anzunehmen. Auf einen so höflichen Antrag, den Ottenfels noch modifizieren könnte, im Verein mit den übrigen Gesandten, wie er wollte, läßt sich durchaus eine ablehnende, harte oder irritierende Antwort kaum denken.

„Erfolgt nun diese nicht, so ist, wie ich Ihnen (Ottenfels) seit vier Monaten versichert habe und heute mit weit größerer Festigkeit und Zuversicht wiederhole, nichts, gar nichts zu befürchten. Das Spiel der Pforte

beschränkt sich einzig darauf, Miene zu machen, als ob sie die guten Intentionen der Höfe mit Dank anerkannten und den guten Rath und Beistand derselben nicht von sich weisen würden. Alles übrige wird sich von selbst geben.“

Im Grunde war Gens der ganzen Interventionsfache abgeneigt.

„Der Pazifikationsversuch ist ein, in seiner innersten Essenz so töricht und verkehrtes Unternehmen, daß er früher oder später unter seinen eigenen Schwierigkeiten und Widersprüchen notwendig erliegen muß. Das russische Kabinett fängt an, zu dieser Erkenntnis zu gelangen. Der Kaiser hat nie weniger Lust gehabt, es zu einem Kriege kommen zu lassen als jetzt. Der Kaiser will mit der Einstimmigkeit aller Alliierten die Türkei schrecken, alsdann aber, wenn der Fall je einträte, sich das Verdienst der Großmuth zuzuschreiben. Ausgesprochen ist nun einmal, daß die Alliierten mit Zwangsmaßregeln nichts zu schaffen haben wollen.“

„Alles, was wir innerhalb dieser Grenzen tun können, um den Kaiser mit schönen Phrasen und entfernten Hoffnungen hinzuhalten, müssen wir tun.“

„Da erhielt Tatisttscheff durch einen Kurier aus Warschau eine lange Depesche voll der bitteren Klagen über den armseligen Ausgang der Petersburger Konferenzen und den von den Ministern der Alliierten (id est v. Lebzelttern) gegen alle russischen Propositionen erhobenen Widerspruch. Um endlich zum Ziel zu gelangen, verlangt das russische Kabinett, daß seine Alliierten sich bestimmt erklären, „ob sie im Falle eines beharrlichen Widerstandes der Pforte gegen die Friedensvorschläge der Mächte, Zwangsmaßregeln (gegen die Pforte nämlich, denn man geht immer davon aus, daß gegen die Griechen keine möglich sind) zu ergreifen geneigt wären?“ — Der Fürst, schon voll Indignation über das ganze miserable Benehmen des russischen Kabinettes, während der Konferenzen durch jene Depeschen vollends aufgeregert, und der ewigen Plackereien satt und müde, beschloß, diesmal rein heraus und so zu sprechen, daß man ihm nicht wieder zu Leibe gehen könnte. Es wurde demnach eine Note an Tatisttscheff als Antwort auf eine von ihm an den Fürsten erlassene abgefaßt und in derselben das Kapitel von den eventuellen Zwangsmaßregeln erschöpfend verhandelt. Wir erklären uns ein für allemal wider jede Maßregel dieser Art.“

Von Krieg wollen wir ebenso wenig wissen als der Kaiser Alexander — wenigstens nach seinen fortdauernden und neuesten Versicherungen. Zurückberufung der Missionen von Konstantinopel kann nach unserer Ansicht nie stattfinden; und temporäre Okkupation der Fürstenthümer, wovon zwar in den Konferenzen nicht die Rede gewesen war, wohl aber in den Privatdiskussionen zwischen Nesselrode und Lebzelttern — wird als zweckwidriger und dabei höchst gefahrvoller Schritt ebenfalls rein von uns verworfen. Außer den Gründen, die gegen jede dieser Maßregeln, einzeln betrachtet, streiten, wird in der Note das Argument, welches sie alle umfaßt, ganz vorzüglich herausgehoben, daß nämlich nicht nur durch jede wirkliche Feindseligkeit gegen die

Pforte, sondern selbst durch jede ernsthafte Bedrohung derselben die Opposition und der Trotz der Griechen aufs höchste gesteigert, mithin der Zweck der Höfe, die nicht die Unabhängigkeit der Griechen wollen, vereitelt und die Pazifikation im Sinne der Alliierten unmöglich gemacht würde.“

„Die Antwort auf die Satischefische Note ist in den letzten Tagen des Mai nach Warschau abgegangen. Diese Antwort ist eine Epoche in der Geschichte dieser unseligen Verhandlungen. Der Kaiser wird daraus sehen, daß er von uns (und folglich auch von Preußen und Frankreich) bei keinem gewaltsamen Schritt gegen die Pforte irgendeine Mitwirkung zu erwarten hat und daß er also entweder in unser System eingehen oder seine eigene Straße wandeln, sich von der Allianz trennen und allein vorausschreiten muß. Daß er diesen Entschluß je fassen sollte, glaubt der Fürst nicht, und auch ich, obgleich weniger ratvoll, finde es überaus unwahrscheinlich, doch mag ich es nicht als schlecht hin unmöglich betrachten.“ —

Damit hatte der Wiener Hof die russische Politik zur Entscheidung gedrängt. Es war der Erfolg bei der Konferenz in Petersburg, für Österreich ein Erfolg, aber kein entscheidender, vollständiger, nur ein temporärer. Geng hatte trotz seiner anfänglichen Übertreibung das erkannt. „Der Knoten ist dadurch nicht gelöst, nur eine neue Frist zur Lösung gewonnen. Rußland wird die Pazifikation Griechenlands in seinem Sinne nie aufgeben, sollte auch die Insurrektion bis auf die letzte Spur vertilgt werden; es wird immer, indem es auf das künftige Schicksal der Griechen durch gute oder schlechte Mittel zu wirken sucht, seine Ehre zu retten und seinen (unwiederbringlich) verlorenen Einfluß wieder herzustellen trachten. Hierüber dürfen wir uns nicht täuschen, und die Auszüge aus dem Lebzelternschen Berichte, die ich Ihnen heute mitteile, werden Ihnen beweisen, daß auch er die Sache so ansieht. Hätte ich nicht die mächtigsten Gründe, zu glauben, daß der Kaiser Alexander sich nie entschließen wird, allein zu einer gewaltsamen Maßregel zu schreiten, und wäre diese meine Überzeugung nicht durch die noch viel stärkere des Fürsten (an den ich in Fragen dieser Art selbst gegen meine eigene Überzeugung unbedingt glaube) garantiert — so würde mir vor der Zukunft sehr bange werden.“

Türkei.

Konsequent war die Politik des Wiener Hofes nur gegenüber der Türkei, indem man da zum Nachgeben gegenüber Rußland riet. Zuerst hatte Geng dem österreichischen Gesandten den Rat erteilt, er solle die Türkei dazu bringen, daß sie der Rebellion ein Ende mache, bevor noch fremde Höfe die Pforte in die Enge trieben. Wenn Ottenfels das zustande brächte, so verdiente er ein großes Denkmal. Dann solle Ottenfels wieder die türkischen Minister auf den Weg der Vernunft, der Ruhe, der Gelassenheit führen, sie vor neuen Übertreibungen, besonders von bitteren, trotzigem und unanständi-

gen Äußerungen abhalten. Vermöge der Gesandte das nicht, so seien alle ihre Bemühungen und Künste umsonst. Wenn der Sultan nichts von der Kapitulation mit Rebellen hören wolle, so müßte Gott vom Himmel steigen, um dieser Komplikation ein glückliches Ende zu machen.

Da die Türken die Hilfe Ibrahim Paschas von Ägypten erhalten und dieser Fortschritte gemacht, so hatte man auf eine gewaltsame Unterdrückung der Griechen gehofft. Zudem waren die Griechen unter sich uneinig und schienen sich im Bürgerkriege aufzureiben. Aber die Engländer hatten den Griechen wieder Geld, siebenhunderttausend Piaster, geliehen, und Geng war darüber empört. Er erkannte, daß die Hauptgefahr von England komme. „Sie (die Griechen) werden am Ende eine zweite Anleihe zustande bringen, und dann mag Gott den Türken im nächsten Feldzug beistehen. Das ist das größte aller Übel. Diese Geldquelle in London sollte bald verstopft werden und damit den Griechen der Hals gebrochen werden.“ Diese Mittel hatten den Griechen immer wieder eine Widerstandskraft gegeben. Aber Geng hatte sich auch mit diesem Gedanken abgefunden sowie mit der Unmöglichkeit, durch die Türken vernichtet oder besiegt zu werden.

„Die Pforte,“ schrieb er, „hat es durchaus in ihrer Gewalt, der Insurrektion jetzt eine entscheidende Wendung zu geben zu ihrem eigenen Heil oder zu ihrem eigenen Verderben. Der Sultan und seine Minister haben das letzte Spiel, wenn sie nun den großen Entschluß fassen können, gegen die Höfe mit einiger Klugheit in scheinbarer Selbstverleugnung und Gelehrigkeit zu verfahren. Nimmt die Sache eine schlechte Wendung, so ist es von nun an ausschließlich ihre Schuld. Mit einiger Geschicklichkeit könne sie ihre jetzigen Gegner zu Alliierten machen; tun sie es nicht, so machen sie sie zu ihren Gegnern.“

Als nun der Reis Effendi die Intervention in der Griechenfrage direkt abgelehnt und sein Widerstand auch in der Baschbeschl-Uga sehr stark war, da war der Zorn Geng' über die unverbesserliche Verstocktheit und Ungeschicklichkeit der türkischen Minister sehr groß. „Was denken denn diese Leute,“ schrieb er voll Verbitterung, „glauben sie es denn im Ernste mit Rußland aufnehmen zu können? In dieser Sache hatten sie das leichteste und beste Spiel von der Welt. Die Beschl-Ugas haben für die Türkei keine Bedeutung. Sie würden Rußland dadurch nur in Verlegenheit gebracht haben, ohne ihre eigene Würde im geringsten zu kompromittieren.“

Als Canning die Freistaaten Mexiko und Kolumbia anerkannte und mit ihnen Traktate abgeschlossen hatte, da war es Geng nicht mehr zweifelhaft, daß Canning in der griechischen Sache auf seiten der revolutionären Partei stand und daß er für die Griechen, und ein Gegner der Pforte sei. Damit war auch für den Wiener Hof Klarheit gegeben worden, welche Haltung England in der griechischen Frage einnehmen werde.

(Schluß folgt.)

Goethes „Euphrosyne“.

Ein Erlebnis und seine Gestaltung.

Von

Berthold Lizmann¹⁾.

Es mag fast vermessen erscheinen, zum mindesten als ein Wagnis, wenn ich mitten in den Gewitterstürmen, in denen eine neue Epoche der Weltgeschichte sich ankündigt, aus einer Gegenwart heraus, die jeden einzelnen von uns auf die stärkste Probe vaterländischer Pflichterfüllung stellt, weil es ums Leben geht, Sie bitte, eine kurze Spanne Zeit der stillen Betrachtung eines Kunstwerks zu widmen, dessen Problem und dessen Gestalt uns im Augenblick so fern zu liegen scheinen wie die Gesilde der Seligen. Aber ich wage es, gerade im Gedanken daran, wie not es uns allen tut, stark und den Aufgaben gewachsen zu sein, die die Zeit uns stellt. Auch unsere Söhne und Brüder, die draußen für uns unter Waffen stehen, wissen es, wie gut für den ganzen Menschen mitten im Donner der Schlachten solch eine stille Feierstunde der Seele ist. Sie werden es, ebenso wie ich, aus ungezählten Briefen von der Front und aus den Schützengräben wissen, wie viele unserer Feldgrauen ihren „Faust“ mit hinausgenommen haben und sich aus der Zwiesprache mit Goethe Freude und Mut zu neuen Taten schöpfen. Das ist ja doch das Zeichen der ganz Großen, daß sie in jeder Stunde uns nahe sind und uns etwas zu sagen haben: der Hauch der Ewigkeit, der uns aus ihren Worten anweht.

Und deshalb bitte ich auch Sie, heute mit mir für einen Augenblick, wie in ein stilles Heiligtum, in Goethes Schöpferwerkstatt einzutreten und dem Genius beim Werk zuzuschauen. Es ist wie der Gottesfrieden einer Kirche, in die auf dem Weg zur Schlacht der Soldat eintritt, um dann doppelt trübsig dem Tod und Teufel da draußen die Stirn zu bieten. Daß ich aber nun heute über die Elegie „Euphrosyne“ zu Ihnen sprechen möchte, wird manchem, vielleicht, gerade wenn er das Gedicht kennt, seltsam dünken. Denn bei der Lektüre wird es den meisten erschienen sein wie ein schönes Haus, aber mit verschlossenen Türen und verhangenen Fenstern. Die Elegie „Euphrosyne“ setzt eben zum Verständnis die Kenntnis bestimmter positiver Tatsachen und Vorgänge voraus, die nicht aus dem Gedicht selbst erschlossen werden können, und scheint dadurch dem allgemein gültigen Satze zu widersprechen, daß jedes

¹⁾ Erweiterung eines am 3. März 1915 in der Kunstgesellschaft in Hamburg gehaltenen Vortrages.

Goethes „Euphrosyne“

Kunstwert sich selbst erklären, aus sich selbst verstanden werden muß. Während man Gedichte, wie die „Zueignung“, auch „Altenau“, rein als Kunstwerk genießen und, jedenfalls bis zu einem gewissen Grade, die inneren Vorgänge und Zusammenhänge auf dem Wege psychologischer Analyse sich selbst erläutern und erschließen kann, auch wenn man vom Dichter und seinem Leben so gut wie nichts weiß, bleibt „Euphrosyne“ ohne Erläuterung unverstänlich; es ist mit dem Erlebnis noch wie durch eine Nabelschnur verbunden, noch nicht frei geworden, und konnte es auch seiner ganzen Anlage nach nicht, ohne das Persönlichste, Intimste zu zerstören. Es ist also eine Ausnahme, die wie immer die Regel bestätigt, aber zugleich auch ein Gedicht, dessen inneres, individuelles Gesetz zu erfassen für jeden künstlerisch Genießenden von besonderem Reiz und auch nicht schwer ist, wenn man sich von vornherein klar darüber ist, daß es sich um eine künstlerische Schöpfung handelt, die man wie eine seltene schöne Blume nicht im Vorübergehen für einen Augenblick flüchtigen Genießens sich vom Zweig bricht, sondern die man mit den Wurzeln und dem sie umgebenden Erdreich ausheben muß, um ihrer Schönheit froh zu werden. Diesen Versuch möchte ich heute mit Ihnen, für Sie wagen.

Welche Bilder, welche Eindrücke weckt zunächst die Elegie im Leser? Eine einsame Bergwanderung, eine Lichterscheinung im Sonnengewölk aufschwebend, ein Bild vergangenen Lebens, enthüllt durch Geistermund, ein Abschied, eine Klage, ein Hoffnungsausblick — „und über dem Wald kündigt der Morgen sich an“.

Was sagt uns das Gedicht, von wem sagt es? Von zwei Menschen, von denen wir den einen, Goethe, kennen oder jedenfalls zu kennen glauben, während wir den anderen zunächst nur mitfühlend ahnen und wittern, bis wir beim Scheiden merken, daß wir durch das Medium des Dichters auch sein Bild als unverlierbares Besitztum im Herzen tragen: ein Mensch, der im Dasein des Dichters eine Zeitlang ein Freudebringer war, und dessen Tod infolgedessen auf seinen Weg einen tiefen Schatten wirft. —

Das ist der erste Gesamteindruck, der aber sofort eine Anzahl von Fragen wachruft, die Antwort erheischen, Fragen, die beantwortet sein müssen, ehe wir an die Erfassung des Kunstwerks als solches herantreten.

Wir fragen zunächst, wo und wann hat Goethe das erlebt, das innere Erlebnis, aus dem das Gedicht erwuchs, und jene früheren Erlebnisse, von denen es uns als Erinnerung Kunde gibt? Und wir fragen ferner, wer ist die Persönlichkeit, die er uns hier unter dem Namen Euphrosyne ans Herz legt? Daß es sich um eine Totenklage um eine junge Schauspielerin handelt, die der Dichter gebildet, leuchtet auch dem naiven Leser ein. Aber bei den starken Akzenten, die Goethe der Nanie gibt, ist es natürlich, daß der Leser begierig ist, zu erfahren: wen meint er? Da die Elegie darauf keine Antwort gibt, auch nach ihrer inneren Anlage nicht geben konnte, andererseits der Dichter selbst die Notwendigkeit einer Aufklärung über diesen Punkt

außerhalb des künstlerischen Rahmens empfand, so gab er beim ersten Druck im Schillerschen Musenalmanach für 1799 im Inhaltsverzeichnis die Erläuterung: „Zum Andenken einer jungen talentvollen, für das Theater zu früh verstorbenen Schauspielerin in Weimar, Madame Becker geb. Neumann“. In den Ausgaben aber ward diese so nützliche und nötige Aufklärung leider fortgelassen und dadurch für den nicht mit Goethes Leben innerlich Vertrauten der Schlüssel verloren. Aber freilich sagt uns Nachgeborenen auch dieser Mädchen- und Frauennamen aus der Theatergeschichte an sich noch wenig genug. Eher vielleicht der andere, der der Elegie den Namen gegeben hat — „Euphrosyne“ —! Doch auch hier scheint tieferem Eindringen ein Riegel vorgeschoben, wenn dem Wissbegierigen wieder nur die Theatergeschichte die nüchternen Tatsache präsentiert: „Euphrosyne ist die letzte Rolle, in der Goethe jene Madame Becker geb. Neumann hat auftreten sehen.“ Denn was ist uns der Name einer Rolle in einem längst vergessnen Stück! Und doch weist eben dieser Name uns den Weg in das Innere, in das Allerheiligste. Nur muß man ihn lösen von der zufälligen anekdotischen Verknüpfung mit jener Rolle. Dann spricht er zu uns, wird uns zum Symbol. Euphrosyne ist eine der Grazien, die Trägerin festlicher Freude, und so erscheint dieser ursprünglich unpersönlich-zufällige Name wie besonders geprägt für sie, als Wesensausdruck der lieblichen Gestalt, die die Gedanken des Dichters in Klage und wehmütiger Trauer umspielen. Sie heißt nicht Euphrosyne, sie ist es selbst. So erschließt der Titel in der Tat schon etwas vom Wesen des Gedichts, erschließt das Typische und Individuelle der Persönlichkeit jener Christiane Neumann, verehelichten Becker, die so jung sterben mußte, und über die Näheres zu erfahren uns nun ernstlich verlangt. Was wir wissen, ist in kurzem folgendes: Christiane Neumann, die die Vollendung ihres neunzehnten Lebensjahres nicht erleben sollte, gehörte zu den stärksten Talenten, jedenfalls zu den größten Hoffnungen der Weimarischen Bühne, die seit 1791 unter Goethes Leitung stand. Als sechsjähriges Kind war sie mit der Bellomoschen Truppe, der ihre Eltern angehörten, 1784 nach Weimar gekommen und hatte, von Corona Schröter geschult, schon frühzeitig Proben einer ungewöhnlichen schauspielerischen Begabung abgelegt. Als im Jahre 1791 Herzog Karl August die Errichtung einer eigenen Hofbühne unter Goethes künstlerischer Leitung beschloß, war mit einigen anderen Mitgliedern der Bellomoschen Gesellschaft auch Christiane mit ihrer Mutter übernommen. In den Tages- und Jahreshften 1791 schreibt Goethe darüber: „Kurz vor der Veränderung starb ein sehr schätzbarer Schauspieler, er hinterließ uns eine vierzehnjährige (13) Tochter, das lebenswürdigste, natürlichste Talent, das mich um Ausbildung anflehte.“ Seitdem ist die Lebenslinie dieses halbwüchigen Kindes mit Goethes künstlerischer Arbeit für das Weimarische Theater aufs engste verschlungen und verknüpft. Am 31. Dezember 1791, der Schlußvorstellung des ersten Jahres unter seiner Leitung, wird als Epilog

Goethes „Euphrosyne“

Christiane vorgeführt, in der Mitte von vielen Kindern, und auf die Lippen dieses Kindes legt er die Worte seines Epilogs¹⁾:

Sie haben uns herausgeführt, die Jüngsten,
Zum neuen Jahr ein freundlich Wort
An euch zu bringen. Kinder, sagen sie,
Gefallen immer, rühren immer; geht,
Gefällt und rührt!

.....

Und auch in den folgenden Jahren erscheint die lieblich kindliche Gestalt mehr als einmal vor dem Vorhang, um mit dem Wort des väterlichen Freundes, das ihrer Individualität sich anschmiegt, die Stimmung im Hause zu wecken, die er wünscht und braucht. Und da ist vor allem ein Prolog aus dem Jahre 1794²⁾, in dem die nunmehr Sechzehnjährige in den Knabenkleidern ihrer Rolle in einem Ifflandschen Stück den Wiederbeginn der Vorstellungen in Weimar eröffnet. Einer, aus dem die ganze zärtlich schalkhafte Anmut der Künstlerin und die zarte Sorgfalt und Liebe, die dieses childwise hier umgibt, uns anweht, bis zur Illusion des Miterlebens. Die Sechzehnjährige ist inzwischen bereits Frau geworden, glückliche Frau, Mutterfreuden erwartend und tritt nun zu einer schalkhaft persönlichen Ansprache vor das erwartungs- volle Haus und trägt sich selber vor:

So hätt' ich mich denn wieder angezogen,
Mich abermals verkleidet, und nun soll,
Im vielgeliebten Weimar, wieder zum erstenmal
Ein neues Stück gegeben werden,
Das alt' und neue Zeit zum Titel hat.

Ja, alt' und neue Zeit, das sind fürwahr
Besondre Worte. — Seh ich mich im Spiegel
Als Knabe wieder angezogen, auf dem Settel
Als Jakob angekündigt, wird mir's wunderbar
Zu Mute. — Jakob soll ich heißen?
Ein Knabe sein? — Das glaubt kein Mensch.
Wie viele werden nicht mich sehn und kennen,
Besonders die, die mich als kleine Christel
Mit ihrer Freundschaft, ihrer Gunst beglückt.

Was soll das nun? Man zieht sich aus und an;
Der Vorhang hebt sich, da ist alles Licht
Und Luft, und wenn er endlich wieder fällt,
Da gehn die Lampen aus und riechen übel. —
Erst ist man klein, wird größer, man gefällt,
Man liebt — und endlich ist die Frau,
Die Mutter da, die selbst nicht weiß,
Was sie zu ihren Kindern sagen soll. —

¹⁾ Epilog. Gesprochen von Demoiselle Neumann in der Mitte von vielen Kindern, den letzten Dezember 1791. W. A. XIII, 1, S. 158.

²⁾ Prolog zum Lustspiel „Alte und neue Zeit“ von Iffland. Gesprochen von Madame Becker geb. Neumann im Charakter des Jakob. Den 6. Oktober 1794. A. a. D. S. 165 f.

Berthold Lizmann

Und wenn nichts weiter wäre, möchte man
So wenig hier agieren, als da draußen leben.
(Sie blättert in den Büchern, schlägt sie endlich zu und legt sie hin)
Jakob — was fällt dir ein?
Man sieht doch recht, daß du ein Schüler bist,
Ein guter zwar, doch der zu viel allein
In seinen Büchern steckt. — Hinweg die Grillen —
Hervor mit dir!

(Hervortretend)

Begrüße diese Stadt,
Die alles Gute pflegt, die alles nützt;
Wo sicher und vergnügt sich das Gewerbe
In Wissenschaft und Künste schließt; wo der Geschmack
Die dumpfe Dummheit längst vertrieb;
Wo alles Gute wirkt; wo das Theater
In diesen Kreis des Guten mit gehört.

Ja, gönnt uns diesen Trost, daß wir nicht ganz umsonst
Hier oben uns bemühen. Wenn Herz und Geist
Sich euch erweitern, wenn ihr zu Geschäften
Euch wieder munterer fühlt,
Wenn der Geschmack sich allgemeiner zeigt,
Wenn euer Urtheil immer sicherer wird;
So denkt: auch jener kleine Jakob hat
Dazu was beigetragen; und seid ihm,
Seid allen, die hier oben mit ihm wirken,
Zur neuen Zeit, so wie zur alten, günstig.

Man glaubt den Widerschein der Freude, den dies junge Menschenwesen
auf den Weg des in diesen Jahren in Weimar innerlich so vereinsamten Dichters
warf, in jedem Worte aufglühen zu sehen, das er ihr auf die Lippen legt.

Was an künstlerischer Kraft in dem zarten Körper lebendig war, hatte er
in einer ihn selbst tief erschütternden Weise schon im ersten Jahr seiner
Direktionsführung erfahren, als er bei der Einstudierung des ersten großen,
von ihm selbst inszenierten Dramas, dem bis dahin in kleinen jugendlichen
Rollen beschäftigten Kinde die Rolle des Prinzen Arthur zuteilte und ein-
studierte. „Christiane Neumann,“ schreibt er in den Tages- und Jahreshäften¹⁾,
„als Arthur von mir unterrichtet, that wunderbare Wirkung.“ Wie inner-
lich und wie persönlich diese Wirkung aber war, das enthüllt eben das Er-
innerungsbild jener Stunden, das die Elegie selbst heraufbeschwört. Es ist
ein künstlerisches und menschliches Erlebnis, die Wollust tiefster tragischer Er-
schütterung und der schwermütige Reiz eines ihm die Stirn streifenden
Hauches von einem Glück, das zu spät kommt. In den wenigen Jahren,
die ihr noch zu leben bestimmt waren, wuchs die Künstlerin an großen Auf-
gaben zum Staunen und zur Freude aller bedeutend empor. Ihr fiel die
schwierige Rolle der Nichte im „Großpöhta“ zu, wie die Minna von Barn-

¹⁾ Goethes Werke, W. A. XXXV, S. 19 f.

helm. In Goethes „Geschwistern“ war sie die Marianne, in „Egmont“ das Clärchen, Emilia in „Emilia Galotti“, Almalie in den „Räubern“, Eboli in „Don Karlos“, Ophelia in „Hamlet“.

In dieser Verkörperung fremden Lebens aber verzehrte sich die noch nicht Zwanzigjährige, die mit vierzehneinhalb Jahren Frau und in kurzer Folge Mutter zweier Kinder geworden. Schon seit dem Ende des Jahres 1796 kränkelte sie, ohne darum ihre künstlerischen Pflichten versäumen zu wollen. Noch am 13. Mai 1797 trat sie in der tragikomischen Oper von Weigl „Das Petermännchen“ in einer neuen Rolle, der „Euphrosyne“ auf. Das war das letztemal, daß Goethe sie auf der Bühne sah. Im Juli erkrankte sie in Lauchstädt heftig, und alle jetzt angewandten Mittel, das fliehende Leben zu halten, waren vergebens; nach Weimar in einem Wagen des Herzogs zurücktransportiert, erlag sie, die noch in den letzten Wochen ihre kleine Tochter sich hatte vorangehen sehen müssen, dem Leben am 22. September 1797, noch nicht neunzehn Jahr alt.

Derselbe Frühling und Sommer, der diese Blühträume sterben sah, war für Goethe der große Lebenswecker zu neuen Taten. In den Apriltagen war „Hermann und Dorothea“ vollendet worden, und schon zum Ausgang des Jahres 1796 hatte sich der in Zweige tretende Saft durch den Vorklang zu Hermann und Dorothea, die Elegie „Hermann und Dorothea“¹⁾ verkündet. In dieser Elegie, die zunächst durch das unfreundliche Echo der Xenien geweckt, also aus produktiver Entrüstung geboren war, hatte er gewissermaßen ein neues Glaubensbekenntnis und ein neues Treugelübde aus befreiter Seele dem Genius abgelegt.

Daß ich Natur und Kunst zu schaun mich treulich bestrebe,
 Daß kein Name mich täuscht, daß mich kein Dogma beschränkt?
 Daß nicht des Lebens bedingender Orang mich, den Menschen, verändert,
 Daß ich der Heuchelei dürftige Maske verschmäht?
 Solcher Fehler, die du, o Muse, so emsig gepfleget,
 Zeihet der Pöbel mich: Pöbel nur sieht er in mir.
 Ja sogar der Bessere selbst, gutmütig und bieder,
 Will mich anders; doch du, Muse, befehlst mir allein.
 Denn du bist es allein, die noch mir die innere Jugend
 Frisch erneuest, und sie mir bis ans Ende verspricht.

Die Maitage in Jena hatten die Elegie „Der neue Pausias und sein Blumenmädchen“ ans Licht gerufen; in Gesprächen mit Schiller über Epos und Drama war über beide Freunde der Geist der Balladendichtung gekommen, „Die Braut von Korinth“ in den ersten Junitagen geboren, der die „Indische Romanze“ „Gott und Bajadere“ auf dem Fuße folgte. Um die Mitte des Monats werden eruptiv die Fesseln gesprengt, die den „Faust“ jahrelang gebannt hatten, ihm selbst und dem Freunde zur Überraschung steigt aus den nordischen Nebeln der Balladendichtung plötzlich der Riese empor

¹⁾ W. A. I, S. 293.

und heischt sein Recht. Mitten unter Vorbereitungen für die geplante Reise in die Schweiz arbeitet sich der lang zurückgehaltene Quell durch das einengende Gestein, und in der „Zueignung“ wird am 24. Juni der große Eingangskafford zur neuen Schöpfer epoche gefunden. Ein innerer Kulminationspunkt auf der Höhe des Lebens; Rückblick auf die Jugend und Jugendgenossen, ein Abschied von der Jugend, als etwas, was in diesen Formen und in dieser Gestalt für ihn unabänderlich verloren ist, ein Mollafford infolgedessen im Gegensatz zu dem resoluten Dur, das aus der Elegie „Hermann und Dorothea“ uns entgegentönt, der sich aber erklärt, wenn wir erwägen, daß diese Erweckung des Jugendplans zu neuem Leben naturgemäß ihm den Raub und nicht den Gewinn der Jahre zum Bewußtsein bringen mußte. Wobei auch die Wiederbegegnung mit einem der Jugendgenossen aus den wunderbaren „ahnungsvollen und glücklichen“ Tagen der Straßburger Zeit, Perse, im Mai, mit Schiller im Juni gepflogene Gespräche über Merck, wohl nicht ohne Einfluß auf diese retrospektive elegische Einstellung für das neue Tagewerk gewesen sind. Doch sind das nur Stimmungen des Augenblicks. Seine Gedanken sind auf die Zukunft gerichtet, auf die Vollendung der neuen schöpferischen Pläne und zu deren Gelingen auf die Erneuerung und Erweiterung des Anschauungskreises durch einen abermaligen Besuch der zweiten Heimat, Italien. Freilich war seit dem Frühling schon, trotzdem der inzwischen eingetretene Friede die Aussichten für einen Italienreisenden verbesserte, dieser Plan insofern ins Wanken gekommen, als Goethe zunächst sich auf eine Schweizerreise, mit dem Ziel Stäfa am Zürichersee, dem Geburtsort seines künstlerischen Freundes und Beraters Heinrich Meyer, einrichtete, mit dem Vorbehalt aber (wie unter anderem aus dem Reisepaß hervorgeht), gegebenenfalls auch von dort den Weg nach Italien fortzusetzen¹⁾. In den letzten Julitagen brach er von Weimar auf mit den Seinigen, um die Geliebte und den Sohn der Mutter nach Frankfurt zu bringen. Er selbst setzte Ende August von dort die Reise südwärts fort über Heidelberg nach Stuttgart und Tübingen. Am 17. September ist er in Schaffhausen. Am Rheinfall stehend und beobachtend, wie sich der Dampf des Falls mit dem über den Höhen liegenden Nebel mischt und mit ihm aufsteigt, fühlt er sich jugendlich erschüttert: „Gedanke an Oßian. Liebe zum Nebel bei heftigen inneren Empfindungen.“ Zwei Tage hält es ihn dort fest. Immer wieder weidet sich das Auge an den wechselnden Farben und Formen der Wasser im spielenden Licht der Sonne. Das Bild verfolgt ihn nach Zürich und fordert hier, wie wir gleich sehen werden, in eigentümlicher Weise von dem Poeten sein Recht auf Gestaltung. Auf der Fahrt von Schaffhausen nach

¹⁾ Das Nähere darüber in den Briefen (W. A. XII) und Tagebüchern (W. A. II) und in der auf Grund dieses Materials von Eckermann verfaßten „Reise in die Schweiz“, W. A. XXXIV 1, S. 203–445. — Wichtiges Material, die Vorbereitung und den Verlauf der Reise betreffend, in den Lesarten der W. A. XXXIV 2, S. 49–265.

Goethes „Euphrosyne“

Zürich ist unterm 19. September eingetragen: „Der Baum und der Epheu Anlaß zur Elegie.“ Die Elegie ist „Amynthas“.

Bei dieser Dichtung, die Goethe in Zürich an einem schönen Morgen unter den hohen Linden auf dem ehemaligen Burgplaz aufging, müssen wir zunächst haltmachen. Denn sie ist ein Vorklang eigener Art zur „Euphrosyne“. Die Anregung dazu hat er, wie wir eben hörten, aus einer Beobachtung am Wege — ein von Efeu dicht umschlungener Fruchtbaum — empfangen. Dieser Anblick hat in dem Reisenden eine Vorstellung geweckt, hat ihm, wie wir es oft mit ihm erleben, für innere Bezüge und Verwicklungen seines Lebens das Bild gegeben und damit die Möglichkeit, sich jedenfalls für den Augenblick innerlich frei zu machen. Dieser Baum, zärtlich umschlungen von dem rankenden Efeu, wird ihm eigenen Lebens Symbol. Auch er ist umrankt von schmeichelnden Armen, die ihn nicht freigeben, und die er selbst nicht zu lösen wagt, trotzdem gute Freunde und zuweilen auch eine leise Stimme im Innern sagt: Du mußt, wenn du nicht deine beste Lebenskraft darangeben willst; es ist Pflicht gegen dich selbst, dich frei zu machen. Es ist die kleine Freundin, die seit der Heimkehr aus Italien, ihm hausfräulich ins Leben gewachsen ist, deren weiche schmeichelnde Zärtlichkeit ihm süße Lebensgewohnheit geworden ist, die Mutter seines Kindes, die er selbst eben der eigenen Mutter als Tochter ins Haus gebracht hat. Die Geliebte, deren anmutig-harmlose Sinnlichkeit gerade auch aus der Ferne immer wieder ihn lockt in unzähligen holden Erinnerungsbildern, und die doch von seinem Innersten und Eigensten nichts weiß und wissen will. Und die eben deshalb, er weiß es, von Menschen, die ihm innerlich am nächsten stehen, als Parasit geachtet und verachtet wird. Und mit dem sinnlich lieblichen Symbol, das ihm der vom Efeu umschlungene Fruchtbaum an seinem Wege in die Seele getragen, mischt sich die Erinnerung an ein Epigramm der griechischen Anthologie, in dem die vom Weinlaub umkränzte Platane sich des umschlingenden Gefährten freut als eines Symbols der bis zum Tode ausharrenden Liebe der Gattin, und außerdem klingt hinein die Erinnerung an eine Idylle des Theokrit, „Der Cyklop“, die er unlängst im „Archiv der Zeit“ (Dezember 1796) in der Übersetzung gelesen¹⁾, in der der Dichter seinem Freunde Nikias, dem Arzt, gleich im Eingang beteuert:

Gegen die Liebe, mein Nikias, wächst kein linderndes Heilkraut,
Balsam wüßt ich ihr nicht, noch Tränke. Sie weicht nur den Mäusen,
Heilend und süß ist die Blume des Lieds.

Aus diesem Wurzelgeflecht wächst an jenem Dezenbermorgan in Zürich die Elegie „Amynthas“, und zu dem träumerischen Versenken in dieses Spiegelbild „willig gezwungener Lust“ gibt die Erinnerung an das Spiel der Wasser über den Felsen von Schaffhausen den elementaren Begleitakkord.

¹⁾ So G. v. Loeper, Goethes Werke mit Einleitungen und Anmerkungen, Berlin 1882, I, S. 430.

Berthold Lizmann

Nikias, trefflicher Mann, du Arzt des Leibs und der Seele!
Krank, ich bin es fürwahr; aber dein Mittel ist hart.
Ach! mir schwinden die Kräfte dahin, dem Rate zu folgen;
Ja, und es scheint der Freund schon mir ein Gegner zu sein.
Widerlegen kann ich dich nicht; ich sage mir alles,
Sage das härtere Wort, das du verschweigest, mir auch.
Aber, ach! das Wasser entstürzt der Steile des Felsens
Rasch, und die Welle des Bachs halten Gefänge nicht auf.
Ras't nicht unaufhaltfam der Sturm? und wälzet die Sonne
Sich, von dem Gipfel des Tags, nicht in die Wellen hinab?
Und so spricht mir rings die Natur: auch du bist, Amyn'tas,
Unter das strenge Gesetz eh'rner Gewalten gebeugt.
Runzle die Stirne nicht tiefer, mein Freund, und höre gefällig,
Was mich gestern ein Baum, dort an dem Bache, gelehrt.
Wenig Apfel trägt er mir nur, der sonst so belad'ne;
Sieh, der Efeu ist schuld, der ihn gewaltig umgibt.
Und ich faßte das Messer, das krummgebogene, scharfe,
Trennte schneidend, und riß Ranke nach Ranken herab;
Aber ich schauderte gleich, als, tief erseufzend und kläglich,
Aus den Wipfeln zu mir kispelnde Klage sich goß:
O verlez mich nicht! den treuen Gartengenossen,
Dem du, als Knabe, so früh, manche Genüsse verdankt.
O verlez mich nicht! du reiße mit diesem Gesflechte,
Das du gewaltig zerstörst, grausam das Leben mir aus.
Hab ich nicht selbst sie genährt, und sanft sie herauf mir erzogen?
Ist wie mein eigenes Laub nicht mir das ihre verwandt?
Soll ich nicht lieben die Pflanze, die meiner einzig bedürftig
Still mit begieriger Kraft mir um die Seite sich schlingt?
Tausend Ranken wurzelten an, mit tausend und tausend
Fasern senket sie fest mir in das Leben sich ein.
Nahrung nimmt sie von mir; was ich bedürfte, genießt sie,
Und so saugt sie das Mark, sauget die Seele mir aus.
Nur vergebens nähr ich mich noch; die gewaltige Wurzel
Sendet lebendigen Safts, ach! nur die Hälfte hinauf.
Denn der gefährliche Gast, der geliebteste, maßet behende
Unterweges die Kraft herb'stlicher Früchte sich an.
Nichts gelangt zur Krone hinauf; die äußersten Wipfel
Dorren, es dorret der A't über dem Bache schon hin.
Ja, die Verräterin ist's! sie schmeichelt mir Leben und Güter,
Schmeichelt die strebende Kraft, schmeichelt die Hoffnung mir ab.
Sie nur fühl ich, nur sie, die umschlingende, freue der Fesseln,
Freue des tödenden Schmucks, fremder Umlaubung mich nur.
Halte das Messer zurück! o Nikias, schone den armen,
Der sich in liebender Lust, willig gezwungen, verzehrt!
Süß ist jede Verschwendung; o, laß mich der schönsten genießen!
Wer sich der Liebe vertraut, hält er sein Leben zu Rat?

Am 21. ist er in Stäfa, wo Meyer, der ihm nach Zürich entgegen gekommen, schon lange seiner wartend, seinen Wohnsitz aufgeschlagen hat. Am 28. September bricht er mit dem Freunde zu einer gemeinsamen Wanderung

durch die Arkantone, mit dem Gotthard als Ziel, auf. Die Seele aufgeschlossen zum Schauen und Schaffen. „Herrliche Stoffe zu Idyllen und Elegien und wie die verwandten Dichtarten alle heißen mögen, habe ich schon wieder aufgefunden und einiges schon wirklich gemacht; so wie ich überhaupt noch niemals mit solcher Bequemlichkeit die fremden Gegenstände aufgefaßt und zugleich wieder etwas produciert habe¹⁾.“

Nach der Heimkehr²⁾ von dieser in die Einsamkeit des Hochgebirgs ihn zeitweilig entrückenden Wanderung — nicht während dieser selbst — wird

¹⁾ An Schiller, Stäfa 25. September 1797. Briefe XII, S. 313.

²⁾ Die erste und, merkwürdig genug, einzige Erwähnung des Ereignisses findet sich erst in dem vier Wochen nach Christianens Tod an Böttiger in Weimar geschriebenen Briefe vom 25. Oktober 1797 (XII, S. 343 ff.), der auf der Rückreise in Zürich geschrieben ist. Daß Goethe vor dem Antritt jener Gebirgswanderung, also vor dem 28. September, Kunde von dem am 22. September erfolgten Tod Christianens erhalten haben sollte, ist, worauf schon Dünzer in den Anmerkungen zur Schweizer Reise 1797 seiner Goethe-Ausgabe in Kürschners Nationalliteratur XXIII, S. 163, hingewiesen, ausgeschlossen. Am 25. September bestätigt Goethe von Stäfa aus Schiller den Eingang von dessen am 7. September geschriebenen Briefe und dem ministeriellen Kollegen Voigt desgleichen am 26. den Empfang eines Schriftstücks vom 11. Danach brauchten die Briefe von Weimar resp. Jena nach Stäfa sechzehn bis siebzehn Tage. Ein Brief am 22., dem Todestag, geschrieben, konnte also frühestens am 7. Oktober in seinen Händen sein, das heißt auf dem vorletzten Wandertag des vom Gotthard nach Stäfa Zurückkehrenden. Auf der Wanderung im Hochgebirge selbst aber war er, wie aus den Briefen deutlich hervorgeht (vgl. Schiller an Goethe 30. Oktober 1797), vollkommen außer Verkehr und unerreichbar. Erst in Stäfa, wohin er am Abend des 8. Oktober zurückkehrte und bis zum 21. Oktober rastete, hat er offenbar Schillers Brief vom 22. September zusammen mit einem früheren vom 14./15. September erhalten. Auf beide antwortet er von Stäfa am 14. Oktober! Wohingegen er die von Voigt vom 22. September bis 6. Oktober an ihn gerichteten erst in Zürich vorfand, die dorthin offenbar von Cotta geschickt waren, der während der Reise die Sammelstelle für alle an Goethe aus der Heimat gerichteten Briefe gewesen zu scheint, und die Einkäufe dann je nach Anweisung an die von Goethe aufgegebenen Reifestationen weitergab (vgl. Brief an Cotta vom 25. Oktober 1797). Die Antwort an Voigt ergeht am 25. Oktober, das heißt am gleichen Tag, an dem Goethe an Böttiger jenen Brief schreibt, in dem sich die erste Erwähnung von Euphrosynens Tod findet! In einem am gleichen Tage an Christiane Vulpius gerichteten Briefe erwähnt er des von ihrem Bruder zur Totenfeier der Madame Becker verfaßten Gedichtes. Mithin hat die Nachricht von Euphrosynens Tod ihn frühestens bei der Rückkehr nach Stäfa — 8. Oktober — erreicht. Wenn aber in dem erwähnten Brief an Böttiger vom 25. Oktober Goethe selbst sagt, die Nachricht habe ihn „in den formlosen Gebirgen“ überrascht, so erwächst daraus kein unlöslicher Widerspruch mit den eben gegebenen chronologischen Feststellungen. Und man braucht dabei noch gar nicht einmal an eine — bei Goethes Abneigung gegen den Allerweltschwärzer Böttiger („Freund Ubique“) — an und für sich wohl denkbare absichtliche Irreführung zu denken. Wohl aber scheint der Ausdruck „formloses Gebirge“ zwanglos einer erweiternden Auslegung dahin fähig, daß darunter die ganze Alpenwelt im allgemeinen verstanden wird, die ihm ja auch in Stäfa vor Augen und vor der Tür lag (wie er zum Beispiel am 14. Oktober aus Stäfa an Schiller von „den nahen Gebirgen“ spricht, die ihm „eine gewisse Anruhe gegeben hätten“). Und für diese Deutung könnte wohl auch die Art und der Zusammen-

ihn die Botschaft vom Tode Christiane Neumanns erreicht haben. Und unter dem frischen Eindruck entringt sich ihm in einem nach Weimar gerichteten Briefe ¹⁾ das Bekenntnis: „Sie war mir mehr als in einem Sinne lieb. Wenn sich manchmal die abgestorbene Lust fürs Theater zu arbeiten wieder in mir regte, so hatte ich sie gewiß vor Augen, und meine Mädchen und Frauen bildeten sich nach ihr und ihren Eigenschaften. Es kann größere Talente geben, aber für mich kein anmutigeres . . . Die Nachricht von ihrem Tode hatte ich lange erwartet, sie überraschte mich in den formlosen Gebirgen. Liebende haben Thränen und Dichter Rhythmen zur Ehre der Toten, ich wünschte, daß mir etwas zu ihrem Andenken gelänge.“

Seitdem trug er den Gedanken an diese letzte Ehrung der geliebten Toten bauend und gestaltend in der Seele, bis im Juni 1798 — fast zur selben Zeit wie die „Metamorphose der Pflanzen“ — „Euphrosyne“ im letzten Federstrich vollendet wurde ²⁾.

Das Bild, das sich uns also bietet, ist folgendes: auf der Höhe des Lebens, in einem Zeitpunkt, in dem durch neu erwachte Schöpferlust und -kraft und durch die Versetzung in eine fein Anschauungs- und Gestaltungsvermögen stark anregende großartige Landschaft sein Daseinsgefühl freudig gesteigert und belebt ist, erreicht ihn die Nachricht von einem Verlust, den er zwar schon lange als unabwendbar vorausgesehen, der ihn aber jetzt, wo er Gewißheit ist, im innersten Lebenskern trifft und verwundet, denn er fühlt in diesem Augenblick, daß damit ein Element aus seinem Leben ausgeschaltet ist, dessen Dasein nicht zum wenigsten zu jener gesteigerten Lebensfreudigkeit beigetragen hat, die er gerade jetzt so dankbar empfindet. Auf diese Schmerzempfindung reagiert die Seele des Dichters zunächst mit einer lebhaften Erneuerung des Glückesgefühls, das er der Lebenden zu danken hat, ein inniger Kontakt ist auf einmal zwischen ihm und der Toten hergestellt; die für immer Abgeschiedene ist ihm jetzt näher, als sie es vielleicht im Leben gewesen. Es beginnt eine seelische Zwiegesprache.

In dieser schmerzlich süßen Erregung wird die gestaltende Phantasie

hang sprechen, in denen Goethe in den Tages- und Jahreshesten zum Jahre 1797 die Beschäftigung mit einem epischen Telpplan, nach der Rückkehr aus dem Hochgebirge als eine „nötige Ableitung und Zerstreuung“ über die Todesnachricht, die ihn „mitten in den Gebirgen“ erreicht habe, bezeichnet. Dafür aber, daß Ende Oktober die Dichtung selbst noch nicht über das Stadium der Absicht und des Wunsches hinaus gediehen war, dafür spricht nicht nur die Äußerung Goethes in dem Briefe an Böttiger, „ich wünschte, daß mir etwas zu ihrem Andenken gelänge“, sondern zwei erhaltene Skizzen, die sich bei den Papieren der Schweizer Reise befinden (W. N. XXXIV, 2, S. 135, 136), die, wie aus dem Zusammenhang hervorgeht, erst fixiert worden sind auf der Fahrt von Zürich nach Tübingen, also nach dem 26. Oktober.

¹⁾ An Böttiger am 25. Oktober 1797, Briefe XII, S. 343 ff.

²⁾ Während eines Aufenthaltes in Jena. Tagebuch vom 12. und 13. Juni. Briefe an Christiane Vulpius und an Meyer vom 12. und 15. Juni.

Goethes „Euphrosyne“

lebendig, sie projiziert die geliebte Gestalt in ihrer seelischen und körperlichen zärtlichen Anmut auf den Hintergrund der majestätisch melancholischen Gebirgswelt, deren dämonischen Zauber er vor kurzem noch aufs neue, als vom Kleinen und Kleinlichen freimachend, lebhaft und wohlthätig empfunden. Und aus diesen Eindrücken psychischer und physisch-physikalischer Natur wächst eine schematische Skizze¹⁾ dichterischer Gestaltung, Ausgangs-, Ruhe- und Zielpunkte andeutend und festlegend:

Abends Schneefelsen	1 ff. ²⁾
Sonnenblick in den ziehenden Nebel	8 ff.
Röttliche Gestalt	14 ff.
Anrede an sie als Täuschung der Erinnerung	0
Kunst, Natur	0
Antwort als Erscheinung	23
Erinnerung	35
Urthur	45
Frage	57
Antwort	63
Huber[t]	47
Zufriedenheit	64
Rind	85
Du findest mich nicht mehr das Theater belebend	105 ff.
Ich scheid	117
Reich der Proserpina	123
Merkurs Nachricht	143
Bitte, das Bild zu erhalten	109 ff.

Wenn wir diese Skizze mit dem vollendeten Gedicht vergleichen, so sehen wir, daß schon hier die Hauptmomente in derselben Reihenfolge wie in der späteren Ausführung sich der gestaltenden Phantasie, wenn ich so sagen darf, angeboten haben. Auch Hermes als Unterbrecher und Beender der Zwiesprache, ist schon gesehen und gefühlt. Aber die entscheidende Bitte, das Bild zu erhalten, die in dem vollendeten Gedicht ja den Übergang zu der Schilderung des Reiches der Persephoneia gibt, ist hier noch nicht organisch eingeflochten. Sie steht am Schluß der Skizze nur als ein Zielpunkt vermerkt. Und ebenso ist die rührend schwermütige Betrachtung über den Gegensatz der sich nach eigenen Gesetzen immer wieder erneuenden Natur und dem willkürlichen Spiel des Geschicks mit den Lebenskräften und -altern der Menschen (von 69 bis 86) noch nicht empfunden und angedeutet. Während für die Einführung der Erscheinung und das unmittelbar daran sich An-

¹⁾ Die erste der oben S. 423 und 424, Anmerkung 2 erwähnten Skizzen.

²⁾ Die Verszahlen nach der W. U.

schließende in dieser Skizze noch ein anderer nicht ausgeführter Gedankengang „Kunst, Natur“ vorzuschweben scheint.

Die erste Phase der gestaltenden Tätigkeit ist, wie sich aus der eben betrachteten Skizze ergibt, die Einstellung des Bildes. Wir wissen¹⁾, daß ihn die Nachricht selbst nicht in den Regionen des Hochgebirgs erreicht hat, wohl aber in einem Augenblick, wo die Bilder jener Gebirgswanderung noch durch keinen Wegstaub des Alltags verwischt und getrübt von der Rezhaut seines geistigen Auges klar und scharf umrissen festgehalten, seine Gedanken und seine Phantasie beherrschen und beschäftigen. Und so tritt, als die Todesbotschaft ihn trifft, seine Seele unwillkürlich den Rückweg zu jenen kaum verlassenen Regionen der tiefsten Einsamkeit und melancholischen Erhabenheit an, in denen eine solche Begegnung, ein solcher Gruß aus der Geisterwelt wie die gegebene Staffage — um den banalen, aber hier nicht zu umgehenden Ausdruck zu gebrauchen — erscheint. Man könnte vielleicht von einer Art malerischem Stilgefühl sprechen, das den Poeten zwingt, sich diesen Schauplatz, diesen Hintergrund zu wählen für die Versinnlichung dieses „Geistergrußes“.

Der landschaftliche Hintergrund erwächst und bildet sich aus einer Reihe von Motiven, die seine Seele auf jener Wanderung aufgefangen und wie eine Folge von Skizzenblättern festgehalten hat. Aus den Tagebuchaufzeichnungen²⁾ der einzelnen Eindrücke und Bilder jener Wanderung erkennt man deutlich, daß es sich bei der Eingangsschilderung nicht um die Fixierung einer bestimmten Örtlichkeit, sondern um die Komposition eines typischen Hochgebirgsbildes aus einzelnen hier und da beobachteten und festgehaltenen Motiven handelt.

„Liebende haben Tränen und Dichter Rhythmen.“ Über den Rhythmus, den von den lateinischen Elegiendichtern — Ovid an erster Stelle — übernommenen, aus je einem Hexameter und Pentameter sich zusammensetzenden elegischen Vers noch ein Wort. Er ist nicht nur eine äußere Form, es ist vielmehr dieser Rhythmus für Goethe eine Art Leitmotiv. Der elegische Vers ist ihm gewissermaßen der Begleitakkord zu den Erinnerungen aus Italien. Wenn jener Rhythmus anklingt, tauchen die Bilder der italienischen Reise vor seiner Seele auf und zugleich der Abschiedsschmerz jener Stunden, als er schweren Herzens der zweiten Heimat Lebewohl sagen und die ewige Stadt verlassen mußte. Am Schluß der italienischen Reise heißt es³⁾: „Auf eine besonders feierliche Weise sollte . . . mein Abschied aus Rom vorbereitet werden; drei Nächte vorher stand der volle Mond am klarsten Himmel, und ein Zauber, der sich dadurch über die ungeheure Stadt verbreitet, so oft empfunden, ward nun aufs eindringlichste fühlbar. Die großen Lichtmassen

¹⁾ Vgl. die chronologischen Feststellungen S. 423 und 424, Anmerkung 2.

²⁾ Vgl. die Aufzeichnungen vom 29. und 30. September und 1. und 2. Oktober, Tagebücher, W. N. II, S. 164 f., 167 f., 170—173.

³⁾ W. N. XXXII, S. 336 f.

Goethes „Euphrosyne“

klar, wie von einem milden Tag beleuchtet, mit ihren Gegenfäßen von tiefen Schatten, durch Reflere manchmal erhellt, zur Ahnung des Einzelnen, setzen uns in einen Zustand, wie von einer andern, einfacheren, größern Welt . . . Alles Massenhafte macht einen eigenen Eindruck zugleich als erhaben und faßlich, und in solchen Umgängen zog ich gleichsam ein unübersehbares Summa summarum meines ganzen Aufenthaltes. Dieses in aufgeregter Seele tief und groß empfunden, erregte eine Stimmung, die ich heroisch-elegisch nennen darf, woraus sich in poetischer Form eine Elegie bilden wollte.“ (Allerdings nicht bildete.)

Und so erklärt es sich, daß dieser Rhythmus auch für die Jahre, in denen er, einsam und vereinsamt in Weimar, das Land der Griechen mit der Seele suchend, der Erinnerung lebt, ihm, wenn er nach innen horcht, was sich da vom Erlebten gestalten will, im Ohr klingt. Der elegische Vers ist (auch nach der Heimkehr) wie ein goldener Schleier, der ihn von der profanen nordischen bürgerlichen Alltagswelt abschließt. Was ihm in den vier Wänden seines Hauses im Zusammensein mit der Geliebten an stillem Glück aufblüht, das klingt wieder in den Doppelversen der römischen Elegien, und auch wo sonst in diesen Jahren sich Innerstes bei ihm aufschließt, gleitet es von selbst in das Bett des elegischen Tonfalls. In dem Augenblick allerdings, wo unter Schillers belebendem aufrüttelnden Einfluß das Gegenwartsgefühl und die Gegenwartsfreude und damit die Schaffenslust wieder auf allen Gebieten sich in ihm zu regen beginnt, werden auch die erstarrten Formen des Reimes bei ihm wieder flüssig und lebendig, in den Balladen, im Prolog zum „Faust“, aber auch da noch behauptet zunächst die Elegie ihr Vorrecht; ihr Rhythmus ist auch sein Begleiter auf der Schweizer Reise. Wir sahen, wie er für die Gestaltung der auf der Fahrt nach Zürich durch den vom Efeu umschlungenen Apfelbaum ihm entgegengewachsenen Anregung sich im „Amyntha“ von selbst darbietet, und auch auf der Wanderung ins Hochgebirge schmiegte das in Uri am 1. Oktober durch den Anblick des ersten Neuschnees auf den Bergen geweckte kleine symbolische Gedicht „Schweizeralpe“¹⁾ sich in das elegische Versmaß.

War doch gestern dein Haupt noch so braun wie die Locke der Lieben,
Deren holdes Gebild still aus der Ferne mir winkt.
Silbergrau bezeichnet dir früh der Schnee nun die Gipfel,
Der sich in stürmender Nacht dir um den Scheitel ergoß.
Jugend, ach! ist dem Alter so nah durchs Leben verbunden,
Wie ein beweglicher Traum gestern und heute verband.

„Euphrosyne“ ist aber auch insofern ein Abschied, als es mit der unmittlbar danach (17./18. Juni) gestalteten „Metamorphose der Pflanzen“ die letzte größere aus der Tiefe aufquellende Dichtung Goethes ist, die im elegischen Rhythmus sich entfaltet. Ein neuer Tag schlägt seine Augen auf zu neuem Tagewerk: „Und über dem Wald kündigt der Morgen sich an.“

¹⁾ W. N. II, S. 137.

Die Elegie gliedert sich in drei Teile, den Vorklang Vers 1—8, die Begegnung 9—146, den Ausklang 147—152.

Der Eingang erinnert uns an eines der tiefsten und für die Erschließung von Goethes Innenleben bedeutungsvollsten Gedichte, „Die Zueignung“, die er als Eingangssakord vor seine lyrischen Gedichte gesetzt hat:

Der Morgen kam, es scheuchten seine Tritte
Den leisen Schlaf, der mich gelind umfing,
Daß ich erwacht aus meiner stillen Hütte,
Den Berg hinauf mit frischer Seele ging.

Wie in der Zueignung geht der Leser zunächst eine Strecke Weges mit dem einsamen Wanderer und sieht und lauscht mit seinen Augen und Ohren in die Landschaft hinaus. War es dort Morgenfrühe und Ausbruch zu neuer Wanderung nach erquickender Nachtruhe, so geht hier der Weg in den sinkenden Abend hinein, und die Gedanken sind auf die Hütte gerichtet, in der ihm die Ruhe winkt. Crescendo dort, decrescendo hier. Dort kommendes Licht, hier scheidendes. Und ebenso kontrastiert das Landschaftsbild: in der „Zueignung“ die liebliche Anmut des deutschen Mittelgebirges, hier die düstere Majestät der schneebedeckten Häupter der Alpenwelt. Und während dem Morgenwanderer dort bei seinem Aufstiege erst der Nebel den Ausblick in die Weite deckt und entzieht und ihn mit sich selbst in Dämmerung einschließt, ist es hier die Masse des gestaltlosen Hochgebirges selbst, die den Wanderer vom Licht abschließt. Mit drei Strichen das Landschaftsbild, die verglühenden Bergspitzen, das Dunkel des Tals, der brausende Strom: ein Stimmungsakord, die Sehnsucht des tagesmüden Wanderers „nach dem Ziele des Tages“ und, wie ein Vorklang naher Berührung mit dem Geisterreich die Sehnsucht in ein Bild gefaßt, das Bild des holden Gefellen, der gefällig vorausseilt, das Haupt segnend zu kränzen mit dem heiligen Mohn.

„Auch von des höchsten Gebirgs beeisten zackigen Gipfeln
Schwindet Purpur und Glanz scheidender Sonne hinweg.
Lange verhüllt schon Nacht das Tal und die Pfade des Wandrers,
Der, am tosenden Strom, auf zu der Hütte sich sehnt,
Zu dem Ziele des Tags, der stillen hirtlichen Wohnung;
Und der göttliche Schlaf eilet gefällig voraus,
Dieser holde Gefelle des Reisenden. Daß er auch heute
Segnend, kränze das Haupt mir mit dem heiligen Mohn!“

Und nun — wie in der „Zueignung“ — aus Nebeln auftauchend, aus der Landschaft ihm als Lichtbild aufgehend die Erscheinung.

„Aber was leuchtet mir dort vom Felsen glänzend herüber,
Und erhellet den Dufte schäumender Ströme so hold?
Strahlt die Sonne vielleicht durch heimliche Spalten und Klüfte?
Denn kein irdischer Glanz ist es, der wandelnde, dort.
Näher wälzt sich die Wolke, sie glüht. Ich staune dem Wunder!
Wird der rosige Strahl nicht ein bewegtes Gebild?“

Goethes „Euphrosyne“

Hier wie dort ein Augenblick des Schwankens und Zweifels, ob das, was die äußeren Sinne wahrnehmen, Abglanz der Wirklichkeit, physikalisch natürlich ist. Alle Kräfte der Seele werden wach:

„Ich stanne dem Wunder!
Wird der rosige Strahl nicht ein bewegtes Gebild?
Welche Göttin nahet sich mir?“

So viel Berührungspunkte aller Art sich im Vorangehenden zwischen der „Zueignung“ und der „Euphrosyne“ ergeben, ein Moment — abgesehen von dem Gegensatz der Tagesstimmung — trennt beide Gedichte scharf und bedingt vom ersten Augenblick an einen verschiedenen inneren Rhythmus. Die Zueignung ist episch konzipiert, die Elegie dramatisch; und dem entsprechend ist, trotzdem jene auch dramatische Elemente und diese auch epische enthält, der Grundcharakter dort episch, hier dramatisch. Die „Zueignung“ bringt einen breiten epischen Eingangstaktord, der nach der Schilderung der Morgenwanderung, der aufziehenden Nebel und der aus diesen Nebeln hervortretenden Lichtgestalt der göttlichen Erscheinung in den Worten:

Kein schöner Bild sah ich in meinem Leben,
Sie sah mich an und blieb verweilend schweben

ausklingt; dann einen Dialog, dessen einzelne Teile aber stets durch epische Zwischenglieder miteinander verbunden sind:

Kennst du mich nicht, sprach sie mit einem Munde . . .
Ja, rief ich aus, indem ich selig zur Erde nieder sank . . .
Sie lächelte, sie sprach . . .
Verzeih mir, rief ich aus . . .

Auf den Dialog folgen zwei Strophen breiter epischer Schilderung:

Und wie ich sprach, sah mich das hohe Wesen . . .
Da reckte sie die Hand aus in die Streifen . . .

Diesen angereicht die Ansprache der Lichtgestalt, und die letzte Strophe bringt einen rein lyrischen Schlusstaktord. Die Elegie „Euphrosyne“ dagegen beginnt als lyrisch-dramatischer Monolog: auch die Schilderung der Landschaft ist als Gegenwartsbild gefaßt, monologisch formuliert (Vers 1—8). Mit der Frage: „Aber was leuchtet mir dort?“ bekommt jedoch der Monolog einen ausgesprochen dramatischen Charakter, er erhält gewissermaßen eine dialogische Front: ein Zweites tritt auf, etwas Lebendiges, Bewegliches, was unwillkürlich das Selbstgespräch hinüberleitet in die Formen des Zwiegesprächs. Aus zweifelnden, tastenden Fragen, die suchend das sich nahende Wunder umspielen und umflattern, wächst die persönliche Anrede (den Übergang bilden:

Welche Göttin nahet sich mir? und welche der Musen
Suchet den treuen Freund, selbst in dem grausen Geklüft?

mit:

Schöne Göttin, enthülle dich mir, und täusche, verschwindend,
Nicht den begeisterten Sinn, nicht das gerührte Gemüt.

Berthold Lizmann

Nenne, wenn du es darfst vor einem Sterblichen, deinen
Göttlichen Namen; wo nicht: rege bedeutend mich auf,
Daß ich fühle, welche du seist von den ewigen Töchtern
Zeus, und der Dichter sogleich preise dich würdig im Lied.)

wächst also die persönliche Anrede, an die sich sofort ohne episches Bindeglied die Antwort anreihet, ein Monolog von hundertsiebzehn Versen, das heißt der Teil des Gedichts, um dessentwillen überhaupt die schöpferische Phantasie in Tätigkeit trat, die *scène à faire* sozusagen. Und diese dramatische Terminologie drängt sich einem auch um deswillen auf die Lippen, weil diese hundert-siebzehn Verse, die Euphrosyne in den Mund gelegt sind, wieder ein in sich gegliedertes Ganzes bilden; eine Reihe von dramatischen Situationen und Szenen. Wie stark das dramatische Element ist, wie stark die dramatische Federkraft jedes einzelnen angeschlagenen Motivs ist, ergibt wieder am schlagendsten ein Vergleich mit der innerlich und äußerlich so verwandten Situation in der Zueignung: „Kennst du mich nicht?“ heißt es dort: „Kennst du mich, Guter, nicht mehr?“ in der Euphrosyne. Die Erkennung dort vollzieht sich in zwei Strophen, in denen beidemal der Dichter als Erzähler einen epischen Zwischenaktford anschlägt:

„Sprach sie mit einem Munde,
Dem aller Lieb und Treue Ton entfloß“ . . .

„Ja, rief ich aus, indem ich selig nieder
Zur Erde sank“ . . .

Hier dringt das enthüllende Wort der Erscheinung wie ein beschwingter Pfeil stürmisch ins Herz:

„Kennst du mich, Guter, nicht mehr? Und käme diese Gestalt dir,
Die du doch sonst geliebt, schon als ein fremdes Gebild?
Zwar der Erde gehör' ich nicht mehr, und trauernd entschwang sich
Schon der schauernde Geist jugendlich frohem Genuß;
Aber ich hoffte mein Bild noch fest in des Freundes Erinnerung
Eingeschrieben, und noch schön durch die Liebe verklärt.“

und die Wirkung ist nicht wie dort eine wortreiche Erwiderung, sondern die im Auge aufblitzende Träne, also nur eine Pantomime, die uns auch nicht episch erzählt wird, sondern als Reflex aus den Worten der Erscheinung uns entgegenblickt:

„Ja, schon sagt mir gerührt dein Blick, mir sagt es die Träne:
Euphrosyne, sie ist noch von dem Freunde gekannt.“

Und noch etwas anderes blizt aus den ersten Worten auf: was in der „Zueignung“ sich begibt, ist wirklich die Begegnung mit einer Gottheit, die gnädig und gütig voll himmlischer Milde sich einem Sterblichen in gesegneter Stunde offenbart; was in der Elegie erlebt wird, ist ein stürmisch schmerzlich süßer letzter Abschied von Mensch zu Mensch. Nicht aus den Regionen des ewigen Lichts schwebt die Erscheinung segen- und friedenspendend herab, aus

Goethes „Euphrosyne“

dem Schattenreich taucht, von Sehnsucht getrieben, eine arme Seele auf, und was sie bringt, ist auf den bebenden Lippen die eine Bitte, die letzte: Vergiß mich nicht. „Aber du, vergesse mich nicht.“ Dies Wort klang ihm im Ohr, seit er von ihrem Scheiden erfuhr, dies Wort beseelt sich, aus diesem Wort, das der Einsame in seinem Herzen bewegt, blüht das Gedicht auf:

Siehe, die Scheidende zieht durch Wald und graues Gebirge,
Sucht den wandernden Mann ach in der Ferne noch auf.

Und so wird aus einer Stimmung, die in der Zueignung zum „Faust“ lyrisch gestaltet angedeutet ist:

„Ihr drängt euch zu! Nun gut, so mögt ihr walten,
Wie ihr aus Dunst und Nebel um mich steigt;
Mein Busen fühlt sich jugendlich erschüttert
Vom Zauberhauch, der euren Zug unwittert.“

aus Erinnerungsbildern dramatisch, in dramatischen Szenen, das Denkmal errichtet.

Mit den Worten: „Laß mich der Tage gedenken“ beginnt dieser Bau.
Ein Einleitungsakkord:

„Laß mich der Tage gedenken, da mich, das Kind, du dem Spiele
Jener täuschenden Kunst reizender Musen geweiht.
Laß mich der Stunde gedenken, und jedes kleineren Umstands.
Ach, wer ruft nicht so gern Unwiederbringliches an!
Jenes süße Gedränge der leichtesten irdischen Tage,
Ach, wer schätzt ihn genug, diesen vereilenden Wert!
Klein erscheint es nun, doch ach! nicht kleinlich dem Herzen;
Macht die Liebe, die Kunst jegliches Kleine doch groß.“

gibt die Situation. Jenes „süße Gedränge der leichtesten irdischen Tage“, lyrisch-elegisch malend, führt hinüber zu dem Erinnerungsbild: Der Knabe Arthur; in scheinbar epischer Erzählung straffster dramatischer Aufbau und dramatische Gliederung:

„Denkst du der Stunde noch wohl, wie, auf dem Brettergerüste
Du mich der höheren Kunst ernstere Stufen geführt?
Knabe schien ich, ein rührendes Kind, du nanntest mich Arthur
Und belebtest in mir britisches Dichtergebild.
Drohstest mit grimmiger Glut den armen Augen, und wandtest
Selbst den tränenden Blick, innig getäuscht, hinweg.
Ach! da warst du so hold und schüttest ein trauriges Leben,
Das die verwegene Flucht endlich dem Knaben entriß.
Freundlich faßtest du mich, den zerschmetterten, trugst mich von dannen,
Und ich heuchelte lang, dir an dem Busen, den Tod.
Endlich schlug die Augen ich auf, und sah dich, in ernste,
Stille Betrachtung versenkt, über den Liebling geneigt.
Kindlich strebt' ich empor, und küßte die Hände dir dankbar,
Reichte zum reinen Kuß dir den gefälligen Mund.“

Berthold Ligmann

Es folgt die dramatische Szene auf dem Theater:

Fragte: warum, mein Vater, so ernst? und hab ich gefehlet,
O! so zeige mir an, wie mir das Bessere gelingt.
Keine Miene verdriest mich bei dir, und alles und jedes
Wiederhol ich so gern, wenn du mich leitest und lehrst.
Aber du faßtest mich stark und drücktest mich fester im Arme,
Und es schauderte mir tief in dem Busen das Herz.
Nein! mein liebliches Kind, so rieffst du, alles und jedes,
Wie du es heute gezeigst, zeig es auch morgen der Stadt.
Rühre sie alle, wie mich du gerührt, und es fließen, zum Beifall
Dir von dem trockensten Aug' herrliche Tränen herab.
Aber am tiefsten triffst du doch mich, den Freund, der im Arm dich
Hält, den selber der Schein früherer Leiche geschreckt."

Ein Dialog in Frage und Antwort mit kleinen epischen, jedoch lyrisch-dramatisch beschwingten Zwischengliedern, und daran angelehnt, den Rahmen des Alltagsserlebnisses sprengend, der aus eben diesem Alltagsserlebnis geborene große Monolog:

„Himmel und Erde befolgt ewiges, festes Gesetz,
Jahre folgen auf Jahre, dem Frühlinge reicher der Sommer
Und dem reichlichen Herbst traulich der Winter die Hand.
Felsen stehen gegründet, es stürzt sich das ewige Wasser
Aus der bewölkten Klust, schäumend und brausend hinab.
Fichten grünen so fort, und selbst die entlaubten Gebüsche
Begen, im Winter schon, heimliche Knospen am Zweig.
Alles entsteht und vergeht nach Gesetz; doch über des Menschen
Leben, dem köstlichen Schatz, herrschet ein schwankendes Loß.
Nicht dem blühenden nicht der willig scheidende Vater,
Seinem trefflichen Sohn, freundlich vom Rande der Gruft;
Nicht der Jüngere schließt dem Älteren immer das Auge,
Das sich willig gesenkt, kräftig dem schwächeren zu.
Öfter, ach! verkehrt das Geschick die Ordnung der Tage;
Hilflos klaget ein Greis Kinder und Entel, umsonst,
Steht ein beschädigter Stamm, dem rings zerschmetterte Zweige
Um die Seiten umher strömende Schloßen gestreckt.“

Eine düstere prophetische Klage über die immanente Tragik des Menschenlebens im Gegensatz zu der in ewigen festen Gesetzen, in ewigem Gleichmaß schwingenden Natur.

Ein Zurückgleiten in die als Erinnerung heraufbeschworene Situation des Augenblicks, ein freundlicher Ausblick in die Zukunft auf harmonische Erfüllung aller Hoffnungen.

„Und so, liebliches Kind, durchdrang mich die tiefe Betrachtung,
Als du zur Leiche verstellt über die Arme mir hingst;
Aber freudig seh ich dich mir, in dem Glanze der Jugend,
Vielgeliebtes Geschöpf, wieder am Herzen belebt.
Springe fröhlich dahin, verstellter Knabe! Das Mädchen
Wächst zur Freude der Welt, mir zum Entzücken heran.“

Goethes „Euphrosyne“

Immer strebe so fort, und deine natürlichen Gaben
Bilde, bei jeglichem Schritt steigenden Lebens, die Kunst.
Sei mir lange zur Lust, und eh' mein Auge sich schließet,
Wünsch ich dein schönes Talent glücklich vollendet zu sehn.“ —

Damit ist die Szene, die Szene des Knaben Arthur geschlossen. In den Versen:

„Also sprachst du, und nie vergaß ich der wichtigen Stunde!
Deutend entwickelt' ich mich an dem erhabenen Wort.
O, wie sprach ich so gerne zum Volk die rührenden Reden,
Die du, voller Gehalt, kindlichen Lippen vertraut!
O, wie bildet' ich mich an deinen Augen, und suchte
Dich im tiefen Gedräng' stauender Hörer heraus“

wird in ein paar mehr andeutenden Linien das Bild der Entwicklung in drei Situationen festgehalten: die am Meister sich bildende Künstlerin, die Sprecherin seiner Prologe, das in der Menge nach der Gestalt des verehrten Meisters suchende Auge der Schülerin. Mit sparsamsten Mitteln, mit lebendigster suggestiver Kraft vor unsre Seele gezaubert das zarteste, innigste, hoffnungsvollste Bild fröhlich aufblühender Kunst und zärtlich kindlicher Neigung! In prägnantesten Momenten festgehalten. Auf einmal jählings zerrissen und zerstört durch das Bewußtsein der trostlosen Gegenwart und der hoffnungslosen Zukunft:

„Doch dort wirst du nun sein, und stehn, und nimmer bewegt sich
Euphrosyne hervor, dir zu erheitern den Blick.
Du vernimmst sie nicht mehr, die Töne des wachsenden Jünglings,
Die du zu liebendem Schmerz frühe, so frühe! gestimmt.“

Und mit diesem Gegenwartsbewußtsein erwacht die Klage. Jetzt erst fallen die Schatten des Todes auf die liebliche Gestalt:

Anderer kommen und gehn; es werden dir andre gefallen,
Selbst dem großen Talent drängt sich ein größeres nach.
Aber du, vergesse mich nicht! Wenn eine dir jemals
Sich im verworrenen Geschäft heiter entgegen bewegt,
Deinem Winke sich fügt, an deinem Lächeln sich freuet,
Und am Plage sich nur, den du bestimmtest, gefällt;
Wenn sie Mühe nicht spart, noch Fleiß, wenn tätig der Kräfte,
Selbst bis zur Pforte des Grabs, freudiges Opfer sie bringt;
Guter! dann gedenkest du mein, und rufest auch spät noch:
Euphrosyne, sie ist wieder erstanden vor mir!

Die Angst des Todes, die Angst vor dem Ausgelöschtwerden zittert in jedem Wort, in jedem Bild. Aber du, vergesse mich nicht. Das Stichwort ist da. Laß in der besten, liebsten, mir ähnlichsten Schülerin mein Bild fortleben, dir nahe bleiben. In diesem Wunsch, in diesem Ausblick eine Selbstcharakteristik der Sprechenden von einer unendlichen Zartheit. Aber immer noch ist das Letzte, das Eigentliche nicht gesagt, um dessentwillen sie sich noch

einmal dem Bann des Schattenreichs entrissen, und während man die Hände zu sehen glaubt, die aus den Tiefen nach ihr greifen, sie heimzuholen in die ewige Nacht, ringt sich wie von fiebernden Lippen:

„Vieles sagt ich noch gern; doch ach! die Scheidende weilt nicht,
Wie sie wollte; mich führt streng ein gebietender Gott.
Lebe wohl! schon zieht mich's dahin in schwankendem Eilen.
Einen Wunsch nur vernimm, freundlich gewähre mir ihn:
Laß nicht ungerühmt mich zu den Schatten hinabgehn!
Nur die Muse gewährt einiges Leben dem Tod.“

Vielleicht ist die folgende Begründung:

„Denn gestaltlos schweben umher in Persephoneias
Reiche, massenweis', Schatten vom Namen getrennt;
Wen der Dichter aber gerühmt, der wandelt, gestaltet,
Einzeln, gesellet dem Chor aller Heroen sich zu.
Freudig tret ich einher, von deinem Liede verkündet,
Und der Göttin Blick weilet gefällig auf mir.
Mild empfängt sie mich dann, und nennet mich; es winken die hohen
Göttlichen Frauen mich an, immer die nächsten am Thron.
Penelopeia redet zu mir, die treueste der Weiber,
Auch Euadne, gelehnt auf den geliebten Gemahl.
Jüngere nahen sich dann, zu früh herunter gesandte,
Und beklagen mit mir unser gemeines Geschick.
Wenn Antigone kommt, die schwesterlichste der Seelen,
Und Polyxena, trüb noch von dem bräutlichen Tod,
Seh ich als Schwestern sie an und trete würdig zu ihnen;
Denn der tragischen Kunst holde Geschöpfe sind sie.
Bildete doch ein Dichter auch mich; und seine Gesänge,
Ja, sie vollenden an mir, was mir das Leben versagt.“

die für einen Augenblick das Reich der Schatten heraufbeschwört, in diesem Moment, wo das unendlich rührende: „Laß nicht ungerühmt mich zu den Schatten hinabgehn“ uns im Ohr klingt, wo unsere Seele ganz erfüllt ist von dem Bilde der einen und der Liebe, die das Bild dieser einen wieder befeelt, ein wenig zerstreunend und ablenkend; aber die letzten Worte: „Und seine Gesänge, ja, sie vollenden an mir, was mir das Leben versagt“, die diese tragische Szene schließen, heben noch einmal wundervoll die befreiende Lösung, die nur der liebende Dichter finden und geben konnte, heraus.

Mit dem letzten Wort, das dem lieblichen Munde entschwirrt, ist das innere Erlebnis beschlossen, das eigentliche Gedicht beendet, das Drama ausgespielt, das mit dem Wort: „Kennst du mich, Guter, nicht mehr?“ anhub. In sechs Versen ganz epischen Gehalts wird unter das Erlebnis gewissermaßen ein Schlußstrich gemacht:

„Tiefer liegt die Nacht um mich her; die stürzenden Wasser
Brausen gewaltiger nun neben dem schlüpfrigen Pfad,

Goethes „Euphrosyne“

Unbezwingliche Trauer befällt mich, entkräftender Jammer,
Und ein moosiger Fels stützt den Sinkenden nur.
Wehmut reißt durch die Saiten der Brust; die nächtlichen Tränen
Fließen, und über dem Wald kündigt der Morgen sich an.“

Diese letzten Verse, die noch einmal den Stil des Eingangs wieder aufnehmen, als Gegenwartschilderung dramatisch-lyrisch, leiten wieder ins Leben zurück; während sie scheinbar in der Häufung und Vertiefung der düsteren Farben und wehmütvollen Töne die Tragik der Situation noch steigern, sind sie doch die Brücke, über die die befreite Seele des Dichters dem neuen Leben entgegengeht. Wie im „Faust“: „Die Nacht scheint tief und tiefer einzudringen, allein im Innern leuchtet helles Licht“, wie in der Zueignung: „Wir gehn vereint dem nächsten Tag entgegen“, so hier: „Und über dem Wald kündigt der Morgen sich an“.

Saben wir so über den inneren Rhythmus und die Gliederung der Elegie uns Klarheit zu verschaffen gesucht, so ist, abgesehen von Einzelbeobachtungen, das Hauptergebnis dies: der die künstlerische Phantasie befruchtende Urkeim ist der Wunsch, das Herzensbedürfnis, das Gedächtnis der geliebten Gestalt in einem Bilde, in einem Gedicht festzuhalten, zu verewigen, wie es in dem Brief an Vöttiger ja ausgesprochen ist: „Liebende haben Tränen, Dichter Rhythmen.“ Dies Gefühl verdichtet sich, gestaltet sich zu einer bestimmten Vorstellung: die Abgeschiedene selbst kommt mit der Bitte: „Laß nicht ungerühmt mich zu den Schatten hinabgehn.“ Sie erscheint ihm. Eine dramatische Situation. Ein letztes Gespräch. In welcher Umgebung? Die Furcht vor dem unabwendbaren Verlust ist der stille Begleiter des Reisenden gewesen, seit er weiter entfernt ist, ein leiser Unterton, der immer mitschwingt, ohne daß er zu einer bestimmten Vorstellung, einem ausgesprochenen Wort sich gestaltet oder laut wird. In den Sagen, wo die Botschaft zu ihm unterwegs ist, ist er abgeschlossen von aller Welt in der tiefsten Einsamkeit des Hochgebirgs mit sich allein gewesen. Dort hat ihn die Botschaft gesucht, dort hat ihn die Scheidende selbst gesucht, „durch Wald und graues Gebirge sucht sie den wandernden Mann auch in der Ferne noch auf“. Lebhafteste innerliche Erfassung und Vorstellung des Moments der Begegnung und der umgebenden Natur des landschaftlichen Hintergrundes. Das Bild steht vor seiner Seele, wie es die Skizze schon festhält:

Abend. Schneefelsen
Sonnenblick in den ziehenden Nebel
Rötliche Gestalt
Anrede an sie als Täuschung der Erinnerung
Antwort als Erscheinung

Sie ist da, sie spricht, und mit ihrer Erscheinung, mit ihrer Stimme wacht die Vergangenheit auf; ein Erinnerungsbild vor allem, ein Moment, in dem schon einmal stärkstes Lebens- und Liebesgefühl mit Todesangst und

-ahnung verschlungen war: der Knabe Arthur in seinen Armen, die Frage: „Warum so ernst? Hab ich's nicht recht gemacht?“ Das ganze zärtliche Glücksgefühl dieser Stunde, die ganze Lieblichkeit der kindlichen Erscheinung in wechselnden Gestalten. Das alles noch einmal in tiefster Seele empfunden. Aber das ist vorbei; ich gehöre nicht mehr euch, ich gehöre den andern. Sie rufen mich, leb wohl. Vergiß mich nicht.

Das ist die erste Phase der schöpferischen Tätigkeit: die Farbenstizze, die alle Hauptmomente schon festhält. Die Ausföhrung des Gemäldes bringt für den Eingang die Ausmalung des landschaftlichen Hintergrundes, die Nuancen der Übergänge des Gesprächs, die Herausarbeitung der Konturen und Farben des Erinnerungsbildes und zu dessen Abschluß als etwas Neues die leidenschaftlich-pathetische Apositrophe an die Natur:

Ach, Natur, wie sicher und groß in allem erscheinst du!
 Himmel und Erde befolgt ewiges, festes Gesetz,
 Jahre folgen auf Jahre, dem Frühlinge reicher der Sommer
 Und dem reichlichen Herbst traulich der Winter die Hand.
 Felsen stehen gegründet, es stürzt sich das ewige Wasser
 Aus der bewölkten Kluff schäumend und brausend hinab.
 Fichten grünen so fort, und selbst die entlaubten Gebüsch
 Segen, im Winter schon, heimliche Knospen am Zweig.
 Alles entsteht und vergeht nach Gesetz; doch über des Menschen
 Leben, dem köstlichen Schatz, herrscht ein schwankendes Loß.
 Nicht dem blühenden nicht der willig scheidende Vater
 Seinem trefflichen Sohn, freundlich vom Rande der Gruft;
 Nicht der Jüngere schließt dem Älteren immer das Auge,
 Das sich willig gesenkt, kräftig dem schwächeren zu.
 Öfter, ach! verkehrt das Geschick die Ordnung der Tage;
 Hilflos klaget ein Greis Kinder und Entel, umsonst,
 Steht ein beschädigter Stamm, dem rings zerschmetterte Zweige
 Um die Seiten umher strömende Schloßen gestreckt,

geboren aus Empfindungen und Gedankengängen, wie sie ihm gerade der Sommer 1797 mit den Eindrücken der Alpenwelt in die Seele getragen.

Das Reich Persephoneias, in der Stizze nur als Hintergrund angedeutet, wird hier ausgeführt und mit Figuren belebt, und Hermes, der Psychopompos — als Unterbrecher und Trenner schon in der Stizze vorgesehen — wird fertig und rund herausgearbeitet. Hier ist das malerische Element besonders mit Liebe behandelt: aus einer rosig erglühenden Wolke ist ihm die Gestalt Euphrosynens entgegengewachsen: nach dem Wortlaut konnte man zweifeln, ob sie aus der einhüllenden Wolke hervortritt — wie die Erscheinung in der Zueignung — oder ob die Wolke sich zur körperlichen Gestalt verdichtet. Aus der Schilderung des Hermes geht hervor, daß das erstere der Fall war. Im Purpurgewölk, „dem schwebenden immer bewegten“ waren beide herangetragen, der Schatten und der Schattengeleiter; jener bleibt zunächst unsichtbar, bis er zum Schluß auch selbst hervortritt und zum Scheiden mahnt. —

Nach allem über Vorgeschichte, Entstehung, rhythmische Gliederung, Aufbau des Gedichts Gesagten bedarf vielleicht noch ein Punkt, wenn nicht der Deutung, so doch der Beleuchtung, der Erläuterung, der Kernpunkt: jenes Erlebnis, das als Erinnerungsbild die Phantasie des Dichters belebt, und das zugleich wie ein Niegel jedem Leser, der nur als harmloser Genießer naht, den Eintritt in das Innerste wehrt.

Knabe schien ich, ein rührendes Kind, du nanntest mich Arthur
Und belebest in mir britisches Dichtergebilde.

Ein Leser, der seinen Shakespeare gut kennt, aber auch nur der, wird hier hellhörig werden und an „König Johann“ denken. Und eben diesem, aber auch nur ihm, wird sich mit diesem Namen auch das Verständnis der nun folgenden, für die innere Erfassung des Gedichtes so bedeutungsschweren Situation ergeben, wenngleich auch dieser, um alles zu verstehen, wissen muß, was Goethe als Mitspieler — so scheint es doch den Worten nach — auf der Bühne zu tun hat. Aber letzteres scheint wenigstens einstweilen nebensächlich.

Die kindliche Gestalt des Prinzen Arthur tritt in Shakespeares „König Johann“ eigentlich nur in zwei Szenen hervor, eben den beiden, auf die Goethe in der Elegie anspielt. Trotzdem bildet ihr Schicksal eigentlich den Angelpunkt des Dramas. Der knabenhafte Prätendent, der durch sein Dasein die Ruhe seines Oheims, des Königs Johann, bedroht und dem, ganz auf Liebe gestellt, Haß und Streit zu erregen vom Schicksal bestimmt ist. Er ist der Spielball zwischen den streitenden Parteien. „Ich wollt', ich läge tief in meinem Grab. Ich bin's nicht wert, daß solch ein Lärm entsteht.“ Todesahnung beschattet vom ersten Tritt an seinen Lebensweg. Von seinen Helfern im Stich gelassen, gerät er in die Gewalt seines Todfeindes, seines Oheims König Johann, und dieser gibt ihn in die Hände des Kämmerers Hubert, mit dem geheimen Befehl — in einer meisterhaften Szene — den Knaben — „die Schläng' in meinem Wege“ — zu töten. In der ersten Szene des vierten Akts versucht Hubert, sich seines Auftrags zu entledigen, scheitert aber an der hinreißenden kindlichen Anmut, Güte und Liebenswürdigkeit des Knaben. Diese Szene ist es, die Goethe vor Augen hat, diese und die dritte Szene desselben Aufzugs. In der dritten Szene macht der kleine Prinz einen Fluchtversuch, er springt nach einem kurzen Monolog von der Mauer und stirbt dabei. Hubert, der später dazukommt, hebt tief erschüttert den entseelten Körper auf und trägt ihn weg. Hat man das Bild und die Stimmung dieser beiden Szenen im Sinn und vergegenwärtigt sich, daß Goethe selbst auf der Probe den Hubert spielt, um seinen holden Zögling in den Geist der Rolle und der Situation einzuführen, so steht vor unseren Augen zugleich ein Doppelbild: das rührende Kind, das nur sich selbst zu geben braucht, um die höchste Illusion tragischer Wirklichkeit zu erwecken, und daneben der durch diese Illusion für einen Augenblick aus der Welt der Wirklichkeit entrückte Meister

und Lehrer, der in diesem Moment vorahnend den Schmerz durchlebt, den er Jahre später auf fernen Wanderfahrten durch eine Botschaft von fremder Hand erfahren sollte. Und diese Doppelvorstellung: das Bild des Todes, das er in den Armen hält, und die Gewißheit des Todes, die auf seiner Seele lastet, gibt der scheinbar aus der Stimmung des vergangenen Erlebnisses geborenen, tatsächlich aber erst durch den wirklichen Verlust in ihm geweckten trüben Perspektive der Verse eine tragische Prägung sondergleichen, die durch die im Rahmen des Erlebnisses wurzelnde Betrachtung:

Sei mir lange zur Lust, und ehe mein Auge sich schließet,
Wünsch ich dein schönes Talent glücklich vollendet zu sehn,

bis hart an die Grenze des Erträglichen gesteigert wird. —

Wenn ich aber nun nach dem Wort suche, um noch einmal den Gehalt der Dichtung als Menschheitszeugnis und als Kunstwerk, als Erlebnis und als Gestaltung zusammenzufassen und zusammenzuschließen und das, was ich in einzelnen Zügen Ihnen vom werdenden und gewordenen Kunstwerk, aus der Seele und aus dem Leben des Menschen und des Dichters andeutend nahe zu bringen versuchte, noch einmal als Ganzes hell aufleuchten zu lassen, so bin ich diesmal in der zugleich seltsamen und glücklichen Lage, daß ein Dichter dem Erläuterer das letzte Wort vom Mund wegnimmt. Einer, der das, was in Goethes Elegie lebt, nicht nur mit tief empfänglicher Seele in sich aufgenommen, sondern auch diesen Eindruck, dieses Erlebnis wieder selbst zu einem neuen Kunstwerk gestaltet hat, das wie eine lebensbejahende Antwort klingt auf die Totenklage des Dichters der Elegie.

Wer je in Weimar auf den Pfaden Goethes gewandert ist, weiß, daß dort im Grünen ein Denkmal steht, der „Euphrosyne“ gewidmet.

Dieses Denkmal ward Phantastieanreger für den Dichter des neunzehnten Jahrhunderts, der selbst in Weimar oberhalb von Goethes Gartenhaus sich ein Haus gebaut hatte, und dem auf einer stillen einsamen Wanderung auf den Parkwegen an der leise rauschenden Elm an einem Septembertage des Jahres 1907 noch einmal die lebende Euphrosyne erschienen ist und ihm noch ein letztes Wort¹⁾ auf die Lippen gelegt hat:

Sterben ist nur eines Tages Enden,
Tod nur Schlaf der niemals wach Gewes'nen,
Nie entschläft, wer einmal wach gelebt.
Wache Seelen haben Sonnenaugen.
Sonnenaugen blicken in das Ew'ge.
Vor dem Ewigen ist kein Vergangnes,
Kein Zukünft'ges, Gestern nicht und Morgen,
Tag und Nacht, kein Stufengang der Zeiten,
Alles Gegenwart und ew'ges Heut.

¹⁾ „Euphrosyne“ von Ernst von Wildenbruch. Letzte Gedichte, 1909, S. 100.

Erinnerungen an den bulgarischen Hof.

Von

Hermann Freiherrn von Egloffstein.

„Dank der klugen Politik des Königs Ferdinand ist eine zuverlässige Brücke über den Balkan zur Türkei geschlagen. Und diese wird nach dem Kriege der Kultur und dem Frieden dienen.“ So hat unser leitender Staatsmann in der Reichstags-Sitzung vom 9. Dezember 1915 schlicht und klar das Eingreifen Bulgariens in den Weltkrieg gekennzeichnet. Der freudige Wiederhall, den die Worte des Reichskanzlers überall in Deutschland hervorgerufen haben, beweist, wie herzlich man sich bei uns über die Erfolge der neuen Waffengefährten freut und wie tief man den Wert der Parteinahme ihres Herrschers zu unseren Gunsten empfindet. Dazu hat man freilich allen Grund, denn dieser Entschluß, der für uns und unsere Verbündeten so segensreich geworden ist, bedeutete für Ferdinand von Bulgarien ein sehr ernstes Wagnis und hat ihn aus manchen Gründen ohne Zweifel einen harten Kampf gekostet. Mit der dankbaren Verehrung aber, die das deutsche Volk dem König entgegenbringt, ist in ihm auch der Wunsch erwacht, von seinem Lande, dessen Krieger Schulter an Schulter mit den unseren kämpfen, ebenso wie von ihm selbst und seinem Hause, einem Zweige des deutschen Fürstengeschlechtes der Wettiner, mehr zu erfahren, als man bisher gewußt hat. Dies scheint mir nicht mehr als billig, und deshalb habe ich auch das in meinem Zartgefühl als ehemaliger Hausgenosse der bulgarischen Königsfamilie wurzelnde anfängliche Bedenken, weiteren Kreisen meiner Landsleute von ihr Kunde zu geben, beiseite gesetzt. Ja, ich bin sogar zur Überzeugung gelangt, daß ich unter den gegenwärtigen Verhältnissen meine treue Anhänglichkeit an sie gar nicht besser betätigen könnte, als wenn ich aus meinen persönlichen Beobachtungen heraus versuche, an meinem geringen Teile zu ihrem Verständnis im deutschen Volke beizutragen, das am König Ferdinand und den Seinigen ein so sympathisches Interesse nimmt. Das ist der Zweck der nachfolgenden Erzählung.

Im Sommer 1909 wurde ich während eines Aufenthaltes in der lieblichen Stadt Graz durch die Nachricht überrascht, der König der Bulgaren wünsche mich kennen zu lernen, da er mich zum Erzieher seiner Söhne, der Prinzen Boris und Cyrill, ausersehen habe. Ich leugne nicht, daß ich über diese Neuigkeit etwas betreten war und anfangs nur geringe Lust

hatte, dem Rufe Seiner Majestät Folge zu leisten, wie dankbar ich auch den Beweis gnädigen Vertrauens, der darin lag, zu schätzen wußte. Gegen die Annahme des mir zugedachten Postens ließ sich mehr als ein Einwand erheben. Allzu groß schien mir zunächst der Altersunterschied, der zwischen den Prinzen und mir bestand, schmerzlich war mir ferner der Gedanke, auf meine Geschichtsstudien verzichten zu sollen, endlich aber widerstrebte es mir, mich von neuem meiner Freiheit zu begeben, die ich erst im Jahre vorher nach mehr als zwanzigjährigem Beamten- und Hofdienst erlangt hatte.

Indes fühlte ich mich doch noch zu jung für einen Pensionisten; die Tätigkeit aber, die mir winkte, versprach nicht allein interessant zu werden, sie eröffnete mir zugleich die Aussicht, der deutschen Sache im fremden Land einen wenn auch noch so bescheidenen Dienst zu leisten. Schon um deswillen glaubte ich, sie nicht einfach von der Hand weisen zu dürfen, und reiste deshalb nach Gastein, um mich dem König vorzustellen, der damals dort die Kur brauchte. Auf meine Bitte gestattete mir Seine Majestät, zunächst für einige Wochen zum Besuche nach Bulgarien zu kommen, um die mir fremden Verhältnisse kennen zu lernen und mir dann an Ort und Stelle mein Urteil zu bilden.

Daß ich mich für ein längeres Bleiben entscheiden würde, hielt ich schon, als ich Gastein wieder verließ, für wahrscheinlich nach den huldvollen Zusicherungen des Königs und nicht minder nach dem Eindrucke, den ich von dem ebenfalls anwesenden fünfzehnjährigen Thronfolger Boris bei meinem allerdings nur kurzen Zusammensein mit ihm empfangen hatte.

Ich sah ihn wieder in Curinograd am Schwarzen Meere, wo die Prinzen und Prinzessinnen unter der Obhut ihrer Stiefmutter, der Königin Eleonora, den Herbst verlebten. Dem munteren, aufgeweckten Wesen der vier Geschwister fiel es nicht schwer, das Herz des Kinderfreundes für sich einzunehmen, und die hohe Verehrung, die ich vom ersten Augenblick an für die edle Persönlichkeit der Königin empfand, verfehlte ebenfalls nicht ihre Wirkung. Als daher auch der König zu Ende Oktober nach Curinograd kam, war mein Entschluß gereift: ich erklärte mich bereit, sein ehrenvolles Anerbieten anzunehmen. Hierauf begab ich mich nochmals nach Deutschland, um vor der Übersiedlung nach Bulgarien meine Angelegenheiten zu ordnen. Sobald dies geschehen war, kehrte ich dorthin zurück, um mein neues Amt anzutreten.

Die Aufgabe, die es mir stellte, habe ich mit Ernst und Liebe ergriffen. Das Bewußtsein, es an keinem von Beiden fehlen zu lassen, schien mir doppelt wertvoll gegenüber den Schwierigkeiten, mit denen ich von vornherein rechnen mußte, nicht am wenigsten im Hinblick auf einen Charakterzug der Bulgaren, der die natürliche Folge ihrer fünfhundertjährigen Fremdherrschaft ist: auf ihre Abneigung gegen die unter ihnen lebenden Ausländer. Raum dürfte es

Erinnerungen an den bulgarischen Hof

einen geben, der davon unberührt geblieben wäre. Selbst Slawen sind nicht ausgenommen, und mehr als ein Tscheche ist mir begegnet, der in Bulgarien sein österreichisches Herz entdeckt hatte. Als Freund dieses Landes möchte ich das nicht verschweigen und dem Wunsch Ausdruck geben, in dem ich mich einig weiß mit vielen anderen, die es gleichfalls aus eigener Anschauung kennen, und mit den Unbefangenen unter Bulgariens eigenen Söhnen: möge es seinem tapferen und tüchtigen Volke, das wir so dankbar als Vierten in unserem Bunde begrüßt haben, das eben die Fesseln seines bisherigen engbegrenzten Daseins gesprengt und sich zu einer sehr angesehenen Stellung unter Europas Mächten aufgeschwungen hat, zu seinem schönsten Glücke gelingen, jenes Vorurteil zu überwinden!

Außer ihm sprach gegen mich noch die Tatsache, daß ich adlig war, also einem Stande angehörte, der dortzulande schon im fünfzehnten Jahrhundert, bald nach der Eroberung durch die Türken, verschwunden und daher ganz unbekannt ist. Dem Geiste der Gleichheit, der das auf einer Bauerndemokratie beruhende Bulgarien von heute, einen Staat und eine Gesellschaft ohne Vergangenheit, beherrscht, fehlt begreiflicherweise das Verständnis für Denken und Empfinden des in manchen Familienüberlieferungen früherer Zeiten erzogenen und lebenden Edelmannes. Wie allenthalben bei den Demokraten, kommt man ihm auch dort mit einem gewissen Mißtrauen entgegen, da man ihn schon von Natur für hochmütig, anspruchsvoll und beschränkt zu halten geneigt ist.

Dieses Vorurteil kannte ich schon aus dem Verkehr mit bestimmten Kreisen des deutschen Bürgertums, hatte es aber niemals ernst genommen, da ich mir nicht bewußt war, Anlaß dazu gegeben zu haben. In Bulgarien konnte ich mich um so leichter darüber hinwegsetzen, als ich mich über die Aufnahme bei den Mitgliedern des Hofes in Sofia nicht zu beklagen hatte. Von den meisten unter ihnen wurde mir sogar ein sehr freundlicher Empfang bereitet.

Unter ihnen sei zunächst der aus Preussisch-Schlesien stammende, um das Königliche Haus ebenso wie um dessen Umgebung sehr wohlverdiente Leibarzt Dr. Graezer genannt, ein noch jüngerer, angenehmer und liebenswürdiger Mann von vielseitigen Interessen. Nicht ohne Bedauern erwähne ich ferner die zwei damals noch im Dienste des Königs stehenden Franzosen, den Zeremonienmeister Grafen Clinchamp und den Rabinettssekretär Paul de Chèvremont, die, wie ich annehme, jetzt in den Reihen unserer Feinde kämpfen. Beide waren nicht nur Männer der besten Gesellschaft, sondern auch gesinnungstüchtig und von aufopfernder Pflichttreue; besonders an Chèvremont hatte sich König Ferdinand im Laufe der Jahre sehr gewöhnt und wird den Unermüdlichen oft genug vermissen, denn neben aller Tüchtigkeit im Amte war er zugleich ein „Intellectuel“ im besten Sinne des Wortes und besaß obendrein nicht nur ein schönes musikalisches Talent, sondern auch eine dichterische Ader, die sich in seinen fein empfundenen „Sonnets d'Orient“ zu erkennen gibt.

Hermann Freiherr von Egloffstein

Wie diesen Westeuropäern, bewahre ich auch zwei einheimischen Herren aus der Umgebung des Königs dankbare Anhänglichkeit, dem Chef des Geheimen Kabinetts Dobrowitsch und dem Generaladjutanten Markoff. Die letzteren stehen Seiner Majestät persönlich nahe und nehmen nicht allein am Hofe, sondern auch im politischen Leben Bulgariens eine gewichtige Stellung ein.

Strachimir Dobrowitsch entstammt der bulgarischen Kolonie in Konstantinopel, der das junge Königreich mehr als ein politisches Talent zu verdanken hat. Der Entfaltung des feinigsten kam der Genius des Ortes, wo er aufgewachsen ist, sehr zustatten: als Levantiner verrät er sich nicht allein durch seine Gewandtheit und geistige Regsamkeit sowie durch eine außerordentliche, für seine Stellung höchst wertvolle Sprachenkenntnis, sondern vor allem durch den tiefen Einblick in die verwickelten morgenländischen Verhältnisse. „Nourri dans le serail, j'en connais les détours“: diesen Vers hätte Racine auch König Ferdinands vielerfahrenem Vertrauten in den Mund legen können, dem behäbigen, untersehten Fünfziger mit sympathischem Apostelkopf und geistvollem Gesichte, das ein leichtergraunter Vollbart einrahmt, während die klugen Augen durch die goldene Brille scharf hindurchsehen und auf den Lippen ein feines, verbindliches Lächeln spielt. Oft genug war ich genötigt, mich mit irgendeinem Anliegen an ihn zu wenden, und trotz der unausgesetzt auf ihm lastenden ernstesten Geschäfte habe ich bei ihm stets das gleiche wohlwollende Entgegenkommen gefunden. Im Verkehr bedienen wir uns, brieflich wie mündlich, der deutschen Sprache, die auch im Hause des Kabinettschefs — von seinen Kindern und Freunden „Padre“ genannt — viel gesprochen wird, da seine liebenswürdige Gattin zwar ebenfalls als Levantinerin geboren, aber deutsch-österreichischer Abkunft ist.

Wie Dobrowitsch, besitzt auch Generalleutnant Markoff, der schon als eleganter junger Gardeoffizier dem militärischen Gefolge Alexanders von Battenberg angehörte und in das seines Nachfolgers gleich bei dessen Ankunft aufgenommen wurde, das volle Vertrauen des Königs. Nicht deutlicher hätte es dieser seinem klugen, weltläufigen, in langjährigem Dienste bewährten Generaladjutanten öffentlich beweisen können, als indem er nach der schweren Krise von 1913 ihn, der auch durch eine entschieden militärische Haltung und Erscheinung das bulgarische Heer würdig vertritt, zum Gesandten in Berlin ernannte. Die auf ihn gesetzten Erwartungen sind durch das Ergebnis seiner bis zum Juni 1915 währenden diplomatischen Sendung offenbar glänzend gerechtfertigt worden. Kurz vor ihrem Abschlusse hatte ich die Freude, während eines Aufenthaltes in Berlin ihn und seine Damen wiederzusehen. Es war in den Tagen vor dem Bruche mit Italien. Je schwerer der Gedanke an ihn und seine möglichen Folgen auf den Gemütern lastete, desto tröstlicher war es mir, von der Familie Markoff in dem Bewußtsein scheiden zu können, daß wir und unsere Bundesgenossen hinsichtlich Bulgariens ohne Sorge sein dürften. Übrigens hatte ich schon bei meiner

Erinnerungen an den bulgarischen Hof

ersten Begegnung mit dem General vor mehr als sechs Jahren wahrgenommen, welcher einen aufrichtigen Freund Deutschland und die Deutschen in ihm besitzen.

Das Verhalten der genannten und auch anderer Mitglieder des Hofkreises stand durchaus im Einklange mit der Fürsorge, die der König selbst mir unausgesetzt angedeihen ließ. Die gnädigen Aufmerksamkeiten, in denen sie sich kundgab, galten, darüber bin ich mir klar, weniger meiner geringen Person, als dem Andenken meines früheren Fürsten und Herrn, des von Seiner Majestät hochverehrten Großherzogs Carl Alexander von Sachsen. Wenn ich aber in meiner Eigenschaft als dessen einstiger Diener dem Könige von vornherein gut empfohlen war, so bekenne ich gern, daß auch ich in meiner Ansicht über den letzteren durch sein feines Verständnis für die Eigenart jenes wahren Grandseigneurs gleich zuerst stark beeinflusst wurde, denn die, bei denen ich es sonst gefunden habe, sind zwar nicht sehr zahlreich, aber auch niemals Alltagsmenschen gewesen.

Was Ferdinand von Bulgarien zu dem viel älteren Vetter Carl Alexander hinzog, war, abgesehen von dem Zauber, den das Wesen der ritterlichen Fürsten ausströmte, auch das Gefühl der seelischen Verwandtschaft. Tatsächlich läßt sich diese trotz aller Verschiedenheit der Geistesrichtung, der Gemütsart und des Charakters nicht verkennen. Gemeinsam ist ihnen zunächst, neben dem rastlosen und die verschiedensten Gebiete des geistigen Lebens umfassenden Bildungstrieb ein sehr feines, geradezu künstlerisches Empfinden und eine gewisse Neigung, es bei der Beurteilung von Welt und Menschen als Maßstab anzulegen. Beide gleichen sich ferner in einem Zuge des Herzens, der ihr ganzes Wesen durchdringt, in der Pietät.

Für das Denken und Handeln Carl Alexanders war sie eine der wichtigsten Triebfedern: von ihr beflügelt, vollbrachte er das schöne Lebenswerk, das ihn seinen Vorfahren so würdig an die Seite stellt. Wie er, besitzt auch König Ferdinand in seltenem Maße den Sinn für die Pflege großer Überlieferungen; deshalb weiß auch niemand mehr als er die Tätigkeit des Großherzogs und ihre Früchte zu würdigen. Wenn er aber erwägt, was für ein glückliches Los dem Enkel Carl Augusts gefallen, was für eine dankbare Aufgabe ihm in die Wiege gelegt war, so wird er sich beim Vergleiche mit seinem eigenen Dasein trotz aller errungenen Erfolge des Gefühles der Wehmut kaum erwehren können.

Wie mühevoll seine Laufbahn gewesen ist, zeigt vor allem ein Vergleich mit dem Aufstiege mehrerer seiner näheren Verwandten zu stolzer Höhe.

Leicht ist's folgen dem Wagen,
Den Fortuna führt,
Wie der gemächliche Troß
Auf gebesserten Wegen
Hinter des Fürsten Einzug.

Hermann Freiherr von Egloffstein

Zu denjenigen Prinzen aus dem Hause Koburg, an die man bei diesen Worten des Dichters denken könnte, ist Ferdinand nicht zu zählen. Er paßt auf seine Anfänge die nächste Strophe des goethischen Liedes:

Aber abseits, wer ist's?
Ins Gebüsch verliert sich sein Pfad,
Hinter ihm schlagen
Die Sträucher zusammen,
Das Gras steht wieder auf,
Die Erde verschlingt ihn . . .

Es ist zu verstehen, daß ihm der Entschluß, den bulgarischen Fürstenthron zu besteigen, kaum leicht fallen konnte. Indem der Sechszwanzigjährige dem Rufe der Sobranje zu Tirnovo folgte, verzichtete er nicht allein auf eine Fülle äußerer Annehmlichkeiten des Lebens, die ihm nach seiner ganzen Gewöhnung als selbstverständlich erschienen: er mußte vor allem seinen reichen wissenschaftlichen und künstlerischen Interessen entsagen, die, durch mannigfache Studien wie durch frühzeitige weite Reisen geweckt und gefördert, dem sorgenfreien Dasein des jungen Prinzen einen tieferen Gehalt gegeben hatten. Was ihn dafür in Bulgarien erwartete, konnte ihn, wenn er das Schicksal seines Vorgängers Alexander und die überaus ungünstige politische Lage des nach außen hin mit seinem früheren Beschützer Rußland verfeindeten, im Inneren durch wilde Parteikämpfe zerrissenen Landes bedachte, nicht gerade ermutigen, die auf ihn gefallene Wahl anzunehmen. Daß er es dennoch getan, daß er seiner bei allem in ihm schlummernden Ehrgeize doch zartbesaiteten Natur dieses Opfer abgerungen hat, ohne sich durch das warnende Beispiel seines Taufpaten Ferdinand Maximilian von Oesterreich, des späteren Kaisers von Mexiko, abschrecken zu lassen, dafür sind ihm seine heutigen Verbündeten um so mehr zu Danke verpflichtet, mit ihnen aber Bulgarien, denn was es in dem Menschenalter seit seiner Thronbesteigung geworden ist, zeigt am besten ein Blick auf die durch nichtswürdige Herrscherfamilien zugrunde gerichteten Nachbarländer Serbien und Montenegro.

Wenn sich jedoch auf diesem düsteren Hintergrunde das Bild des ferdinandeischen Bulgariens vor unseren Augen in so günstigem Lichte darstellt, trägt die äußere Erscheinung seines auf den Stock gestützten, nicht selten von Gichtanfällen heimgesuchten, früh ergrauten Monarchen um so sichtbarere Spuren der Mühen und Sorgen einer fast dreißigjährigen Regierung. Nicht minder gilt dies vom Wesen des Königs. Unwandlungen von Mißtrauen, Pessimismus und Bitterkeit habe ich an ihm, dessen Geist so hohen Schwunges fähig, dessen Seele so idealen Regungen zugänglich ist, öfters bemerken können. In solchen Fällen bemühte ich mich nach Kräften, ihn zu erheitern und auf andere Gedanken zu bringen.

Gelegenheit, mich mit Seiner Majestät zu unterhalten, boten mir vor allem die Frühstück- oder Abendtische im kleinen Kreise, zu denen ich öfters gezogen

Erinnerungen an den bulgarischen Hof

wurde. Die bei ihnen geführten Gespräche waren vielfach sehr angeregt, besonders wenn es gelang, sie auf das historisch-genealogische Gebiet hinüberzulenken, das dem Könige nach vielen Richtungen hin sehr wohl vertraut ist. Die Kenntnisse, die er in der Geschichte der fürstlichen Häuser an den Tag legte, mit denen er von seiten seiner beiden Eltern verwandt ist, boten mir reiche Belehrung und ergänzten in willkommener Weise die wertvollen Aufschlüsse, die mir seiner Zeit mein teurerer Großherzog aus dem reichen Schätze seines Wissens erteilt hatte.

Bei dem großen Interesse, mit dem König Ferdinand seinen Stammbaum bis in die höchsten Zweige hinauf verfolgt, war es ihm selbstverständlich von hohem Wert, als ihm im Jahre 1911 ein hervorragender Wiener Genealoge den Nachweis erbrachte, daß er durch das Haus Frankreich, dem seine Mutter, Clementine von Orleans, angehörte, ein unmittelbarer Nachkomme der alten Zaren von Bulgarien ist.

Was von sichtbaren Erinnerungen an diese die Stürme überdauert hat, die im Laufe der Jahrhunderte über das Land dahingebraust sind, erfreut sich, ebenso wie alle sonst noch in Bulgarien vorhandenen Denkmäler der Geschichte und der Kunst beim König einer Pflege, die seinem tiefeindringenden, liebevollen Verständnis für die Volkskunde der Balkanländer und für die Erforschung ihrer Geschichte entspricht.

Den darauf bezüglichen Studien gibt sich auch Königin Eleonora mit Eifer hin, soweit es das dem Dienste Anderer gewidmete Leben der hohen Frau gestattet. Ohne Ihrer Majestät zu schmeicheln, glaube ich sagen zu dürfen, daß sich keine würdigere Persönlichkeit als sie hätte finden können, weder um die Stelle der frühverstorbenen Mutter bei den königlichen Kindern zu vertreten noch um als Landesmutter die zum allgemeinen Besten ins Leben gerufenen Gründungen der tatkräftigen, weitschauenden, opferwilligen Prinzessin Clementine, jener unvergeßlichen Wohltäterin Bulgariens, zu leiten und in ihrem Geiste weiterzubilden. Je würdiger aber das Vorbild ist, das die Königin vom Throne herab den bulgarischen Frauen gibt, desto mehr dürfen wir Deutschen uns dazu Glück wünschen, daß sie eine der Unseren ist, denn ohne ihre Herkunft besonders zu betonen, weiß sie schon allein durch die Einfachheit, den Ernst, die Tüchtigkeit und die Herzengüte ihres Wesens für ihre Landsleute Hochachtung und Sympathie zu erwecken.

Den Dank des Königshauses hat sie sich in gleichem Maße wie den des Volkes erworben. Was sie diesem in der schweren Zeit seit dem Oktober 1912 gewesen, ist zur Genüge bekannt. Ich selbst habe sie leider nicht mehr mit eigenen Augen bei ihrem damaligen Samariterdienste beobachten können, vermochte mir aber, so wie ich sie kannte, wohl eine Vorstellung davon zu machen. Deshalb war es mir eine Freude, zu hören, daß der König seiner hochsinnigen Gemahlin nach dem zweiten Balkankriege das

für das bulgarische Heer gestiftete Tapferkeitskreuz verliehen habe, denn durch keine Auszeichnung hätte ihr stilles Heldentum höher als durch diese geehrt werden können.

Der furchtbare Kampf, in dem auch die Prinzen ihre Feuertaufe erhalten sollten, lag scheinbar in weiter Ferne, als ich begann, diese Beiden, an die sich so große Hoffnungen für die Zukunft Bulgariens und seines neubegründeten Herrscherhauses knüpfen, meinesteils auf die Lebensaufgabe, die ihrer wartet, vorzubereiten.

Die Anfänge meiner Tätigkeit sind trotz aller Liebe, die ich in sie hineinlegte, nicht ganz leicht gewesen. Zöglinge und Erzieher standen sich noch fremd gegenüber und brauchten Zeit, um sich aneinander zu gewöhnen. Dem Mißverstehen, das aus ihrem gezwungenen Verhältnis erwuchs, machte jedoch eine vom König mir auf meine Bitte gewährte Aussprache glücklich ein Ende. Das Wohlwollen, das Seine Majestät mir auch bei diesem Anlaß erwies, gab mir Mut, an dem begonnenen Werk unverdroffen weiterzuarbeiten. Ich tat dies gemächlich, nach dem Grundsatz: Eile mit Weile. Wurde ich doch schon durch die ganze Atmosphäre des Orients, die mich umgab, darauf hingewiesen. Im Verkehr mit den Prinzen hielt ich mich etwas zurück und beunruhigte mich nicht darüber, daß sie den näheren Umgang mit dem Genfer Précepteur Constant Schaufelberger, der einige Monate vor mir gekommen war, dem meinigen vorzogen. Um so unbedenklicher ließ ich dies geschehen, als mein jüngerer Kollege, der sich inzwischen durch den vielversprechenden Roman „L'Éternel Masculin“ als feiner psychologischer Beobachter und eleganter Stilist bekannt gemacht hat, manche Eigenschaften besaß, auf die ich im Interesse der Sache Wert legen mußte. Er war ein guter Sprachlehrer, konnte ferner, was mir sehr lieb war, unseren Zöglingen im Fechten Unterricht erteilen und stand ihnen auch bei anderen körperlichen Übungen als gewandter Gefährte zur Seite. Endlich lernte ich ihn auch als munteren Gesellschafter sowie als verlässlichen und für seine Jahre abgeklärten Charakter schätzen. Ich begnügte mich deshalb für meine Person zunächst damit, mir Gehorsam zu verschaffen und mein Ansehen zu wahren. Das gelang mir auch ohne große Mühe, denn die Prinzen waren nicht allein beide höflich, liebenswürdig und gutherzig, sondern auch, wenn man das an sich schwierige Übergangsstadium berücksichtigt, in dem sie sich damals befanden, immerhin leicht zu lenken. Ich durfte daher hoffen, daß wir uns mit der Zeit näher kommen würden.

Dazu trug vor allem der Geschichtsunterricht bei, den ich ihnen an mehreren Abenden in der Woche erteilte. Zum Gegenstande hatte ich die meinen Schülern nur wenig bekannte Zeit von der französischen Revolution bis 1871 gewählt. Für diese an Inhalt unendlich reiche, aber auch sehr umfangliche Periode galt es, das Interesse der Prinzen zu wecken und lebendig zu er-

Erinnerungen an den bulgarischen Hof

halten: eine Aufgabe, die, auch abgesehen von ihrem jugendlichen Alter, nicht allzu einfach war, denn mit einer vom Vater ererbten unleugbaren Begabung für die Naturwissenschaften verbanden sie einen ausgesprochen praktischen Sinn und fühlten sich unwiderstehlich zur Welt der Erfindungen hingezogen. Elektrizität, Maschinenbau, Automobile, Luftschiffahrt und was das Reich der Technik sonst in sich schließt, lag ihnen von Hause aus weit näher, als was ich ihnen zu bieten vermochte. Um so mehr freute ich mich, daß es mir dennoch gelang, sie durch meine Vorträge, die ich sorgfältig ausarbeitete und ihren Jahren anzupassen suchte, dauernd zu fesseln. Dabei durfte ich natürlich den Prinzen, in deren Adern das Blut der beiden letzten französischen Könige mit dem so manches anderen gekrönten Hauptes von hoher geschichtlicher Bedeutung zusammengelassen ist, auch unangenehme Wahrheiten über ihre Vorfahren und Verwandten nicht ersparen. Daß die gute Absicht, die mich leitete, anerkannt wurde, konnte ich einer Bemerkung des seinen sechzehn Jahren geistig vorausgeeilten Kronprinzen entnehmen.

Durch die Aufmerksamkeit, womit er ebenso wie auch sein Bruder meinen Schilderungen folgte, sah ich mich bewogen, ihnen zu gestatten, sich, während ich erzählte oder vorlas, mit Malen und Zeichnen zu beschäftigen, denn auch dafür waren sie beide, ebenso wie ihre Schwestern, beanlagt. Daß ihnen Gelegenheit geboten werde, ihr Talent in meinen Geschichtsstunden zu pflegen, lag mir schon deshalb am Herzen, weil ihnen sonst, im Hinblick auf den reichlichen Unterricht bei ihren bulgarischen Lehrern, nicht Zeit genug dafür geblieben wäre. Übrigens wußte ich, da ich selbst als Knabe abends am Familientische viel gezeichnet hatte, aus Erfahrung, daß man dabei dem Erzählen oder Vorlesen sehr wohl folgen kann.

Das Gleiche beobachtete ich bei den Prinzen: trotz allem Eifer, mit dem sie Pinsel, Feder oder Bleistift führten, waren sie doch dankbare Zuhörer, in der Art aber, wie sie mir ihre Zufriedenheit kundgaben, lag ein natürliches Empfinden, das mir wohlthat und mich innerlich erfreute. Öfters dankten sie mir ausdrücklich für meinen Vortrag; einmal erinnere ich mich sogar, daß sie, als ich geendet hatte, in die Hände klatschten und „Bravo, Baron, merci, Baron“ riefen.

Neben der Weltgeschichte wurde auch der deutsche Aufsatz nicht vernachlässigt, und ebenso suchte ich meine Zöglinge, soweit ihr Alter dies gestattete und die knappe Zeit es zuließ, mit den Meisterwerken unserer Literatur, und zwar im besonderen mit den edelsten unter den Dichtungen Schillers, den lyrischen wie den dramatischen, bekannt zu machen. Mehrere von diesen lasen wir mit verteilten Rollen: so die „Sungfrau von Orleans“ und „Wallensteins Lager“. Großes Gefallen fanden die Prinzen an dem ewig jungen „Soll und Haben“ von Freytag, das ich ihnen unter anderen gediegenen deutschen Romanen vorgelesen habe. Veitel Izig, Löbel Pinkus und Hirsch Ehrental waren ihnen liebe, vertraute Gestalten, und der Aus-

spruch des letzteren: „Wissen Sie, was Sie sind? Malhonnête sind Sie!“ wurde gern zitiert. Von den Gedichten unserer Klassiker, die ihnen geläufig waren, hatten sie sich einige in Gestalt gelinder Strafen eingepägt, die ich hie und da für kleine Vergehen über sie verhängen mußte. Zu ihnen gehörten auch „Was hast Du, sinnende Göttin“ von Herder und „Edel sei der Mensch, hilfreich und gut“, Dichterworte, die sie ebenfalls gern im Munde führten und gegen den vieux féodal — so hatten meine erlauchten Schüler mich getauft — bei mehr oder weniger passenden Anlässen geltend machten. Übrigens werden sie mir das Zeugnis geben, daß ich ihnen kein strenger Richter gewesen bin, sondern mich gern zur Milde bestimmen ließ, besonders wenn mein guter Cyrill als „Sühneprinz“ bei mir erschien und mit etwas scheinheiliger Miene mich zu besänftigen suchte, er, dem unser Kaiser kürzlich in Nisch zugerufen hat: Junge, Du gefällst mir. Auch ich konnte dem kleinen Sünder mit den roten Backen und dem netten Bubenkopfe nicht böse sein, denn er stand vor mir wie der wegen eines Federballsz von seiner Bonne gescholtene Knabe auf dem bekannten Bilde von Chardin, jener Perle der Liechtensteingallerie in Wien, und ich mußte an die charakteristischen Verse unter dem danach angefertigten altfranzösischen Kupferstiche denken:

Malgré le minois hypocrite
Et l'air soumis de cet enfant
Je gagerais qu'il prémédite
De revenir à son volant.

Durfte ich mir auch nach außen hin keine Schwäche anmerken lassen, so gönnte ich ihm wie seinem Bruder doch gern jedes Vergnügen und freute mich im stillen, daß sie sich mit der ihnen angeborenen französischen Munterkeit so leicht über den Mangel an Altersgenossen hinwegsetzten. Da man ihm, so wie in Sofia die Dinge lagen, kaum abhelfen konnte, und die Prinzen sich mithin mehr oder weniger auf ihre Schwestern angewiesen sahen, war es noch ein Glück zu nennen, daß sie wenigstens in diesen zwei gleichgestimmte Gefährtinnen für ihre freien Stunden besaßen. Einer der hauptsächlichsten Schauplätze gemeinsamer Beschäftigungen und Spiele war in der Zeit, wo der Hof seinen Sitz in Sofia hatte, der im Osten der Hauptstadt gelegene Park von Wrana, wo sich König Ferdinand aus einem türkischen Schiflik ein sehr anmutiges, fürstliches Buen Retiro geschaffen hat. Dort konnten seine Kinder reiten, auf ihrer kleinen Eisenbahn fahren oder ihr Eselgespann lenken, dort arbeiteten sie während der besseren Jahreszeit mit großem Eifer in dem ihnen zur Pflege überlassenen kleinen Garten; im Januar aber, wo es auf der Hochebene von Sofia sehr kalt zu sein pflegt, liefen sie unbehelligt von neugierigen Blicken auf spiegelglatter Bahn Schlittschuh. Wie dieser gesunde, nützliche Sport, bereitete ihnen auch das Tanzen, worin sie gleichfalls im Winter unterwiesen wurden, großes Vergnügen, sobald sie über die ersten

Erinnerungen an den bulgarischen Hof

Anfänge hinaus waren. Außer den üblichen Rund- und Gehträgen übten sie auch Csárdás und Gavotte. Der Tanzmeister, ein zierlicher kleiner Mann, der etwas an den russischen Kaiser erinnerte, ist im Balkankrieg als tapferer Soldat für sein Vaterland gefallen.

Das Verhältnis der Geschwister zueinander hatte sich durch das enge Zusammenleben sehr innig gestaltet, und der gute Einfluß der Schwestern machte sich bei den Brüdern wohlthätig geltend. Allerdings kamen mitunter auch Zwistigkeiten in dem kleinen Kreise vor, und gern trat ich für den weiblichen Teil in die Schranken, wenn etwa einer der Brüder in dessen Rechte eingriff und der Silberruf: „Baron, punissez-le!“ an mich erging. Meine Ritterdienste wurden dankbar anerkannt: sie entsprachen der aufrichtigen Zuneigung, die ich für die Prinzessinnen hegte, und dem Interesse, daß sie beide, jede in ihrer Art, mir einflößten: die kräftige, lustige, temperamentvolle Eudorie ebenso wie die ätherische, stillere, sinnende und sanfte Nadeschda, das Ebenbild ihrer so jung von der Welt geschiedenen Mutter Marie Louise von Bourbon-Parma, deren Leben die Geburt dieses Kindes ein Ende gemacht hat. Jene zeigte sich gern geneigt, auf Scherze und kleine Neckereien einzugehen, bei dieser fühlte man sich, obgleich sie keine Spielverderberin war, nicht dazu ermutigt: ihr Wesen strömte jedoch, wie ernst und zurückhaltend es auch erschien, so viel Güte, so viel kindliche Reinheit des Gemütes aus, daß es darum nicht minder sympathisch wirkte. „Du bist wie eine Blume,“ diese Worte drängten sich mir auf die Lippen, als ich einmal an ihrem Geburtstag ihre Gesundheit auszubringen hatte. Was ich für sie empfand, glaubte ich nicht besser als mit ihnen ausdrücken zu können.

In der Erscheinung wie im Auftreten ließen die beiden kleinen Damen, obgleich sie ihrem Alter entsprechend noch vergnügt mit Puppen spielten, doch die Prinzessinnen von Geblüt deutlich erkennen. Bei der Älteren traten, soweit ich beobachten konnte, mehr äußere und innere Merkmale des Hauses Koburg zutage, in der Jüngeren überwog entschieden die Art der Bourbons. Erst vor kurzem wurde ich wieder an sie erinnert beim Anblick des von Johann Lampi dem Älteren gemalten anziehenden Porträts der Madame Royale, Tochter Marie Antoinettes und späteren Herzogin von Angoulême, das die Kaiserliche Gemäldegalerie in Wien besitzt, ihre Geschwister aber fand ich dort wieder in anderen Bildern der verschiedenen Enkel Maria Theresias, die ja nicht weniger als vierfach, von väterlicher wie von mütterlicher Seite, die Ahnfrau der bulgarischen Königsfinder ist¹⁾.

Die Charakterbildung dieser Nachkommen der Kaiserin ist natürlich auch von den zwischen ihr und ihnen stehenden Vorfahren aus dem Hause Frankreich mitbestimmt worden, durch die Bourbons und Orleans aber hat sich

¹⁾ Zwiefach durch Königin Marie Caroline von Neapel und außerdem noch durch Kaiser Leopold den Zweiten sowie durch Herzogin Amalia von Parma.

Hermann Freiherr von Egloffstein

bei ihnen die französische Sprache eingebürgert, die übrigens auch in dem von der Prinzessin Gasparine von Rohan abstammenden Zweige des fürstlichen Hauses Reuß, dem die Königin angehört, gleichfalls als geistiges Erbteil beim jüngeren Geschlechte fortlebt.

Während sie im engeren Kreise der königlichen Familie vorherrscht, tritt außerhalb desselben das Bulgarische in seine Rechte, daneben wird aber auch viel Deutsch gesprochen. An einem Hofe, wo das fremde Element so stark vertreten ist und ein so internationaler Verkehr besteht, erscheint zugleich mit dem friedlichen Zusammenleben der verschiedenen christlichen Bekenntnisse auch die Gleichberechtigung der Sprachen unumgänglich notwendig. Wie weit König Ferdinand und Königin Eleonora diese berücksichtigen und die einzelnen Sprachen beherrschen, wird jedem aufgefallen sein, der mit dem hohen Paar in Berührung gekommen ist. Der Erstere weiß sich zum Beispiel im Bulgarischen, das er doch verhältnismäßig spät erlernt hat, nach dem Urteile von Kennern geradezu gewählt auszudrücken. Natürlich hat er auch bei seinen Kindern auf eine frühzeitige Aneignung von Sprachen gehalten. Als ich sie kennen lernte, waren sie sämtlich in gleichem Maße des Deutschen, Französischen und Bulgarischen mächtig. Der Kronprinz hatte außerdem Russisch gelernt und mußte, so jung er war, bei bestimmten Gelegenheiten schon wohlgefesete Trinksprüche auf seinen Vaten, den Kaiser Nikolaus, in dieser Sprache halten.

Ihre Kenntnis kam ihm unter anderem während der großen Manöver bei Kiew im Spätsommer 1911 zu statten, denen er als Gast des Zaren bewohnte. Er kehrte von dort zurück unter dem Eindrucke der Ermordung Stolypins, die er im Theater zu Kiew miterlebt hatte.

Bei seinen Schwestern war das Englische mit besonderer Sorgfalt gepflegt worden. Daß sie es ebenfalls fließend sprechen und schreiben können, ist das Verdienst ihrer deutschen Erzieherin Fräulein Theresie Fürholzer, vulgo Miß Terry, die damals bereits seit längerer Zeit den Unterricht und die Erziehung der beiden Königstöchter leitete. Eine Schülerin der bekannten von Salesianerinnen geleiteten Anstalt Zangberg in ihrer bayrischen Heimat, hat sie später eine Reihe von Jahren in England zugebracht und beherrscht in Wort und Schrift die Sprache unserer feindlichen Vettern wie ihre eigene. Neben dem Unterrichte, den sie darin erteilte, widmete sie auch den übrigen Pflichten ihres anstrengenden Berufes eine Gewissenhaftigkeit und selbstvergeßene Hingebung, die ich oft bewundert habe.

Dieser einstigen Kollegin, die noch jetzt bei ihren inzwischen herangewachsenen Schülerinnen weilt, stand eine Österreicherin zur Seite, Baronin Hanna Pereira-Urnstein, die jetzt in München lebt. Den beiden in der Geschichte des Altwiener Kunstlebens berühmten Häusern Urnstein und Fries, denen sie entstammt, macht sie durch ihr sympathisches Zeichen- und Maltalent ebenso viel Ehre wie durch ihr Klavierspiel. Im Einklange

Erinnerungen an den bulgarischen Hof

mit ihren künstlerischen Fähigkeiten, die den Prinzessinnen reiche Anregung zu geben vermochten, stand ihr harmonisch ausgeglichener, liebenswürdiger Charakter.

Diese beiden Damen ebenso wie meinen jungen Genfer Kollegen sah ich regelmäßig bei unseren Mahlzeiten, die wir zwar nicht immer, aber doch sehr oft mit den königlichen Kindern einnahmen. Zu unseren Tischgenossen zählten außerdem auch einer der Sekretäre und die diensttuenden Adjutanten des Königs. In tägliche Berührung kam ich ferner mit zwei Offizieren, die meinen Zöglingen zugeteilt waren und im Königlichen Palais aus- und eingingen. Der ältere von beiden, Major Nicola Kurtoclieff, der Sohn eines Märtyrers aus dem Befreiungskampfe der Bulgaren vor nunmehr vierzig Jahren, hatte die Prinzen seit ihrer frühen Kindheit betreut und ganz für sie gelebt. Infolgedessen war er mit Personen und Verhältnissen, soweit sie mich angingen, genau vertraut, und bei meiner eigenen Unkenntnis sah ich mich daher in der ersten Zeit ganz auf ihn angewiesen. Daß er mir so freundlich entgegengekommen ist, rechne ich ihm um so höher an, als ich eine gewisse Eifersucht auf den Eindringling und Ausländer selbst einem so rechtschaffenen Manne, wie er war, kaum übel genommen haben würde.

Mit ihm teilte sich in den Dienst bei den Prinzen der Artillerieleutnant Peter Ruyumdjieff, ein hochgewachsener, blonder junger Mann, den man fast für einen Germanen halten konnte. Sein freundlicher Gesichtsausdruck nahm mich von Anfang an für ihn ein, denn er war der Spiegel einer reinen, unverdorbenen Seele, wie ich sie häufig, und nicht nur in Bulgarien, bei Slawen wahrgenommen habe. Die Empfindungen aber, die ich ihm zu erkennen gab, ließ er nicht unerwidert, sondern schloß sich vertrauensvoll an mich, den viel älteren, an und ist mir ein lieber Gefährte auf manchem hübschen Ausfluge und Spaziergange gewesen. Mit ihm habe ich die an Naturschönheiten reiche nähere und weitere Umgegend von Sofia meist im Frühjahr, das ihr günstigster Moment ist, durchwandert, während uns der Herbst am sonnigen Gestade von Curinograd vereinigte.

Unser Zusammensein war nicht nur angenehm, sondern auch nutzbringend, indem er meinen Dolmetsch bei Begegnungen mit Einheimischen machte und mich in seiner Muttersprache unterwies, während ich ihm die Anfangsgründe der meinigen beibrachte und mir auch hie und da gestattete, sein im ganzen recht geläufiges Französisch zu verbessern.

Ebenso wie ihm selbst, bewahre ich seinem Elternhause, in dem ich öfters verkehrte, ein treues Andenken. In dem glücklichen Familientreise, den ich dort fand, ist inzwischen eine schmerzliche Lücke entstanden durch den Heldentod des jüngeren Sohnes Asen¹⁾, der als achtzehnjähriger Fähnrich bei Eschataldscha von einer Granate zerrissen wurde. Der ältere befehligt gegen-

¹⁾ spr. Asen.

wärtig eine Batterie und hat an den letzten Kämpfen des bulgarischen Heeres sicherlich teilgenommen; mit ihm wird wohl auch der Vater, der selbst ehemaliger Offizier und seinerseits gleichfalls der Sohn eines für Bulgariens Befreiung gestorbenen Helden ist, zu Felde gezogen sein.

Nicht weit vom Hause Kuyumdjieff wohnte ein Lehrer der Prinzen, den diese seines belebten Vortrages wie auch seines liebenswürdigen Charakters wegen gut leiden mochten, der Geograph Dmitri Ilkoff. Seine Verdienste um die Erforschung der Balkanländer, besonders Mazedoniens, werden in den Fachkreisen sehr anerkannt, und da er einen Lehrstuhl an der Kriegsschule innehat, wird sein Unterricht den Offizieren, die ihn genossen haben, in den letzten Feldzügen gewiß von Vorteil gewesen sein. Mir begegnete er mit großer Herzlichkeit, was sich zum Teil daraus erklärte, daß er, einst Hörer der Hochschule Halle an der Saale, gern in Deutschland gelebt hatte und die Leistungen unserer Wissenschaft bewunderte. Seiner Aufforderung zu öfterem Zusammensein bin ich gern nachgekommen und habe auch mit ihm manche genussreiche Stunde verlebt. In seinem Hause, wo mir bei meinen Nachmittagsbesuchen stets die landesübliche, aus türkischem Kaffee, frischem Wasser, Schnäpschen und Gladko (eingekochten Früchten) bestehende Sakuska dargeboten wurde, war ich ebenfalls Zeuge eines sehr glücklichen Familienlebens und fand nicht allein eine dem Fremden wohlthuende freundschaftliche Teilnahme, sondern zugleich anregende Unterhaltung und mannigfache Belehrung über die mir unbekanntem bulgarischen Verhältnisse. Tief ergreifend, aber auch sehr bezeichnend war, was mir Ilkoff von seinem eigenen, keineswegs vereinzeltm Schicksal in den Schreckenstagen des russisch-türkischen Krieges erzählte. Er stammte aus dem Städtchen Drevno im Balkan und war als achtjähriger Knabe von Baschi-Bozüks, die raubend und mordend in sein Elternhaus eindrangen, hinweggeschleppt worden. Auf ihrer eiligen Flucht vor den Russen ließen sie dann den Kleinen hilflos am Wege liegen. So griff ihn ein mitleidiger russischer Militärarzt auf und nahm ihn, ebenso wie ein kleines Mädchen, das gleich ihm geraubt worden war, bei sich auf. Mehrere Jahre verbrachten Dmitri und seine Pflegeschwester zusammen im Hause ihres gemeinsamen Retters, der selbst keine Kinder besaß, doch wurden beide später mit einigen Hundert anderen ebenfalls elternlosen Bulgarenkindern in die Heimat zurückgebracht. Dort fand Dmitri seinen Vater wieder, der außer ihm selbst allein von der ganzen Familie bei jenem Überfalle der Baschi-Bozüks dem Tode entronnen war. Nach dem Traurigen, was er erlebt hatte, ist ihm noch ein friedliches und sorgenfreies Alter zuteil geworden dank der Unterstützung, die ihm der Heimgekehrte — ein guter, aufopfernder Sohn, wie alle mir bekannten Bulgaren, wes Standes sie auch sind — späterhin gewähren konnte.

Nach diesem lieben Freunde möchte ich von den bodenständigen Gelehrten, mit denen ich bekannt wurde, noch den jungen Literaturhistoriker Dr. Nicola

Erinnerungen an den bulgarischen Hof

Tumparoff erwähnen. Wie Ilkoff, hat auch er in Deutschland studiert und berechtigt zu der Hoffnung, daß er an seinem Teile dazu beitragen wird, das Verständnis für deutsches Geistesleben in seinem Vaterlande zu fördern. Er war mir von seinem Lehrer Erich Schmidt empfohlen worden. Aus dessen Antrieb ist das 1910 erschienene lezenswerte Buch „Goethe und die Legende“ hervorgegangen, mit dem Tumparoff in Berlin als Doktor der Philosophie promoviert hat. Sein Inhalt zeugt von großem Fleiß und entschiedener geistiger Reife, die leichte und gewandte stilistische Behandlung des Stoffes aber scheint mir bei einem Ausländer besonderes Lob zu verdienen.

Der Verfasser dieser tüchtigen Arbeit ist mir auch als Mensch im besten Andenken geblieben.

Wenn ich außer einigen Vertretern der Wissenschaft auch viele im Heer und im politischen Leben Bulgariens hervorragende Männer kennen lernte, so wurde mir dazu vor allem bei den Festen im Königlichen Palais zu Sofia Gelegenheit geboten. Zahlreiche Träger der in den letzten Jahren viel genannten Namen sind mir dort begegnet, Manchen von ihnen habe ich in den illustrierten Blättern, wo er abgebildet war, wiedererkannt, so Malinoff, Tontscheff, Radoslawoff, Daneff, Geschoff — Welch letzteren ich auch später in Wien getroffen habe — und viele andere. Von Offizieren ist mir deutlich gegenwärtig der lebhafteste, fließend Deutsch redende, weltgewandte Oberst Jostoff, ferner Titscheff, der Generalstabschef aus dem Kriege von 1912—1913, mit dem klugen, bleichen Gesichte, das die Spuren ernster geistiger Arbeit trug; ihm zur Seite die sympathische, viel jüngere Gattin, mit der ich mich erinnere, Quadrille getanzt zu haben. Sehr angenehm und interessant unterhielt ich mich einmal während eines Hofdiners mit dem damaligen Korpskommandanten in Rustschuk, General Radko Dimitrieff. Genauer kann ich mich auf die französisch mit ihm geführten Gespräche nicht mehr besinnen, wohl aber weiß ich noch, daß sie kriegsgeschichtlichen Inhaltes waren und daß das ganze Wesen meines beweglichen, kleinen Tischnachbarn, der sich als genauer Kenner Rußlands offenbarte, mich ungemein fesselte.

Un jene persönliche Berührung mit ihm wurde ich erinnert, als er einige Jahre später unter den Helden des Balkankrieges genannt und hoch gepriesen wurde. Um so schlimmer für ihn, daß er so bald danach an seinem Vaterlande zum Verräter geworden ist, er, der sich so gerechten Anspruch auf dessen Dank erworben hatte! —

Während die Bedeutung Radko Dimitrieffs für Bulgarien in den Ereignissen der letzten Jahre wurzelt, wies der Name des Generals Cyrill Boteff, der als „Commandant du Palais“ zum militärischen Gefolge des Königs gehörte und häufig bei Hofe mit mir zusammen war, auf einen wichtigen früheren Abschnitt der bulgarischen Geschichte hin. War er doch einer der dreihundert Tapferen, die sich 1876 unter Führung seines älteren Bruders Christo,

Hermann Freiherr von Egloffstein

des gefeierten Dichters, in Rumänien zusammenschlossen und dann als Arbeiter verkleidet über die Donau setzten, um auf dem heimatlichen Boden das Banner der Freiheit zu entfalten. Ihre Schilderhebung schlug allerdings fehl und endigte mit dem Heldentode Christo Boteffs. Der jüngere Bruder geriet in türkische Gefangenschaft, wurde in Ketten gelegt und hat seine Theilnahme an dem Aufstande mit jahrelanger, harter Kerkerhaft gebüßt, die indessen, nach der äußeren Erscheinung des stattlichen Mannes zu urtheilen, seine Kraft nicht zu brechen vermochte. Als Vertreter des bulgarischen Heeres erschien er mir ebenso würdig wie schätzenswert als Mensch; was mir vor allem von ihm gefiel, war, daß er — auch hierin ein echter Bulgare — seine hochbetagte, leidgeprüfte Mutter zu sich ins Haus nahm und an dem schönen Familienleben, dessen er sich erfreute, mit theilnehmen ließ.

Neben den namhaften Persönlichkeiten aus einheimischen Kreisen traf ich auch vorwiegend bei Hofe mit dem zahlreichen diplomatischen Korps zusammen. Unter dessen damaligen Mitgliedern sind mehrere seither viel genannt worden, am meisten vielleicht der auch als Schriftsteller bekannte französische Gesandte Maurice Paléologue, der gegenwärtig sein Vaterland auf dem wichtigen Botschafterposten in Petersburg vertritt. Persönlich war er ein sehr interessanter, geistvoller und dabei anspruchsloser Mann, besaß in hohem Maße die Gabe der Unterhaltung und zeigte sich besonders, wie dies nach seinem langen Leben im Orient nicht anders zu erwarten war, wohl vertraut mit den dortigen Verhältnissen und Anschauungen. Sehr befreundet war er mit seinem, ebenso wie er selbst, unverheirateten jüngeren deutschen Amtsgenossen, Herrn von Below-Saleste. Sie beruhte vor allem auf der vielseitigen Anregung, die beide Diplomaten einander zu bieten vermochten, denn auch unser damaliger Vertreter war ein Mann von Geist und feiner, umfassender Bildung; damit verband er eine außergewöhnliche Begabung für Musik und Aquarellmalerei. Daß er sich auch sonst in Sofia viele Freunde gemacht hat, verdankte er seinen gewinnenden Umgangsformen und der lebenswürdigen Art, wie er bei sich zu empfangen wußte. Sein neben der russischen, österreichisch-ungarischen und italienischen Gesandtschaft recht bescheidenes Haus war nicht allein sehr wohnlich eingerichtet, sondern trug auch, dank den vielen von ihm hauptsächlich in Indien und Ostasien gesammelten kostbaren und schönen Gegenständen aller Art, den Stempel der Eleganz und des vornehmen Geschmacks. Man fühlte sich dort heimisch, und neben der diplomatischen und der offiziellen bulgarischen Gesellschaft waren auch die Mitglieder der deutschen Kolonie, an ihrer Spitze der um ihr Aufblühen sehr verdiente, seit langen Jahren in Sofia lebende, allgemein beliebte Vertreter der Firma Krupp, Paul Kaufmann, gern zu Gäste beim Gesandten.

Der Ruf eines tapferen, entschlossenen Mannes ging diesem vom Boxeraufstand in Peking her voran, wo er sich bekanntlich durch seinen mit Lebensgefahr verbundenen Besuch auf der französischen Gesandtschaft

Erinnerungen an den bulgarischen Hof

am 14. Juli 1900 die Ehrenlegion verdient hatte. Zwölf Jahre später errang er sich dazu noch die Rettungsmedaille, indem er während eines Heimaturlaubes auf dem väterlichen Besitz in Pommern ein Kind vom Tode des Ertrinkens errettete. Daß er außerdem auch als Diplomat an der rechten Stelle war, dafür spricht meines Erachtens das Vertrauen, das der König ihm schenkte, und seine Hochachtung für ihn ebensowohl wie das vor wenigen Monaten zur Tat gewordene Bündnis zwischen Deutschland und Bulgarien, dessen Annäherung an die Mittelmächte offenbar während Belows dreijähriger Amtstätigkeit in Sofia sehr wirksam gefördert worden ist.

Unter den dort beglaubigten auswärtigen Gesandten genoß der russische eine bevorzugte Stellung, die sich aus dem von Bulgariens mächtigem slawischen Bruder angemessenen Protektorat über den jungen Staat ganz von selbst ergab. Sie entsprach vollkommen den äußeren Merkmalen desselben, die dem Fremden, der nach Sofia kommt, sofort in die Augen fallen. Trägt doch eine der schönsten Straßen der bulgarischen Hauptstadt den Namen „Zarbefreier-Boulevard“, auf dem Platz aber, den sie durchschneidet, steht vor dem Sobranje-Gebäude das gewaltige Reiterdenkmal, das Bulgarien dem Kaiser Alexander dem Zweiten zum Zeichen seiner Dankbarkeit gesetzt hat. Ihm zu Ehren wurde auch der unweit davon gelegenen neuen, prunkvoll im byzantinischen Stil erbauten Kathedrale der Name seines Schutzpatrons Alexander-Newski gegeben; allerdings ist er vor kurzem, nachdem der auf dem Lande lastende russische Bann glücklich gebrochen war, mit dem der beiden Slawenapostel Cyrillus und Methodius vertauscht worden.

Durch die auswärtigen Vertretungen wurde der Hofkreis noch sehr erweitert, und da er ohnehin schon groß war, sah man sich bei feierlichen Anlässen vor eine recht schwierige Aufgabe gestellt, denn das aus dem Konak des türkischen Paschas in Sofia hervorgegangene königliche Palais ist trotz wiederholter An- und Umbauten nicht allzu groß und schien oft die Menge der Geladenen kaum fassen zu können. Durch geschickte Anordnungen gelang es jedoch, die bestehenden Schwierigkeiten zu überwinden, und so gingen die Feste in den mit vielen interessanten historischen Bildnissen geschmückten Empfangsräumen würdig und angeregt vorstatten. Was ihnen nach meinem Empfinden ihren eigentlichen Reiz verlieh, war die Art, wie sich der König und die Königin inmitten der bunt zusammengesetzten Gesellschaft bewegten, die Fähigkeit des hohen Paares, mit allen Gästen ohne Unterschied, vom Minister und Diplomaten bis hinab zum bäuerlichen Sobranje-Abgeordneten, der in der kleidsamen Volkstracht bei Hof erschien, auf die nämliche huldvolle Art zu verkehren. In solchen Fällen gab sich König Ferdinand deutlich als Enkel des „causeur séduisant“ zu erkennen, wie Viktor Hugo seinen französischen Großvater in einem von ihm entworfenen

anziehenden Charakterbilde bezeichnet ¹⁾. Gleich Louis Philipp, weiß auch er das Gespräch meisterhaft zu beherrschen, und die Redegabe Ferdinands darf, da ihr eine solche Sprachenkenntnis zur Seite steht, ihrer Wirkung um so sicherer sein. Daß der König auch seine Söhne vielfach zu diesen Empfängen heranzog und daran gewöhnte, sich mit Anstand zu langweilen, ist den Prinzen von nicht geringem Nutzen gewesen.

Außer den größeren Festen sind mir auch manche kleinere im Gedächtnisse geblieben. Ganz besonders gern erinnere ich mich der stimmungsvollen Weihnachts- und Silvesterfeier, die in der letzten Stunde des Jahres 1910 die königliche Familie mit dem Hofstaate in einem der größeren Salons vereinigte, während aus dem nahen Ballsaale die gedämpften Klänge des von seinem ausgezeichneten Kapellmeister Macak, einem Böhmen, geleiteten Orchesters der königlichen Garde herüberklangen. Unter mehreren hohen lichtstrahlenden Tannenbäumen lag eine Christbescherung ausgebreitet, die von der wohlbekanntem fürstlichen Freigebigkeit des Königs und der Königin zeugte; was aber noch mehr war: die einzelnen Geschenke trugen ein sozusagen individuelles Gepräge und ließen die zartfühlende, liebenswürdige Absicht, die ihnen zugrunde lag, deutlich erkennen. Ihr entsprach die Form, in der die erlauchten Spender sie jedem Einzelnen darboten. „Leget Anmut in das Geben“: dieser Mahnung, die Goethe im zweiten Teile des Faust durch den Mund der Grazie Aglaja beim Nummenschanz in der kaiserlichen Pfalz ausspricht, hätte es am bulgarischen Königshofe nicht bedurft, weder an jenem Abend noch bei den sonstigen Gelegenheiten, die König Ferdinand und Königin Eleonora wahrnahmen, um anderen Freude zu bereiten. Worin ihre Geschenke auch bestanden mochten, immer war es der Ton, der die Musik machte, der Ausdruck der Herzenshöflichkeit, der den Gaben, ob groß oder klein, ihren eigentlichen Wert verlieh.

Nicht minder gab sie sich kund bei den Beweisen der Fürsorge im täglichen Leben, mit der ich auf Anordnung des Königs vom ersten Tag an umgeben wurde: einer Fürsorge, die sich bis auf die Übersendung neuerschienenener Bücher, bis auf den Blumen- und Bilderschmuck in meinen Zimmern erstreckte. Als ich sie zum ersten Male betrat, hatte ich die Freude, in mehreren an den Wänden hängenden Porträten die lieben Züge des Großherzogs Carl Alexander zu erkennen.

Seine Aufmerksamkeiten wie diese, die dazu dienen sollten, dem Fremdling das Dasein fern von der Heimat freundlicher zu gestalten, könnte ich noch viele erwähnen. Als ein Zeichen besonderen Wohlwollens habe ich es empfunden, daß mir die Möglichkeit geboten wurde, Land und Leute, soweit es der Dienst gestattete, etwas kennen zu lernen. Dazu fühlte ich mich in Sofia vielfach angeregt, denn der bedeutende Zusammenfluß von

¹⁾ Les Misérables, Édition Nelson III, S. 67 ff.

Erinnerungen an den bulgarischen Hof

Menschen aus allen Teilen Bulgariens und der jenseits seiner damaligen Grenzen liegenden, von Bulgaren bewohnten Gegenden im Herzen der aufblühenden, volkreichen Stadt wie auch in einigen ihrer äußeren Viertel bot mir manchen Stoff zur Beobachtung. Nicht minder zogen die merkwürdigen frühchristlichen und byzantinischen Kirchen der bulgarischen Hauptstadt mich an: Sankt Sofia, Sankt Georg, die neuhergestellte Kirche der sieben Brüder und endlich die im Südwesten, am Abhange des das Becken von Sofia beherrschenden schneebedeckten Witosch gelegene, von einem bulgarischen Könige des dreizehnten Jahrhunderts erbaute kleine Kirche von Bojana mit ihren Malereien aus jener Zeit, die von den Kennern byzantinischer Kunst mit Recht gewürdigt und bewundert werden. Unter den Denkmälern der Türkenherrschaft ist als bedeutendstes die große, in ein Nationalmuseum umgewandelte, neunkuppelige Moschee stehen geblieben. Während die darin enthaltenen Sammlungen im wesentlichen archäologisch-historischer Natur sind und von Bulgariens Vergangenheit erzählen, bietet das sehr reichhaltige und wohlgeordnete Museum für Volkskunde ein lebensvolles Bild seiner Gegenwart, besonders durch die mannigfaltigen, teilweise sehr kostbaren und malerischen Trachten aus allen Teilen des Königreiches, die es in sich vereinigt.

Von dessen Landschaften sah ich im Laufe der Jahre mehrere recht merkwürdige auf den Wanderungen, deren Ausgangspunkt teils Sofia, teils Euxinograd bildete. Die im Bereiche des Pontus wurden meist in größerer Gesellschaft unternommen, an deren Spitze die Königin sich stellte. Begleitet war die hohe Frau von dem in Varna lebenden, aus Böhmen stammenden, sehr verdienstvollen Alttertumsforscher Skorpil, denn er diente, ortskundig wie er war, als Führer beim Besuche von Trümmerstätten griechisch-römischen, thrakischen oder albulgarischen Ursprunges, deren es in diesen Gegenden nicht wenige gibt. Eine davon krönt weithin sichtbar das nördlich von Euxinograd ins Schwarze Meer vorspringende Kap Kaliakra, das im Bukarester Frieden mit an Rumänien abgetreten worden ist. Sie rührt vom Diadochen Lysimachos her, dem dieses Felsenneß als Schatzhaus gedient hat.

Den kleinen Ausflügen innerhalb des Landes war eine sehr interessante Reise vorangegangen, die über seine Grenzen, und zwar nach Konstantinopel, führte. Kurz vor Ostern 1910 begaben sich König Ferdinand und Königin Eleonora dahin, um nach der nicht sehr lange zuvor ausgesprochenen Erklärung Bulgariens zum unabhängigen Königreiche dem Sultan Mehemed dem Fünften ihren offiziellen Besuch abzustatten. Dem Anlaß entsprechend reisten Ihre Majestäten mit großem Gefolge. Sie auf dieser historisch wie politisch bedeutsamen Fahrt zu begleiten, war auch ich vom König aufgefordert und seiner Gemahlin als diensttuender Kammerherr zugeteilt worden.

Mit Freuden folgte ich, während meine Zöglinge und ihre Schwestern die Osterzeit in Philippopol verlebten, dem Rufe meines gnädigen Gönners, den ich allen Grund hatte, als eine hohe Auszeichnung zu betrachten. Kon-

stantinopel war mir schon von einer früheren Reise her bekannt, bei der ich mich in Gesellschaft gleichgestimmter Freunde ungestört dem Zauber dieser Stadt hingeeben hatte, den die Märchenpracht ihrer Lage mit der Sonne des Morgenlandes, der Welt des Islam und den Erinnerungen einer wechselvollen, weltbewegenden Geschichte zu einem so wunderbaren Ganzen vereinigt. Daß ich ihn in gleichem Maße wie damals würde genießen können, darauf hatte ich allerdings von vornherein nicht gerechnet; durch die Verhältnisse aber, unter denen ich diesmal hinkam, sah ich die Aussicht eröffnet, die unsagbar reizvolle fremde Welt, in die sich der Westeuropäer am Bosphorus versetzt sieht, beim zweiten Besuche noch von einer anderen, nicht minder eigenartigen Seite als das erste Mal kennen zu lernen. In dieser Erwartung wurde ich nicht getäuscht, vielmehr hinterließen die acht Tage, die ich am Hofe des Sultans zubrachte, in mir eine Fülle merkwürdiger Eindrücke. Ungemein angenehm und anregend gestaltete sich der Verkehr mit den gewandten und mannigfach gebildeten Persönlichkeiten, die unter den türkischen Würdenträgern zu finden waren. Nicht wenige von ihnen sind im Laufe der letzten Jahre oft genannt worden. Die Kenntnis der deutschen Sprache war in diesem Kreise nichts Seltenes und beschränkte sich keineswegs auf die höheren Offiziere, die größtenteils in unserem Heere gedient hatten. Als ich zum Beispiel einmal bei der Tafel zwischen Loutfi Bey, dem ersten Kammerherrn des Sultans, und dem Unterrichtsminister saß, konnte ich mich mit beiden in meiner Muttersprache unterhalten, denn der eine wie der andere hatte in Deutschland seine akademische Bildung empfangen und der letztere sogar, gleich mir, in München den Doktor gemacht.

Unter den erwähnten Herren fehlte es nicht an solchen, die um ihrer fortschrittlichen Richtung willen vom Sultan Abd-ül-Hamid verdächtigt, verfolgt und verbannt worden waren, durch seine Absetzung jedoch und den Sieg des Jungtürkentums, dem sie angehörten, bei Hofe Macht und Ansehen erlangt hatten.

Die Spuren des im April 1909 Entthronten konnte man noch oft genug wahrnehmen, da der dem bulgarischen Hof eingeräumte Merassim-Kiosk, den er für den Besuch des deutschen Kaiserpaars im Herbst 1898 hatte errichten lassen, zu dem weitläufigen Gebäudekomplex des vom Sultan bis zuletzt bewohnten, an einen großen schattigen Park anschließenden Yıldız-Palastes gehört.

Während dieser auf einer Anhöhe gelegen ist und einen Überblick über einen großen Teil der Stadt wie der heiteren Meeresgestade, der europäischen und der kleinasiatischen, gewährt, wird der von Mehemed dem Fünften bewohnte durch seine Größe, seine prächtige Bauart im Stile der italienischen Renaissance und seine blendend weiße Farbe in die Augen fallende Palast Dolma Bagtsché fast unmittelbar von den Wellen des Bosphorus bespült, in denen seine lange Front sich spiegelt. Hier gab der Großherr dem König

Erinnerungen an den bulgarischen Hof

Ferdinand und der Königin Eleonora am 22. März 1910 eine Abendtafel, zu der auch das diplomatische Korps mit seinen Damen geladen war. An dessen Spitze stand als Doyen der hochangesehene deutsche Botschafter Freiherr von Marschall, der schon, rein äußerlich betrachtet, durch seine imponierende, an Bismarck gemahnende Gestalt als würdiger Vertreter unseres Reiches erschien.

Nach aufgehobener Tafel versäumte ich nicht, mich durch den Oberzeremonienmeister dem Sultan, einem ältlichen, kleinen Herrn von ehrwürdigem Aussehen, vorstellen zu lassen und ihm meinen Dank für den mir verliehenen Orden darzubringen. Seine Majestät nahm ihn mit huldvollem Händedruck entgegen und stellte mich seinerseits dem Thronfolger Zussuf Izzedin vor, der jüngst wegen eines unheilbaren Leidens freiwillig in den Tod gegangen ist. Daß es schon damals weit vorgeschritten war, verriet die ungesunde gelbliche Gesichtsfarbe des Prinzen und sein im Gegensatz zu der heiteren und jovialen Art des Sultans melancholisch-leidender Ausdruck.

Das Bankett in Dolma Bagtsché, bei dem ich das ebenso kostbare wie gediegene kaiserliche Vermeil-Tafelgerät zu bewundern Gelegenheit hatte, bildete gewissermaßen den Höhepunkt der zu Ehren des bulgarischen Königspaars veranstalteten offiziellen Feste. An sie schloß sich noch eine auf mehrere Tage verteilte Besichtigung der Sehenswürdigkeiten von Konstantinopel an. Sie den hohen Gästen genau zu zeigen, waren ihre gründlichsten Kenner, Männer wie Professor Aspenäki, der Direktor des russischen kunsthistorischen Institutes, sein Sekretär Feodor Schmidt und andere, aussersehen worden; insolgedessen gestalteten sich die ihnen gewidmeten Stunden sehr interessant und lehrreich.

Auch hier konnte ich das feine Verständnis beobachten, das der König und die Königin für die byzantinische wie für die mohammedanische Kunst an den Tag legten. Was mich zugleich als ein menschlicher Zug angenehm berührte, war, daß der erstere auch einige seiner persönlichen Diener an diesen Fahrten teilnehmen ließ. Ich erinnere mich, wie der König die einfachen Leute, die in einem eigenen Wagen der übrigen Gesellschaft folgten, in der Hagia Sophia zu sich heranrief, um sie auf die grandiosen Verhältnisse sowie auf schöne und bemerkenswerte Einzelheiten des unvergleichlichen Bauwerkes Kaiser Justinians aufmerksam zu machen.

Ebenso wie damals fand ich den König ganz in seinem Element, voll Wißbegier und Interesse, trotz körperlicher Leiden, als ich ihn zu Pfingsten 1911 in einige Sammlungen Wiens, unter anderem auch in die dem größeren Publikum nicht zugängliche Privatbibliothek des Kaisers, die sogenannte R. und R. Familien-Fideikommissbibliothek, begleitete, die vor einigen Jahren in dem geräumigen zweiten Stockwerke der an der Ringstraße gelegenen neuen Hofburg untergebracht worden ist. Das Bemühen ihres Vorstandes Dr. Franz Schnürer und ihres Rustos Dr. Rudolf Payer von Thurn, meines lang-

jährigen treuen Freundes, die ihrer Obhut anvertrauten Schätze dem König ins rechte Licht zu rücken, war vom besten Erfolge gekrönt, denn ihrer ganzen Natur nach mußten diese in ihm manche verwandte Saite berühren. Zählt doch zu ihnen beispielsweise eine überaus kostbare Reliquie aus dem Zeitalter unserer klassischen Literatur, die im Auftrage Kaiser Ferdinands des Ersten erworbene Materialiensammlung der „Phyognomischen Fragmente zur Beförderung der Menschenkenntnis und Menschenliebe“ von Lavater, die eine lange Reihe von inhaltsreichen Bänden füllt. Schier unübersehbar ist ferner die Fülle der alphabetisch geordneten historischen Bildnisse in Kupferstich und Steindruck; ebenso umfangreich wie wertvoll außerdem die Sammlung von Aquarellen aus der Altwiener Schule, darunter die in ihrer Art vollendeten, für König Ferdinand als Botaniker besonders interessanten Blumenmalereien. Ihr eigentliches Gepräge geben jedoch der Bibliothek neben ihren Bücherschätzen die in ihr vereinigten Familienandenken aus dem Kaiserlichen Hause: Büsten, Möbel, Bildnisse, Porzellanvasen und -tassen, Handschriften und vieles andere, darunter Gegenstände, die ein Stück Geschichte darstellen, wie der offene Mahagonischreibtisch des Kaisers Franz samt der dazu gehörigen Ausstattung: alles nüchtern, prosaisch und bürgerlich-einfach wie fein einstiger Eigentümer. Etwa aus derselben Zeit stammt ein ansprechendes Miniaturbild des zwanzigjährigen Herzogs von Reichstadt, auf dessen Knien ein kleines Mädchen und ein kleiner Knabe, beide blondgelockt, sich gegenüber sitzen: das erstere fein und zart, der letztere rund und pausbäckig. Es sind zwei andere Enkelkinder des Kaisers Franz, Prinzessin Caroline von Salerno, die spätere Herzogin von Numale, und der jetzige Kaiser Franz Josef. Von ihm hat die Bibliothek auch die Schulhefte aufbewahrt, die über seine Kindheit ein vielsagendes Zeugnis ablegen, denn sie geben immerhin eine Ahnung von den für die Erziehung des greisen Monarchen maßgebenden Grundsätzen, sie lassen insbesondere erkennen, welch hohes Gewicht auf eine vielseitige sprachliche Ausbildung des künftigen Herrschers, auf die frühzeitige Erlernung des Französischen, Magyarischen, Tschechischen und, wenn ich mich recht erinnere, auch des Italienischen neben dem Unterricht in den alten Sprachen, gelegt worden ist.

Von den vorhandenen Büsten betrachtete König Ferdinand mit besonderem Interesse die lebensgroße, in Wachs ausgeführte und offenbar sehr ähnliche seines Urgroßvaters Ferdinands des Ersten, Königs beider Sizilien, Schwiegervaters der Maria Theresia und Schwiegervaters Louis Philipps, dessen scharfgeschnittene Züge, wie in vielen anderen seiner Nachkommen, so auch in ihm wiederzufinden sind.

Beim Besuche der Fideikommiß-Bibliothek hatten auch die in Wien anwesenden Prinzen den König begleiten dürfen, und zwar auf meine Bitte, denn ich hielt es für meine Pflicht, ihnen, die mit der Zeit sehr erfreulich herangereift waren, wo ich nur konnte, Anregung zu verschaffen sowie zur

Erinnerungen an den bulgarischen Hof

Bildung ihres Geschmacks und zur Erweiterung ihres Gesichtskreises beizutragen. In ihrem Interesse war es mir deshalb sehr lieb, daß die königliche Familie sich im Herbst 1911 für einige Zeit in Ebenthal nördlich von Wien, am Rande des Marchfeldes, niederließ. Der Aufenthalt in diesem Schlosse des Hauses Koburg-Kohary, das als früherer Witwensitz der Prinzessin Clementine ihren Nachkommen so teuer ist, ermöglichte mir nicht allein einen Ausflug mit den Prinzen nach der südwestlich davon gelegenen Burg Kreuzenstein, der berühmten Schöpfung des mit dem bulgarischen Königspaare befreundeten großen Kunstkenners und Sammlers Grafen Hanns Wilczek; vor allem bot mir die Nähe Ebenthals von Wien willkommene Gelegenheit, nach und nach die wichtigsten unter seinen reichen und gehaltvollen Museen, vor allem die des Erzhauses, meinen Zöglingen zu zeigen. Bei ihrer nahen Verwandtschaft mit diesem lag es mir ferner auch am Herzen, sie in das von ihrer Ahnfrau, der großen Kaiserin, gegründete K. und K. Haus-, Hof- und Staatsarchiv zu führen, wo sie mit eigenen Augen die dort verwahrten, jedem Schüler ihres Alters aus dem Unterrichte bekannten, für die deutsche Geschichte wie für die ihrer österreichischen Vorfahren hochwichtigen Urkunden betrachten konnten: die goldene Bulle, den von Kaiser Ferdinand dem Zweiten zer schnittenen Majestätsbrief, die pragmatische Sanktion und viele andere.

Den Fahrten nach Wien schlossen sich öfters auch die Prinzessinnen an und zeigten sich beim Besuche der Sammlungen nicht minder empfänglich als ihre Brüder.

Die beiden letzteren begleitete ich, zugleich mit dem Major Kurtoclieff, in der zweiten Hälfte des Monats Oktober noch auf kurze Zeit nach Koburg, der deutschen Heimat ihres Geschlechtes. Unterwegs wurde in Nürnberg Halt gemacht, und ich durfte auf einem größeren Morgenspaziergange meinen Schutzbefohlenen einen Überblick über die altherwürdige Reichsstadt, den Stolz und die Freude unseres Vaterlandes, geben.

Der Zweck ihres Besuches in Koburg war, der Enthüllung des Denkmals eines berühmten Mitgliedes des Herzogshauses, des siegreichen kaiserlichen Heerführers Prinzen Friedrich Josias, im Auftrage des Königs beizuwohnen. Vom herzoglichen Paare wurden sie mit wahrhaft verwandtschaftlicher Güte empfangen und genötigt, noch einige Tage über die Feier hinaus im Familienkreise zuzubringen, denn es war ihnen nicht schwer gefallen, sich die Herzen der deutschen Verwandten zu gewinnen. Nur ungern trennte man sich am 30. Oktober voneinander. Eine Woche später durfte ich in Cuzinograd mündlich Seiner Majestät über den günstigen Verlauf der Reise nach Deutschland berichten.

Die Zeit, die ich hierauf noch mit der königlichen Familie dort verlebte, war, wie im Herbst 1909 und 1910, so auch dieses Jahr sehr vom Wetter begünstigt, und nach der trüben Herbststimmung, bei der ich Deutschland ver-

lassen hatte, erschien mir das Meer, über dem Tag für Tag der tiefblaue Himmel des Orients sich wölbte, doppelt schön, vor allem gegen Abend, wenn die Sonne hinter den Bergen im Westen unterging und die weite Wasserfläche regungslos, in wechselndem Farbenspiele, vor mir ausgebreitet lag. Bei ihrem Anblick fühlte ich mich unwillkürlich daran gemahnt, daß auch mein Leben einer Wende sich näherte, die dem Abend eines sonnigen Tages gleich, daß ich den durch die Erinnerung an das klassische Altertum geweihten, vom König Ferdinand in einen blühenden Garten verwandelten Strand des Pontus, den ich als im wahren Sinne gastlich — Euxinos — liebgewonnen hatte, bald würde verlassen müssen, um ihn vielleicht nie wiederzusehen.

Nur wenige Monate trennten mich noch von dem achtzehnten Geburtstage des Kronprinzen Boris, an dem er großjährig erklärt werden sollte. Diesen Augenblick wollte ich benutzen, um von meinem Amte zurückzutreten. Mehrere Gründe wirkten zusammen, meinen Entschluß zur Reise zu bringen. Den Ausschlag unter ihnen gab die Erwägung, daß der Thronfolger, wenn er das mündige Alter erreicht haben würde, zunächst eine sorgfältige militärische Ausbildung erhalten müsse. In dem Sinne hatte ich mich schon lange vorher, als mich der König um meine Ansicht fragte, geäußert und gleichzeitig gebeten, mich zu diesem Zeitpunkt in Gnaden zu entlassen.

Ich bekenne, daß mir jetzt, wo er näher und näher rückte, der Gedanke an die Trennung von den Prinzen schwer auf die Seele fiel, denn wir hatten uns mit der Zeit sehr ineinander eingelebt, und ich darf sagen: im täglichen Zusammensein mit ihnen wie mit ihren liebreizenden Schwestern war ich, der Fünfzigjährige, wieder jung geworden. Indessen verhehlte ich mir nicht, daß durch den Eintritt meines älteren Zöglings in das Heer sich mein Wirkungsbereich notwendig verengern würde, und wenn ich mir gleich zutraute, auch weiterhin beiden Jünglingen noch von Nutzen zu sein, so war doch bei längerem Bleiben, wenigstens fürs erste, auf eine meiner Zeit und Kraft entsprechende Tätigkeit nicht zu rechnen. Dagegen hoffte ich, diese in der Fortsetzung meiner wissenschaftlichen Arbeiten zu finden; um sie wieder aufzunehmen, beschloß ich, nach Deutschland zurückzukehren. Als künftigen Wohnort faßte ich eine Stadt meiner fränkischen Heimat ins Auge, zu der mein Herz mich stets gezogen hatte.

Vor meinem Scheiden von Bulgarien war es mir noch vergönnt, an dem Feste der Mündigerklärung meines Prinzen, vom 2. bis 4. Februar 1912, teilzunehmen. Seiner Bedeutung gemäß trug es offiziellen Charakter und führte eine ganze Reihe von hochstehenden, teilweise fürstlichen Vertretern der verschiedensten Staaten in Sofia zusammen: einen Großfürsten, einen Erzherzog und einen preußischen Prinzen als Abgesandte der drei Kaiserreiche, zu denen sich die Thronerben von Rumänien, Serbien, Griechenland und Montenegro, sowie eine Reihe außerordentlicher Missionen gesellten, die sich aus hohen Hof- und Staatswürdenträgern zusammensetzten. Im Namen des Hauses Sachsen-Koburg-Gotha war Prinz Philipp, der von seinen

Erinnerungen an den bulgarischen Hof

Neffen und Nichten dankbar verehrte ältere Bruder des Königs, mit seinem Sohne, dem Prinzen Leopold, erschienen.

Im Beisein der fremden Gäste fand am Vormittage des 2. Februars zunächst ein Teedeum in der alten Kathedrale statt, auf dieses aber folgte vor der großen Kriegsschule der mit einer glänzenden Parade verbundene Fahnen- eid des jungen Prinzen, eine Feier, die von dessen tremem Religionslehrer und Seelsorger, dem Bischof Wassilij von Rustschuk, in der üblichen Form würdig vollzogen wurde. Nachdem dies geschehen, bekleidete der König seinen Sohn mit den Insignien des neugestifteten Cyrillus- und Methodiusordens.

Daß der Hofleitung auch bei diesem Fest überaus schwierige Aufgaben oblagen, läßt sich denken. Sie wurden jedoch durch die umsichtige und auf- opfernde Tätigkeit der beteiligten Personen in bewundernswürdiger Weise gelöst.

Einige Tage danach lud mich der König ein, der Eröffnung der eben vollendeten Bahnstrecke von Zareva Livada nach Gabrovo tief im Innern des Landes beizuwohnen, einer Abzweigung der im Bau begriffenen zukunfts- reichen Linie, die den Weg von dem Hauptstrome Bulgariens, der Donau, nach Thrazien und dem Ägäischen Meere so wesentlich abzukürzen bestimmt ist. Auf den Anschluß Gabrovos an jene legten die Bewohner dieser auf- strebenden, gewerbfleißigen Balkanstadt, die ihrer Tuchwebereien wegen das bulgarische Manchester genannt wird, natürlich hohes Gewicht, und groß war daher ihre Freude, als am 10. Februar 1912 bei heiterem Frühlingzwetter der König, mit dem Kronprinzen auf der Lokomotive stehend, selbst seinen Hofzug von Zareva Livada in das Hochtal am Nordabhange des Schipka hinauf und in den neuen Bahnhof von Gabrovo hineinführte. Der Jubel der ihn erwartenden dichtgedrängten Menge hatte, naiv und unverfälscht, wie er sich äußerte, etwas sehr Wohlthuendes. Er wiederholte sich beim Empfange des Königs, der Königin und des Kronprinzen im städtischen Kasino und bei der darauffolgenden Rundfahrt durch die in ihrer nationalen Eigenart recht interessante und auch für das Wiedererwachen des geistigen Lebens der Vul- garen im neunzehnten Jahrhundert bedeutsame Landstadt an beiden Ufern der Jantra, die als reißender Gebirgsbach vom Schipka herabkommt, zwischen mächtigen Felsblöcken talabwärts schießt und dann oberhalb von Rustschuk in die Donau mündet.

Ein originelles Erzeugnis dieser Gegend des Landes wurde dem König beim Abschied überreicht in Gestalt eines erst wenige Tage alten sehr nied- lichen, in einem Körbchen warm und weich gebetteten Bären. Im nahen Gebirge war er von einem Bauern aus einer Höhle genommen worden, aus der dieser die Bärin hatte herauskommen sehen. Das in so freundlicher Ab- sicht dargebotene Geschenk nahm der Landesherr gnädig in Empfang und übergab den Neugeborenen in Sofia seinem Jägermeister Kurzius, einem aus Roburg stammenden langjährigen treuen Diener, dem Leiter des dortigen zoologischen Gartens, einer Schöpfung, der, in gleichem Maße wie dem daran

grenzenden botanischen Garten und dem naturwissenschaftlichen Museum König Ferdinands, der Stempel seiner Persönlichkeit deutlich aufgeprägt ist.

Im Laufe des Nachmittages wurde die Rückfahrt angetreten. Während derselben grüßte ich vorübergehend noch einmal die Krönungsstadt Tirnovo, die ich bei einem früheren Besuche genauer kennen gelernt hatte: unter Bulgariens Städten die ehrwürdigste durch die in Kirchen, Klöstern und weltlichen Bauten enthaltenen geschichtlichen Erinnerungen, zugleich aber ihrer Lage nach die schönste, denn sie erhebt sich stolz auf einem steil abfallenden, von der Santra hufeisenförmig umflossenen, scharf vorspringenden Felsen, an dem die auf Pfählen erbauten Häuser des tiefer gelegenen Stadtteils wie Schwalbennester hängen. Ein Tunnel, der ihn durchbricht, hat dem Eisenbahnverkehr unter der Stadt hindurch die Wege geebnet.

Raum drei Tage nach diesem Ausfluge fuhr ich wieder in einem königlichen Sonderzuge von dannen, diesmal aber gen Nordwesten über die serbische Grenze, dem Abendland entgegen. Vorher empfingen der König und die Königin mich noch in Abschiedsaudienz. Ich durfte Ihren Majestäten in dem Bewußtsein vor die Augen treten, mich redlich und auch nicht umsonst bemüht zu haben, das in mich gesetzte Vertrauen zu rechtfertigen und mir ihre Zufriedenheit zu erwerben. Sie wurde mir jedoch von Beiden auf eine Weise kundgegeben, die weit über mein Verdienst hinausging und mich geradezu beschämte. Auch darin erblickte ich die Gesinnungen des hohen Paares wieder, die ich während der letzten Jahre so oft erfahren hatte, und bewegten Herzens schied ich vom bulgarischen Hofe, der Stätte einer zwar nicht langen, aber sehr angenehmen und — darüber brauchte ich mir keine Sorgen zu machen — auch nicht erfolglosen Tätigkeit.

Wenn ich mich in seiner Atmosphäre wohl befunden hatte, so fühlte ich mich dafür auch der Palaisintendanz und ihren Organen zu aufrichtigem Danke verpflichtet. Nicht an letzter Stelle gebührte er dem mir zugetheilten Diener Apostol Toscheff. Er hatte ein gewisses Anrecht auf diesen Vornamen, denn seinem ganzen Wesen nach erschien der treue, zuverlässige und aufmerksame, bei aller Herzensbildung aber auch geweckte und intelligente Mensch als ein sehr ehrenwerter und tüchtiger Vertreter — um nicht zu sagen Apostel — seines Volkstums. Wie fast alle wehrfähigen Männer seines Landes, wird wohl auch er jetzt im Felde stehen. Die Mühen und Leiden des Balkankrieges hat der alte Knabe elf Monate lang getragen. Als ich nach dessen Beendigung durch Freundeshand ein kleines Geschenk an ihn gelangen ließ, nahm er es, wie ich erfuhr, mit den seine Gesinnungen gegen mich kennzeichnenden Worten in Empfang: „Der gute Baron, ich war immer sehr zufrieden mit ihm.“

Übrigens fand ich auch sonst unter der Hofdienerschaft nicht wenige brave Leute, an die ich mich gern und mitunter in Heiterkeit erinnere. Zu ihnen gehören auch die auf bulgarisch *Straschare* genannten stattlichen und soldatisch strammen Palais-Gendarmen, die mir viele Gefälligkeiten erwiesen haben.

Erinnerungen an den bulgarischen Hof

Von ihren Segenswünschen und ihrem freundlichen „Sbogom, Gospodin Baron“ begleitet, verließ ich am Abend des 13. Februar das königliche Palais. Während der darauffolgenden langen Bahnfahrt verlebte ich noch frohe Stunden mit meinen lieben Prinzen. Einer längeren Unterredung mit dem Könige setzte die Ankunft in Wien ein Ziel. Von hier aus reiste Seine Majestät nach Roburg weiter, um, wie fast in jedem Jahre, den Todestag der Prinzessin Clementine dort zu verleben. Seine Söhne, die bald danach ebenfalls Wien verließen, geleitete ich noch zum Südbahnhofe, wo sie den Riviera-Expresszug bestiegen, um von Nizza aus eine Mittelmeerreise anzutreten, die der Arzt dem Prinzen Boris zur Stärkung seiner Gesundheit für den bevorstehenden Heeresdienst empfohlen hatte. Ich selbst blieb zunächst noch in der Kaiserstadt, um den Druck einer eben vollendeten historischen Arbeit zu überwachen. Nach deren Erscheinen begab ich mich an die Adria; in Triest bestieg ich, um einen längst gefaßten Voratz auszuführen, ein Schiff, das mich in Gesellschaft zweier Freunde nach Griechenland führte. Gegen Mitte Mai 1912 kehrte ich nach Deutschland zurück.

Dort hoffte ich früher oder später meine bisherigen Schüler wiederzusehen, da der Plan bestand, sie mit der Zeit eine deutsche Hochschule besuchen zu lassen. Ich hatte ihn eifrig befürwortet und würde mich gefreut haben, wenn sie in unserem Vaterlande ihre geistige Bildung hätten vertiefen und vollenden, zugleich aber auch einige heitere Jugendeindrücke in sich aufnehmen können.

Das war ihnen zwar infolge der Ereignisse der letzten Jahre nicht vergönnt, vom deutschen Wesen aber sind sie unterdessen doch nicht unberührt geblieben. Seit mehreren Monaten nehmen sie teil an der Waffenbrüderschaft, zu der die eherne Notwendigkeit das bulgarische Heer mit dem unstrigen zusammengeschlossen hat, und sie waren auch zugegen, als am 18. Januar dieses Jahres das Bündnis Bulgariens mit Deutschland von den Beherrschern beider Reiche in der Vaterstadt Konstantins des Großen feierlich besiegelt worden ist. Möge diese glückverheißende Gemeinschaft ihren Segen auch an König Ferdinands Söhnen erweisen!

Literarische Rundschau.

Vom Preußentum.

Bei der besonderen Bedeutung, die Preußen in und für Deutschland hat, ist es natürlich, daß jetzt, wo wir Deutschen mitten im gigantischen Ringen uns intensiver als sonst auf die Wurzeln unsers Seins besinnen, mancher auch der spezifischen Sonderart des Preußentums nachgeht, um es in seiner charakteristischen Eigenart zu erfassen und seinen Anteil am Aufbau des gemeinsamen Vaterlandes und der gemeinsamen Kultur — seinen Beitrag zum „Deutschtum“ — festzustellen. Wundern könnte man sich höchstens darüber, daß die Zahl derer, die sich mit dieser Frage beschäftigen, nicht größer ist.

Vern greift man zu der kleinen Schrift von Max Fischer¹⁾, die einem in Aussicht stellt, den größten preußischen und klassischen patriotischen Dichter als den „Dichter des Preußentums“ zu schildern, erwartungsvoll beginnt man zu lesen — und sieht sich enttäuscht. Denn man findet zwar einen warm und flott geschriebenen Essay, man erfährt Belehrung durch eine neue und günstigere Beleuchtung von Kleists Freund Adam Müller (Fischer stellt ein eigenes Buch über Adam Müller in Aussicht, in dem er sein Verhältnis zu Kleist in alle Details verfolgen will), aber über die Hauptsache, welche Kräfte denn Kleists Dichtung seinem Preußentum verdankt, wieso er der „Dichter des Preußentums“ sei, erhält man nur dürftige Andeutungen. Gelegentlich ist von der preußischen Straffheit seines Stils die Rede, ohne daß aber der Versuch gemacht würde, diesen Stil sachlich zu charakterisieren; und den Leitgedanken seines Meisterwerkes, des „Prinzen von Homburg“, findet er — allerdings nach dem Vorgang eines angesehenen Literaturhistorikers — gar in der Doppelforderung, daß einerseits der Staat von dem Individuum Unterordnung fordern, daß aber andererseits der Staat für die Individualität reichere Bewegungsfreiheit gewähren müsse. Die ganze Sache kommt also auf ein Kompromiß hinaus, Unterordnung und Bewegungsfreiheit, Gehorsam gegen das Gesetz und Ungehorsam wechseln sich ab, wie's trifft, bald so, bald so — prinziplos. Das aber wäre ein Kleist, ohne den charakteristischen Zug der „nordischen Schärfe“, die Goethe an ihm so fremdartig empfand, ohne den Zug zum Bohren und Grübeln, das sich nicht zur Ruhe gibt, bis es die Erscheinungen auf ihr letztes Prinzip zurückgeführt hat — ein Kleist also ohne Preußentum. Das Wort des Kurfürsten: „Ich will, daß dem Gesetz Gehorsam sei“, also die unbedingte Geltung des „Gesetzes“, hinter dem freilich das moralische Gesetz in seiner absoluten Erhabenheit steht, ist deutlich als Leitmotiv der Dichtung zu erkennen.

¹⁾ Max Fischer, Heinrich von Kleist, der Dichter des Preußentums. Zweites bis fünftes Tausend. 79 Seiten. 80 Pfennige. Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta'sche Buchhandlung. 1916. Diese Schrift ist in der „Deutschen Rundschau“ zwar bereits besprochen; die Wichtigkeit aber, die Kleists „Prinzen von Homburg“ für die Erfassung dessen, was reines Preußentum ist, zukommt, wird es rechtfertigen, wenn sie hier noch einmal unter einem bestimmten Gesichtspunkt betrachtet wird.

Vom Preußentum

Dieser greifen die Schriften von Lucia Dora Frost¹⁾ und von Moeller van den Bruck²⁾, die sich ex officio mit dem Wesen des Preußentums befassen.

Für die Auffassung von Lucia Dora Frost ist vielleicht kein Satz so charakteristisch als dieser (S. 37): „Die Vorstellungen von vorwärts und rückwärts sind heute im allgemeinen noch sonderbar verkehrt. Die Revolution, die nur ein verhängnisvoller Rückfall war, gilt als Inbegriff und Symbol des Fortschritts, und Preußen, in dessen gelassener Raslosigkeit am meisten vom Inhalt und Geist der kommenden Jahrhunderte ist, gilt als das große Hemmnis und als Hort alles Vergangenen.“ So zeichnet sie denn den preußischen Staat, den Friedrich der Große zur klassischen Vollendung brachte und auf seine Nachfolger vererbte, nicht als den seelenlosen Mechanismus, als der er nicht selten angegriffen ist, sondern als eine dynamische Maschine, in der alle Volks- und Landeskräfte zusammengefaßt und dadurch zu einer Kraft gesteigert sind, die über die natürliche Leistungsfähigkeit weit hinausgeht. Mit der Durchführung dieses Systems wurde Preußen der typische Staat einer neuen Zeit.

Aus diesem System ergeben sich die andern charakteristischen Kennzeichen Preußens mit innerer Notwendigkeit. Die dynamische Maschine bedarf zu ihrem sichern Arbeiten der Lenkung durch einen überlegenen Willen; daher ist Preußen seinem Wesen nach monarchisch; der Monarch ist das Gehirn des Staates. Die Arbeit der Maschine, das heißt die disziplinierte Anspannung im Dienst des Landes, ist auf den „Ruhm“ und die Leistungsfähigkeit, nicht auf das Glück des Staates gerichtet. Das Können des einzelnen Arbeiters wächst mit der Differenzierung der Arbeit; daher läßt Friedrich jeden Stand in seiner Art und erbeut ihn zur Reinheit seiner Art; er verfährt wie ein Züchter, der Arten, die er vorfindet, zu Rassen raffiniert. So benützt Friedrich die Trennung der Stände zu einer Steigerung ihrer Leistungsfähigkeit; er züchtet aus dem herrischen Adel den preußischen Offizier, aus dem Bürger den Mann, dem ausschließlich die Vermehrung der Produktion — in Erwerb wie in Wissenschaft — obliegt, kurz, er entwickelt jeden Stand bis zur Einseitigkeit ins Spezifische und Absolute.

Aus dieser Organisation des Staates ergibt sich für Gegenwart und Zukunft: will das Volk in Preußen bestimmenden Einfluß auf die Politik gewinnen, so muß es selbst die Königsaufgaben Preußens übernehmen. „Das Recht auf Politik ist die Pflicht zu königlicher Gesinnung.“

Und jetzt? Ist Preußens Aufgabe mit der Gründung des Deutschen Reichs erfüllt? Kann das Preußentum abdanken?

Keineswegs. Ist auch Preußen lange Zeit absichtlich in den Hintergrund getreten, wurde schon auf der Schule „streng eingeprägt, sich niemals als preußisch, immer als deutsch zu bezeichnen“, so hat es doch auch in Zukunft noch eine wichtige Mission im Innern wie nach außen. Im Innern hat es die Aufgabe, den deutschen Geist von der Neigung zur Verschlossenheit und Uferlosigkeit zu befreien, ihn zu Tätigkeit mit bewußter Zielbeschränkung zu konkretisieren. Nach außen ist Preußen, weil keine andere Macht dazu kräftig genug ist, berufen, die Entwicklung der Weltgeschichte in eine neue Phase überzuführen dadurch, daß es die englische Übermacht — in diesem und vielleicht in künftigen Kriegen — bricht und damit den Gedanken vom europäischen Gleichgewicht, der praktisch nur darauf

¹⁾ Preußische Prägung. (Sammlung von Schriften zur Zeitgeschichte Nr. 4.) 77 Seiten. 1 Mark. Berlin, Verlag S. Fischer. 1915.

²⁾ Der Preußische Stil. Mit 34 Tafeln. 184 Seiten. 7 Mark. München, R. Piper und Co. 1916.

Literarische Rundschau

hinauskommt, daß England je und je einen Kriegsbrand in Europa entfesselt und die Staaten so weit schwächt, daß sie keine Gefahr mehr werden können, ein für allemal aus der Welt schafft. Ist es ihm gelungen, die kulturhemmende Macht Englands zu zertrümmern, so wird es nicht danach streben, als Englands Erbe die Weltherrschaft anzutreten, es wird vielmehr eine Politik der Förderung treiben, wird mit allen aufsteigenden Nationen zusammenwirken und in völliger Selbstlosigkeit „Kontinente aufarbeiten“. Denn „wie sein König der erste Diener des Staates war, so will es der erste Diener der Menschheit sein“ — eine Bestimmung der politischen Zukunftsaufgabe, von der mir allerdings nicht ganz sicher ist, ob in ihrem positiven Teil nicht ein Rückfall aus preußischer Zielbeschränkung in deutsche Zersplittertheit vorliegt. Im ganzen aber kann man die Schrift nicht aus der Hand legen, ohne der Verfasserin für die Durchleuchtung des Problems, für den Nachweis der inneren Struktur des spröden preußischen Wesens aufrichtig dankbar zu sein.

Während Lucia Dora Frost das Preußentum seinem politischen Wesen nach betrachtet, prüft Moeller van den Bruck seine Bedeutung für die Kunst. Und das Motto, das er seinem Buch voranstellt: „Preußen ist die größte kolonialisatorische Tat des Deutschtums, wie Deutschland die größte politische Tat des Preußentums sein wird,“ weist von vornherein darauf hin, daß er Preußen auch auf dem Gebiet der deutschen Kunst die Führung zuschreibt.

Das wirkt im ersten Augenblick verblüffend. Was hat das verhältnismäßig junge, aus Nüchternheit erwachene Preußen dem an künstlerischer Vergangenheit so reichen Deutschland zu bieten? Oder soll gar mancherlei Parvenümäßiges und Prozenhaftes des neuen Berlin als Muster für das übrige Deutschland aufgestellt werden?

Aber gern folgt man dem kundigen Führer durch die Jahrhunderte (nur die vielleicht etwas phantastischen Ausführungen über die angebliche vor-slawische und vorgermanische Urbevölkerung der Femmen würde man nicht vermissen) und läßt sich von ihm zeigen, wie preußische Nüchternheit und Sachlichkeit, preußische Grundsätzlichkeit, die alle Dinge nicht auf die Tradition, sondern auf die ratio stellt, auch der Kunst ihren eigentümlichen Stempel aufdrücken. Aber Nehring und Schlüter, das Potsdam des Soldatenkönigs und seines großen Sohnes, über den früh verstorbenen und früh vergessenen Hugenottenenkel Gilly, Schinkel und Schadow werden wir geführt und sehen, wie ein spezifisch preußischer Stil sich ausbildet. Dann aber kommt die Katastrophe: das Deutsche Reich wird gegründet, „da wurde Preußen das Opfer von Deutschland“. Preußens Entpreußung begann. „Berlin, das einst gewiß nicht die schönste, aber die strengste, die männlichste und eine der vornehmsten Städte Deutschlands gewesen war, sollte die wesentlich häßlichste Stadt werden, die es gibt.“

Aber nicht in Trostlosigkeit endet Moellers Buch. Hat das Preußentum einen eigenen Stil hervorgebracht, der verloren gegangen ist, so ist es nur nötig, sich auf sich selbst zu besinnen und an die Arbeit der Früheren anzuknüpfen. Und schon sind Künstler am Werk, die wieder Stil haben, preußischen Stil: Messel, Peter Behrens, Ludwig Hofmann. Behrens' monumentaler Entwurf zum Volkshaus in Lübeck ist die letzte der beigegebenen Tafeln.

Eine Vorstellung von der Art dieses Buches können am besten vielleicht seine Schlusssätze vermitteln: „Der preußische Stil ist der einzige Stil, bei dem wir wieder anknüpfen können: der einzige zugleich, der von Preußen nach Deutschland hinüberwirken kann. Er ist es, weil er nicht an seine Form gebunden ist, sondern an das Gesetz, auf dem alle Formung beruht. Er ist es, weil er nicht ein Stil

Vom Preußentum

von Motiven ist, die sich von Reißbrett zu Reißbrett abzeichnen lassen, sondern die steinerne Sichtbarkeit eines der Architektur eingeborenen Geistes, die sich aus der Natur der Länder und ihrer Menschen überall anders und doch sich selbst gleich ergibt. Er ist es, weil er ganz sachlich ist. . . Nun kann er künstlerisch unter uns das Werk einer ähnlichen Einigung auf sich nehmen, wie die Tat war, die uns politisch von Preußen aus zur Einheit von Deutschland führte: kann das Beispiel, das in ihm liegt, uns von der Stilverwirrung befreien, die über uns kam, seitdem wir uns in Deutschland wie in Preußen damit begnügten, Stile statt Stil zu suchen."

Was mich an beiden Büchern besonders berührt und getroffen, ja betroffen gemacht hat, ist, daß sie, obwohl sie sich auf ganz verschiedenen Gebieten bewegen, doch übereinstimmend den Finger darauf legen, daß in den Jahren von 1870 bis 1914 das Preußentum nicht bloß zurückgetreten, sondern in Gefahr gewesen sei, sich selbst zu verlieren. Und wenn ich jetzt diese Zeit rückblickend überschau, so vermag ich keinen Widerspruch dagegen zu erheben. Tatsächlich blieb es in dieser Zeit gänzlich dem Zufall überlassen, ob ein Preuße entdeckte, daß er — Preuße sei und was er an seinem Preußentum für eine Aufgabe habe. Und da er nicht von vornherein angehalten wurde, zu erwerben, was er von den Vätern ererbt hatte, ging es ihm häufig verloren.

Manche Erscheinungen des deutschen Lebens im neuen Reich lassen sich aus dieser Verwahrlosung des preußischen Erbes erklären.

Von direkten Entartungserscheinungen soll hier nicht die Rede sein.

Uns fehlte im neuen Reich ein einheitlicher Lebensstil. Der war auch von vornherein nicht möglich, da sich bisher sozusagen zwei verschiedene Lebensstile nebeneinander entwickelt hatten, der preußische und der deutsche. Moeller beschreibt sie sehr glücklich, wenn er an einer Stelle sagt (S. 134, 135): „Große deutsche Menschen sind immer romantisch verschwundene Menschen, mit dem Leuchten von Lachen und Kindlichkeit und Unbewußtheit über dem Antlitz; preußische Menschen dagegen sind immer stoisch verhaltene Menschen, mit den Mäßen von Schicksal und Bewußtheit in jeder Bewegung.“ Diese beiden haben, soviel ich sehe, bisher eine wirkliche Synthese noch nicht gefunden.

Dagegen hat sich ein neuer Typus von Menschen entwickelt, den ich den neudeutschen nennen möchte; schwer zu beschreiben, weil in seinen Äußerungen vielgestaltig: auch von bedeutender Leistung, dabei weltgewandt, lebenswürdig, doch mehr mit Bewußtsein als aus dem Herzen; man weiß, die Menschen lassen sich so leichter behandeln, man ist Diplomat, nach unten wie nach oben; nicht unempänglich für Gunst von oben; dabei aus Überzeugung moralisch-pathetisch, und darauf bedacht, ähnliche Gesinnungstüchtigkeit in den weitesten Kreisen des Volkes zu erziehen.

Vielleicht ist es gestattet, zwei bekannte Heerführer der Gegenwart, beide in Preußen geboren, als Repräsentanten des preußischen und des neudeutschen Typus zu betrachten. Von beiden liegen charakteristische Äußerungen vor, darunter solche an die Jugend, in denen die Lebenshaltung des Betreffenden immer besonders deutlich sich kundgibt.

Der eine schrieb an einen Volksschullehrer, der ihm die Grüße seiner Schüler übermittelt hatte: „Ihnen und Ihren Schülern danke ich herzlich für die mir in jugendlicher Begeisterung gesandten willkommenen Glückwünsche. Machen Sie den Jungens klar, daß es die Aufgabe der deutschen Jugend von heute sein wird, die sittlichen und religiösen Kräfte im Volke lebendig zu erhalten, welche ihr die Not, aber auch die Größe ihres gegenwärtigen Erlebens als das Geheimnis der Unbesiegbarkeit eines Volkes offenbaren. Gott befohlen!“

Literarische Rundschau

Der andere antwortete Tertianern, die ihm eine begeisterte Huldigung gesandt hatten¹⁾:

Für freundlichen Gruß von der Tertiant
Sag ich aus dem Felde Euch freundlichen Dank.
Jetzt aber denkt lieber nicht weiter an mich!
Dann wird's um Deutschland sicherlich
Um besten stehn, tut jedermann
Das Seine, ohne viel zu schnacken.
Packt Ihr Eure Vokabeln an,
Ich will die Russen packen!

Der eine also benutzt die Gelegenheit zu einer Belehrung über die religiösen und sittlichen Kräfte und will, daß der betreffende Lehrer eine entsprechende pädagogische Belehrung an seine kleinen Schüler, Volksschüler, richtet; der andere weist sie auf sich selbst, auf ihre eigene Tätigkeit zurück: laßt mich in Ruhe, lernt eure Vokabeln! Der eine will durch — gewiß sehr schöne — Worte belehren, der andere will Kräfte in Bewegung setzen. Der andere ist natürlich Hindenburg, der eine — ein anderer Feldherr.

Gewiß, entschlich nüchtern, in einem solchen Augenblick die Tertianer an ihre lateinischen Vokabeln zu erinnern! Aber echt preußisch. Es ist nur die Weisheit des alten Friß von der spezifisch einseitigen Ausbildung der Berufe bis zur Virtuosität auf die Pädagogik übertragen: bist du Schüler, so sei es ganz; die Bewältigung alles dessen, was dir zu tun obliegt, und zwar die Bewältigung bis zur Präzision, erfordert und entwickelt so viel moralische Kraft, daß durch diese nüchterne Tätigkeit mehr für das Vaterland geleistet wird als durch besondere pädagogische Unterweisung über die Bedeutung der moralischen Kraft; die in der Jugend erworbene moralische Kraft stellt der Erwachsene dann als selbstverständlich auch in den Dienst des Staates. In den einfachen, anspruchslosen Worten Hindenburgs steckt sehr viel mehr pädagogische Weisheit als in den pathetisch-neudeutschen des andern. Der deutschen Pädagogik der Gegenwart täte ein Hindenburg not.

Wir scheint, die Verehrung, die Hindenburg in ganz Deutschland genießt, beruht nicht nur auf seinen Ruffensiegen, sie beruht auch darauf, daß in ihm ein Menschentyp, den wir im neuen Reich schon fast verloren zu haben fürchten mußten: der altpreußische Menschentyp, wieder in die Erscheinung getreten ist.

Ein Sichbesinnen und ein Wiedereinlenken in die Bahnen des Preußentums könnte nur heilsam sein.

Übrigens ist in einem Punkt das Preußentum unangetastet geblieben — der Sache nach, seinen Namen hat es allerdings dabei verloren. Denn wenn heute die Fähigkeit zur Organisation (zu organisieren und sich in eine Organisation einzufügen) als eine deutsche Fähigkeit gerühmt und auch von den Gegnern anerkannt wird, so liegt es für jeden, der den Dingen auf den Grund geht, auf der Hand, daß diese Fähigkeit den von Haus aus jeder Organisation abgeneigten Deutschen erst durch Preußen, das seinem Wesen nach Organisation ist, anezogen ist.

Vom Preußentum kann nicht gesprochen werden, ohne daß Friedrichs des Großen gedacht wird. Bei den beiden letzten Schriften ist das ganz selbstverständlich, aber auch der Autor, der über Heinrich von Kleist schreibt, kann es nicht, ohne sich an der „ragenden Gestalt“ des großen Königs zu orientieren. Denn er ist mit seinem Staat zur Einheit verschmolzen und hat ihm den Stempel seines Geistes auf-

¹⁾ Zitiert nach dem „Berliner Tageblatt“, Nr. 424, vom 20. August 1915, zuerst mitgeteilt von dem „Düsseldorfer Generalanzeiger“.

Vom Preußentum

gedrückt. Wer sich mit dem Preußentum beschäftigt, wird notwendig auf Friedrich den Großen geführt, und wer sich mit Friedrich dem Großen beschäftigt, wird ebenso notwendig auf das Preußentum geführt.

Aus dieser Situation heraus, also mit innerer Notwendigkeit, sind zwei Bücher entstanden, die sich beide das Ziel setzen, Friedrich den Großen den Deutschen der Gegenwart nahe zu bringen; das eine bietet eine Auswahl seiner Gedichte¹⁾, das andere eine Auswahl seiner Werke in Prosa²⁾.

Es ist nicht ganz leicht, die richtige Stellung zu dem Schriftsteller Friedrich zu finden. Liest man zum Beispiel seine „Briefe über die Liebe zum Vaterlande“, veröffentlicht 1779, so kann man nicht finden, daß seiner schriftstellerischen Leistung ein Vorrang vor den deutschen Autoren zukommt, die vor ihm — Zimmermann, Abbt, Sonnenfels — das damals neue und beliebte Thema behandelten: man findet sich bei den Erörterungen der Herren Anapistemon und Philopatros — denn natürlich müssen die Briefwechsler antiklassierende Namen tragen — sogar von einem leisen Hauch langer Weile berührt. Und dennoch, plötzlich fühlt man sich gefesselt. „Ich führe eine eingezogene Lebensart,“ liest man bei Philopatros, „ich bin von vielen Schwachheiten geplagt und von dem Geräusch der großen Welt entfernt; das Lesen hat meinen Geist unvermerkt auf die Seite der Betrachtungen gelenkt; mein lustiges Wesen ist verschwunden, und der ernste Verstand hat dessen Stelle eingenommen,“ und so fort — da hat man, nur wenig verhüllt, eine Selbstcharakteristik des großen Königs, der in tief innerer Einsamkeit „von dem Geräusch der großen Welt entfernt“ sein Leben im Dienste des Staates führt. Hier spricht er selbst.

Ebenso ist es mit seinen Gedichten. Nicht um ihrer selbst willen lesen wir sie, aber um ihres Verfassers willen sind sie uns wertvoll; sie lehren uns sein Herz kennen:

Gelassen blickt der Weise auf den Tod —

ja, er lebte in seinen Kriegen auf vertrautem Fuß mit dem Tode. Sie zeigen uns, wie er auch die schwersten Schläge überwand, aufrechterhalten durch römischen Stoizismus und preußisches Pflichtbewußtsein:

Ich bin ein Mensch, ich weiß, zum Leid geboren,
Und standhaft muß ich deine Strenge dulden,
Und du, mein Volk, das liebend ich umfange,
Das zu beglücken mich die Pflicht gelehrt,
Wie trifft dein kläglich drohend Schicksal mich
Im tiefsten Herzen als mein eigen Leid.
Wie gern entsagt' ich meiner Würde Glanz!
Doch für dein Heil will ich mein Blut verspritzen.
Ja, ja, mein Blut ist dein, und freudig will
Für's Vaterland ich meine Tage opfern.
Ich schirmt' es lange, und will kühn mein Heer,
Den Schimpf zu tilgen, jetzt zur Rache führen,
Dem Tode trotzend auf der Bresche stehn,
Will siegen oder unter Trümmern sinken.

(Gedichtet nach der Niederlage von Kollin.)

¹⁾ Friedrichs des Großen Gedichte, vornehmlich aus der Zeit des Siebenjährigen Krieges, ausgewählt und verdeutscht von Ferdinand Fehling. 56 Seiten. 1 Mark. Heidelberg, C. Winters Universitätsbuchhandlung. 1914.

²⁾ Die Werke Friedrichs des Großen, für die Gegenwart herausgegeben und übertragen von Albert Ritter. Mit Bildern von Adolf von Menzel. Zwei Bände. 558 und 573 Seiten. 10 Mark. Berlin, Wilhelm Borngräber. 1915.

Literarische Rundschau

Hier spricht sich auch sein freudiger Stolz auf seine tapferen Truppen aus, die besten Europas:

Der Römertugend darf sich kühn vergleichen
Der Geist, der unser Heer belebt.

Er konnte stolz darauf sein; ist er selbst es doch gewesen, der seine Preußen mit Bewußtsein zu den Römern des Nordens herangebildet und ihnen jenen heroischen Geist eingehaucht hat, der den Soldaten seines Vaters trotz allen Drills noch fehlte¹⁾.

Beide Produkte — die Abhandlung und die Gedichte — lassen uns übereinstimmend einen Zug erkennen, der für sein Wesen (und für das Wesen des Preusentums) konstitutiv ist: so sehr Friedrich der Aufklärung angehörte, in dem entscheidenden Punkt der persönlichen Lebensauffassung steht er in schroffem Gegensatz zu den übrigen Aufklärern; sie sind eudämonistisch gesinnt, er verzichtet auf persönliches Glück; Pflichterfüllung, Leistung und stete Arbeit für andere ist sein Leitstern; nicht Epikur, sondern Stoizismus und christliche Ethik, die der Verächter christlicher Dogmen stets aufs höchste schätzte, sind — in eigentümlicher Verschmelzung — seine Lehr- und Lebensmeister.

Als Schriftsteller ist Friedrich kein Klassiker, aber er ist ein Klassiker der Tat, und seine Schriften dienen dazu, ihn uns als solchen verstehen zu lehren. Die Abhandlungen und Dichtungen zeigen den Menschen, die politischen, militärischen und regentenmäßigen Schriften zeigen sein Werk. Sie, die dasjenige aus seiner Feder sind, was dauernden Wert hat, füllen den größten Teil der vorliegenden Bände. Ihr Wert liegt in ihrem sachlichen Gehalt, nicht in der schriftstellerischen Leistung. Der Fachmann hat in ihnen das Wort. Aus der neueren Zeit sind seinen Werken an die Seite zu stellen Bismarcks „Gedanken und Erinnerungen“ auf der einen, Moltkes allerdings gleichfalls nicht sehr bekannte Darstellung des Krieges 1870—1871.

Daß gerade diese Werke ausgesprochen sachlichen Charakters jetzt in einer billigen Ausgabe weiten Kreisen zugänglich gemacht werden (mit Verkürzungen) wird man als ein günstiges Symptom des deutschen Geisteslebens begrüßen dürfen: der Deutsche fängt an, den großen König in seiner Einsamkeit aufzusuchen und mit ihm in geistige Beziehung zu treten.

Auch das kann für die Erneuerung des Preusentums in dem oben angedeuteten Sinn nur förderlich sein.

Gottfried Fittbogen.

¹⁾ Nebenbei sei hingewiesen auf Band 24 von Voigtländers Quellenbüchern, der „Preussisches Soldatenleben in der Fredericianischen Zeit“ nach zeitgenössischen Quellen bequem zugänglich macht. (117 Seiten, 1 Mark.)

Schwedische Stimmen zum Weltkrieg. Übersetzt und mit einem Vorwort versehen von Dr. Friedrich Stive. Leipzig und Berlin, B. G. Teubner. 1916.

Die bekannte Rundgebung der schwedischen Aktivistin liegt hier in gekürzter deutscher Übersetzung vor — ein Dokument scharfen politischen Denkens und unerbittlichen Entschlusses der politischen Wirklichkeit! Es geht der Phrase in jeder Form unnachlässig zuleibe, mag sie nun auf politischem oder kulturellem Gebiete sich breit machen. So betrachtet einer der Autoren den „Weltkrieg als Kulturkampf“ und weist nach, was hinter dem Schlagwort „für Demokratie und Freiheit gegen den Völker unterdrückenden Militarismus“ an wirklichen Kräften steht, weist nach, daß Frankreich seit Carnots Volkshereen der Gründer und hervorragendste Repräsentant des modernen Militarismus ist und auch in der Staatsverwaltung das Prinzip der Subordination einhält wie kaum ein zweiter Staat, weist nach, daß in keinem Lande die Politik so undemokratisch gelenkt

Literarische Notizen

wird, wie in dem oligarchischen England, und kein Land so wenig das Recht hat, gerade als Vertreter der kleinen Nationen aufzutreten. Diese Betrachtungen werden aber nicht im Tone moralischer Entrüstung angestellt, sondern in der ruhigen Erkenntnis der herben Wirklichkeit, die nun einmal nicht anders sein kann, in gerechter Würdigung der großen politischen Kräfte, die allen jetzt kämpfenden Mächten zur Verfügung stehen. In einem anderen Absatz hat eine andere Hand sicher und klar die Linien von Schwedens außenpolitischen Beziehungen zu Papier gebracht: das Schicksal, das Schweden harret, seit Finnland in Rußland einverleibt wird; die Notwendigkeit, gegen diese heranrückende östliche Übermacht Bundesgenossen zu haben; warum England und Frankreich diese Bundesgenossen nicht sein können (bittere Erfahrungen der „lyrischen“ skandinavischen Politik mit diesen Westmächten); warum nur Deutschland als ein solcher Bundesgenosse in Betracht kommt. Ob es sich aber zu dieser Bundesgenossenschaft hergibt, wenn nicht auch Schweden seinerseits als Deutschlands Bundesgenosse sich betätigt? „Ein zulünftiger Vormarsch Rußlands gegen Narvit kann jedoch nicht eine gegen Deutschland gerichtete Maßregel angesehen werden. Militärisch betrachtet dürfte es dieser Macht zum mindesten gleichgültig sein, ob sich am Ende des Weltkrieges Nordskandinavien in schwedisch-norwegischem oder in russischem Besitze befindet... Es ist natürlich für Deutschland weniger unangenehm als für England, wenn in Nordnorwegen ein Kriegshafen angelegt und eine“ — russische — „Flotte dort stationiert wird“... „Deutschland hat sowohl moralisch wie taktisch vollen Grund, in Zukunft ein schwedisches ‚non possumus‘ mit denselben Worten zu beantworten, wenn die Zeit der Friedensverhandlungen herannaht.“ Den Unterbau zu dieser zwingenden Schlussfolgerung errichtet der gleiche Verfasser mit einer unumstößlichen Darstellung der Eintreisungspolitik (in deren Rahmen er die Loslösung Norwegens von Schweden überzeugend als einen Akt der englischen Staatskunst schildert) — eine Darstellung, wie sie erhellender und treffender von neutraler Seite wohl nirgends erschienen ist (außer von M. P. C. Valter). Eingeleitet wird das Buch durch zwei nicht minder großzügige Darlegungen anderer Verfasser, die Schwedens Stellung und Aufgaben innerhalb Europas und innerhalb des Skandinaviums beleuchten — überall die klare Erkenntnis, daß Rußland der gefährliche, stetig vordringende Feind gegen Schweden ist! — und klingt aus mit dem Wunsche, daß das schwedische Volk aufhören müsse, Gefühlspolitik für diesen oder jenen Kriegsführenden zu treiben, und beginnen, die Notwendigkeiten einer schwedischen Realpolitik zu erkennen, damit das Land durch rechtzeitige politische Stellungnahme Sicherheit gewinne „vor der rücksichtslosen Gewalt“, die sich schon bis dicht an seine Grenzen herangeföhren hat. Der Schwung des Ganzen reißt den Leser über vereinzelte Anebenheiten der Übersetzung hinweg (vielleicht nur Druckfehler). Auf S. 52 stände für „Dybböt“ wohl besser das den Deutschen alleinverständliche „Düppel“ und für das oft verwendete „außerpolitisch“ besser das weniger zweideutige „außenpolitisch“.

Der Kaisergedanke. Von Alfons Paquet. 200 S. Frankfurt a. M., Rütten und Loening. 1915.

Sieben Aufsätze vereinigt der Verfasser in dem vorliegenden Buch, von denen vier bereits vor dem Kriege entstanden sind: der Kaisergedanke, die Frage nach dem Sinn, die Kirchen im Morgenland, der große Gedanke der Missionen. Dazu kommen drei neue: das neue Deutschland, Christus Antichristus, Worte der Engel. Gleich so vielen Deutschen steht auch Paquet in dem Weltkriege nicht nur einen Kampf um die politische Macht, aus dem die Einheit Europas entweder durch ein führendes oder durch ein zertrümmertes Deutschland hervorgehen werde, sondern auch einen Kampf um die Totalität der geistig-sittlichen Kultur. Denn wenn er mit der Vernichtung Deutschlands geendigt hätte, dann wäre auch die Zeit der Erhebung vor hundert Jahren, d. h. der klassische Idealismus in den Abgrund gerissen worden, gerade jener Wesensinhalt, der unsere Kultur von der unserer Gegner im letzten Grunde unterscheidet. So wagt Paquet den Satz hinzustellen: „Es handelt sich um den Krieg des Sittlichen im Wesen der Deutschen gegen das Amoralische im Wesen ihrer Widersacher.“ Freilich dieses neue Sittliche muß erst geboren werden: „Deutschland trägt gewiß einen neuen Menschen in seinem Schoß,“ darum erleben wir allein den Krieg tragisch. Die höchste Spitze dieses neuen Menschen sieht Paquet in dem „imperator pacificus“, in der Verwirklichung des Kaisergedankens, des Imperiums als eines sittlichen, nicht politischen Universalreiches Europas von den Fluten des Ozeans bis zu seiner Ostgrenze, der Linie von Danzig bis Triest, die den nahen Orient als das unstrittene Gebiet im Westen beschließt, während im fernen Ostasien ein neues Imperium sich erhebt; als drittes gesellt sich dazu Amerika. Über neben diesem Kaisergedanken steht ein zweiter, der Christusgedanke. Ausgehend

in erster Linie von den christlichen Sekten, wird er alle Konfessionen erfassen und umgestalten, ohne ihnen ihre Besonderheit zu nehmen. Erst dann wird die Mission ihre rechte Gestalt annehmen, wenn die christlichen Völker, im Gefühl der Beschämung ihrer Schuld, Ordnung und Gerechtigkeit unter sich in einem Maße hergestellt haben, wie es vorher nicht der Fall war. So bedeutet der Weltkrieg eine Katastrophe, die zum Guten führen muß. — Das Ganze eine Zukunftshoffnung, der man wohl zustimmen möchte, aber dem hohen Idealismus fehlt die realistische Grundlage, der Wirklichkeitszinn, und nur auf einer sachlichen Vereinigung beider, die in den schöpferischen Naturen Gestalt gewinnt, wird sich die zukünftige geistige und politische Konsolidierung Europas vollziehen können.

Vom gesicherten und ungesicherten Leben. Ernste Plaudereien von Georg Hermann. Berlin, Egon Fleischel und Cie. 1915.

Als ich den Titel las, berührte es mich wie ein elektrischer Funke; war da eine Sicherung durchgebrannt, gab es etwa Kurzschluß, Feuersgefahr oder andere zündende Überraschungen? Nichts von alledem; die Schlüsse, die Georg Hermann zieht, gehören zu den langatmigen, ungefährlichen, gesicherten, aus denen keine einzige wahre Flamme unz entgegenschlägt. Es sind bloß dialektische Kunststücke, ungelöste Widersprüche, an den Haaren herbeigezogene Vergleiche, auf den Kopf gestellte Behauptungen, die sich zu keiner philosophisch-ästhetischen Erkenntnis durchgerungen haben. Man denkt unwillkürlich dabei an Regelkugeln, die durch die Bahn sausen, ohne das aufrechte Spiel umzuwerfen. Und Spiel ist alles in diesen ersten Plaudereien, freilich kein Spiel für Kinder, für welche das Beste gerade gut genug sein soll, sondern ein Spiel für erwachsene, moderne, internationale Menschen, die ohne Hermann nicht wissen würden, warum sie auf der Welt sind. Die Dichtkunst, gerade so wie die Geschichte, hat ihr Janushaupt, sie schaut vorwärts und rückwärts ins Leben. So sehr sich nun auch Hermann gegen diese Rückblicke sträubt, so eifrig er dem modernen Naturalismus das Wort redet, die alten Vorbilder heiselt und sogar von der Sprache behauptet, sie müsse mindestens alle dreißig Jahre neu belebert werden, denn es wäre „unglaublich, wie farblos, klanglos, trivial, inhaltlos und unwahr Worte vom längeren Gebrauch würden“!!!, so wählt er doch gerade, sich selbst zum Trost, die altmodischsten Stoffe und malt uns Biedermeierbilder in höchst sentimentaler Jean Paulscher Manier. Und das Publikum, dem er in seinen ersten Plaudereien den Naturalismus erpreißt, als wäre es ein vom Himmel gefallener Stern, läßt sich die ganz entgegengesetzten Jean Paulschen Reminiscenzen gern gefallen, freut sich daran, ohne zu bemerken, daß es nachgemachte Edelsteine sind. — Hermann fehlt eben der historische Sinn. Vor allem fehlt ihm der Sinn für Tradition; darum stellt er eine internationale Literatur über eine nationale. Schriftsteller ohne Tradition sind wie Blumen ohne Stengel; ein jeder kann sie mit einer Stecknadel ins Knopfloch stecken, oder auf Draht ziehen, sie duften nicht und welken schnell. 36.

Die Heilige. Erinnerungen der Agnes Günther. Von Karl Josef Friedrich. Göttingen, F. A. Perthes, N.-G. 1915.

„Die Heilige und ihr Narr“ — ein Buch, dessen Mängel auch dem Einfachsten zum Bewußtsein kommen und dessen Zauber auf gleichgestimmte Seelen so mächtig wirkt, daß es eine Gemeinde um sich gesammelt hat. Von der Verfasserin, Agnes Günther, wußte man nur, was eine kurze Notiz mitteilte. Mit einer geringfügigen, demselben Ideenkreis angehörenden Ausnahme¹⁾ blieb ihr erstes auch ihr letztes Buch. Während sie noch mit Revision des Textes beschäftigt war, entführte sie der Tod in das Traumland, das sie mit der Wirklichkeit verwebt hatte. Auch das erschien so natürlich, daß man es nicht zu beklagen wagte: wer seine innerste Seele zu enthüllen vermochte, hatte der Welt kaum mehr Besseres zu sagen. Am so lebhafter machte sich der Wunsch geltend, über die äußeren Lebenslose Agnes Günthers Genaueres zu erfahren, und in dieser Erwartung griff man zur Schrift Friedrichs. Die erste durch sie hervorgerufene Enttäuschung betrifft das mit seiner Unterschrift gezeichnete Bild der Dichterin. Man kann nur hoffen, daß das in demselben befundene Unvermögen auch jede Ähnlichkeit mit dem Original ausschließt, das man sich anders gedacht hat und zu dessen Wiedererweckung jede Photographie mit Dank entgegengenommen würde. Ähnlich steht es mit dem Inhalt der Schrift. Er erzählt von den jugendlichen Visionen seiner Heiligen, von Gesichten, in denen Seelen aus Vergangenheit und Zukunft mit der ibrigen sich verbanden und längst Gelittenes noch einmal durchleben ließen „in der Freundschaft der Geister“. Vom Erlebten nur nebenbei, „von sehr wilden Jungen“ den ibrigen, wie wir vermuten? Die

¹⁾ Agnes Günther: „Die Heilige, die eine Heilige war.“

phantastische Welt, in die er mit ihr sich versenkt, geht an der Prosa des Alltags vorüber und verirrt sich in Stillübungen wie Seite 28: „Du Seitre, ich sehe dich noch, du traktst in die Stube, und auf einmal war Sonne im Zimmer. Du wiesest schmerzlich einen zerrissenen Strumpf in die Höhe und liehest dich seufzend auf einen Stuhl nieder, wo du sorglich zu stopfen begannst, aber dabei sprachst du ein Frühlingsgedicht usw.“ Hier gleitet das Mystische ins Romische; ungleich derjenigen, die es wagen darfte, den Ton ungestraft anzuschlagen, versagt er bloßer Nachahmung und schlägt um in leeres Pathos: „So war die Geliebte, daß nur das Anseh'n ihrer Hände uns hinriß in Anbetung, wir wagten kaum den Blick zu ihrer Stirn zu erheben, denn von ihrer Stirn fiel leuchtend unsre Vernichtung usw. usw.“ Was würde Agnes Günther über solche Huldigungen denken? Ihr Wert wird sie überdauern, aber auch sie wäre zum Ausruf berechtigt: Gott schütze mich vor meinen Freunden.

31.

Heinrich Schön jun. Roman von Georg Hermann. Berlin, Egon Fleischel und Cie. 1915.

Merkwürdig, wie die Romane Georg Hermanns kleinen deutschen Hoftheatern gleichen, an denen stets dieselben alten Schauspieler in den verschiedensten Rollen Verwendung finden. Auch in Heinrich Schön jun. grüßen uns alte Bekannte, die mit Havelwasser getauften Geberths; nur daß die Hauptrolle diesmal dem Manne zufällt, statt, wie in Jettchen Geberth, der unglückseligen Wiedermeierheldin! Das süßvolle Wort scheint für Hermann erfunden zu sein; ich bin mir nur noch nicht klar darüber, ob er mehr Bieder oder mehr Meier ist, hoffe jedoch, daß eine Fortsetzung Heinrich Schöns, die vielleicht „Frau Antonie Schön“ heißt, mich darüber aufklären wird. Hermann tut sich selbst unrecht, wenn er in seinen sehr offenberzigen „Ernsten Plaudereien“ behauptet, daß ihm nie so elend, so ausgepumpt, so hoffnungslos zumute sei als nach Vollendung eines Buches; dies kann schon deshalb nicht stimmen, weil er sich sofort vom gleichen Stoffe, den er augenscheinlich auf Lager hat, einen zweiten und dritten Roman zurechtschneidert. Die Seiden- und Samtmanufaktur liegt ihm besonders gut; gleich wie die Dynastie Geberth in Berlin, so handelt auch die Dynastie Schön in Potsdam mit diesen schimmernden, gleißenden, weichen und verführerischen Dingen, und man kann sich kaum eines Lächelns erwehren, wenn sogar himmelblaue Seidenhals, graue durchsichtige Flortücher, grüne Atlasgürtel und gelbe Samtbordüren sich in die Naturschilderungen einschleichen, als wäre die Gegend eine Modenauslage im Warenhaus. Vielleicht hat das soweit Berechtigung, als jeder Autor die Natur aus seinem Gesichtswinkel anfieht; was aber keine Berechtigung hat, das ist die mechanische Weberei der Charaktere, die er uns als Menschen von Fleisch und Blut, Geist und Herz vorzuführen wagt. Das Haus der Schöns in Potsdam, in dem sich die Don-Carlos-Tragödie nach berühmtem Muster abspielt — denn Heinrich Schön liebt seine junge, reizende Stiefmutter Antonie Schön, geborene Arnstein, deren Perlmutterstein und Kollibrigefieder (figürlich gesprochen) es ihm angetan haben, und da er nebenbei mit dem blonden, blandigigen Geheimratsbüchsterlein Hannechen von Mühlensiefen verlobt ist und außerdem sich noch unnötigerweise in die Neze eines Fischermädchens verstrickt hat, so geht er an diesen drei verschiedenen Lieben ziemlich unmotiviert und ohne das Verhültniß seiner selbst wiedererlangt zu haben zugrunde: das Haus der Schöns, wie gesagt, mit seinen seidernen Tapeten, seinen Moderateurlampen, den königlichen Porzellantaßen und -tellern, den silbernen Armleuchtern und Salzfassern, den steifbeinigen Kanapees und gebauchten Kommoden mag echt sein, seine Bewohner und Gäste sind es nicht. Wie die Rüben Rübbezahls, mit denen der verliebte Berggeist der entführten Prinzessin aufwartete und die nach wenigen Stunden Leben zu dem zusammenschrumpfen, was sie vorher waren, seelenlose Rübengewächse, so welken und verdorren uns die Gestalten unter den Händen, der naturalistischen Darstellungsweise, auf die der Autor sich soviel einbildet, zum Trost. Etwas mehr Genauigkeit könnte man vom Naturalismus schon verlangen; daß ganz bekannte Bücher dreißig und mehr Jahre vordatiert werden, nimmt einen wunder, und daß ein Gardeleutnant in Potsdam im Jahre 1844 Gedichte à la Herwegh macht, ist auch nicht wahrscheinlich; aber bei dem systematischen Durcheinanderschütteln von Gedanken und Begebenheiten — man schaut unwillkürlich nach der Decke, ob da etwa ein Ventilator den Staub aufwirbelt — können solche Sachen vorkommen. — Hermann nimmt sich heraus, von Schiller zu behaupten, seine Dichtung sei Literatur, hergestellt auf kaltem Wege. „Der allein besitzt die Musen, der sie trägt im warmen Busen,“ möchte man ihm antworten. Gerade was historische Pietät anlangt, könnte er von unserem edelsten Dichter lernen. Nur macht man es sich als literarischer Parvenu bequemer. Erinnerungen sind eben ein Privilegium edler Naturen, gemeine Menschen haben bloß eine Vergangenheit.

32.

Sachsenbuch für Bücherfreunde. Herausgegeben von Rudolf Greinz, Leipzig, Verlag L. Staackmann.

Diese in zweiter Folge erschienene Anleihe aus den neuesten Werken der Autoren des gleichen Verlags setzt sich zum Zweck, Tausenden über Schmerz und Sorge hinwegzuhelfen und ihnen Freude und Zuversicht zu bringen in schwerer Zeit, nach der bekannnten Erfahrung, daß ein gutes Buch ein guter Freund ist. Unterscheidungen zu treffen oder an einzelner Kritik zu üben, ist durch die Art des Gebotenen ausgeschlossen. Nur soviel sei gesagt, daß der Zweck, angenehm zu zerstreuen, durch die Episode aus der Geschichte eines verbummelten Studenten zum Beispiel, die Rudolf Haas humorvoll erzählt, ungleich besser erreicht wird, als durch Th. S. Mayers finstere Novelle „Eppreßzug Wien—Nizza“. In diesen Tagen überbietet die Wirklichkeit die Schreckbilder der Phantasie. Wenn wir Mücke haben, in ihr Reich zu flüchten, sind wir doppelt dankbar für etwas Sonnenschein.

Menschen von gestern. Ein Berliner Roman von Kurt Münzer. Dritte Auflage. München, Georg Müller.

In einem reizenden Lustspiel Gustav von Mosers und Kadelburgs tut eine Gutsbesitzerin den klassischen Ausruf über Berlin: „Gott sei Dank, keine Spur von Dzon!“ Über den Berliner Roman Kurt Münzers möchte man ausrufen: „Gott sei Dank, keine Spur von Naivität!“ Nur die Großstadt ist imstande, solche Großstadtplanzen zu zeitigen, wenn sie nämlich wirklich das ist, was der Autor aus ihr machen will, ein überbeiztes Treibhaus für künstliche, abnorme und giftige Gewächse. Wir dürfen jedoch annehmen, Berlin bringe auch noch anderes hervor, in restloser Arbeit, in unentwegtem Fleiß, in fortschreitender Kultur streue es den fruchtbringenden Samen aus übers ganze, große deutsche Vaterland. Diesen deutschen Samen vernimmt man in den „Menschen von gestern“, die uns annuten fast wie ein französischer Sittenroman in einer deutschen Übersetzung. Die Frauen besonders erinnern an die eleganten, kapriziösen, nichtswürdigen Heroinen eines Henri Bernstein, nur macht sich die Pariser Frivolität auf einer Pariser Bühne entschieden besser. Nicht einmal Anna Tobien, die Gattin des berühmten Chirurgen und Charitéprofessors Tobien, um deren Seelenzustände sich die ganze Handlung dreht, ist deutlich; in ihrer kalten Leidenschaftlichkeit hat sie etwas Abensches, etwas wie die Frau vom Meer. Ihr Schrei nach dem Kinde wirkt abstoßend, abstoßender freilich noch das wilde Sichauslehnen der schönen Schwester Helene d'Arville gegen ein unerbittliches Naturgesetz. Salomos Weisheit, Salomos Schwert allein könnte Ordnung schaffen in diesen verirrt und verwirrten Weiberherzen, die den Kompaß verloren haben. Und die Männer sind so wenig interessant, vom verführerischen, ewig blumenpendelnden, blumentnickenden Pariser Architekten Gaston d'Arville, dem nichternen, pflichtgewohnten, an allen Blumen des Daseins achlos vorübergehenden Professor, Geheimrat, später Erzelenz von Tobien, dem Zynifer Alexander Lyden, der sich in Hamletische Falten drapiert, die Frauen haßt und an ihnen verblutet, dem russischen Arzt und Schwärmer Steinberg, dem wir die Genialität nicht recht glauben wollen, bis auf den Schwächling Thomas, Annas und Helenens Bruder, der ein unschuldiges Mädchen liebt und es doch zugrunde gehen läßt, stehen sie alle da ohne innere Notwendigkeit, nicht Menschen von gestern, nur Schatten. Das Herzblut des Dichters, womit er jene Geschöpfe belebt, haben sie nicht getrunken. Es tut einem nicht einmal leid, daß die eisernen Häute des Krieges in diese Sippe fahren und all der Schmerz, die Lust zerstreibt Mächten die Menschen von morgen nichts, aber auch nichts mit diesen Masken von gestern gemein haben.

Moltke. Ein Lebensbild für das deutsche Volk. Von A. v. Janson. 251 S. Berlin-Wien, Alstein und Co. 1915.

Moltke. Von Franz Carl Endres. Aus Natur und Geisteswelt, Band 415. 94 S. Leipzig-Berlin, B. G. Teubner. 1913.

Beide Lebensbeschreibungen des größten deutschen Feldherrn im neunzehnten Jahrhundert wollen grundsätzlich dem Kriegshistoriker nichts Neues, keine neuen Untersuchungen bieten, sondern sich anfänglich auf dem gesamten Quellenmaterial und den bisherigen kritischen Darstellungen, Leben und Taten Moltkes den weiten gebildeten Volksklassen nahe bringen. Sie erfüllen ihren Zweck vortrefflich. Immer wieder bewundert der Leser jene vollendete Harmonie zwischen einer starken realistischen Auffassung der Verhältnisse, dem starken Wirklichkeitssinne, und dem sittlichen Idealismus, der die Dinge seinem Willen einzuordnen, den Zwecken des Vaterlandes dienstbar zu machen versteht. Durch

Literarische Notizen

diese Einheit gewinnen seine Anschauungen über die Strategie den Eindruck des absolut Überzeugenden, des inmitten der geschichtlichen Welt Stehenden, des Lebendigen. So stark nach Moltkes Persönlichkeit das Leben eine Idee war, so fremd blieb ihm allezeit doch das Phantastische, das rein Theoretische. Er gehört damit in die Reihe des klassischen Idealismus, übersteht ihn, noch stärker als Clausewitz, auf das Gebiet der Kriegswissenschaft. Aber er ist auch als Mensch, als Deutscher durchaus ein bewußter Verkündiger jener größten Zeit unseres Geisteslebens; ein geschichtlicher Zusammenhang, der bei Janson namentlich in seinen Schlußkapiteln erfolgreich zum Ausdruck kommt. Darin steht Moltke in völligem Gegensatz zu Bismarck, in dem die gigantische Leidenschaft des persönlichen Eigenbewußtseins das geschichtlich Gegebene zurückdrängt. Durch jene höchste Verbindung des Veruslichen und des Menschlichen gehört Moltke zu den Erziehern des deutschen Volkes, zu seinem unvergänglichen Besitz, den es sich in den schweren Tagen der Entscheidung von neuem erwerben muß. 112.

Richard Wagner. Sein Leben und Schaffen. Von Gustav Ernest. VIII und 537 S. 8°. Berlin, Georg Bondi. 1915.

Über die lauliche und charakterlose Haltung der achten Sammlung von Herders Briefen zur Beförderung der Humanität äußerten sich Goethe wie Schiller ziemlich absprechend, und Goethe sprach hierbei den allgemeinen Grundsatz aus: „Wenn man von Schriften wie von Handlungen nicht mit einer liebevollen Teilnahme, mit einem gewissen parteiischen Enthusiasmus spricht, so bleibt so wenig daran, daß es der Rede gar nicht wert ist.“ Diese Maxime hat Gustav Ernest seinem Buche als richtunggebenden Leitsatz vorangestellt. Man kann sie gelten lassen, denn liebevolle Teilnahme und Enthusiasmus zeichnen die Darstellung in hohem Maße aus, Parteilichkeit wäre aber nur insofern zu bemerken, als der Enthusiasmus überhaupt in gewissem Sinne parteiisch ist, sonst hat sich der Verfasser gerade bemüht, Wagner möglichst unbefangen anzuschauen und ihn, soweit das jetzt schon möglich ist, in geschichtlicher Perspektive zu sehen. Es gibt Leute, die einem neuen Werk über einen bekannten Künstler nur dann Berechtigung zuerkennen, wenn es auch neue Tatsachen bringt, wenn es in diesem Fall zum Beispiel bewies, daß Wagner nicht 1813, sondern 1814 geboren wäre, oder daß er am 30. Mai 1859 zum Morgenkaffee nicht den gewohnten Zwieback, sondern Weißbrot mit Pflaumenmus gegessen hätte. Für solche Materialanbieter ist Ernests Buch nicht geschrieben, denn es beachert nicht Wagners viel durchplühtes Leben aufs neue, um irgendein vergeßenes Krümchen beizubringen, es ist neu in ganz anderer Art: es ist neu wie jedes Werk, in dem ein Künstlergeist Menschen und Dinge mit warmer Liebe sich zu eigen gemacht und das also Erkante und Ermorbene in selbständiger Weise dargestellt hat. Denn selbständig und mit dem Griff einer kräftigen Persönlichkeit wird hier das Problem Wagner angefaßt. Sein menschliches und künstlerisches Wesen verschmelzen in eins. Ernest geht nicht so vor, daß er erst das Leben erzählt und dann die Kunstwerte bespricht und auf die Schriften hindeutet, sondern er schildert uns, wie Wagner in jedem Lebensabschnitt beschaffen war, in welchen Umständen er lebte, welches seine Anschauungen waren, und welche Werke er aus ihnen heraus geschaffen hat. So zieht alles in lebendigem Fluß an uns vorüber; wir erleben gewissermaßen die Wandlungen Wagners mit und dringen bis zu den Wurzeln seines Kunstschaffens vor. Ein besonderes Verdienst hat sich Ernest dadurch erworben, daß er ausführlich auf Wagners Schriften eingeht, sie zergliedert und ihren wesentlichen Inhalt angibt — eine ebenso schwierige wie undankbare Aufgabe, der sich die meisten Wagner-Biographen bisher entzogen haben. Ein besseres vollständiges Buch zur Einführung in Richard Wagner als dieses gibt es bis jetzt nicht. Wer an seiner Hand Wagners Werke studiert, wird einen Schatz an künstlerischer Einsicht gewinnen, und daneben wird er die Persönlichkeit Wagners verstehen lernen, die mannigfachen Widersprüche seines Charakters werden sich ihm in der Einheit einer großen Menschenerscheinung auflösen, und vielleicht keimt dann aus solchem Verstehen auch Liebe auf. Das wäre das schönste Ergebnis, das der Lutor sich wünschen könnte. 29.

Louis Ferdinand, Prinz von Preußen. Von Elisabeth Winker. Leipzig, Breitkopf und Härtel. 1915.

Dieses Buch, als Musikerbiographie erschienen, gibt mit wenigen, treffenden Strichen ein Bild des reichbegabten Künstlers und Helden, den man unter die fürstlichen Romantiker rechnen muß, ohne ihm jedoch ein positives Erfassen der großen Weltereignisse absprechen zu können. Auf der Schwelle des neunzehnten Jahrhunderts steht der in Vorzügen und Fehlern durch und durch moderne Mann, der geniale und vor-

Literarische Rundschau

urteilslose Freund Beethovens und der Nabel, und mit den leuchtenden Augen, die an seinen Oheim Friedrich den Großen gemahnen, schaut er prophetisch in Deutschlands Zukunft. Wie er als Komponist das gewählte Thema symphonisch zu verarbeiten pflegte und in seinen Trios und Quintetten die Saiteninstrumente dem Klavier, das er meisterhaft beherrschte, unterzuordnen verstand, so gingen auch seine politischen Träume dahin, Preußens dominierende Stimme im Weltkonzert nicht verhallen zu lassen. Er hoffte auf nichts Geringeres, als auf das jetzt Tatsache gewordene Bündnis Preußens mit Österreich, eine Erhebung ganz Deutschlands gegen den gemeinsamen Feind. Er durfte es nicht erleben. Mit einer schrillen Dissonanz zerrissen die künstlerischen Harmonien dieser Feuerseele; das Schicksal, das den Menschen erhebt, indem es den Menschen zermalmt, ließ ihn bei Saalfeld zu früh den Heldentod finden; aber die ritterliche Gestalt des Vielgeliebten lebt fort in der Geschichte.

30.

Richard Wagner und der heilige deutsche Krieg. Von Professor Dr. A. Sternfeld. Oldenburg, Gerhard Stalling.

Ein Wagner-Buch Richard Sternfelds, des bekannten feinsinnigen Wagner-Forschers, wird immer als eine willkommene Gabe begrüßt werden. Der Verfasser wollte uns in seiner von ecktester Begeisterung getragenen Arbeit Wagner als Deutschen schildern und hat aus den Dichtungen und Schriften des Meisters alles beigebracht, was diesem Zweck dienen kann. Wie harte Worte Wagner bisweilen auch für sein Vaterland hatte, geliebt hat er es doch mit allen Fasern seines Herzens. Sein Groll über die mannigfachen Enttäuschungen, die es ihm bereitet, war nur der Ausfluß der hochgespannten Erwartungen, die er von ihm hegte, Erwartungen, für deren Berechtigung er selbst mit seinem selbstlosen Idealismus, seiner zielsicheren Ausdauer, seiner opferfreudigen Kampfeslust der schlagendste Beweis ist. Wie aus dem aktuellsten Zeitempfinden herausgeschrieben erscheinen die Worte, in welchen König Heinrich im „Lohengrin“ sein Volk zum Kampf gegen die Scharen, die von Osten her sein Reich bedrohen, anruft, wie ein Symbol echten Deutschtums das Siegfriedsschwert, vor dem freudloser Besitzdünkel ebensogut wie feige Hinterlist vergeblich müssen. So ist das an Anregungen überreiche Buch doppelt dankenswert in einer Zeit, in der deutsches Wesen der schwersten Probe, die es in seiner langen, wechselnden Geschichte zu bestehen hatte, unterworfen ist. Jenes tiefempfundene Mahnwort Wagners im Entwurf zum „Wieland der Schmied“: „O einzig herrliches Volk! Schmiede deine Flügel und schwinde dich auf!“ ist bereits zur Wahrheit geworden, und voller Zuversicht dürfen wir der Erfüllung der Prophezeiung Lohengrins entgegensehen: „Nach Deutschland sollen noch in fernsten Tagen des Ostens Norden siegreich niemals zieh'n!“

31.

Afrikanische Köpfe. Charakterstizzen aus der neueren Geschichte Afrikas von Carl Peters. Männer und Völker. Berlin-Wien, Allstein und Co. 1915.

Es sind vielgenannte, zumeist aber nur wenig bekannte Charaktere, deren Wesen und Werden und deren Bedeutung für die politische und wirtschaftliche Erschließung Afrikas uns hier in kurzen, aber sehr anschaulichen und eindrucksvollen Skizzen dargestellt wird: Paul Krüger, der schlechte, bibelgläubige Bauer und berechnende Staatsmann, Cecil Rhodes, der Imperialist und Minenspekulant, Kaiser Menelik der Zweite, der Negerdespot, der mit größtem Eifer und Geschick sein Volk zu europäisieren gesucht hat, Emin Pascha, der jüdisch-deutsche Gelehrte und der Kaufmann auf dem Königsthron. Sie alle sind merkwürdig zusammengesetzte Naturen und doch nicht problematisch im Goethe'schen Sinne, sondern wie Bronze marant und aus einem Guß: sich selbst und ihrem Werk genug. Kein Berufenerer als der Schriftsteller und Eroberer Carl Peters hätte sich an die schwierige psychologische Aufgabe wagen können, sie uns in ihrem Denken und Handeln nachzubringen. Von seinen auf den Weltkrieg bezüglichen Bemerkungen verdient die folgende besondere Beachtung: „Menelik besah hundertfünftausend Soldaten außer einer starken Reserve. Die Italiener haben diese Waffe 1896 bei Abua zu spüren bekommen, und es ist sehr wunderbar, daß die kaiserlich deutsche Regierung nicht versucht, sich diese Weibhilfe jetzt für den gegenwärtigen Weltkrieg zu sichern. Ich glaube, Abyssinien würde, falls es auf unsere Seite treten würde, den Krieg um Ägypten und den Sudan entscheiden können. Sehr wohl würde ein geschickter Unterhändler es fertig bringen, diese Kraftmasse gegen die Italiener bei Massauah und die Briten in Berbera und im Sudan in Bewegung zu setzen.“

30.

Literarische Neuigkeiten.

Von Neuigkeiten, welche der Redaktion bis zum 15. Februar zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

- Abert.** — Johann Joseph Abert (1832–1911). Sein Leben und seine Werke. Mit einer Reihe bisher unveröffentlichter Briefe von Dichtern und Musikern und einem Exkurs über die große französische Oper. Von Hermann Abert. Mit zwei Bildnissen. 216 S. Leipzig, Breitkopf und Härtel. 1916.
- Abraham.** — Abraham a Sancta Clara Ausgewählt und eingeleitet von Richard von Krafft. 88 S. Leipzig, Insel-Verlag. D. J.
- Avenarius.** — Das Bild als Verleumder. Beispiele und Bemerkungen zur Technik der Fälscher-Vernehmung. Von Ferdinand Avenarius. Mit 72 Abbildungen. 78 S. München, Georg D. W. Callwey. D. J.
- Bataillonskommandeur.** — Mit unsern Möriern gegen Ost und West. Aus dem Kriegstagebuch eines Bataillonskommandeurs. Mit 9 Abbildungen. 116 S. Berlin, E. E. Mittler und Sohn. 1916.
- Benz.** — Blätter für deutsche Art und Kunst. Herausgegeben von Richard Benz. Zweites Heft. 81 S. Jena, Eugen Diederichs. 1915.
- Bezel.** — Bismarck und das deutsche Gemüt. Von Bezel. Präsident D. Dr. von Bezel. 26 S. München, Paul Müller. 1916.
- Bischoff.** — Die unsichtbare Kirche. Ein Grundgebot deutscher Zukunft. Von Friedrich Bischoff. 112 S. Leipzig, Bruno Zeschel. 1916.
- Blei.** — Über Wedekind, Sternheim und das Theater. Fünfzehn Kapitel. Von Franz Blei. 131 S. Leipzig, Kurt Wolff. 1915.
- Blund.** — Sturm überm Land. Gedichte der Kriegszeit. Von Hans Fr. Blund. 83 S. Jena, Eugen Diederichs. 1916.
- Braun.** — Beethoven im Gespräch. Mit einem Nachwort von Felix Braun. 104 S. Leipzig, Insel-Verlag. D. J.
- Briefe.** — Briefe aus dem Felde 1914/1915. Für das deutsche Volk im Auftrag der Zentralstelle zur Sammlung von Feldpostbriefen im Märtyreren Museum in Berlin herausgegeben von Professor Dr. D. Quinow u. a. 788 S. Oldenburg i. Gr., Gerhard Stalling. 1916.
- Brodhaus.** — Deutsche städtische Kunst und ihr Sinn. Von Heinrich Brodhaus. Mit 111 Abbildungen. 222 S. Leipzig, F. A. Brodhaus. 1916.
- Bröger.** — Kamerad, als wir marschiert. Kriegsgebeichte. Von Karl Bröger. 47 S. Jena, Eugen Diederichs. 1916.
- Claffen.** — Die deutsche Familie und der Krieg. Von Walter Claffen. 15 S. München, Georg D. W. Callwey. D. J.
- Conrad.** — Unser Conrad. Ein Lebensbild, dargestellt von einem Österreicher. Mit vielen Tafeln und Bildern. 116 S. Wien, Hugo Heller und Cie. 1916.
- Delbrück.** — Göttliche Vorsehung oder Zufall im gegenwärtigen Kriege? Betrachtung von Kurt Delbrück, Pfarrer an der Paul-Gerhards-Kirche in Berlin-Schöneberg. 37 S. Halle (Saale), Richard Mühlmann (Max Gröffe). 1915.
- Diercks.** — Sie Allah! Das Erwachen des Islam. Von Dr. G. Diercks. 80 S. Berlin, Karl Curtius. 1914.
- Doertes.** — Das Ende des Dreibundes. Nach diplomatischen Aktenstücken und Quellen. Von Dr. Wilhelm D. Doertes-Boppard. 142 S. Berlin, E. E. Mittler und Sohn. 1916.
- Edstein.** — Comenius und die Böhmisches Brüder. Ausgewählt und eingeleitet von Friedrich Edstein. 79 S. Leipzig, Insel-Verlag. D. J.
- Eidam.** — Der Weltkrieg 1914–15. Für die Bürgerschule und die Oberklassen der Volksschule zusammengestellt von Konrad Eidam, Bürgerschuldirektor. 19 S. Prag, A. Saale. 1915.
- Feldbücher.** — Deutsche Feld- und Heimat-Bücher. Herausgegeben vom Rhein-Mainischen Verband für Volksbildung. Band 1. Mathematik im Kriege. Von Dr. P. Niebesell. 46 S. Band 2. Physik im Kriege. Von Dr. Fr. Gagelmann. 32 S. Band 3. Natur und Krieg. Von W. Senje und Fr. Gagelmann. 46 S. Band 4. Freund und Feind in der Geschichte. Von Prof. Dr. Paul Gollischow. 37 S. Band 5. Die Entstehung des Weltkrieges. Von Hanns Altmann. 44 S. Band 6. Das deutsche
- Secr. Von Franz Carl Endres. 38 S. Band 10. Die Mobilmachung des Geldes. Von Prof. Dr. Paul Endt. 46 S. Band 14. Die Kriegsvorsorge. Von A. Liebrecht. 37 S. Leipzig und Berlin, G. Teubner. 1916.
- Floeride.** — Bulgarien und die Bulgaren. Von Dr. Kurt Floeride. Mit 1 Überlichtstorte und 26 Abbildungen. 92 S. Stuttgart, Francksche Verlags-handlung. D. J.
- Friedrich.** — Fürst Friedrich zu Schwarzenberg, „der Landsknecht“. Bilder aus Alt-Österreich. Ausgewählt und eingeleitet von Helene Bettelheim-Gabillon. 72 S. Leipzig, Insel-Verlag. D. J.
- Fulda.** — Deutsche Kultur und Ausländerei. Von Ludwig Fulda. 32 S. Leipzig, E. Kitzel. 1916.
- Gomoll.** — Im Kampf gegen Rußland. Von Wilhelm Conrad Gomoll, Kriegsberichterstatter des Gr. Hauptquartiers Ost. 179 S. Leipzig, F. A. Brodhaus. 1916.
- Gürtler.** — Unsere Handelsbilanz 1909–1913 in systematischer Warengruppierung. Berechnet und mit einer Einleitung versehen von Dr. Alfred Gürtler, Professor der Statistik an der t. l. Karl-Franzens-Universität in Graz. 102 S. Graz, Veitländer und Universitäts-Verlagsbuchhandlung. 1916.
- Hagen.** — Geschichte und Bedeutung des Helgolandvertrages. Von Dr. Maximilian von Hagen in Berlin. 60 S. München, F. Brudmann u. G. 1916.
- Haufl.** — Die unterseeische Schifffahrt, erfunden und ausgeführt von Wilhelm Bauer. In geschichtlicher und technischer Hinsicht auf Grund authentischer Urkunden und Belege dargestellt und mit Andeutungen über weitere Erfindungen Bauers versehen von Ludwig Haufl. 78 S. Bamberg, C. C. Buchners Verlag. 1915.
- Seiffert.** — Kriegsfinanzen. Zweiter Teil. Reichstagsreden am 20. August und 14. Dezember 1915. Von Dr. Karl Seiffert, Staatssekretär des Reichsschatzamts (Der Deutsche Krieg, Heft 69.) 49 S. Stuttgart und Berlin, Deutsche Verlags-Anstalt. 1915.
- Heynen.** — Diltheys Psychologie des dichterischen Schaffens. Von Walter Heynen. 53 S. Halle a. S., Max Niemeyer. 1916.
- Hirsch.** — Die eiserne Front im Westen. Aus der Mappe eines Kriegsberichterstatters im deutschen Großen Hauptquartier. Von Julius Hirsch. 154 S. Leipzig, Senje und Beder Verlag. 1916.
- Hirschfeld.** — Kriegypsichologisches. Von Dr. Magnus Hirschfeld in Berlin. 32 S. Bonn, A. Marcus u. G. Webers Verlag. 1916.
- Irresberger.** — Das Deutsch-Osterreichisch-Ungarische Wirtschafts- und Zollbündnis. Eine Studie, mit besonderer Berücksichtigung des österreichisch-ungarischen Standpunktes. Von Ingenieur Carl Irresberger, Gießereidirektor a. D. 39 S. Berlin, Julius Springer. 1916.
- Jäch.** — Die deutsch-türkische Waffenbrüderchaft. Von Ernst Jäch. (Der Deutsche Krieg, Heft 24.) 30 S. Stuttgart und Berlin, Deutsche Verlags-Anstalt. 1915.
- Jacobstötter.** — David. Ein Schanzspiel aus großer Zeit in fünf Aufzügen. Von Ludwig Jacobstötter. 118 S. Hamburg, Gustav Schloemann (Gustav Fied.) 1916.
- Jocham.** — Theodor Körner, der schwarze Jäger. Ein Appell an meine Kameraden im Feld. Von Magnus Jocham. Mit Körners Bildnis. 46 S. Freiburg i. Breisgau, Serdersche Verlagshandlung. 1916.
- Krane.** — Der Friedensfürst. Neue Christus-Erzählungen von Anna Freilin von Krane. 152 S. Köln, F. V. Bachem. D. J.
- Kriegsberichte.** — Kriegsberichte aus dem Großen Hauptquartier. Heft 11. Die Argonontämpfe. Heft 12. Die Schlacht von La Wafsee und Uras. Heft 13. Die Kämpfe in Serbien und östlich von Wina. Heft 14. Der Durchbruch bei Drauzitz. Stuttgart und Berlin, Deutsche Verlags-Anstalt. 1916.
- Krug.** — Der deutsche Militarismus und Englands Schuld am Kriege. Von G. Krug von Nidda. Wirtl. Geb. Rat, Darmstadt. 60 S. Berlin, Carl Heymanns Verlag. 1916.

Literarische Neuigkeiten

- Krutina.** — Der Flieger. Ein dramatisches Gedicht. Von Edwin Krutina. 45 S. Berlin, Felix Poeschlmann Verlag G. m. b. H. 1915.
- Külpe.** — Die deutsch-lettischen Beziehungen in den baltischen Provinzen. Ein Wort der Aufklärung von einem Baltten. Mit einem Vorwort von Prof. Dr. D. Külpe. 68 S. Leipzig, S. Hirzel. 1916.
- Verich.** — Herz! Angelube dein Amt. Gedichte im Krieges. Von Heinrich Verich. 116 S. Jena, Eugen Diederichs. 1916.
- Einzen.** — Marie Schlichtegroll. Roman von Karl Einzen. 667 S. Kempten und München, Josef Köstliche Buchhandlung. 1915.
- Littmann.** — Tschakowsky. Ein türkischer Räuberhauptmann der Gegenwart. Von Enno Littmann, ord. Professor an der Universität Göttingen. 71 S. Berlin, Karl Curtius. 1915.
- Lucka.** — Grenzen der Seele. Von Emil Lucka. 40 S. Berlin, Schuster und Loeffler. 1916.
- Ludwig.** — Die Fabriken der Goeben und der Breslau. Von Emil Ludwig. Mit 18 Abbildungen. 101 S. Berlin, S. Fischer. 1916.
- Lütgen.** — Belgische Wandermaler. Von Eugen Lütgen. Mit 96 Vollbildern. 96 S. Leipzig, Insel-Verlag. 1915.
- Marck.** — Deutsche Saatsgesinnung. Von Siegfried Marck. 72 S. München, C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck. 1916.
- Marcks.** — Der Imperialismus und der Weltkrieg. Vortrag, gehalten in der Gebe-Erftung zu Dresden am 9. Oktober 1915. Von Prof. Erich Marcks in München. Leipzig, V. G. Teubner. 1916.
- Menckheim.** — Dichteriographien. Band 19: Emanuel Geibel. Von Max Menckheim. Mit Emanuel Geibels Widnis. 100 S. Leipzig, Philipp Reclam jun. D. J. Michaelis.
- Michaelis.** — Aus dem deutschen Osten. Von Dr. Paul Michaelis. 122 S. Berlin, Georg Reimer. 1916.
- Michel.** — Auf der Südpolstation unseres Reiches. Von Robert Michel. 74 S. Leipzig, Insel-Verlag. D. J.
- Molden.** — Kadetski. Sein Leben und sein Wirken. Nach Briefen, Berichten und autobiographischen Entzzen zusammengestellt von Ernst Molden. 77 S. Leipzig, Insel-Verlag. D. J.
- Offizierpensionsgesetz.** — Offizierpensionsgesetz vom 11. Mai 1906, nebst Ausführungsbestimmungen des Bundesrats und des Kriegeministeriums sowie Pensionsstabellen usw. 56 S. Oldenburg, Gerhard Stalling. D. J.
- Parfisch.** — Der östliche Kriegsschauplatz. Von Dr. J. Parfisch, ord. Professor der Geographie an der Universität Leipzig. 120 S. (Die Kriegsschauplätze. Herausgegeben von Dr. Alfred Hettner, Heft 3.) Leipzig und Berlin, V. G. Teubner. 1916.
- Pastor.** — Conrad von Hörsendorf. Ein Lebensbild nach originalen Quellen und persönlichen Erinnerungen entworfen von Ludwig von Pastor, f. f. Hofrat, Professor der Geschichte an der Universität zu Innsbruck. Mit Conrads Widnis und Schriftprobe. 193 S. Wien, B. Herder Verlag. 1916.
- Pastor.** — Die Stadt Rom zu Lude der Renaissance. Von Ludwig von Pastor. Mit 102 Abbildungen und einem Plan. 135 S. Freiburg i. Breisgau, Herdersche Verlagsbuchhandlung. 1916.
- Paufl.** — Die neue Familie. Ein Beitrag zum Bevölkerungsproblem. Von Dr. med. H. Paufl, Arzt und städt. Schularzt in Karlsruhe i. B. (Der Deutsche Krieg, Heft 70.) 2) S. Stuttgart n. Berlin, Deutsche Verlags-Anstalt. 1916.
- Pfau.** — Russisches. Etelebnisse und Eindrücke aus elfmonatiger Gefangenenschaft 1914/15. Von Max Pfau. 132 S. Stuttgart und Berlin, Deutsche Verlags-Anstalt. 1915.
- Philippson.** — Der französisch-belgische Kriegsschauplatz. Von Dr. A. Philippson, ord. Professor der Geographie an der Universität Bonn a. Rh. 92 S. (Die Kriegsschauplätze. Herausgegeben von Dr. Alfred Hettner, Heft 2.) Leipzig und Berlin, V. G. Teubner. 1916.
- Reich.** — Das Buch Michael, mit Kriegsaufzügen, Tagebuchblättern, Gedichten und Zeichnungen aus Deutschen Schulen. Herausgegeben aus den Archiven und mit Unterstützung des Zentralinstitutes für Erziehung und Unterricht von Prof. Hermann Reich, Dozent an der Universität Berlin. 328 S. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung. 1916.
- Reismann.** — Doch eine Samlet-Erklärung, aber einzig aus den Worten der Dichtung. Von H. Reismann. 31 S. Münster i. W., Heinrich Schöningh. 1914.
- Rezbach.** — Der Volkott. Eine sozial-ethische Untersuchung von Anton Rezbach, Doktor der Staatswissenschaften, Domtutor in Freiburg i. Br. 143 S. Freiburg i. Breisgau, Herderische Verlagsbuchhandlung. 1916.
- Révai.** — Das Endziel des Weltkrieges. Englands Ausschattung aus Europa. Von Maurus Révai, chem. ungar. Reichstagsabgeordneter. 168 S. Berlin, Puttkammer und Mühlbrecht. 1916.
- Reventlow.** — Deutschlands auswärtige Politik. 1889—1914. Von Graf Ernst zu Reventlow. Dritte, vollständig neubearbeitete Auflage. 480 S. Berlin, E. S. Mittler und Sohn. 1916.
- Röder.** — Urkunden zur Religion des alten Ägypten. Übersetzt und eingeleitet von Günther Röder. 332 S. Jena, Eugen Diederichs. 1915.
- Rudolph.** — Das Leben nach dem Tode. Neue wissenschaftliche Entdeckungen der okulten Forschung. Der leidenden Menschheit gewidmet von Hermann Rudolph. Zweite, erweiterte Auflage. 58 S. Leipzig, Theosophischer Kultur-Verlag. 1916.
- Schäfer.** — Deutsch-türkische Freundschaft. Von Dr. Carl Anton Schäfer. (Der Deutsche Krieg, Heft 13.) 43 S. Stuttgart und Berlin, Deutsche Verlags-Anstalt. 1914.
- Schmöfel.** — Die Leute von Kludendorf. Von Hermann Schmöfel. Illustrationen von Joh. Solk. 112 S. Potsdam, Stiftungsvorlag. D. J.
- Schremmer.** — Der Krieg im Bilde. Von Wilhelm Schremmer, Breslau, und Richard Korbe, Wien. 58 S. Prag, A. Haase. 1916.
- Schulze.** — Rußlands Feindschaft gegen die Volksbildung und ihre Wirkungen auf Staat, Volk und Kultur. Von Dr. Ernst Schulze. 150 S. Leipzig, Deutsche Buchhandlung. 1916.
- Schulze.** — Unter See. 1. Bootsk-Wilder. Von Professor Dr. Franz Schulze, Direktor der Seefahrtsschule in Lübeck. 64 S. Kassel, Max Brunnenmann. D. J.
- Seidlig.** — Das erste Jahr des Kulturkrieges. Von Woldemar von Seidlig. 16 S. München, Georg D. W. Callwey. D. J.
- Sjösteen.** — Das moderne Belgien. Von Gustav Sjösteen. Mit 148 Textillustrationen und 19 Vollbildern. 402 S. Berlin, Hermann Paetel. 1909.
- Sophokles.** — Dramen des Sophokles. Übertragen von Walther Amelung. Erster Band. 257 S. Jena, Eugen Diederichs. 1916.
- Spranger.** — Die Idee einer Hochschule für Frauen und die Frauenbewegung. Von Eduard Spranger, ord. Professor der Philosophie und Pädagogik an der Universität Leipzig. 76 S. Leipzig, Deutsche Buchhandlung. 1916.
- Steinhausen.** — Wilhelm Steinhausen. Acht farbige Wiedergaben seiner Werke. Mit einer Einleitung des Künstlers. Leipzig, G. A. Seemann. D. J.
- Stelzer.** — Karl Stelzers Werke. Fünf Teile in einem Bande. Ausgabe und herausgegeben von Karl Quenzel. 176 S. Leipzig, Neffe und Neger. D. J.
- Stona.** — Die Heldenerbe und andere heldere Geschichten. Von Maria Stona. 100 S. Leipzig, Philipp Reclam jun. D. J.
- Storm.** — Theodor Storm. Briefe an seine Frau. Herausgegeben von Gertrud Storm. 196 S. Braunschweig, George Westermann. 1915.
- Streifl.** — Dramatische und neue lyrische Dichtung. Von Caspar Willy Streifl. 118 S. Basel, Selbstverlag des Verfassers. 1915.

Für die Redaktion verantwortlich: Hellmut B. Soltau, Berlin-Rehendorf.
 Verlag: Gebrüder Paetel (Dr. Georg Paetel), Berlin. Druck: Herdersche Hofbuchdruckerei, Altenburg.
 Unberechtigtcr Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift unterlagt. Übersetzungsrechte vorbehalten.

AP
30
D4
Bd.166

Deutsche Rundschau

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

